Jahrbuch der Charakterologie

Herausgegeben von Emil Utitz

I. Jahrgang / Berlin 1924 / I. Band

Pan Verlag Rolf Heise

Digitized by Google

BF
833
J2
1924

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1925 BY PAN VERLAG ROLF HEISE
IN CHARLOTTENBURG 2

OHLENROTH'SCHE BUCHDRUCKEREI ERFURT

Digitized by Google

1083004 - 298

VORWORT

Keine anpreisende Einleitung soll Notwendigkeit und Wert dieses Jahrbuches begründen. Sie könnte doch nur von Notwendigkeit und Wert charakterologischer Forschung überzeugen, niemals aber davon, daß solchem Bemühen gerade unser Jahrbuch die geeignete Stätte und Anregungskraft liefern wird. Diesen Beweis muß das Jahrbuch selbst erbringen. Wenn es das Ziel zu erreichen hofft, so doch nur aus dem Grunde, weil gleich seine ersten Schritte rege Mitarbeit und warmer Beifall zahlreicher, angesehener Fachvertreter begleiteten und ermutigten. Und es bedarf der Vertreter verschiedenster Fächer. Denn nicht eine bestimmte, wissenschaftliche Disziplin umgrenzt sein Gebiet, vielmehr die Einheit des großen charakterologischen Problems in der ganzen Fülle und dem ganzen Ausmaß seiner Möglichkeiten. Daß sie alle bereits im ersten Bande hervortreten, wäre ein unbilliges Verlangen. Aber daß keine vernachlässigt werden soll, das Versprechen darf gegeben werden. Diese systematische Vollständigkeit kann das Jahrbuch nicht durch Besprechungen oder Sammelreferate erreichen, sondern allein durch schöpferische Arbeit. Jedoch statt jeder weiteren Ankündigung dessen, was geplant und nicht geplant ist, prüfe man lieber, was der erste Band wirklich bietet. Denn diese Prüfung entscheidet über Gegenwart und Zukunft des Jahrbuches. Und sie darf durch Reklametafeln weder erleichtert noch erschwert werden.

EMIL UTITZ.

Digitized by Google

INHALT

Seite

ALLERS, Rudolf, Charakter als Ausdruck, Ein Versuch über psychoanalytische und individualpsychologische Charakterologie 1

BAUMGARTEN, Franziska, Charakterologisches im Berufe des Regulierungsbeamten 41

GESEMANN, Gerhard, Grundlagen einer Charakterologie Gogols 49

HEINDL, Robert, Strafrechtstheorie und Praxis 89

HILDEBRANDT, Kurt, Der Gelehrte 153

KLAGES, Ludwig, Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches 187

KRONFELD, Arthur, Der Verstandesmensch 227

LIEBERT, Arthur, Immanuel Kants geistige Gestalt 237

LINDWORSKY, J., Die charakterologische Bedeutung der Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola 271

PFÄNDER, A., Grundprobleme der Charakterologie 289

SCHEFFLER, Karl, Künstlerstudien 337

SCHNEIDER, Kurt, Der triebhafte und der bewußte Mensch 345

WALTER, Fr. K., Die materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit ... 353

Digitized by Google

Charakter als Ausdruck

Ein Versuch über psychoanalytische und individualpsychologische Charakterologie

Von RUDOLF ALLERS (Wien)

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Vorbemerkung.

Auf diesen Seiten wird der Versuch unternommen, die Charakterologie der Psychoanalyse Freud's und der Individualpsychologie A. Adler's im Zusammenhange und vergleichend darzustellen. Es soll dies keine Kritik, weder der einen noch der anderen Lehre bedeuten, wenn ich auch nicht verhehlen kann und darf, daß ich persönlich der Individualpsychologie in meinen Anschauungen ungemein nahe stehe. Und auch bei dem größten Willen zur Objektivität werden sich derartige Sympathien nicht verbergen lassen. Anderseits kann es nicht meine Aufgabe sein, das gesamte Lehrgebäude Freud's oder Adler's zu entwickeln. Vielmehr muß die Bedeutung der wichtigsten Termini z. B. ebenso als bekannt vorausgesetzt werden, wie die wesentlichsten Lehrsätze der beiden Theorien, welche hier nur in skizzenhafter Form und in besonderer Absicht wiedergegeben werden können. Ich sehe meine Aufgabe darin, die Grundpositionen der beiden Theorien klar herauszuarbeiten und, von der so gewonnenen Einsicht aus, ihre Lehren über Charakterentwicklung und Charaktergestaltung darzustellen und zu begreifen. Aus diesem Grunde verzichte ich auf jegliche Literaturangabe, was um so eher geschehen darf, als die fast ausschließlich als Quellen in Frage kommenden Schriften der beiden Schulhäupter allgemein bekannt und leicht zugänglich sind. Es ist mir klar, daß von „orthodoxen" Anhängern gegen meine Darstellung Einwendungen erhoben werden können. Meine Absicht ist es aber nicht, eine Einführung in die Psychoanalyse oder die Individualpsychologie als Weisen charakterologischer Betrachtung zu geben, den Leser anzuleiten, nach der einen oder anderen Methode Charakterologie zu treiben. Vielmehr erscheinen mir beide Lehren als bemerkenswerte und bedeutende Unternehmungen, welche, einer gemeinsamen Problemstellung entsprungen, auf verschiedenem Wege die Lösung anstreben, und die daher auch von einem einheitlichen Standpunkte aus sollten gewürdigt werden können. Ob es freilich möglich ist, diesen einheitlichen Standpunkt aufzufinden und von ihm aus eine Beurteilung zu vollziehen, ist mir außerordentlich zweifelhaft. Zumindest ich fühle mich hierzu außer Stande. Vielleicht stehen wir diesen Dingen noch zu nahe, als daß uns eine solche Synthese gelingen könnte.

II. Einleitung.

Es gehört zu den merkwürdigsten und zuweilen auch zu den erschütterndsten Erlebnissen, wenn man an einem Menschen eine radikale Umkehr sich vollziehen sieht. Sei es die Bekehrung des Sünders, sei es die Abwendung unter irgendwelchen Einflüssen oder Eindrücken des bisher Tugendhaften auf den Weg der Bösen — es bleibt ein ungeheures Schauspiel, und vielfach ein unverstandenes. Es wundert uns gemeinhin weit weniger, daß der Sohn des reichen Kaufherrn zu Assisi auch als Askese und Gott-Trunkenheit vollauf von ihm Besitz ergriffen hatten, zumindest in seinen Ausdrucksformen blieb, der er gewesen war — ein Troubadour zuvor, il giullare di Dio seitdem —; wir finden es verständlich, daß der Geist militärischer Disziplin und ritterhaften Heldentums dem hl. Ignatius auch als Ordensstifter und Ordensgeneral treu blieb. Und doch ist es vielleicht verwunderlicher, daß trotz so tiefgreifender, die ganze

Digitized by Google

Lebensbasis verkehrender Umwendung — μετάνοια — solche Züge fortbestehen, als ein auch das ganze äußere Gehaben mitrevolutionierender, umbauender Umschmelzungsprozeß es wäre. Es ist aber eine festhaftende Neigung der Menschen, an eine gewisse Unwandelbarkeit des Charakters zu glauben. Worin letztlich solche Meinung gründet, mag hier nicht untersucht werden. Es ist aber ohne weiteres verständlich, daß diese Meinung an Kraft nur gewinnen konnte, als die naturwissenschaftlich orientierte Betrachtungsweise auch den „Charakter" aus organischen Bedingtheiten herleiten wollte. Man beachte: es ist zweierlei, somatischen Verhältnissen — Gleichgewichtsstörungen etwa der innersekretorischen Organe — einen Einfluß auf gewisse charakterologische Eigentümlichkeiten und selbst auf das Gesamtgebilde Charakter einzuräumen oder aber diesen gewissermaßen nur als psychische Widerspiegelung solcher somatischer Strukturen anzusehen.

Gemeinem Denken entspricht es, dem, was man so Charakter nennt, zwei Merkmale zuzuschreiben: erstens eine „verständliche" Einheitlichkeit und zweitens eine nur in exzeptionellen Fällen und Lagen durchbrochene Stetigkeit. Der ersten Auffassung entspringt die oft peinliche Überraschung, wenn Menschen von ihrem Nächsten Verhaltungsweisen erfahren, die sie — wie die Rede geht — „ihm nie zugetraut hätten". Der zweiten die, je nachdem nach der Seite der Empörung, des Erstaunens, des Belachens, Bedauerns, Bewunderns usw. abgewandelte, Verblüffung über einen plötzlichen Richtungswechsel in dem Betragen des Anderen. Und so tief verwurzelt wird diese Auffassung in unser aller Denken, daß wir uns über die Tatsache solcher denn doch nicht allzu selten vorkommender radikaler Wandlungen eigentlich kaum Rechenschaft geben. Um so mehr, als ja in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle Erfahrung dieses unser Vorurteil immer wieder zu bestätigen scheint. Aus ihm wächst — ein Beweis, wie sehr wir auch als Wissenschaftler ihm zu trauen geneigt sind — etwa die Forderung, daß in der Psychose sich die Züge der „praepsychotischen Persönlichkeit" müßten auffinden lassen. In der Tat hat dieses Vorurteil Recht — aber in einem tieferen Sinne als gemeinhin angenommen werden dürfte; besser gesagt: verständliche Einheitlichkeit und Stetigkeit haften in einer tieferen Schicht des Menschenwesens, als es jene ist, die wir als „Charakter" anzusehen gewohnt sind. Denn für jene Betrachtungsweise menschlichen Verhaltens, von der im folgenden die Rede sein soll, erscheint der „Charakter" als eine mehr periphere Schicht, der unter bestimmten Bedingungen Wandelbarkeit eignet, überlagert von tiefen und wesensmäßig unwandelbaren Kernschichten. Etwa als sei der unwandelbare Wesenskern des Menschen, der Person oder Seele[1]) in metaphysischem Verstande heißen mag, von Schichten umlagert, deren Kern nächste Persönlichkeit genannt werden darf, der sich in einer weiteren, dem Charakter, nach außen hin kundgibt. Auch er ist nicht oder zumindest nicht immer die peripherste; denn über ihn kann sich eine „Maske" lagern. Und wenn dieses skizzenhafte Gleichnis noch einen Ausbau verträgt, so dürfte man sagen, daß auch die Schichten der Persönlichkeit und des Charakters nicht strukturlos seien, sondern ihrerseits einen Schichtenbau besäßen.

Eine derartige Konstruktion des Menschwesens ist nun die recht eigentlich notwendige Voraussetzung einer Denkweise, welche nicht die Unwandelbarkeit des menschlichen Charakters als das Typische wertet, sondern dessen essentielle Wandelbarkeit ihren Theorien wie ihrem praktischen Handeln zu Grunde legt. Diese An-

---

[1]) *Vom Standpunkte der Theologie gesehen, muß allerdings diese Verwendung des Terminus Seele unrichtig genannt werden. Im Menschwesen kann auch der Kern nicht Seele sein, der als die forma substantialis corporis hier keine selbständige Existenz hat. Der Kern muß ebenso „natura" sein, wie alles andere, in der Leib und Seele zu einer eigenartigen und geheimnisvollen Einheit verbunden sind. Trotzdem dürfte es gestattet sein den Terminus „Seele" auch in obigem Sinne zu gebrauchen.*

Digitized by Google

schauungsweise ist an Problemen der Psychopathologie erarbeitet worden und findet in den Lehren zweier Forscher, der Psychoanalyse von S. Freud und der vergleichenden Individualpsychologie von A. Adler ihre prägnanteste Formulierung. Ja, man kann sagen, ihre Formulierung schlechthin. Denn diese beiden Lehren nähern sich dem fraglichen Probleme von den zwei einzig möglichen Ausgangspositionen: die Psychoanalyse unterbaut ihre Theorie biologisch und sieht das Urphänomen im Triebe; die Individualpsychologie konstruiert das Seelische nach dem Schema des Willens und geht aus vom Bewußtsein. Dementsprechend ist die leitende Kategorie der ersten die Kausalität und die seelischen Verhaltungsweisen erscheinen ihr durch die Vergangenheit determiniert, und ist die zweite final orientiert, betrachtet die Einstellung und das Betragen eines Menschen nnter der Kategorie des Zweckes. Einen dritten Standpunkt aufzufinden ist nicht gut möglich. Alle von der „orthodoxen", d. h. Freud'schen Psychoanalyse oder der Adler'schen Lehre abweichenden Auffassungen lassen sich als mehr oder weniger deutliche Kompromißbildungen aufweisen. Eine andere Frage ist es, ob nicht anstatt zwischen, vielmehr über den beiden genannten Theorien ein dritter Standpunkt möglich sei. Eine Erörterung darüber wird, wenn sie auch in gewissem Sinne über die unmittelbare Aufgabe dieser Seiten hinausgeht, an späterer Stelle eingefügt werden dürfen. Hier einstweilen nur wenige Worte, um die Situation im Groben zu umreißen. Man könnte glauben, daß die Wahl des einen oder des anderen Standpunktes — Freud's oder Adler's — durch die empirische Richtigkeit von deren Ansichten bestimmt würde oder zumindest durch ihre praktische Brauchbarkeit, sei es für die psychotherapeutischen Bestrebungen, sei es für die Konstruktion einer Theorie psychopathologischer oder auch normalpsychologischer Tatsachen. Daß derartige Momente eine Rolle spielen, kann gewiß nicht bezweifelt werden. Es gibt sicherlich Forscher, welche mit der einen und andere, welche mit der anderen Methode bessere Erfolge erzielen; das kann aber auch an Zufälligkeiten gelegen sein und muß nicht aus dem Wesen der Theorie fließen noch auf sie einen Rückschluß zulassen. Viel entscheidender für die Zustimmung zu der einen oder anderen Lehre ist die allgemein weltanschauliche Position, die man einnimmt. Wenn die Philosophie, die man hat, davon abhängt, was für ein Mensch man ist, so hängt von der gewählten Philosophie wiederum ab, wie man sich zu zahlreichen anderen Problemen, insbesondere wie man sich zu dem Problemenkreis der fremden Iche stellt. Ob nun ein „höherer" Standpunkt, eine dialektische Synthese überhaupt oder derzeit möglich sei, kann erst gefragt werden nach Darlegung der beiden Lehrsysteme und ihrer — ausgesprochenen oder implizierten — metaphysischen Grundpositionen.

Es ist nun schlechterdings unmöglich, das ganze Gebäude der Psychoanalyse hier darzustellen, um so mehr als es kein fixes System ist, sondern in einem ständigen Wandel begriffen; dieser Wandel schien lange Zeit hindurch nur eine Vervollkommnung oder ein Gewinnen weiterer Schlüsse aus festgelegten Sätzen zu sein, oder eine Beleuchtung immer weiterer Tatsachen im Sinne der Lehre. Aber in jüngster Zeit haben sich, so viel ich das zu beurteilen vermag, auch grundsätzliche Umwandlungen vollzogen oder zumindest angebahnt. Diese neue Wendung scheint mir freilich einen, von je dem psychoanalytischen System anhaftenden inneren Widerspruch deutlicher zu machen. Ja sie verdankt der Unerträglichkeit dieses Widerspruches gewissermaßen ihren Ursprung. Einfacher in gewisser Beziehung gestaltet sich die Aufgabe für die Darlegung der Adler'schen Anschauungen, schon deshalb, weil die Theorie selbst einfacher ist. Bei jeder der Lehren wird dann der Versuch unternommen werden müssen, die charakteristischen Grundpositionen ausfindig zu machen und die hauptsächlichsten speziellen Thesen darzustellen. Eine eingehende Kritik, weder eine an Hand der faktischen Beobachtungen noch eine immanente, kann in größerem Umfange nicht gebracht werden. Vielmehr möchte ich nach der theoretischen Darlegung an einigen Beispielen die beiden Auffassungsweisen illustrieren, und zum Schlusse einiges allgemeineren In-

Digitized by Google

haltes, das zugleich meine persönliche Stellung einigermaßen begründen dürfte, einfügen.

Der erfahrungsgegebene Anhub ist für beide Theorien die „Tatsache der Psychogenese von Symptomen". Ich glaube, daß jeder, der etwa eine Geschichte der verstehenden oder deutenden Psychopathologie schreiben wollte, oder der einen systematischen Aufbau dieser versuchte, von diesem Satz ausgehen könnte und auch tatsächlich ausgeht. Dennoch ist der Satz keineswegs so einfach, wie man wohl meinen möchte. Was ist die „Tatsache der Psychogenese"? Genau genommen, scheint es, können wir von solcher „Tatsache" mit vollem Rechte nur in einem einzigen Falle sprechen: bei der hypnotischen Erzeugung von Symptomen. In allen Fällen von Spontanerkrankung haben wir es eigentlich mit zwei anderen Tatsachen zu tun: erstens nämlich mit der Erfahrung der psychotherapeutischen Beeinflußbarkeit und Heilbarkeit gewisser Symptome und Symptomenkomplexe und zweitens mit der Tatsache des „verständlichen Zusammenhanges" zwischen Zustandsbild und Schicksal des Kranken. Und wir erschließen erst daraus die Psychogenese des Symptoms. Dadurch wird es möglich, unter Psychogenese verschiedenes zu meinen; und in der Tat ist die Psychogenese, wie sie die Psychoanalyse nennt, etwas anderes als die der Individualpsychologie. Es wäre allerdings, worauf ich hier nicht eingehen kann, noch eine Ansicht möglich: wir sehen im Symptom, durch es hindurch, gerade so durch jede „normale" Ausdruckserscheinung unmittelbar auf das sich ausdrückende, in dem betreffenden Phänomen darstellende Ich hin. Ob sich die Gültigkeit dieses Satzes, den ich für die Ausdrucksphänomene im allgemeinen für richtig halten würde, auch für „Symptome" erweisen ließe und wie es sich erklärte, daß wir zur Feststellung der psychogenen Natur einer Erscheinung oft nur allmählich und auf Umwegen gelangen, kann hier nicht untersucht werden. Eine zweite Schwierigkeit liegt im Begriffe des Symptoms. Der Pathologie entnommen, bedeutet er in erster Linie den regelwidrigen Ablauf einer Organfunktion oder mehrerer solcher in Verbindung. Wir kennen auch derartige psychogene Symptome, welche in ihrer Form zunächst organische Symptome nachzuäffen scheinen. Die psychogene Blindheit, die psychogene Lähmung, psychogene Magen- und Darmstörungen u. dergl. mögen dafür Beispiele sein. In der Psychopathologie erfährt aber die Anwendung der Ausdruckes: „Symptom" eine Erweiterung. Man spricht von Wahnideen, Halluzinationen, Stimmungslagen, Eigenarten des Selbstwertgefühles als Symptomen. Das scheint vollauf berechtigt, wenn man die seelischen Äußerungen als „Funktionen des Gehirns" interpretiert. Bei näherer Betrachtung aber sieht man, daß selbst von dem überzeugtesten Hirnmechanisten die psychischen „Symptome" anders gewertet werden müssen als die somatischen. Wie schon in der Physiologie der Sinnesorgane zwischen den objektiv registrierbaren Vorgängen und den Aussagen über subjektive Gegebenheiten eine Kluft sich auftut und wie die Physiologie hier eigentlich einen radikalen Methodenwechsel zu vollziehen gezwungen ist — man denke nur an den Gegensatz der dioptrischen Studien oder der Registrierung retinaler Aktionsströme einerseits und der Farbengleichungen anderseits — so ist auf dem Gebiete der Psychopathologie die Abhängigkeit von Organ und Symptom eine wesentlich andere als auf dem der Somatik. Liegen Symptom und symptomerzeugende Funktion oder symptomtragendes Organ dort sozusagen auf derselben Ebene, so ist dies in der Psychopathologie nicht mehr der Fall. Damit hängt es auch zusammen, daß es keine eindeutig pathognomonischen Symptome in der Psychiatrie gibt. Während in der Somatopathologie eine Dämpfung des Perkussionsschalles über der Lunge bei gleichzeitig aufgehobenem Stimmfremitus allemal das Bestehen eines Prozesses in der Pleurahöhle anzeigt, kennen wir keine psychische Alteration von gleich elementarer Stufe, welche eine Hirnveränderung ebenso eindeutig erschließen ließe. Wohl hat die klinische Psychiatrie in ihren Anfängen gemeint, solche charakteristische Symptome auffinden zu können; die Erfahrung aber zeigte, daß es keine „Krankheit" geistiger

Digitized by Google

Art gäbe, die auf diese Weise festgelegt werden könnte. Ja, der Krankheitsbegriff selbst geriet in Gefahr dem Psychiater unter den Händen zu zerrinnen. Am deutlichsten kann man das an der Geschichte der von Kraepelin zur Krankheitseinheit erhobenen Dementia praecox sehen. Der letzte Versuch, ein eindeutig pathognomisches Symptom für diese Erkrankung aufzufinden, wurde von Bleuler unternommen, der auch aus dem von ihm aufgestellten Primärsymptom eine neue Bezeichnung schuf: Schizophrenie. Die Folge aber war, daß das vermeintliche Primärsymptom alsbald bei allen möglichen anderen Menschen, Gesunden wie Kranken angetroffen wurde, und man gezwungen war, neben die Krankheit Schizophrenie den psychischen Habitus des „Schizoids" zu stellen. In Schizoide und Cyklothyme — oder Syntone nach Bleuler's Terminologie — würden alle Menschen zerfallen. Damit ist natürlich die Bedeutung des „Symptoms" in nichts zerronnen.

Nun gibt es wohl auch auf psychischem Gebiete Erscheinungen, die sich in ihrer Abwegigkeit ganz wohl als krankhaft und als elementare Störung den Symptomen der somatischen Pathologie an die Seite stellen lassen. Es sei etwa erinnert an die Zwangsvorstellungen, Zwangsbefürchtungen — Phobien — u. ä. Warum erscheint uns aber irgendeine Stimmungslage, warum etwa die Depression des Melancholikers oder die Euphorie des Manischen als krankhaft? Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, das Problem der psychischen Krankheit aufzurollen, es erforderte dies eine Untersuchung für sich. Es mußte aber darauf hingewiesen werden, mit welchen begrifflichen Schwierigkeiten der anscheinend so einfache Satz von der Psychogenese der Symptome, der mehr weniger allen lehrbuchmäßigen Darstellungen der Neurosenpathologie zu Grunde gelegt wird, behaftet sei.

Rein empirisch betrachtet, steht die Sache so, daß es Menschen gibt, die Rat und Hilfe beim Arzte suchen gewisser Leiden wegen — sei es körperlicher, sei es seelischer Art — die erfahrungsgemäß mit Erlebnissen irgendwie zusammenhängen und auf Grund einer Einsicht in diese Zusammenhänge beeinflußt oder behoben werden können. Diese Tatsache, von der sich der Psychotherapeut täglich zu überzeugen Gelegenheit hat, könnte einer Charakterologie völlig gleichgültig sein, wenn nicht erstens sich herausstellen würde, daß manche, vielleicht alle Schwierigkeiten, die den „Nervösen" bedrängen, mit seinem „Charakter" innig verflochten sind, und daß ihre Beseitigung ohne Wandlung eben dieses Charakters nicht gelingt oder zumindest, daß ihr Verschwinden immer mit einer tiefer oder weniger tief greifenden Wandlung dieses einhergeht. Und zweitens, daß jeder, der sich berufsmäßig mit diesen Dingen zu befassen hat, geradezu mit Notwendigkeit dahin geführt wird, seine aus der Pathologie der Neurose gewonnenen Überzeugungen auch auf die Psychologie des „normalen" Menschen anzuwenden. Nun könnte ja diese Verlockung eine unbegründete sein, könnte sich darin ein Trugschluß verbergen. Es sollte daher die Frage nach der Bedeutung der aus der Pathologie der Neurose geschöpften charakterologischen Erkenntnisse für Verständnis und Beurteilung des Charakters schlechthin erst dann in Angriff genommen werden, wenn zuvor die methodische Vorfrage beantwortet würde, ob und inwieweit es statthaft sei, das für die Neurose gültig Befundene auf den Normalen anzuwenden.

Grundsätzlich muß die Forderung erhoben werden, daß alle bei der Neurose gültig scheinenden Gesetzmäßigkeiten am Normalen aufgewiesen werden müssen. Es geht nicht an, dies vorauszusetzen. Wohl bildet in vielen Fällen die psychopathologische Erkenntnis den Ausgangspunkt für normalpsychologische Einsichten; aber eben nur den Ausgangspunkt. Es kann indes hier nicht im einzelnen dieser Nachweis geführt werden. Es muß genügen, daß in der Tat sich die meisten „neurotischen Mechanismen" beim Normalen wiederfinden, was insbesondere von jenen gilt, welche die Individualpsychologie annimmt. Anderseits wäre vom Normalen auszugehen und zu zeigen, daß zwischen seinem Seelenleben und dem der Neurotiker keine wesensmäßigen

Digitized by Google

Unterschiede bestehen. Auch dieser umgekehrte Weg ist gangbar. Das Problem der Neurose, darf man sagen, ist das Problem des Menschen schlechthin. Nur vergröbert, vergrößert, verzerrt bietet uns der Neurotiker alle jene Stellungnahmen, Kunstgriffe, Mittel und Ausflüchte, welche auch dem Normalen den Konflikten und Schwierigkeiten des Lebens gegenüber zu Gebote stehen.

III. Psychoanalyse.

Jede Theorie ruht auf bestimmten Voraussetzungen, welche sie allererst möglich machen. Diese Voraussetzungen kann die Theorie selbst nicht beweisen; sie kann sie nur rechtfertigen, indem sie sich selbst als geeignet zur einheitlichen Deutung der vorgefundenen Tatsächlichkeiten dartut. Gewöhnlich aber wird diese Aufgabe gar nicht explicite formuliert und gelöst; es ist nicht die betreffende theoretische Disziplin selbst, die sich um die Rechtfertigung ihrer Grundlagen bemüht, sondern diese Leistung fällt der Theorie der Theorie, der Wissenschaftslehre u. dergl. zu. So hat auch die Psychoanalyse als theoretische Disziplin sich nie bewogen gesehen, ihre eigenen Grundannahmen exakt zu fassen; ja sie scheint, indem sie sich mit einem gewissen Stolze als eine rein empirische Lehre bezeichnet, andeuten zu wollen, sie habe außer der vorgefundenen „Wirklichkeit" keinerlei Voraussetzung. Diese Meinung wird man dem spezialistisch orientierten Forscher gerne hingehen lassen — um so mehr, wenn es sich um einen Mann vom Range Freud's handelt —, auch wenn sie ganz irrig ist. Demjenigen aber, der es versuchen will, die psychoanalytische Theorie — hier unter dem speziellen Aspekt ihrer Bedeutung als Charakterologie — als Ganzes zu würdigen, obliegt es, sie aus ihren logischen Grundlagen heraus zu entwickeln. Ihm obliegt es auch strenge auseinander zu halten die theoretische Interpretation und den faktischen Befund — eine Unterscheidung, welcher in der psychoanalytischen Literatur oft genug vermißt wird, indem dort manches „Tatsache" heißt, was in Wahrheit schon Deutung ist. Worin sich übrigens diese Disziplin nicht von manchen anderen unterscheidet, da derartige Fehler gang und gäbe sind. Die von der Psychoanalyse mehr oder weniger implicite vorausgesetzten Sätze scheinen mir folgende zu sein:

1. Die seelischen Abläufe entsprechen dem Schema des Reflexes. D. h. an einen äußeren Eindruck schließt sich eine Reihe mehr oder weniger komplizierter zentralnervöser — bzw. psychischer — Vorgänge, die schließlich in einer körperlichen Reaktion ausklingen, was je nachdem sofort oder auch nach langen Zwischenräumen erfolgen kann. Mit dieser Annahme, die der Psychoanalyse ja in keiner Weise eigentümlich ist, und die sie vielmehr mit mancherlei Richtungen physiologischer und psychiatrischer Spekulation teilt, steht die Lehre einigermaßen der sogenannten „objektiven Psychologie" bzw. dem „behaviorism" nahe. An und für sich könnte eine solche These bloß konstruktive oder heuristische Bedeutung haben, ohne noch etwas über die allgemeine Einstellung der Theorie zu präjudizieren. Es wird aber sofort klar werden, daß die Psychoanalyse diesen Satz, wie die folgenden, in durchaus naturalistischem Sinne auswertet.

Indes ist zunächst nur etwas behauptet über das allgemeine Schema des Ablaufes. Es wird weiter angenommen, daß die einzelnen Abläufe in ihrer speziellen Ausprägung abhängen von allen voraufgegangenen. Damit ist zweierlei gesagt: erstens erhält jeder Eindruck je nach der individuellen, bis dahin verflossenen Vorgeschichte eine spezifische, nur in diesem Augenblick verwirklichte Bedeutung, einen ganz bestimmten Stellenwert. Diese Einsicht ist, wenn auch nicht von der Psychoanalyse erstmalig erarbeitet, so doch von ihr am nachdrücklichsten hervorgehoben, zweifellos eine ihrer wichtigsten Errungenschaften. Zweitens ist damit jedem seelischen Vorgang eine gewisse Unvergänglichkeit zugesprochen; wenn auch der einmal aktuelle Ablauf nicht wieder aktuell werden muß, so wird er doch immer wieder, zumindest durch seine die

Digitized by Google

neueren Ereignisse mitbestimmende Fähigkeit, wirksam bleiben. Diese Konzeption bildet die Voraussetzung des von der Psychoanalyse in so weitem Umfange verwendeten Begriffes des Unbewußten.

2. Den seelischen Vorgängen kommt eine energetische Qualität zu. Dies gilt in erster Linie von emotiven oder affektiven Phänomenen. Aber auch an allen anderen nimmt jenes Urmateriale des Seelischen, von dem sofort zu sprechen sein wird, der Trieb, Anteil; und da dieser nach psychoanalytischer Anschauung wesenhaft mit energetischen Umsetzungen einhergeht oder ihnen zugeordnet ist, werden alle psychischen Phänomene irgendwie Energieverschiebungen mit sich bringen müssen. Der erwähnte Reflexablauf ist mit einer energetischen Umsetzung gleichbedeutend. Durch den auslösenden Eindruck wird eine energetische Spannung, ein Potential, geschaffen, das nach Ausgleich verlangt; dieser Ausgleich erfolgt in der motorischen Entäußerung, dem Affektausdruck, der entsprechend affektbetonten Reaktion der Handlung. Dieser „psychischen Energie", die offenbar als den somatisch-zerebralen Prozessen anhaftend gedacht wird, korrespondiert im Erleben die Erfahrung des Befreitseins, der Lösung usw. im Augenblicke der Affektentladung bzw. diejenige der Spannung, des Unbefriedigtseins, der mangelnden Erledigung, wenn aus irgendwelchen Gründen der geforderte Energieausgleich nicht zustande kommt. Diese energetische Konstruktion bedeutet zweifelsohne der Psychoanalyse mehr als nur eine Hilfsvorstellung; denn gelegentlich wird der Meinung Ausdruck verliehen, daß diese Energie zwar vorderhand nicht meßbar sei, es aber vielleicht einmal werden könnte, ist die Rede von einer „Entropie" innerhalb des Seelischen u. dergl. m.

Aus dieser energetischen Konstruktion fließt, oder mit ihr hängt auf das innigste zusammen eine zweite Grundvorstellung der Psychoanalyse. Wenn der einzelne Eindruck, die sich daraus entwickelnde Vorstellung, Erinnerung usw. Träger eines bestimmten Energiequantums sein soll, so muß das Seelische notwendigerweise gedacht werden als bestehend aus diskreten Elementen. Die psychologische Grundvorstellung der Psychoanalyse müßte folgerichtig ein Seelenatomismus sein. Tatsächlich ist, so viel ich sehe, die Lehre in diesem Punkte nicht konsequent, und es durchkreuzen sich in ihr atomistisch-assoziationistische Gedanken mit solchen anderer Herkunft, wie das noch im weiteren klar werden dürfte. Aus dieser energetischen Vorstellungsweise ist es begreiflich, wenn die Psychoanalyse weiterhin auf dem Standpunkt steht, daß

3. Alles psychische Geschehen streng kausal, nach Art der physikalischen Kausalität, determiniert sei. Auch darin spricht sich die naturalistische Grundeinstellung aus. Der kausal-determinierenden Faktoren sind zweierlei: erstens solche, die in der Konstitution des Individuums gelegen sind und zweitens die durch die individuelle Erfahrung hinzukommenden. Als konstitutive Faktoren lassen sich jene auffassen, welche teils durch die somatische Beschaffenheit bestimmt werden — und dabei denkt die Psychoanalyse vornehmlich an alle jene Momente, welche unmittelbar oder mittelbar die Sexualfunktionen beeinflussen — teils durch bestimmte, für den Menschen schlechthin typische Reaktionsweisen auf typische Umweltsituationen — so vor allem durch die relative Stellung von Eltern und Kindern. Diese Thesen reichen indes schon über die Grundannahmen hinaus und sind großen Teiles aus dem Beobachtungsmaterial der Psychoanalyse abgeleitet.

4. Das psychische Urmaterial ist der Trieb. Ich sage ausdrücklich „Urmaterial" und nicht etwa Urelement oder Urphänomen, denn man würde der Psychoanalyse Unrecht tun, wenn man glaubte, daß sie das Seelische sich aus Trieben oder Triebhaftem so aufgebaut dächte, wie etwa der Sensualismus aus „Empfindungen" Dieser Satz der Psychoanalyse ist vielmehr auf das innigste verhaftet mit einem zweiten, der sich so fassen läßt: Es gibt eine Phylogenese des Seelischen, wie es eine des Soma gibt; hier wie dort besteht das sog. „ontogenetische Grundgesetz"

Digitized by Google

zu Recht, welches besagt, daß die individuelle Entwicklung die stammesgeschichtliche in abgekürzter Form rekapituliere. Dabei gilt auf beiden Gebieten, daß die stammesgeschichtlich älteren Erscheinungsweisen, Formen, Funktionen in den jüngeren „höher" organisierten nicht etwa vernichtet werden, sondern nur von den Neuerwerbungen überlagert und verdeckt. Wenn die jüngeren Funktionen durch krankhafte Prozesse z. B. ausgeschaltet werden, so treten die älteren wieder hervor. Das ist ein in der modernen Pathologie des Zentralnervensystems vielfach diskutierter Gedanke; und jene Beobachtungen, welche zu dieser Erklärung Anlaß gegeben haben, werden auch von manchen Anhängern der Psychoanalyse als Stütze oder zumindest als Analogie ihrer Behauptung angezogen.

Aber die Psychoanalyse nimmt an, daß die Kulturgeschichte der Menschheit der Stammesgeschichte des Tierreiches gleichgesetzt werden dürfe. Wie nach dem „Grundgesetz" Organisationsformen durchlaufen werden und erhalten bleiben, die früheren Stufen angehören, sollen im Seelischen Verhaltungsweisen des „Primitiven" im Kinde aufscheinen, im Erwachsenen nur verdeckt und stets zum Durchbruche bereit sein.

Was nun die Psychoanalyse eigentlich unter dem Begriff des „Triebes" verstehe, ist nicht leicht in kurzem zu sagen. Jedenfalls darf man „Trieb" nicht ohne weiteres mit „Instinkt" gleichsetzen. Es mag einen „Instinkt der Arterhaltung" geben, aber es gibt keinen derartigen Trieb. Dieser muß vielmehr gedacht werden als ein Mittelglied zwischem dem rein im Somatischen verwurzelten Instinkt und dem bewußten Willen. Er kann sich auf einen Instinkt aufbauen und ein Wollen gewissermaßen fundieren.

Den Trieb scheidet vom Instinkt vor allem das Moment der Aktivität und, wenn man will, der Intentionalität; im triebhaften Handeln ist eine Richtung auf einen Gegenstand erlebensmäßig gegeben. Es scheint, daß dieses Merkmal des Triebes für manche Autoren neuerdings ein Anknüpfungspunkt wird, an dem sie die von der Psychoanalyse entwickelten psychologischen Anschauungen mit denen der mehr oder weniger phänomenologisch orientierten modernen Psychologie zu verbinden hoffen; in der Tat, wenn jedes „Gerichtet-sein-auf" letzten Endes in Triebeinstellungen gründet, so wäre die Möglichkeit gegeben, zu einer — wenn man will, entwicklungspsychologischen — Betrachtung der Intentionalität überhaupt zu gelangen. Auch die „determinierenden Tendenzen" oder ähnliche von der neueren Willenspsychologie eingeführte seelische Funktionen werden mit den Triebeinstellungen Freud's identifiziert. Eine Untersuchung indes über die Zusammenhänge psychoanalytischer und anderer psychologischer Vorstellungen ist hier nicht am Platze. Nur die Tatsache dieses Anknüpfungsversuches verdient an dieser Stelle angemerkt zu werden, weil sich darin die Tendenz der psychoanalytischen Schule kundgibt, aus ihrer bisherigen Isoliertheit und gegen alle übrige Forschungsrichtung der Psychologie ablehnenden Stellung herauszutreten.

Nun ist noch eines letzten „Axioms" zu gedenken, welches zunächst methodisch von großer Wichtigkeit ist.

5. Es ist immer möglich, durch den freien Ablauf der Assoziationen von einem beliebigen psychischen Vorkommnis zu dem es letzten Endes kausierenden zurückzugelangen. D. h., wenn ich irgendeine Gegebenheit — ein Traumelement, einen Einfall, eine Zwangsvorstellung usw. — zum Ausgangspunkt ungehindert ablaufender Assoziationen mache, so wird schließlich die erste Erfahrung, welche das Ausgangsgebilde determiniert, auftauchen, und ebenso alle späteren, welche gleichfalls an dieser Determinierung teilhaben. Dem axiomatischen Charakter dieses Satzes tut es nicht Abbruch, daß er im Laufe der psychoanalytischen Arbeit erst aufgefunden wurde. Wohl betrachtet ihn die Psychoanalyse darum als empirisch gefunden und als Ausdruck tatsächlichen Sachverhaltes. Dem ist entgegenzuhalten, daß sich hier eine petitio principii verberge, wofür ich an anderer Stelle den Nachweis er-

Digitized by Google

bracht habe. Und daß Axiome, auch wenn sie logisch einem Wissensgebiete voraufgehen, erst im Verlaufe des wissenschaftlichen Fortschrittes aufgefunden werden, ist kein vereinzelter Fall.

Dieses Axiom erweist sich als notwendige Ableitung aus den Sätzen der Reflex-Natur des Seelischen einerseits und der Unvergänglichkeit der Eindrücke anderseits, was m. E. keiner weiteren Erläuterung bedarf. Darauf gründet sich die psychoanalytische Technik. Seine Bedeutung reicht aber darüber hinaus. Denn daraus entwickelt sich der der Psychoanalyse eigentümliche Begriff des Symbols, über den später noch mehr zu sagen sein wird.

Hiermit wären, so viel ich sehe, die Grundannahmen, sozusagen die Kategorien, unter denen die Psychoanalyse ihr Erfahrungsmaterial begreift, aufgewiesen. Eine Bemerkung noch. Die Psychoanalyse hält sich selbst für voluntaristisch gerichtet. Genau genommen trifft dies nicht zu. Denn Voluntarismus fordert Ausgehen vom Willenserlebnis, als phänomenalen Bestand, während die Psychoanalyse vom Trieb, also einer „Funktion", die als solche nie erlebt wird noch erlebt werden kann, ihren Ausgang nimmt. Im folgenden müssen nun ihre speziellen Lehren dargelegt werden, insbesondere so weit sie sich auf die Entwicklung und Gestaltung des Charakters beziehen. Dem eigentlichen und ursprünglichen Arbeitsgebiete und der Quelle ihrer Sätze entspricht es, wenn zunächst die Neurosenlehre der Psychoanalyse entwickelt wird. Daraus muß sich in Übertragung auf den „Normalen" die Charakterologie ableiten lassen.

Wenn der Trieb das Urmateriale bildet, aus dem und durch dessen Wirksamkeit alles seelische Geschehen erwächst, so ist zunächst zu fragen, welche Triebe denn die Psychoanalyse kenne. Sie unterschied ursprünglich zwei Gruppen von Trieben, welche zueinander im Gegensatze stehen sollten, sowohl was die Sphäre ihrer Wirksamkeit als auch was ihren Gegenstand, auf den sie gerichtet sind, anlangt: Sexualtriebe und Ichtriebe. Diese scharfe und grundsätzliche Gegenüberstellung, die zuweilen geradezu an Feindseligkeit der beiden Triebrichtungen gemahnte, hat jedoch in der jüngsten Zeit eine Abwandlung erfahren. Vor allem war es die Einführung des „Narzißmus", welche vermittelnd wirkte. Dadurch wurden auch die Ichtriebe, welche bisher von der Psychoanalyse ziemlich vernachlässigt worden waren, zum Gegenstande lebhafteren Interesses. Heute — man darf nie vergessen, daß die Psychoanalyse ständig im Flusse begriffen ist — dürfte man die Sachlage etwa folgendermaßen beschreiben können:

Im Gegensatz zu gemeiner Ansicht ist der Sexualtrieb nicht als etwas Einheitliches anzusehen, sondern als aufgebaut aus „Partialtrieben", die in der Kindheit weniger gleichberechtigt nebeneinander bestehen, sich in der Pubertät zusammenschließen, wenn anders die Entwicklung in normaler Weise vonstatten geht. Diese Partialtriebe streben, wie jeder Trieb, nach Befriedigung, welche Lust mit sich bringt. An jedem Trieb kann man seinen Gegenstand, d. h. das ihn erfüllende Substrat seiner Betätigung und seinen somatischen Anhub unterscheiden. Die Triebbefriedigung an dem Gegenstande geschieht in der Handlung (im weitesten Sinne des Wortes) bzw. in der sie ersetzenden Phantasie, der Vorstellung. Freud findet beim Kinde eine zunächst regionär kaum differenzierte Fähigkeit der Körperoberfläche Lust zu liefern, obzwar sich schon frühzeitig gewisse „erogene Zonen" abheben. In dieser Bezeichnung drückt sich die Meinung aus, daß die von solchen Zonen ausgehende Lust der Sexuallust wesensgleich sei. Besonders betont sind ihrer erogenen Fähigkeit wegen die Schleimhäute der Lippen, des Enddarmes und der Harnröhre. Auch die eigentliche Genitalzone hat erogene Qualität, doch erringt sie den Primat, dem sich dann die übrigen unterordnen, erst in der Pubertät. Dieser Prozeß ist das somatische Korrelat der Integration der Partialtriebe zum einheitlichen Sexualtrieb. Nach dem somatischen Anhub sind also eine anale, urethrale, orale usw. Komponente anzunehmen. Dem Gegen-

Digitized by Google

stande nach gibt es einen Aggressionstrieb, einen Schau- und Zeigetrieb, ferner eine hetero- und eine homosexuelle Komponente, welche ebenso wie die somatogenen Elemente im entwickelten Sexualtrieb sozusagen als Momente nachweisbar bleiben. Mangelnde Triebvereinheitlichung bei Fortbestehen und Vorherrschaft eines der Partialtriebe ist nach der ursprünglichen Lehre das Wesen der sexualen „Perversionen". (Heute sieht man die Sachlage nicht mehr als so einfach an; die Psychogenese der Perversion ist vielmehr an eine Neurose schon der Kinderjahre geknüpft.) Diese Vereinheitlichung gelingt nur, wenn gewisse Gegensätzlichkeiten, die den Partialtrieben anhaften, überwunden und solche Komponenten, die auf Widerstand seitens anderer im Individuum gelegener Triebrichtungen stoßen, ausgeschaltet werden konnten. Wenn solch eine Ausschaltung geschieht, muß man sich fragen, wodurch dies möglich sei, ferner, was aus den ausgeschalteten Trieben werde. Da die Triebe nach einem energetischen Schema konstruiert werden, kann die Ausschaltung nur nach dem gleichen Bilde gedacht sein. Es muß also die Ausschaltung Auswirkung irgendeiner „Kraft" sein. Der Vorgang wird von der Psychoanalyse „Verdrängung" genannt. Die verdrängenden Kräfte müssen aber einen Angriffspunkt finden, der in irgendeiner Wesensbeziehung sowohl zu dem Verdrängten oder zu Verdrängenden als auch zu den verdrängenden Faktoren steht, wenn anders man sich dieses seelische Geschehen nicht als ein sinnloses Kräftespiel denken will. Mir scheint, daß hier die systematische Bedeutung des Begriffes der „Ambivalenz" gelegen sei. (Ich bin nicht überzeugt, daß sich die folgende Darstellung mit der tatsächlichen Lehrmeinung der heutigen Psychoanalyse decke; doch halte ich sie für eine mögliche Fassung.) Allen Trieben ist die „Ambivalenz" eigen, jede Strebung ist bipolarer Natur, von einem gegensätzlichen Streben nicht nur zufällig, sondern wesensgesetzlich begleitet. Da die Trieberfüllung Lust bedeutet, aber zugleich auch die Nichterfüllung des Gegentriebes, ist keine Lust ohne Unlust; diese Beimengung von Unlust (und natürlich umgekehrt von Lust zur Unlust) muß nicht, kann aber zugleich erlebt werden, oder auch zeitlich auseinandergelegt sein. Demnach winkt schon an und für sich bei jeder Lösung — Triebbefriedigung oder Triebausschaltung — eine „Lustprämie", und die Verdrängung kann durch Zusammenlegung des betreffenden Gegentriebes mit anderen gleichsinnigen Trieben zustande kommen.

An dieser Stelle muß die Rolle der Lust im System der Psychoanalyse wenigstens gestreift werden. Nach Freud ist das Seelische ursprünglich — sowohl onto- als phylogenetisch genommen — auf die Erreichung eines momentanen Lust-Maximums abgestellt; es herrscht das „Lustprinzip", welches sofortige und unmittelbare Triebbefriedigung anstrebt. (Nicht klar ist mir, wie sich die Annahme dieses Prinzips mit der Ambivalenz verträgt; man muß wohl Differenzen in der Intensität von Trieb und Gegentrieb annehmen. Dies ist auch darum notwendig, weil sonst unerklärlich bliebe, daß in der Regel doch nur eine Triebrichtung bewußt oder zumindest im Bewußtsein irgendwie repräsentiert ist.) Es hat den Anschein, als ob Freud meinte, daß jeder Trieb auf Lustgewinnung gerichtet sei. Das ist sicherlich unrichtig; wie auch der Wille, geht der Trieb auf den ihm zugeordneten Gegenstand. Die Befriedigung, die man bei Verwirklichung eines Wunsches u. dergl. empfindet, ist gewiß nicht das Ziel des Tuns; dieses ist vielmehr eben diese Verwirklichung, und das Gefühl der Befriedigung ist wirklich nur „Prämie". Diese Frage ist indes im System von nebengeordneter Bedeutung. Die Erfahrung, vielleicht auch eine immanente Entwicklungsgesetzlichkeit, führt dann dazu, daß die dem Lustprinzip entsprungenen Regungen der Korrektur und Einschränkung durch das „Realitätsprinzip" verfallen. (Man kann sich das allmähliche Vordringen dieses Prinzips erklären aus den Mißerfolgen hinsichtlich der erzielten Lusthöhe, wenn das Lustprinzip schrankenlos gewähren darf; oder aber annehmen, daß im Laufe der Entwicklung gewisse, anfänglich schwache Triebe verstärkt werden.) Aber die Herrschaft des Lustprinzips ist nur zurückgeschoben, ver-

Digitized by Google

drängt eben, aber nicht vernichtet, wie Strebungen überhaupt nicht vernichtet werden können.

Die noch unvereint nebeneinander bestehenden Partialtriebe der Sexualität, denen aber trotzdem eine eindeutige sexuale Betonung zukommt, stehen ebenfalls unter dem Zeichen des Lustprinzips. Die infantile Sexualität trägt aber außer dem Merkmale der noch fehlenden Integration das zweite einer Undifferenziertheit hinsichtlich des Sexualzieles (Art der Befriedigung) und des Sexualobjektes (Gegenstand der Befriedigung bzw. Begierde). Durch keinerlei reale Schranken gehindert, weil noch durchaus im Bereiche der Phantasie oder der ungeschiedenen Matrix von Phantasie und Wirklichkeit sich bewegend, tendieren die Sexualtriebe auf die sich ihnen gerade darbietenden Objekte, auf die Personen der unmittelbaren Umwelt, sohin zunächst auf die Eltern oder deren Stellvertreter; sie sind demnach, gesehen vom Standpunkte der Moral Erwachsener, incestuöser Natur. Aber trotzdem die eigentliche Sexualität noch nicht besteht, findet sich schon in diesen frühkindlichen libidinösen Tendenzen eine Scheidung der Geschlechter. Aus der incestuösen Natur dieser Ur-Bindungen und dem notwendigerweise durch die spätere Entwicklung und Erziehung entstehenden Konflikt resultiert die typische Situation des „Ödipuskomplexes", der, in jedem Menschen vorhanden, infolge mangelhafter Erledigung bei den Neurotikern zu pathogener Wirksamkeit gelangt.

Die incestuös und die homosexuell orientierten Partialtriebe mögen als Hauptbeispiele jener gelten, welche bei normaler Entwicklung der Verdrängung verfallen. Dies ist, wie gesagt, nur möglich, wenn zu den Gegenstrebungen sich unterstützende Kräfte gesellen. Um diese kennen zu lernen, muß die zweite große Gruppe von Trieben betrachtet werden, die der Ichtriebe. Gehen die Sexualtriebe auf die Arterhaltung — wohlverstanden, nicht in ihren Bewußtseinsrepräsentanzen, nicht psychologisch, sondern biologisch, ihrer somatischen Verwurzelung nach gesehen — so gehen die Ichtriebe auf den Fortbestand und die Integrität des Individuums. In diesem letztgenannten Moment liegt auch die vorhin gemeinte Verbindung zwischen Ich- und Sexualtrieben, indem diese biologische Tendenz als „Ichliebe", bzw. „Narzißmus" ihr triebmäßiges Korrelat und ihre Bewußtseinsrepräsentanz findet. Man wird zu der Ansicht verleitet, als sei diese Gruppierung der Triebe und deren Gegensätzlichkeit im Grunde eine ins Psychologische gewendete Formulierung jener vielfach verfochtenen Ansicht der Biologie: daß zwischen den Lebensinteressen des Individuums und der Art ein Widerstreit bestehe, der aber doch irgendwie in der Einheit des Lebens — in Bergsonschem Verstande — aufgehoben werde. (Auch auf soziologischem Gebiete findet sich bekanntlich die gleiche Spannung, was sich in bevölkerungspolitischen Erörterungen deutlich genug ausspricht.) Dieser mittleren Triebgruppe gehört auch ein „Komplex" an, der neuerlich in der psychoanalytischen Literatur eine große Rolle spielt: der sog. „Kastrationskomplex". Von ihm indes soll erst später, bei Gelegenheit des Vergleiches von Psychoanalyse und Individualpsychologie die Rede sein. Hier nun springt der innerliche Widerspruch der psychoanalytischen Theorie, der insbesondere durch die jüngste Entwicklung verschärft wurde, hervor. Der Konflikt von Sexual- und Ichtrieben, die Herrschaft von Moral und Sitte usw. über das Lustprinzip ist nur verständlich, wenn er im Interesse einer übergeordneten Instanz gelöst wird. Die Triebe können nicht in sich frei schwebend gedacht werden, ohne ein Substrat an dem sie haften, mehr noch, dem sie in einem gewissen Sinne dienen. Mit einem Worte, auch die Psychoanalyse kann einer jenseits der Spaltung in die Triebgruppen bestehenden Einheit — Ich, Seele — nicht entraten. Damit aber kommt in das System ein Moment hinein, das sich in das naturalistische Grundgewebe und die Trieblehre, wie mir scheinen will, nicht zwanglos einfügen läßt. Die angedeutete Schwierigkeit aber, vielleicht auch das Bedürfnis manchen von der Individualpsychologie gesehenen Problemen gerecht zu werden, hat wohl Freud zu der interessanten Konstruktion des „Ichideals"

Digitized by Google

veranlaßt. Erwachsen auf dem Boden der autoerotischen Einstellung, besteht eine Liebe zum eigenen Ich, die großenteils auf ein Idealbild dieses hinzielt. Entsprechend der energetischen Grundannahme muß man sich vorstellen, daß dieses Idealich gewissermaßen Energien in sich speichert. Die Genese dieses Idealichs ist indes nur zu verstehen, wenn zwei weitere Elemente des Systems gewürdigt werden: eben die Verdrängung und die Identifizierung.

Das Idealich vereinigt alle Ziele, nach denen der Mensch strebt. Die Berücksichtigung der Zielsetzungen und deren Einfluß auf die Gestaltung des individuellen Lebens, von der Individualpsychologie auf das stärkste betont, wurde auch offenbar zum Anlaß diesen Begriff des „Überichs" zu schaffen. Die Ziele aber sind nicht originär in den kongenital mitgegebenen Trieben gelegen, sondern werden erworben durch die Identifizierung. Sexual- wie Ichtriebe, die einen vermöge des libidinösen Begehrens, die anderen infolge der sichtbaren Verkörperung von Geltung und Macht in den Personen der Umgebung, führen zur fiktiven Gleichsetzung des frühkindlichen Ichs mit der Person oder den Personen, welche in den gedachten Richtungen Eindruck machen; in erster Linie ist es der Vater, der hier in Betracht kommt. Durch diese Fiktion wird erreicht, was die Wirklichkeit versagt. Und sie ist möglich, weil auf dieser Stufe Fiktionen denselben Dienst tun, wie Realitäten. Phantasie und Wirklichkeit, Vorstellung und Wahrnehmung sind noch nicht reinlich geschieden. Dieser von der Psychoanalyse schon seit langem gehegte Gedanken hat zweifellos große Ähnlichkeit mit den Überlegungen, zu denen die Erforschung der „Anschauungsbilder" geführt hat. Die Identifizierung tritt aber auch deshalb auf, weil das persönliche Erstreben der frühkindlichen Sexualobjekte auf den Widerstand, sei es der Erziehung, sei es auch der allmählich erstarkenden Gegentriebe, stößt. Ständig anwachsend, wird diese Gegenwirkung zur Verdrängung, welche die verpönten Triebe schließlich ausschaltet: d. h. ins „Unbewußte" versenkt.

Die verdrängenden Mächte stammen nach psychoanalytischer Lehre aus den Ichtrieben und dem Idealich. Es scheint wohl, als liege hier ein Zirkel vor, da das Idealich auch wiederum nur durch die Verdrängung zustande kommen soll. Man kann sich aber denken, daß Ansätze zu all diesen Bildungen vorhanden sind und abermals auf die Wirkung teils immanenter Entwicklungstendenzen, teils der Umwelteinflüsse rekurrieren.

Im Unbewußten aber ruhen nur die „Triebrepräsentanzen"; d. h. jene Inhalte, in denen die Triebgegenstände dem Bewußtsein unmittelbar und ursprünglich präsentiert werden können. Die Triebe selbst sind unzerstörbar. Ihre Energie bleibt wirksam. Ist die Verdrängung gelungen, hat das Idealich sozusagen den Sieg davongetragen, so findet diese Triebenergie ihre Umsetzung auf Wegen, die den ursprünglich den Trieben zugeordneten nahestehen, wobei der Gegenstand derart gewählt wird, daß er der Kritik des Überich nunmehr standhält. Diesen Prozeß nennt die Psychoanalyse die „Snblimierung". Sie drückt durch diesen Begriff aus, daß die in allem möglichen kulturellen, künstlerischen, religiösen usw. Tun sich kundgebende Energie letzten Endes aus anderen Quellen, vornehmlich aus libidinösen stamme[1]). So speisen diese

[1]) *Manchmal hat man aber den Eindruck, als würde geradezu eine Umwandlung von Sexualität in Anderes gelehrt. Das wäre nun freilich ein Unding. Und doch scheint diese Konsequenz eigentlich unvermeidlich. Denn wenn die Triebe bestehen bleiben und nur die Triebrepräsentanten ins Unbewußte versinken, so ist unverständlich, wieso der Triebgegenstand ein anderer werden könne. Triebe und ihre Gegenstände kann man sich doch nur in strenger Wechselbezogenheit denken. Wenn ein seiner Natur nach „libidinöser" Trieb an einem augenscheinlich nicht sexualen Gegenstand — etwa der Kunstsphäre — sich erfüllt, so ist die Annahme zwingend, daß in diesem Gegenstand Sexualität enthalten, er irgendwie „aus" Sexualem entstanden sei. Auch der Terminus der „Libidobesetzung" hilft aus diesem Dilemma nicht heraus.*

Digitized by Google

Quellen auch vieles von dem, was sich als Charakter manifestiert. Je vollkommener die Sublimierung der verpönten, der „Zensur" unterworfenen Triebregungen gelungen ist, je weniger Konflikte zwischen den unverwandelt gebliebenen und daher nicht zu duldenden Triebrepräsentanzen bestehen bleiben, desto leichter muß die Einfügung in die von Gesellschaft, Sitte, Moral usw. gesetzten Formen gelingen. Wo es zu Reibungen kommt, wo Schwierigkeiten im Leben auftreten, muß die Ursache in der mangelhaften Erledigung der Urkonflikte gesucht werden. Diese stehen als treibende Kräfte hinter allen charakterologischen Abwegigkeiten, hinter Neurosen, Psychosen und Perversionen.

Demnach muß man bei jeder charakterologischen Analyse unterscheiden: die Produkte mehr oder minder gelungener Sublimierung und die ursprünglichen Triebregungen. Aber auch wo deren Verdrängung und Sublimierung nicht restlos durchzusetzen war, können die verworfenen Triebe nicht ihre adäquate Repräsentanz finden; denn diese zu verhindern, ist das Idealich immer noch mächtig genug. Die bewußten oder erlebten Triebkorrelate können den Gegenstand nur in verkleideter Form, in Gestalt von Symbolen, die Kritik sozusagen überlistend, vorführen. Im Traume, in den Fehlhandlungen, in manchen Gesten u. dergl., wenn und wo gewissermaßen die Wachsamkeit der dem Idealich dienenden Zensur nachläßt, scheinen die „Mächte der Finsternis" auf; wo eine konstitutionell oder anderweitig bedingte Schwäche der verdrängenden Kräfte und der Zensur bestehen, setzen sie sich als Symptome, als abnorme Verhaltungsweisen durch. Noch mehr verkleidet, aber dem Eingeweihten durchsichtig, scheinen sie auf in Mythos und Sage, in Kult und Dichtung, in sozialen wie individuellen — so auch wissenschaftlichen — Leistungen aller Art. Wenn auch die Psychoanalyse keineswegs behaupten will, die hier abwaltenden Zusammenhänge restlos durchschaut zu haben, so glaubt sie doch zwischen gewissen Phänomenen und Symbolen und dem darin Symbolisierten gesetzmäßige Beziehungen nachweisen zu können. Während diese Frage hinsichtlich der Symbolnatur etwa der Traumelemente hier nicht weiter interessiert, ist es von Bedeutung, daß auch auf charakterologischem Gebiete die gleiche Behauptung vertreten wird. Daß es z. B. gewisse Charakterzüge gibt, die eindeutig der analen Triebkomponente der Sexualität zugeordnet seien, oder andere, welche bestimmten Abwandlungen der incestuösen (Oedipus) Situation entsprechen, oder solche, die innig mit dem Kastrationskomplex verhaftet sind. Dafür wird sich bei Besprechung der speziellen Charakterologie das eine oder andere Beispiel anführen lassen. Zuvor muß aber die Lehre der Individualpsychologie dargelegt werden.

IV. Die Individualpsychologie.

Stellt sich die Psychoanalyse, wie gezeigt wurde, als ein auf Grund naturwissenschaftlicher Prinzipien (oder solcher, die diesen nachgebildet sind) errichtetes System psychologischer Erkenntnisse dar und haften ihr daher auch die m. E. bei allen naturalistischen Psychologien unausweichlichen Widersprüche an, so bietet die Individualpsychologie Alfred Adler's ein anderes Bild. Vielleicht darf man als den wesentlichsten Unterschied in den Grundannahmen der beiden Theorien bezeichnen, daß die Individualpsychologie bewußt an Gesichtspunkten des Wertes sich orientiert, während die Psychoanalyse ihrer naturwissenschaftlichen Abstraktionen zufolge notwendig wertfrei und wertfremd sein müßte und dort, wo sie Wertungen vollzieht, eigentlich sich selbst widerspricht. Wenn man versucht, die Voraussetzungen der Adler'schen

---

Damit ein Gegenstand mit Libido „besetzt" werden könne, muß er den libidinösen Trieben irgendwie adäquat, sohin sexualer Beschaffenheit sein. M. E. ist der ganze Sublimierungsbegriff unhaltbar – letzten Endes deshalb, weil er auf der mir unmöglich scheinenden Konstruktion einer psychischen Energetik aufgebaut ist.

Digitized by Google

Lehre zu entwickeln, so lassen sich vielleicht die folgenden Sätze herauslösen. Dazu ist noch anzumerken, daß — geradeso wie bei der Psychoanalyse — diese Sätze nicht etwa historisch der Individualpsychologie vorangehen, als ob diese als Anwendung bestimmter theoretischer Einsichten auf die Praxis erwachsen wäre. Mögen auch hier wie dort gewisse Voraussetzungen den Begründern der Schule mehr oder weniger klar gewesen sein, so waren doch für sie empirisch vorgefundene Sachverhalte eigentlicher Ausgangspunkt und Anhub. Nun zu den „Axiomen" der Individualpsychologie.

1. Jedes Lebewesen, so auch der Mensch, hat einen Drang zur Selbstbehauptung gegenüber seiner Umwelt. Dieser an sich triviale Satz heißt auf den Menschen angewendet, dessen Umwelt vor allem durch seine Mitmenschen gebildet und gestaltet wird: das primäre Ziel jedes Menschen ist Macht. Den bekannten Terminus Nietzsche's verwendend, spricht Adler vom „Willen zur Macht". Dieser zielt zunächst auf den anderen Menschen, sucht aber auch in vielerlei Formen sich auszudrücken, die nicht mehr unmittelbar auf den anderen gehen. Den Willen zur Macht muß man als ursprünglich echt prometheischer Natur denken, als Hybris geradezu, welche Hindernisse nicht kennen und nicht anerkennen will; jede Hemmung, die solchem Machtwillen begegnet, wird erst recht Anlaß zu seiner Entfaltung und Betätigung. Das Ur-Hemmnis nun, das ihm nicht so sehr begegnet, als ihm eigentümlich anhaftet, ist die mangelhafte Organisation des Menschen: unvermögend als Einzelner den Vielen gegenüber, von der Natur wenig mit Waffen des Angriffes und der Verteidigung ausgerüstet, angesichts der Gefahren des Lebens und der Gewalten der Natur, durch die lange schutz- und hilfsbedürftige Kinderzeit der Mehrzahl von Seinesgleichen wie den Tieren ungeheuerlich unterlegen, sieht sich der Mensch von allem Anfange an außer Stande, seinen Machtwillen immer und überall zur Geltung zu bringen. So lange dieser aber noch ungebrochen ist, so lange dem Willen zur Macht noch ein ihm gemäßer Lebensmut zur Seite steht, wird er durch Hindernisse nur gestaut, nicht endgültig aufgehalten, werden eben die Hemmungen Anlaß besonderer Anstrengungen. Gerade auf dem Gebiete, wo er zu versagen droht, wird er seine Erfolge suchen. Wenn der ursprüngliche Lebensmut vorhält, werden die Schwächen der menschlichen Organisation auf diese Weise Ausgangspunkte besonderer Mehrleistungen, wird die Minderwertigkeit durch Kompensation und Überkompensation ausgeglichen, aus der Gefahr der Niederlage die Möglichkeit des Triumphes geboren. Die Kompensationsbestrebungen reichen nach Adler ebenso in die Tiefe organischen außerpsychischen Geschehens herab, wie hinauf in die Regionen bewußten Erlebens. Ihnen sind Grenzen gesetzt durch die organischen Bedingungen; diese Grenzen muß man sich aber als sehr weit gesteckt vorstellen. In der Tat wird man oft genug in Einzelfällen staunend wahrnehmen, wie viel unwidersprochener Wille, Einsetzen der Gesamtpersönlichkeit und Übung, Training zu erreichen vermögen. Als klassisches Beispiel verweist Adler auf Demosthenes, dem sein Sprachfehler Motiv und Anlaß wurde, sich zum größten Redner Athens hinaufzuarbeiten — nicht nur den Defekt kompensierend, so daß er anderen, Sprachgesunden, gleichkam, nein, ihn überkompensierend, so daß er gerade dort die anderen übertraf, wo er hinter ihnen zurückzustehen verurteilt schien.

Dem Willen zur Macht aber sind noch weitere Schranken gesetzt in der Umwelt. Es gibt Situationen, in denen er abdanken muß. Daß er es nicht gerne tut, kann die alltägliche Beobachtung der Kinder lehren. „Es soll aber nicht regnen, ich will aber, es soll die Sonne scheinen" und derartige Äußerungen naiven Machtwillens sind hierfür beweisend. Es muß also eine Anpassung an die Wirklichkeit, eine Einordnung in sie Platz greifen, wenn der Wille zur Macht nicht in aussichtslosem Anstürmen gegen unüberwindliche Schranken vergeudet werden soll. Die Wirklichkeit des Menschen aber ist, wie schon bemerkt, in erster Linie der Mensch.

2. Neben dem Willen zur Macht steht, ihn korrigierend, das Gemeinschaftsgefühl. Die Individualpsychologie, die vielleicht noch weniger Neigung hat, ihren

Digitized by Google

theoretischen Unterbau klarzulegen als die Psychoanalyse, scheint bisher sich entweder nur nicht eindeutig ausgesprochen oder auch nicht darüber reflektiert zu haben, ob dieses Gemeinschaftsgefühl gleich ursprünglich mit der Natur des Menschen gegeben sei, wie der Wille zur Macht. Es wird, scheint es, sowohl diese Ansicht vertreten, als auch jene, daß das Gemeinschaftsgefühl aus dem Willen zur Macht erwachsen sei. Letztere Konstruktion ist ohne weiteres klar: Der einzelne Mensch, außer Stande allein gewisser Schwierigkeiten Herr zu werden, verbündet sich mit seinesgleichen zu diesem Zwecke. Mir persönlich sagt diese Auffassung wenig zu. Vor allem deshalb, weil man hier Gefahr läuft, aus dem Willen zur Macht das Gemeinschaftsgefühl „entstehen" zu lassen. Das scheint mir aber wesensmäßig unmöglich. Zumindest muß die Aktsphäre vorgegeben sein, deren Gegenstand der Andere bildet — nun nicht als Ziel der Macht, als zu Unterwerfender, sondern als Gleicher, als Mitmensch eben. Man darf höchstens sagen, daß die Unzulänglichkeit des isolierten Einzelmenschen Anlaß werde, das Gemeinschaftsgefühl zu betätigen. Ich glaube, daß diese Hinwendung auf den Anderen aber primär zum Wesen Mensch gehöre, ja daß ohne sie dieses Wesen gar nicht bestehen könne. Und es erscheint mir nicht sehr relevant, ob diese Hinwendung nun schon vor dem Eintreten jener Situation actu oder nur potentia vorgegeben sei. Ich für meinen Teil möchte dafür halten, daß diese Beziehung auf den Mitmenschen zu den tiefsten Struktureigentümlichkeiten des Menschwesens gehöre; wir haben von Antoninus Pius das Wort: *ὁ ἄνθρωπος ἐνεργέτης πεφυκώς*.

Mit dem Worte: Gemeinschaftsgefühl soll die Tatsache bezeichnet sein, daß der Mensch sich nicht nur als dem Anderen gleich, sondern auch als an ihn gewiesen, mehr noch, als ihm verpflichtet weiß. Allerdings darf man dieses Wissen um die Pflicht dem Anderen gegenüber, will man die Meinung der Individualpsychologie richtig verstehen, nicht dem Pflichtbewußtsein irgendeiner Ethik, etwa der eines Kant, gleichsetzen. Handlungen, die aus der Attitüde des Gemeinschaftsgefühles fließen, geschehen nicht aus der Erkenntnis einer Pflicht, nicht auf Grund einer rational erfaßten Maxime, sondern mit einer gewissen Ursprünglichkeit, selbstverständlich, man möchte sagen, völlig naiv, weil sie eben dem Menschwesen ebenso gemäß sind, wie die des Machtwillens.

Wie wirkt nun das Gemeinschaftsgefühl korrigierend auf den Willen zur Macht? Man kann sich diese Wirkung, wenn ich recht sehe, auf zweifache Art denken. Erstens können die überstiegenen Äußerungen des Machtwillens, sofern sie auf dem Menschen schlechthin unerreichbare Ziele gerichtet sind, ausgeschaltet werden durch die Einsicht, daß diese Unerreichbarkeit nicht für den einzelnen Handelnden, sondern eben für den Menschen überhaupt zu Recht bestehe. Dadurch, daß im Gemeinschaftsgefühl der Mitmensch als solcher als gleichartig anerkannt wird, vermag sich die Erkenntnis des allgemein-menschlichen Schicksales, der dem Menschen gesetzten Schranken durchzuringen. Zweitens bedingt die Rücksicht auf den Anderen eine Beschränkung der Machtstrebungen, indem im Gemeinschaftsgefühl der Andere in seinem Eigenwerte und in der Unverletzlichkeit seiner Ansprüche, in seiner Würde als Selbstzweck aufscheint. So würden aus jener Attitüde, welche die Individualpsychologie als Gemeinschaftsgefühl begreift, jene zwei Einstellungen fließen, welche das Christentum unter dem Namen der Demut und der Nächstenliebe kennt.

Eine Zwischenbemerkung erscheint geboten. Die Individualpsychologie hat sich niemals darüber ausgesprochen — und auch, scheint es, niemals damit beschäftigt — welcher Art nun dieses „Gemeinschaftsgefühl", deskriptiv genommen, sei, ob es sich um ein „Gefühl" i. e. S. handle oder nicht usw. Man darf also auch die vorangehenden Ausführungen nicht etwa dahin verstehen, als meinte ich, daß die Erfassung des Anderen, des Du in einem Gefühle gegeben sei oder dergl. Derartige Fragen scheiden hier aus.

Wille zur Macht und Wille zur Gemeinschaft sind die beiden Urkräfte, die ge-

Digitized by Google

staltend im Menschen wirken. Alle anderen Tendenzen, Triebe usw. stehen im Dienste dieser Urkräfte und drücken deren Verhalten und Gleichgewicht nur aus. So erscheint der Individualpsychologie auch die Sexualität nicht als etwas Primäres, als eine Triebgruppe von relativer Selbständigkeit. Sondern im sexualen Verhalten spiegelt sich, leuchtet auf, scheint hindurch jene tiefste Struktur der menschlichen Persönlichkeit, die ausgespannt erscheint zwischen den Polen: Ich und Du, Herrschaft und Hingabe, Macht und Liebe.

Aus dem Zusammen- oder Gegeneinanderwirken der beiden Ur-Tendenzen, des Machtwillens und des Gemeinschaftsgefühles, entwickeln sich die verschiedenen individuellen Artungen der Charaktere. Wie das im einzelnen zu denken ist, wird noch zur Sprache kommen. Aber den Lehren der Individualpsychologie zufolge sind für die charakterologische Artung des fertigen Individuums ausschließlich oder fast ausschließlich jene Momente entscheidend, welche dem Willen zur Macht oder dem zur Gemeinschaft Vorschub leisten. Denn ein weiteres Axiom lautet:

3. Alle Menschen sind der Anlage nach gleich, oder es sind die Unterschiede zumindest in der Regel so geringfügig, daß sie vernachlässigt werden können. Ausnahmen mögen nur die allergrößten Genien bilden.

Alle Unterschiede, die wir bei Erwachsenen wie auch schon bei Kindern hinsichtlich der verschiedenen Arten von „Begabung" antreffen, werden von der Individualpsychologie einzig und allein auf die Wirksamkeit zweier Faktoren zurückgeführt: Mut und Training. Der Gegensatz zu der psychoanalytischen Auffassung sei betont, welche ja auf den konstitutionellen Faktor großes Gewicht legt. Daß es Unterschiede der Konstitution gibt, leugnet natürlich auch die Schule Adler's nicht. Sie sieht aber die Bedeutung der Konstitution in einem anderen Lichte. Während die Psychoanalyse wie andere Richtungen der Medizin und Biologie auch, an eine bestimmte und eindeutige Korrelation zwischen somatischer Konstitution und charakterologischer Artung glaubt, ist für die Individualpsychologie irgendeine konstitutive Beschaffenheit und Eigentümlichkeit auch nur eine Erfahrung, auf welche das Individuum reagiert. Diese Reaktion wird bedingt erstens durch die Gesamtheit aller anderen Erfahrungen, zweitens durch das Verhältnis zwischen konstitutiven Momenten und Machtwillen bzw. Lebensmut. Konstitutive Besonderheiten können nun freilich zu den Ur-Erfahrungen gehören, die ein Mensch macht, sofern man den Ausdruck Erfahrung auch dort hingehen lassen will, wo eine bewußte, oder zumindest nach Art unseres Bewußtseins bewußte, Verarbeitung noch nicht stattfindet. Daher können konstitutive Faktoren außerordentlich frühzeitig im individuellen Leben die Reaktionsschemata beeinflussen und damit den Entwicklungsgang in eine bestimmte Richtung drängen. Aber eine naturgegebene Verknüpftheit zwischen somatischer Konstitution und persönlicher Artung will die Individualpsychologie nicht wahr haben. Diese Stellungnahme, die im ersten Augenblick auf den an biologische Denkweise im Sinne naturwissenschaftlicher Biologie Gewohnten befremdend wirken mag, wird verständlicher, wenn man sie im Zusammenhange mit dem nächsten Grundsatze der Individualpsychologie betrachtet.

Ich muß übrigens hervorheben, daß die Lehre von der Gleichheit der Menschen, wiewohl Adler auf sie großes Gewicht legt, mir nicht unentbehrlich für die Grundlegung der Individualpsychologie erscheint. Man kann auch ohne sie auskommen. Aber das ist sicher richtig, und wird in dem Abschnitt über spezielle Charakterologie noch deutlich werden, daß man die Begabungs- und Anlageunterschiede gemeinhin außerordentlich überschätzt.

4. Alles Verhalten des Menschen wird bestimmt durch Zielsetzungen. Bei Erörterung der psychoanalytischen Grundannahmen hat sich gezeigt, daß dort die jeweiligen Verhaltungsweisen eines Menschen, der Querschnitt sozusagen, den wir in einem gegebenen Augenblicke durch sein Leben legen, als restlos und eindeutig

Digitized by Google

durch die Vergangenheit determiniert angesehen werden. Die Bedeutung der Vergangenheit bestreitet die Individualpsychologie selbstverständlich nicht, wenn sie auch deren determinierenden Einfluß anders, mehr nach dem Schema der Wahl und des Willensaktes auffaßt. Aber jener Querschnitt durch ein Leben erscheint ihr nur verständlich im Hiublick auf ein Ziel. Ihre Betrachtungsweise ist, wie schon einleitend bemerkt wurde, final orientiert. Mag die jeweilige Zielsetzung noch so sehr aus dem individuellen Schicksal heraus ableitbar sein, sie ist es erst und nicht unmittelbar die Reihe der verflossenen Erfahrungen, welche uns das Verhalten und den Charakter eines Menschen verstehen läßt.

Man sieht ohne weiteres, wie die Einführung des „Idealichs" in die psychoanalytische Theorie auf den Einbau dieser individualpsychologischen Erkenntnis abzielt.

Durch die Statuierung dieses finalen Gesichtspunktes geschieht es nun, daß in der Individualpsychologie Wertungen eine Rolle spielen müssen. Freilich nicht in dem Sinne, als würden nun die einzelnen Menschen gewertet. Gerade die Erkenntnis, wie die Vorgeschichte die Zielsetzungen abbiegen, wie an Stelle der „richtigen" Leitlinie eine falsche treten kann, muß davon abhalten, den Menschen als solchen zu bewerten. Schließlich ist es eine Forderung, die von der Ethik ganz unabhängig von derartigen Einstellungen erhoben werden muß: daß uns wohl das Recht zustehe, die einzelne Handlung zu beurteilen und so auch zu verurteilen, daß aber nichts uns berechtigen kann, über den Menschen abzuurteilen, da wir doch nicht wissen können, welche Schicksale ihn zu solcher Handlungsweise geführt haben. Wohl müssen wir den Menschen Schuld geben an dem, was sie tun; fraglich aber bleibt es, ob wir sie dafür verantwortlich machen können. Ein kleines Kind, das eine kostbare Schale zerschlägt, ist zwar schuldig — denn es war seine Tat —, aber nicht verantwortlich — denn ihm fehlte die Einsicht in sein Tun. Die Kirche lehrt, zu einer schweren Sünde gehörten drei Bestimmungsstücke: eine wichtige Sache, vollkommene Einsicht und vollkommen freier Wille. Barmherziger als das weltliche Recht sieht daher auch die Kirche in der Unkenntnis des Gesetzes, in der conscientia erronea eine gültige Entlastung desjenigen, der wohl materialiter sich sündhaften Tuns schuldig macht, formaliter aber nicht sündigt, weil ihm die Einsicht fehlt. Die restlose Zurechnung beginnt erst dort, wo die vollkommene Einsicht erreicht ist. Damit aber kommen wir zu der letzten Grundanschauung der Individualpsychologie.

5. Der Wille, die Zielsetzung folgen der Einsicht. Die ganze Lehre A. Adler's ist durchdrungen von einem tiefen Empfinden für die Macht der Wahrheit. Jenen berühmt gewordenen Satz Zola's könnte der Individualpsychologe jeder seiner psychotherapeutischen, psychagogischen, pädagogischen Bestrebungen als Motto voranstellen: la verité est en marche, rien en l'arrétera! Mit der Anerkennung der „absoluten Wahrheit", wie Adler sich ausdrückt, der Gültigkeit der logischen und praktischen, schlechthin vorgefundenen Sachverhalte, mit der Erringung der Einsicht, daß die Struktur der Welt so ist und nicht anders, muß auch die Einfügung in diese Struktur, die Setzung von ihr adäquaten Zielen erfolgen.

Daher ist die Individualpsychologie, trotzdem sie vom Willen zur Macht oder zur Gemeinschaft redet, trotzdem sie die Handlungsweisen der Menschen konstruiert, als ob sie Bestimmtes wollten, trotzdem also ihre Terminologie sehr nach einer voluntaristischen Grundauffassung klingt, in gewissem Sinne doch intellektualistisch zu nennen. Ohne weiter darauf einzugehen, verweise ich auf die nahe Verwandtschaft dieser Denkweise mit den Lehren nicht nur der Scholastik, sondern auch neuerer Willenspsychologen (worüber man bei Lindworsky Näheres einsehen mag).

Adler verwahrt sich an einer Stelle mit einigem Nachdrucke gegen die Beschuldigung, seine Lehre sei „intellektualistisch". Es ist gewiß richtig, daß man sie nicht in dem Sinne verstehen darf, als ob hier den emotiven Komponenten die Bedeutung abgesprochen und alles auf Vorstellungen und Gedanken reduziert werden sollte.

Digitized by Google

Adler kennt natürlich die Rolle des Affektes. Aber trotzdem kann man seine — m. E. ganz richtige — Hochschätzung der Wahrheit und der Einsicht, insbesondere im Gegensatz zu Schulen, die alles im „Gefühl" aufgehen lassen wollen, mit diesem Namen belegen, mangels eines besseren, der zugleich die Betonung von Einsicht als Sach- und als Werturteil gestattete.

Dadurch, daß die Individualpsychologie die Zielsetzungen der einzelnen Menschen als mehr oder weniger der „absoluten Wahrheit" angemessen beurteilt, vollzieht sie Wertungen. Sie bedarf dabei eines Kriteriums dieser Angemessenheit. Dieses findet sie in der Stellungnahme des Menschen in seinen Aufgaben. Alle Aufgaben aber liegen gewissermaßen eingebettet in die Matrix der Gemeinschaftsbeziehung, welche so letzten Endes zum Maßstabe der Wertung wird. Was immer an Problemen und Aufgaben an den Menschen herantritt, läßt sich unter einen von drei Titeln subsumieren: Die erste Gruppe von Aufgaben kann die der sozialen oder mitmenschlichen heißen; sie ist auch zeitlich die erste, welche nach Lösung verlangt, innerhalb der Familie, in der Schule. Die zweite begreifen wir unter dem Namen von Arbeit und Beruf. Die dritte endlich unter den Namen von Liebe, Ehe, Familiengründung. Alle diese Aufgaben sind Forderungen, welche die Gemeinschaft an den Einzelnen stellt. Wie dieser sich dazu verhält, ob und wie er diesen Forderungen gerecht wird, läßt uns erkennen, inwieweit Machtwille oder Gemeinschaftsgefühl in ihm die Oberhand behalten haben.

Bevor ich nun daran gehe, die speziellen charakterologischen Anschauungen der Individualpsychologie darzustellen, möchte ich ein wesentliches Merkmal dieser Lehre, das sich schon in den aufgezählten Grundannahmen kundgibt, nachdrücklich unterstreichen. Es ist der Individualpsychologie eigentümlich, durchaus und immer vom Ganzen der Persönlichkeit auszugehen. Man kann, wenn man ihre Betrachtungsweise an ihrem heute noch bedeutendsten Anwendungsgebiete, der Psychotherapie der Neurosen, exemplifizieren will, sagen: das einzelne Symptom des Kranken hat für sie kaum Interesse; es ist bedeutsam nicht an sich, sondern weil es Symptom eben dieses individuellen Menschen ist, der wie in allen anderen Äußerungen und Verhaltungsweisen sich auch in diesem Symptom ausdrückt. Es kann sich ereignen, daß jene Erscheinung, derentwegen ein Neurotiker sich getrieben sah, den Arzt aufzusuchen, im Laufe einer Psychotherapie kaum zur Sprache kommt, daß sie nur in den ersten Sitzungen den Ausgangspunkt bildet und dennoch mit den anderen, niemals fehlenden Erscheinungen neurotischer Wesensart schließlich verschwindet.

Vor allem drückt sich die Persönlichkeit aus im Handeln. Daher fragt der Psychotherapeut individualpsychologischer Richtung wenig nach dem, was der Kranke denkt, fühlt oder zu wollen vorgibt, sondern ausschließlich nach dem, was er tut, wie er sich im Leben, wie er sich seinen Mitmenschen gegenüber, bei seiner Arbeit, zu den Problemen der Liebe verhält. Auch das Symptom — etwa neurotische Angst — fordert zunächst nicht die Frage nach seiner Genese, sondern die nach seinem Zwecke, d. h. man hat sich zu fragen, was damit erreicht werde. Es mag nun vorerst sonderbar scheinen, daß eine so störend anmutende Erscheinung wie etwa Platzangst irgendeinem Zwecke dienen könne. Und hört man, wie der Kranke sich über sein Leiden beklagt, wie er wirklich leidet, wie er unglücklich ist, weil ihn die Platzangst hindert, das Haus zu verlassen, seinem Berufe oder seinem Vergnügen nachzugehen, so wirkt der Gedanke, all dieses Leiden könne zweckmäßig sein, noch befremdender. Sieht man aber auf das, was anläßlich dieser krankhaften Erscheinung wirklich geschieht, so gewinnt man doch einen anderen Eindruck. Der Kranke mit Platzangst ist durch sein Leiden einer ganzen Reihe von Aufgaben überhoben; er kann z. B. seinem Berufe nicht nachgehen. Er ist gezwungen, so oft er seine Wohnung verläßt, sich begleiten zu lassen. Nun wird nur selten ein Mensch vorkommen,

Digitized by Google

der auf alles, was innerhalb seiner vier Wände liegt, verzichtet, obzwar es auch solche Kranke gibt. Manche Situationen zwingen ihn, wegzugehen. Und er zwingt durch sein Leiden andere, ihm dienstbar zu werden, er macht sich zu ihrem Herrn, sie zu seinen Sklaven. Nehmen wir an, es sei dies sein eigentliches Ziel, Herr über andere zu sein, so könnte nun freilich unter bestimmten, noch näher zu bezeichnenden Umständen, die Platzangst als ein zweckentsprechendes Mittel erscheinen. Zur Verdeutlichung möchte ich mir die kurze Wiedergabe einer Krankengeschichte gestatten, die einen von mir behandelten Fall von Waschzwang betrifft. Die Krankheit bestand seit 7 Jahren und bot zur Zeit des Beginnes der Behandlung folgendes Bild: Die 24 jährige Kranke wusch sich täglich 8 Stunden, morgens und abends je 3 Stunden lang, nach dem Mittagessen 2 Stunden. Nach der Aussage der Mutter verbrauchte sie dabei jedesmal 24 l heißes Wasser. Dieses mußte in besonderen Töpfen, auf einem eigenen Ofen erhitzt werden; während des Waschens durfte im Nebenraume kein Mensch anwesend sein. Die Mutter mußte das Wasser zutragen, weil die Kranke nichts anrührte, außer wenn sie Handschuhe anhatte. Überdies war das Mädchen reizbar, deprimiert, aggressiv, äußerte Selbstmordideen (machte auch einmal, als sie zufällig beschmutzt wurde, einen Selbstmordversuch). Ihr Waschzeremoniell hinderte sie ebenso einem Berufe nachzugehen, wie an gesellschaftlichen Veranstaltungen teilzunehmen oder irgendeine menschliche, geschweige eine Liebesbeziehung ins Auge zu fassen. Die Kranke war äußerst verzweifelt; schränkte sie mit größtem Energieaufwand ihre Waschprozeduren ein, so traten quälende Mißempfindungen am ganzen Körper ein, Angstzustände, sie konnte dann an nichts anderes denken, als an das Waschen. Wenn nun die Behauptung von der Zweckmäßigkeit der Krankheitserscheinungen richtig ist, so muß sich auch in diesem Falle zeigen lassen, daß dadurch bestimmte Erfolge erzielt wurden. Betrachtet man die Gesamtsituation unbeeinflußt von den Versicherungen der Kranken, nichts mehr zu wollen als Befreiung von diesem entsetzlichen Zustand, so sieht man: 1. Durch dieses Leiden wird die Kranke von jeder beruflichen, gesellschaftlichen und erotischen Betätigung ferngehalten. Wenn — was in diesem Falle sehr bald klar wurde — ihren Forderungen weder die ihr zugänglichen Berufe, noch der ihr mögliche gesellschaftliche Verkehr, noch die in ihrer Reichweite befindlichen Männer genügten, sie aber aus verständlichen Gründen nicht einfach alles dieses ablehnen konnte, so ist der Waschzwang nicht nur ein zweckmäßiges, sondern sogar ein geistreiches Auskunftsmittel. 2. Die Kranke erreicht zweifelsohne eine unbestreitbare Überlegenheit; sie konnte ruhigen Gewissens sagen: reiner als ich ist niemand; sie mochte, wie ich ihr oft genug sagte, unbesorgt vor den Zauberspiegel treten mit der Frage: Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Reinste im ganzen Land? Sie allein war rein, alle anderen waren — Schweine. Daß sie dies dachte, gab sie unumwunden zu. Darum trug sie ja Handschuhe und gab niemandem die unbekleidete Hand. 3. Ihre Krankheit schuf ihr innerhalb der Familie eine Sonderstellung; man mußte in vielerlei Bedacht auf sie Rücksicht nehmen, ihrer Angst Rechnung tragen, ihren verschiedenen Wünschen willfahren, Geldopfer bringen, um ihr den Aufenthalt in Sanatorien zu ermöglichen usw. All das ging nun zwar nicht ohne Unannehmlichkeiten und Reibereien, nicht ohne unerquickliche Szenen und ohne Vorwürfe einher: aber wie dem auch sei, sie war immerhin Mittelpunkt, sie hatte Bedeutung. 4. Sie zwang durch das oben angedeutete Waschzeremoniell ihre alte, fast 60 jährige Mutter in ihren Dienst, der unter Umständen bis tief in die Nacht andauerte. Derartige Beispiele ließen sich zahlreiche beibringen. Dies eine aber dürfte genügen, um darzutun, wie die Individualpsychologie solchen Erscheinungen gegenübersteht. Aber selbst wenn man zugeben wollte — und m. E. muß man es zugeben, wenn man unbefangen sich das Tun und Treiben der Neurotiker ansieht — daß die Symptome der Neurose geeignet sind, gewisse Ziele zu erreichen, so werden doch immer zwei Fragen auftauchen:

Digitized by Google

warum leidet der Neurotiker, warum kann er anscheinend diese seine angeblichen Ziele nur erreichen unter mancherlei, oft heftigsten Qualen — und: warum verfällt er überhaupt auf einen derartig absurden Weg, so daß die Einsicht in das Wesen der Neurose einer meiner Kranken den Ausruf abnötigte: die Neurose ist doch eine ungeheuerliche Dummheit!

Die erste Frage ist leicht beantwortet. Wenn der Kranke mit Platzangst z. B. vergnügt die Hände reibend in seinem Kämmerlein säße und sich freute, nicht weg und in die Arbeit gehen zu müssen, so könnte er dies weder vor den anderen noch vor sich aufrecht erhalten. Nur wenn er klagend und leidend, sein Los bejammernd und seinen guten Willen zur Arbeit betonend, in seiner Verzweiflung durch Krankheit gezwungen ist, zuhause zu bleiben, nur dann erbringt er eine plausible Legitimation, um die Arbeit oder sonstige Lebensaufgaben ausschalten zu können. Nur Krankheit entschuldigt, im Leben, wie in der Schule. Krankheit ohne Leiden kennt aber der naive Mensch nicht; ursprünglich heißt für uns alle Kranksein nichts anderes als Leiden.

Die Beantwortung der zweiten Frage ist zugleich die Darstellung der individualpsychologischen Theorie. Wie bei der Psychoanalyse bildet die Entwicklung des neurotischen Charakters den Ausgangspunkt. Auch die Individualpsychologie verlegt den Ursprung der Neurose in die ersten Kinderjahre. Nicht als ob die Neurose sich in dieser Zeit schon manifestieren müßte oder sich unbedingt ankündigte, wiewohl dies nicht allzu selten vorkommt. Aber wenn irgend einmal und sei es in noch so spätem Lebensalter, eine Neurose ausbricht, so ist der ihr zugrunde liegende neurotische Charakter doch stets durch die ganze Vorgeschichte nachweisbar, und seine Grundlegung hat in den Kinderjahren stattgefunden. Die „glückliche Kindheit" ist keineswegs eine Zeit ungetrübten Glückes. Selbst jene, die unter den besten Verhältnissen verläuft, hat dunkle Schattenseiten. Ein Umstand ist es, der — oft, fast immer, ohne daß es sich das Kind reflex zum Bewußtsein brächte — das Kind eine Situation unbefriedigend, peinlich empfinden läßt. Das Kind ist klein, seine Umgebung groß, es gehorcht, die anderen befehlen, es muß und die anderen dürfen.

Das kindliche Machtstreben sieht sich nicht nur in realer Beziehung durch körperliches Unvermögen und Verbote eingeschränkt, sondern es hat in den „Großen" auch ständig ein Beispiel größerer Macht vor Augen. Die Stellung des Erwachsenen erscheint dem kleinen Kinde als eine der Allmacht und vollkommener Freiheit; die Kinder glauben, daß die Erwachsenen tun können, was immer sie wollen. (Es gehört daher auch zu den Forderungen vernünftiger Erziehung, daß möglichst frühzeitig dem Kinde die Aufklärung darüber werde, wie jeder Mensch in einen Pflichtenkreis und in gewisse Schranken eingespannt sei.) Es ist verständlich, daß das kleine Kind, von seinem noch naiven Machtwillen getrieben, kein anderes Ziel kennt, als auch groß zu sein. Schließlich ist das der Sinn fast jeden Kinderspieles und sicherlich der Inhalt der allermeisten Tagträume der Kleinkinderjahre und der späteren. („Es läuft immer darauf hinaus, daß ich verehrt werde," sagte mir ein zwölfjähriges Mädchen, als sie über ihre Tagträume berichtete.) Im Spiel und in den Phantasien sehen wir so den Ansatz zur Kompensation der als Minderwertigkeit empfundenen kindlichen Situation; es wird die Zeit des Erwachsenseins vorweggenommen, oft genug dabei die Bedeutung der eigenen Person und die Rolle, die zu spielen man einmal berufen sein werde, ungeheuerlich übersteigert. Da die Erwachsenen der unmittelbaren Umgebung die zunächst bekannten Repräsentanten der Macht sind, kommt es zu jener Situation, welche die Psychoanalyse „Identifizierung" nennt. Man sieht, wie ganz anders die Individualpsychologie jene Fakten auffaßt, welche durch die Theorie des sog. „Ödipuskomplexes" gemeint werden. Noch bin ich klein, aber wenn ich einmal groß sein werde, dann sollt ihr schon sehen — könnte man diese Einstellung formulieren. Der Überschwang — der Most, der sich absurd gebärdet — der Jugendjahre

Digitized by Google

hängt zweifelsohne mit dieser Überkompensation der kindlichen Unterlegenheit zusammen. Daß dann die Korrektur erfolgt, die Anerkennung der Wirklichkeit, d. h. die Einsicht in die Struktur der Umwelt und die eigene Position ihr gegenüber, dies ist die Wirkung des Gemeinschaftsgefühles, das zur Anerkennung der Gleichheit der Menschen, zur Einordnung in Beruf, Klasse, Sozietät, Familie hindrängt. Damit aber diese Korrektur einsetzen könne, darf die Spannung zwischen Machtziel und Wirklichkeit nicht übergroß geworden sein. Und es muß eine zweite Bedingung erfüllt sein: der Mensch darf den möglichen Zielen gegenüber den Mut nicht verloren haben.

Betrachten wir die Entwicklung eines Kindes, dessen an sich schon seine Selbstsicherheit bedrohende Situation durch allerlei andere Umstände eine Verschärfung erfahren hat. Solche Umstände können im Individuum selbst gelegen sein oder in den Umwelteinflüssen. Eine absolute Notwendigkeit, daß irgendwelche Situationen die Lebenssicherheit des Kindes vernichten müßten, besteht nicht. Denn es kommt hier, wie überhaupt im Leben, nicht darauf an, was einer erlebt, sondern wie er seine Erlebnisse einschätzt, bewertet, wie er zu ihnen Stellung nimmt. Praktisch aber liegen die Dinge so, daß es gewisse typische Situationen gibt, welche die Entmutigung mit sich bringen; wenn sich dies auch in vielen, vielleicht in fast allen Fällen vermeiden ließe, so mangelt es doch heute teils an der erforderlichen Einsicht der Erzieher, teils liegt es an der Struktur unserer sozialen und kulturellen Ordnung, wenn ein durchgreifender Ausgleich auch bei genügendem Verständnis für die Sachlage nicht gelingt. Ohne zunächst auf die einzelnen Situationen einzugehen, sei deren allgemeine Wirkung kurz gezeichnet. Je stärker der Druck ist, der auf dem Kinde lastet, je tiefer die Erniedrigung, je quälender die Minderwertigkeit, das Ungenügende eigenen Seins empfunden wird, desto höher müssen Machtwille und Ehrgeiz ihre Ziele stecken, desto bedeutender, größer muß die Zukunft erscheinen, wenn der Mensch nicht die ihn tragende und den Bestand als Einzelwesen und Eigenwert sichernde Selbsteinschätzung verlieren soll. Auch hier wird, wie früher schon gezeigt, die Unterlegenheit zum Anlaß und Anhub der Entfaltung gesteigerten Machtwillens. Dieser aber, gepaart mit der aktuellen Erfahrung der Erniedrigung und des Unvermögens, dadurch in seinem eigensten Aufschwung gebrochen und marklos geworden, wendet sich überstiegensten und unerreichbaren Zielen zu — nicht sowohl, weil keine Größe und keine Glorie herrlich genug erscheinen, um die erlebte Niedrigkeit wett zu machen, sondern auch darum, weil die Ziele unerreichbar sein müssen, nicht erreicht werden dürfen, damit der entmutigte Mensch nicht, Erreichbarem gegenübergestellt, seine trotz aller Übersteigerung seines Hochmutes ihn im Tiefsten fort und fort verfolgende Angst bewährt finde: doch nur ein Nichts zu sein. Nie wurde die unerträgliche Spannung zwischen dem Gefühle der Nichtigkeit und dem mutlosen Willen zum Höchsten ergreifender uns vor Augen gestellt, als in jener Antithese, in der Dostojewski den Rodion Raskolnikow die Wochen vor der Mordtat sich krümmen läßt: bin ich Napoleon — oder bin ich eine Laus? (Hier schon deutet sich die individualpsychologische Theorie des Verbrechers an, die uns noch beschäftigen wird.)

Tritt nun der Mensch mit derartigen Forderungen, solchen überspanntesten Zielen der Macht und Geltung in das Leben, welches aber jenes niemals erfüllen kann, so stehen ihm grundsätzlich drei Wege offen. Er kann seine Ansprüche heruntersetzen, sie den Bedingungen des Lebens — der absoluten Wahrheit Adler's — gemäß umgestalten. Hierzu ist aber solch Einer nicht mehr fähig; gäbe er seine hochgesteckten Ziele auf, so verlöre er alles, was ihm das in der Tiefe drohende Minderwertigkeitsgefühl zu überwinden, besser: zu übertäuben instand setzt. Er könnte versuchen, seine Ziele zu verwirklichen, seine phantasierte Größe auch zu leben. Dazu aber mangelt es ihm an Mut und Selbstvertrauen, da er ja das Gefühl seines Nichts- und Unwertseins nie überwunden hat. Abgesehen davon, daß diese Ziele eben meist ihrer Art nach unverwirklichbar sind. So bleibt ihm nur der dritte Weg: auszuweichen, alle

Digitized by Google

Situationen zu meiden, in denen er sich bewähren müßte, sich vor jeder Erprobung zu sichern, die seine Minderwertigkeit etwa doch ihm und den anderen als wirklich daseiend erweisen würde, nach Umwegen zu suchen, um — da ihm echte Überlegenheit und Macht versagt blieben — Scheinerfolge zu suchen. Dieser Weg ist die Neurose. Es bedarf keiner ausführlichen Anwendung dieser Sätze auf die vorhin berichtete Krankengeschichte jenes Mädchens mit Waschzwang, um einzusehen, daß diese sich restlos dem Schema fügt. Aber es ist nicht nur die Neurose, wie sie die Klinik kennt. Zahllose Charakterzüge auch der „Normalen" lassen sich zwanglos in gleicher Weise verstehen.

Es ist aber weiterhin klar, daß der Ausweg der Neurose nur dann gangbar ist, wenn der Betreffende nicht nur die Anderen, sondern auch sich täuscht, wenn er eben seine Situation als Krankheit erlebt und nicht als einen verschlagenen Kniff, als einen listigen Versuch, das Leben zu betrügen. Will er seine Absicht erreichen, so darf er von ihr und von den angewendeten Mitteln nichts wissen. Oder — was auf dasselbe hinausläuft — er muß so tun, als ob er nichts wüßte. Es ist interessant, daß man immer wieder in der psychotherapeutischen Praxis oder in Erziehungsberatungsstellen für schwererziehbare und nervöse Kinder die Erfahrung machen kann, wie nahe Kinder noch dem Verständnisse der „neurotischen Arrangements", wie die Individualpsychologie sagt, stehen können. Oft genug wissen sie, welchen Zwecken ihre Symptome dienen und daß sie diese irgendwie „machen". Den Kindern, denen Phantasie und Wirklichkeit noch enge verschwistert sind, die vielleicht beides aus einer gemeinsamen Urform erst herausentwickeln, ist der dem Erwachsenen unerträgliche Konflikt, der bei Aufdeckung des Arrangements ausbrechen müßte, nicht als solcher gegeben; sie gestehen sich ihren Anteil an dem Zustandsbilde leicht ein. Man könnte nun davon sprechen, daß diese aktive Rolle beim Erwachsenen ins Unbewußte versinke oder sonstwie sich dieses Begriffes zur Erklärung der Neurose bedienen. Unentbehrlich ist er nicht; Adler meint, es handle sich mehr um ein Unverstandenes. Doch führen diese Erwägungen zu weit ab.

Wie der Neurotiker die „Krankheit" benützt, um sich zu entlasten, so führen Gesunde Momente an, die, wie Anlage, als unveränderlich und dem Einflusse des Willens oder der Selbsterziehung entzogen gelten. Man ist eben „von Natur" so und nicht anders. Oder man ist zu alt, sich zu ändern. Nichts irriger als dies. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand schließen derartige Änderungen aus.

Die Situationen nun, welche in dem Kinde das Gefühl der Minderwertigkeit aufkommen lassen, kann man nach zwei Gesichtspunkten unterscheiden. Erstens sind sie solche der Minderwertigkeit infolge individueller Beschaffenheit oder solche durch Einwirkung der Umgebung. Zweitens bestehen sie objektiv oder nur subjektiv durch die Einschätzung des Individuums. Für die weitere Entwicklung des Menschen ist es aber gleichgültig, ob die Minderwertigkeit objektiv oder nur subjektiv vorhanden ist. Denn auch die objektive Benachteiligung wirkt ungünstig auf die Charakterbildung nur dann ein, wenn sie als eine Minderung der Fähigkeit, die Lebensaufgaben zu lösen, gewertet wird. Ja, es kann sogar, wie schon erwähnt, gerade eine objektiv gegebene Minderwertigkeit den Anstoß zur erfolgreichen Kompensation geben, indem ein organischer Defekt durch Training ausgeglichen, durch Leistungen auf anderen Gebieten aufgewogen wird.

Ohne eine vollständige Aufzählung aller Anlässe zur Entstehung des Minderwertigkeitsgefühles anstreben zu wollen, möchte ich einige der typischen Situationen anführen. Es ist bemerkenswert und bildet eine gewisse Bestätigung der dargelegten Auffassung, daß Menschen mit auffallenden körperlichen Defekten anscheinend nur selten an schwereren neurotischen Leiden erkranken. Man versteht dies, wenn man bedenkt, daß ein auffallend zur Schau getragener Defekt — Krüppelhaftigkeit z. B. — an sich schon eine Enthebung von den Lebensaufgaben bedeutet und als solche

Digitized by Google

auch allgemein anerkannt wird. Leichte körperliche Mängel — z. B. Schielen, Kurzsichtigkeit, Schwäche u. a. m. — führen aber oftmals dazu, daß das Kind sich den anderen, vor allem den Geschwistern und Schulkameraden gegenüber benachteiligt fühlt und, insbesondere dann, wenn ihm derartige Mängel vorgehalten werden, oder auch, wenn es ihrethalben eine Sonderstellung, sei es infolge Mitleides und Schonung, sei es infolge Verspottung und Minderschätzung, einnimmt, den Schluß auf seine Unbrauchbarkeit, Unfähigkeit überhaupt zieht. Kränklichkeit in frühen Jahren, welche das Kind etwa von den Spielen der Gleichaltrigen ausschließt, wirkt in gleichem Sinne. Nicht darum verfällt solch ein Kind im späteren Leben der Neurose, weil es „eben immer schon schwach gewesen ist" oder weil „seine Nerven seit der schweren Krankheit sich nie mehr so recht erholt haben", und was der üblichen Redensarten mehr sind, sondern weil ihm die Schwäche seines kleinen Körpers, der, wie es wohl fühlte, nicht hergab, was der Wille forderte, den Mut, das Zutrauen zu sich selbst benahm; und weil man verabsäumte durch entsprechende erziehliche Beeinflussung den gefährdeten Lebensmut aufrecht zu erhalten.

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Stellung des Kindes in der Familie, insbesondere in der Geschwisterreihe. Es gibt exquisit gefährdete Stellungen; die des einzigen Kindes, die des erstgeborenen und die des jüngsten sind vornehmlich zu nennen. Die Zahl der jüngsten Kinder ist unter der Neurotikern verhältnismäßig sehr groß. Adler hat einmal bemerkt, daß diese Sonderstellung des Jüngsten dem Volksbewußtsein irgendwie bekannt sein müsse, denn es sei auffallend, wie das Märchen so oft das jüngste Kind zum Helden mache; darin drücke sich die zum Ansporn für Mehrleistungen werdende, ursprünglich schlechtere Position dieser Kinder aus. Immer schon, lange bevor es eine Klinik der Psychoneurosen gab, hat man gewußt, daß die „nervösen Zufälle" bei Frauen häufiger vorkommen als bei Männern. Und obzwar die Zahl der neurotischen Männer nicht klein ist, scheinen auch heute noch Frauen das Hauptkontingent zu stellen. Schon bei der Darlegung der Psychoanalyse habe ich bemerkt, daß dieses Faktum nicht im Sinne einer besonderen Disposition, Konstitution usw. des weiblichen Organismus ausgedeutet werden muß. Mag man eine „besondere Vulnerabilität der Frau" annehmen, so wäre für die Individualpsychologie darin so lange kein die Neurose erzeugender Faktor gelegen, als nicht die Frau diese ihre Beschaffenheit als Stigma ihrer Minderwertigkeit ansieht. Nun ist aber der Glaube an die Minderwertigkeit der Frau — er mag nun berechtigt sein oder nicht — zweifellos da und weit verbreitet; wie viele Eltern begrüßen das Neugeborene nicht, bewußt oder unbewußt, mit dem Gedanken: nur ein Mädchen! Und dieses „nur" verfolgt das Mädchen alle seine Jahre hindurch. Ich brauche nicht auszuführen, wie sehr heute noch in breiten Schichten die Erziehungsmöglichkeiten für Mädchen, die ihnen zugebilligten Berufe, das ihnen im Erwerb bevorstehende Einkommen, wie sehr überhaupt die Gesamtsituation des Mädchens in unserer heutigen Gesellschaftsordnung tatsächlich noch immer ungünstiger ist als die des Mannes. Dazu kommt, daß auch in der erotischen Situation die Frau ungünstiger gestellt scheint. Kurzum, es ist nicht verwunderlich, wenn sich das Leben vieler, fast möchte man sagen aller, Frauen an dieser Leitlinie orientiert, die etwa so zu beschreiben wäre: Nur dem Manne ist Erfolg beschieden oben zu sein; um Macht zu erlangen, muß man ein Mann werden. Die Frauenrolle wird abgelehnt und das — natürlich unerreichbare — Ziel gesetzt, so zu tun, als ob man ein Mann wäre. Diese Einstellung nennt Adler den „männlichen Protest". Die ihm zu Grunde liegende Überschätzung der Stellung des Mannes in jeder Hinsicht ist aber nicht nur für die Frau verhängnisvoll, sondern auch für den Mann, wenn er sich dem Männer-Ideal (das er in seinem Inneren, aus Kindheitserfahrungen gebildet, herumträgt) nicht gewachsen fühlt. Er wird dann der männlichen Rolle irgendwie ausweichen, natürlich so, daß seine „Männlichkeit" dabei anscheinend unbeeinträchtigt bleibt. Hier liegt z. B., indi-

Digitized by Google

vidualpsychologischer Lehre zufolge, die Wurzel der Homosexualität, die nichts anderes ist, als die radikale Abkehr vom Weibe, d. h. die restlose Ausschaltung jener Situation und Aufgabengruppe, in der sich der „Mann" in spezifischem Sinne als solcher bewähren müßte.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Lehre den Einfluß der Erziehung und der Umwelt unvergleichlich höher einschätzen muß, als jede andere, welche den konstitutionellen Momenten, den Erbfaktoren, der Anlage eine entscheidende Bedeutung für den Gang der individuellen Entwicklung zuschreibt. Daß in der Tat die Rolle der Umwelt für die Charaktergestaltung meist unterschätzt wird, scheint mir zweifellos und wird bei Erörterung der speziellen Charakterologie noch deutlich hervortreten. Zwei Momente innerhalb der frühkindlichen Erfahrung sind hier von eminenter Wichtigkeit. Erstens die Stellung der Eltern zu den Kindern, die Strenge oder Milde der Erziehung, deren Gleichmaß und Gerechtigkeit. Kinder haben ein feines Gerechtigkeitsgefühl, das vielleicht nicht immer so urteilt, wie das der Erwachsenen; aber Grundprinzip der Erziehung müßte es sein, daß sie vom Standpunkte des Kindes ausgeht, in jeder Beziehung. Wenn das Kind auf das Leben vorbereitet werden soll, darf man es nicht in Situationen bringen, die es nicht versteht und denen es daher nicht gewachsen ist; es ist zu fordern, daß dem Kinde mit den Mitteln seines Denkens und nach Maßgabe seines Weltbildes alle Forderungen, die an es herantreten, begreiflich gemacht werden. Die Autorität der Erzieher darf nicht aufgezwungen werden, sondern ist zu erwerben, aufzubauen. Auf Liebe und Verständnis einmal gegründet, mag sie dann späterhin Motiv in der erziehlichen Beeinflussung werden. Wie es beim hl. Paulus heißt: Ihr Väter, seid nicht scharf mit euren Kindern, auf daß sie nicht scheu werden. Das zweite Moment ist das Bild, welches das Kind durch Beobachtung des Lebens der Erwachsenen, also in erster Linie der Eltern, von der Stellung und allem Tun der Menschen erwirbt. So ist z. B. die Rolle des Vaters in der Familie von entscheidender Bedeutung; je überragender diese ist, je mehr ihm gegenüber die Mutter in den Hintergrund gedrängt und zu einer Art von Untergebenen gemacht wird, desto näher liegt die Gefahr, daß der „männliche Protest" in den Kindern überhandnehme.

Hier wird wiederum der Unterschied gegenüber der Psychoanalyse deutlich, die jene Rolle des Vaters auf Grund einer libidinösen, incestuösen, je nachdem hetero- oder homosexualen Bindung konstruieren will.

Damit glaube ich in großen Linien die wesentlichsten Thesen der Individualpsychologie, sofern sie für die Psychogenese der Neurose in Betracht kommen, dargestellt zu haben. Ihr Anspruch aber erstreckt sich, wie schon bekannt, viel weiter. Sie will nicht eine Lehre von der Neurosenentstehung, sondern eine der Charakterentwicklung schlechthin aufgestellt haben. Zwischen dem Neurotiker und dem „Normalen" kennt sie keine Wesensunterschiede, so wenig wie die Psychoanalyse. Während aber diese einen großen Teil der bestehenden charakterologischen Abstufungen auf vorgegebene, konstitutionelle Faktoren zurückführt, erscheinen sie der Individualpsychologie ausschließlich Produkte der durch die individuelle Erfahrung veranlaßten Zielsetzungen, den damit verbundenen Ausflüchten, Sicherungen usw. Letzten Endes ist die Lebensuntüchtigkeit des Neurotikers die Folge eines Irrtums, der freilich schwer zu vermeiden ist, da er in eine Zeit noch durchaus mangelnden Urteilsvermögens fällt. (Auch hierin zeigt sich der intellektualistische Zug der Individualpsychologie.) Diesen Irrtum aber begehen alle, verleitet von der allen Menschen anhaftenden Minderwertigkeit, die durch die spezifische Position des Kindes noch eine Verschärfung erfährt. Nur der Winkel sozusagen, den die individuelle Leitlinie mit der idealen, vollkommen dem Leben adäquaten einschließt, unterscheidet den „Gesunden" vom „Kranken", vom Neurotiker. Aus einem Irrtum geboren, ist die Neurose nach Adler recht eigentlich eine mangelhafte Technik des Lebens,

Digitized by Google

und die Aufgabe der Psychotherapie einfach die: jene Vorbereitung auf das Leben nachzuholen, welche widriger Umstände zufolge dem Kinde versagt geblieben.

V. Einige Beispiele psychoanalytischer und individualpsychologischer Charakterologie.

In diesem Abschnitte soll nun der Versuch gemacht werden, an einzelnen Charaktertypen zu zeigen, wie die Psychoanalyse und wie die Individualpsychologie sich die Entstehung dieser Charaktere denken. Ich verkenne nicht, daß Wiederholungen dabei unvermeidlich sind. Dennoch glaube ich, daß dieses Verfahren das geeignetste sein dürfte, um die theoretische Gegenüberstellung beider Lehren zu ermöglichen, durch konkrete Belege lebendig zu gestalten. Auch scheint es mir geboten, an ein paar Beispielen den umgekehrten Weg zu demonstrieren, welche Charaktertypen nach der einen und der anderen Anschauung aus bestimmten Bedingungen und auf welche Weise sie daraus hervorwachsen.

Bisher wurde von der „Neurose" oder „dem neurotischen Charakter" im allgemeinen gesprochen, als ob dies etwas durchaus Einheitliches wäre. Das ist in gewissem Sinne berechtigt. Die Klinik kennt verschiedene Formen von Neurose und ist bemüht, sie symptomatologisch voneinander zu scheiden, wenn auch mit nicht großem Erfolge; denn es vermischen sich nicht nur die Formenkreise, sondern wir können es auch erleben, daß bei ein und demselben Menschen sich zwei, klinisch anscheinend differente Neurosenformen ablösen. Der genetischen Betrachtungsweise der Psychoanalyse liegt eine scharfe Trennung der klinischen Bilder ferner, obwohl auch sie Unterschiede in den pathogenen Mechanismen und Voraussetzungen nach der Erscheinungsweise der Neurose annimmt. Noch weniger interessiert dieser Gesichtspunkt die Individualpsychologie, welche in den jeweiligen neurotischen Symptomen und deren Gruppierung nur das Korrelat bestimmter Zielsetzungen erblickt und Änderungen des klinischen Bildes auf Änderungen der Lebensbedingungen bezieht. So kann z. B. eine Neurose schwinden, wenn irgendwelche Forderungen wegfallen, oder sich umgestalten, wenn andere „Arrangements" sich als zweckdienlicher erweisen. So kenne ich den Fall einer heute 40 jährigen Frau, welche bis vor 5 Jahren an schweren Hemmungen litt, sich für unbegabt hielt und ihrem Berufe nur mit größter Anstrengung — sie ist Lehrerin — nachkam, dann eine zwei Jahre lange „neurasthenische" Phase durchmachte, während welcher hauptsächlich Organsymptome (Magen- und Kopfschmerzen usw.) im Vordergrunde standen, heute aber sich intellektuell ihren Aufgaben gewachsen fühlt, keine Organsymptome mehr zeigt, aber von religiösen Skrupeln bedrängt und durch Aggressivität und Empfindlichkeit in ungezählte Konflikte verwickelt wird, während sie früher den Menschen aus dem Wege ging. Man versteht das heutige Zustandsbild, wenn man weiß, daß ihr eigentliches Ziel ist, dem Berufe zu entgehen; erregt ihr die Stellung in der Schule ihres Glaubens wegen Bedenken, fühlt sie sich durch ihr Gewissen gezwungen, den Unterricht aufzugeben, gerät sie unaufhörlich in Schwierigkeiten mit Kollegen und Vorgesetzten und dadurch in Aufregungen, denen sie nicht gewachsen zu sein glaubt, so hat sie Gründe genug zur Hand, um den Entschluß, in Pension zu gehen, vor sich selbst zu rechtfertigen.

Trotzdem also in vieler Hinsicht in der Tat der „neurotische Charakter" etwas Einheitliches ist, wird niemand verkennen, daß es innerhalb der „Neurose" mannigfache Abwandelungen gibt. So schematisch, wie sich die Theorie anhört, ist die Praxis keineswegs. Den allgemeinen Rahmen, den ihm die Theorie an die Hand gibt, hat der Psychotherapeut je nach der individuellen Lage des einzelnen Falles auszufüllen. Die Gefahr der Schematisierung ist freilich da und vielleicht bei der Psychoanalyse,

Digitized by Google

deren Theorie weit mehr in die Einzelheiten geht, größer als bei der Individualpsychologie. Es ist hier nicht am Orte, psychopathologische Erwägungen in größerer Breite vorzutragen. Ich möchte nur an einem Symptom und an einem Symptomenbilde die Unterschiede der beiden Auffassungsweisen zeigen; ich wähle das Symptom der Angst.

Die Psychoanalyse findet in oder „hinter" jeder Angst alle je erlebten Angstsituationen, vor allem die primärste, die Geburtsangst. Die Einengung, Einklemmung des Neugeborenen in den Geburtswegen, vielleicht auch die mit der Umschaltung vom Plazentarkreislauf auf die Atmung als Quelle des Sauerstoffes verbundenen, augenblicklichen Atemschwierigkeiten erzeugen nach Freud einen Angsteffekt. Aber die Angst ist nicht nur, was sie erscheint, sondern sie ist genetisch gesehen ein Umwandlungsprodukt aus anderen Affekten, welche der Verdrängung anheimgefallen waren. Dies gilt vor allem von der in der Neurose herrschenden Angst, welche in der jeweiligen objektiven Situation keine Begründung findet und von den Kranken überdies sehr oft mit gar keinem Gegenstand in Zusammenhang gebracht werden kann, als ganz unbestimmt empfunden und nur gelegentlich an irgendwelche sich darbietende Scheinanlässe geheftet wird. Diese Angst ist ein Konversionsprodukt sexueller Libido. Es bleibt unklar, ob sie tatsächlich als verkappte Äußerung der sexualen Triebe zu denken sei, oder ob nur dem präformierten Angstmechanismus die im Sexualen nicht zur Auswirkung gelangten Energiequanten zufließen. Freud geht sogar noch weiter; da er die Angst bei objektiven Anlässen („Realangst") für unzweckmäßig hält, glaubt er, daß auch in dieser konvertierte Libido verborgen sei, u. zw. solche narzißtischer, also auf den eigenen Körper gerichteter Art. Wenn der Neurotiker an Angst leidet, so deshalb, weil seine Sexualtriebe durch die neurotische Verdrängung an ihrer wesenhaft geforderten Entfaltung behindert wurden, aber auch nicht zur Sublimierung gelangten. Die neurotische Angst ist also nur als Produkt, als Endglied einer Entwicklungskette zu begreifen. Soferne sie mit aktuellen Situationen zusammenhängt, so ist auch hier ein Verständnis nur auf dem Umwege über die Vergangenheit möglich. So kann z. B. Platzangst auftreten, wenn die freie Bewegungsmöglichkeit den Neurotiker in Gefahr brächte, der Sexualsphäre der Frau zu nahe zu kommen, welche Region ihm durch das Schuldgefühl, durch die Wirksamkeit der unerledigten frühinfantilen Sexualkomplexe verboten ist.

Auch die Individualpsychologie würde u. U. die Platzangst dahin verstehen, daß der Kranke der Sexualsituation und damit, sich auf weite Sicht sichernd, der Begegnung mit der Frau überhaupt ausweiche. Ihr erscheint aber die Angst als ein vorgegebener, biologisch-psychologischer Apparat, über dessen Genese sie sich weiter keine Gedanken zu machen braucht, und der nun in den Dienst der neurotischen Zielsetzung tritt. Etwa so, als ob der Mensch fragte: wie stelle ich es an, um am wirkungsvollsten die Ausschaltung nicht nur der erotischen Situation, sondern auch aller Vorstadien, die etwa dorthin leiten könnten, zu vollziehen? Der Umstand, daß die Angst ein eigentlich bei keiner Neurose fehlendes Symptom ist und ebenso die Neigung dazu dem neurotischen Charakter anhaftet, wenn auch keine manifeste Neurose besteht, ist darauf zurückzuführen, daß dieser Affekt Ausdruck der Unsicherheit, der Gefährdung, Einleitung der Fluchtreaktion ist. Die Situation des Neurotikers, der stets seinen überstiegenen Macht- und Prestigeanspruch zu verteidigen gezwungen ist, dabei aber fortwährend innerlich die Unhaltbarkeit seiner Position enpfindet, ist aber, wenn je eine, unsicher und gefährdet. Überdies eignet sich die Angst und die damit verbundenen Hemmungen vortrefflich, zwischen den Menschen und das ihm zugewiesene Feld seiner Tätigkeit Hindernisse zu legen, die um so überzeugender wirken, als naives Denken niemandem zumuten wird, einen so peinlichen Zustand, wie es die Angst ist, selbst „gemacht", arrangiert zu haben. Außerdem wirkt Angst auch als Sicherung dadurch, daß sie den Menschen, der von

Digitized by Google

der Fiktion seines Heldentums getragen ist, warnt; sie sagt eigentlich: gib du nur acht, du könntest, tollkühn wie du bist, dich in unabsehbare Gefahren stürzen. Natürlich steht im Hintergrunde das Minderwertigkeitsgefühl, das den Menschen an seinem Heldentum zweifeln und daher jeder Bewährung ausweichen läßt. (Natürlich „macht" der Mensch nicht unmittelbar Angst; aber irgendwie hat er den Hebel, der den Angstmechanismus betätigt, zur Hand. Schließlich ist es allgemein bekannt, daß man sich in Affekte hineinreden, hineinsteigern, hineinagieren kann, was auch nur dann möglich ist, wenn die affektiven Apparate dem Willen in irgendeiner Weise zugänglich sind.)

Man sieht also: für beide Theorien ist die phänomenal gegebene Angst „eigentlich" etwas anderes; für die Psychoanalyse konvertierte Libido, für die Individualpsychologie zwar Angst, aber nicht so recht Angst, bei der man fragen müßte: wovor?, als eine, welche die Frage fordert: wozu? Wie es denn überhaupt in der Natur dieser Anschauung liegt, daß sie bei allen Verhaltungsweisen des Menschen die Frage nach ihrem Sinne, d. h. ihrem Ziele stellt.

Als Beispiel eines Symptomenkomplexes wähle ich die Zwangsneurose. Was Zwangserscheinungen sind, ist sattsam bekannt: Gedanken, Bilder, Handlungen, Impulse, die sich dem Menschen aufdrängen, unabweislich und doch mit dem Merkmal des Fremden, nicht Gewollten, gegen alle Anstrengungen, sie zurückzudrängen, sie nicht zu denken. Dieses Moment des Zwanges verlangt vor allem eine Erklärung: in zweiter Linie auch der Inhalt der betreffenden Phänomene. Der psychoanalytischen Lehre nach stammt die „Energie", mit der sich der Zwangsgedanke durchsetzt, aus verdrängten Trieben. Deren Energie ist es, die ihrer wesensgemäßen Umsetzung durch Verdrängung der zugeordneten Triebrepräsentanzen entzogen, in den Zwangserscheinungen die triebhaft angestrebten Gegenstände in entstellter Form dem Bewußtsein aufdrängt. Aber die Verdrängung hat zur Folge, daß der den Trieb erfüllende Gegenstand nicht mehr als Zielpunkt eines Strebens, eines Handelns präsentiert wird, sondern in gedankliche, vorstellungshafte Gestalt verkleidet. Damit ist der Inhalt der Zwangsgedanken erklärt, „hinter" dem, wie die Analyse ergibt, eben jene Triebgegenstände sich verbergen. Der Zwangscharakter resultiert weiter aus dem Gegenwirken des Bewußtseins, bzw. der Zensur, gegen die verdrängten Triebenergien. Das Merkmal des an der Produktion dieses Gedankens Unbeteiligtseins, des nicht zur eigenen Persönlichkeit Gehörigseins ist der Ausdruck dafür, daß das zensurierende Ich versucht, sich dieser Triebe zu entledigen oder sie zumindest nicht anzuerkennen. Diese Triebe nun gehören einer sehr primitiven Triebstufe an; sie sind ihrer Natur nach sadistisch-anal-homosexuell (das von der Psychoanalyse hierfür beigebrachte Material kann natürlich nicht wiedergegeben werden). Den aktuellen Anlaß zum Ausbruch der Zwangsneurose findet man stets in einem erotischen Konflikt, welcher infolge der ungelösten frühinfantilen Einstellungen nicht bewältigt werden kann, und infolgedessen die Regression auf die frühere Triebphase herbeiführt.

Wiederum sind Individualpsychologie und Psychoanalyse in dem einen Punkte gleicher Meinung, daß nämlich die Neurose an einen aktuellen Konflikt sich anschließe. Freilich sehen sie den Grund zur Unlösbarkeit dieses verschieden. Denn für die Adler'sche Lehre ist es nicht eine, letzten Endes doch nach dem Schema organismischer Apparate gedachte Hemmung oder dergl., die im Spiele ist, sondern der Kranke will das Problem nicht lösen, weil dieser Versuch die Gefahr der Entschleierung seiner Minderwertigkeit mit sich bringt. Diese Auffassung leuchtet m. E. in vielen Fällen unmittelbar ein. Folgender Auszug einer eigenen Beobachtung dürfte diese Behauptung belegen.

Frl. Y., 42 Jahre alt, hatte sich mit 17 Jahren verliebt, ohne daß der Mann diese Neigung erwiderte. Trotzdem hielt sie ihm — oder sich — 12 Jahre lang die Treue,

Digitized by Google

ließ sich in keine weiteren Beziehungen ein und dachte später überhaupt nicht mehr an Liebe und Ehe. Als sie 35 Jahre alt war, heiratete aber ihre um 2 Jahre jüngere Schwester. Die Kranke befand sich damals auf dem Lande; sie begann nachzudenken, daß doch auch sie heiraten, für ihre Zukunft sorgen sollte. Diese Überlegungen beschäftigten sie fünf Wochen lang. In dem Augenblicke, als sie, im Begriffe, in ihre Heimatstadt zu reisen, den Fuß auf die Treppe des Eisenbahnwagens setzte, überfiel sie ein Zwangsgedanke, der sie von da an durch 7 Jahre unaufhörlich verfolgte: sie könnte ein kleines Kind töten. Fragt man, was durch diese, mit heftiger Angst verbundene Zwangsvorstellung erreicht werde, so sieht man sofort, daß dadurch die Ehe hintertrieben wird. Heiraten, meint die Kranke, habe nur einen Sinn, wenn man auch Kinder habe. Wie aber, geht die unausgesprochene und auch uneingestandene Überlegung weiter, wie aber kann ich Kinder haben, wenn ich doch getrieben werde, eines zu töten. Dadurch ist nun die Kranke von der Lösung des Problems nicht nur der Ehe, sondern ihrer weiteren Lebensgestaltung in gültiger Weise enthoben. Warum sie zur Eheschließung den Mut nicht aufbringt, wird bei Besprechung der individualpsychologischen Ansicht von der Psychologie der Frau überhaupt später erörtert werden können. Ich kann auf die weiteren Zusammenhänge dieses Falles nicht eingehen. Nur das sei bemerkt, daß die 12 jährige Treue gegenüber der Jugendliebe ebenfalls nur als Ausdruck der Flucht vor erotischen Beziehungen und vor der Ehe zu verstehen ist.

Man sieht an dieser Beobachtung, wie zweckmäßig die Zwangsvorstellung dem wahren Ziele der Kranken angepaßt ist. Unter Umständen liegt das Material der Zwangsvorstellungen sozusagen vorbereitet da, und der Kranke braucht es nur aufzugreifen. Dies ist vielfach der Fall, wo es sich um Zwangsvorstellungen religiösen Inhaltes handelt, so um das Skrupulantentum. Dieses leitet auch zu Charakteren hinüber, welche schon in der Breite des „Normalen" liegen. Friedrich Heiler meint (in seinem „Wesen des Katholizismus"), die katholische Lehre mache, da sie Gesetzesreligion sei, ihre Anhänger zu Skrupulanten; das Skrupulantentum sei sozusagen eine „katholische Krankheit". Nichts ist unrichtiger; solche Meinung kann nur bei völliger Unkenntnis der Neurosenpsychologie vertreten werden. Allerdings hängen Gesetzesreligion und Skrupulantentum zusammen; es gibt die gleiche Erscheinung bei streng orthodoxen Juden. Aber dieser Zusammenhang ist so zu konstruieren: ein Mensch, der — man verzeihe diese Ausdrucksweise — Schwierigkeiten braucht, die ihn von der Lösung irgendwelcher Aufgaben abzuhalten stark genug sind, und der religiös ist, wird sehr leicht das Material für seine neurotischen Arrangements aus jener Sphäre beziehen, welche ja für seine Denkungsweise von kardinaler Wichtigkeit ist. Wenn eine gültige Beichte abgelegt, den Geboten gehorcht zu haben, die Glaubenssätze anzuerkennen für das Seelenheil von entscheidender Bedeutung, wenn das Wichtigste für den Menschen das Heil seiner Seele ist — wie sehr muß nicht ein Mensch in allem und jedem Tun durch religiöse Skrupel, Glaubenszweifel usw. behindert sein. Überdies drückt ja der Skrupulant durch seine übertriebene Gewissenhaftigkeit, die nur eine solche scheint, aus, wie sehr seine Seele an Ernst und Eifer den anderen überlegen sei. Und schließlich, wer die Gewohnheiten dieser Leute kennt, weiß, wie es ihnen gelingt, sich der Person ihres Seelenführers zu bemächtigen, wie sie ihn mit Hilfe ihrer Gewissensangst zu versklaven verstehen. Im Grunde sieht die Sache nicht viel anders aus als bei dem oben angeführten Falle von Waschzwang. Mit anderen Worten: Der Skrupulant ist ein Neurotiker, der sich, wäre er nicht zufällig katholisch, nach anderen, ebenso wirksamen Arrangements umsehen würde, der aber diese Neurosenform um so eher ergreifen wird, weil dadurch seine Symptome in seinen Augen geradezu eine gewisse Weihe erhalten.

Übrigens gibt es ganz ähnliche Zustände auch auf nicht religiösem Gebiete, welche von der folie du doute bis zur Unentschlossenheit des Alltags sich nüancieren.

Digitized by Google

Im Bereiche des Normalen sei die Auffassungsweise der beiden Lehren zunächst an den charakterologischen Eigenheiten der beiden Geschlechter illustriert. Es ist für die Individualpsychologie kennzeichnend, daß sie alles das, was wir gemeinhin als spezifische Merkmale des weiblichen Charakters als mit dem Wesen der Frau mitgegeben anzusehen gewohnt sind, ebenfalls nur als Reaktionsbildungen gegen bestimmte Umweltsbedingungen auffaßt und sohin spezifische Geschlechtsunterschiede eigentlich zu bestreiten geneigt ist. Darin liegt sicherlich mehr Wahrheit, als es im ersten Augenblicke scheinen mag. Einiges zur Genese des weiblichen Charakters habe ich oben schon angemerkt. Nach Adler wird er beherrscht vom „männlichen Protest", von der Ablehnung der naturgegebenen Frauenrolle und zwar vor allem deswegen, weil die übliche Anschauung und die soziale Struktur in der Tat dem Manne eine bevorzugte Stellung zuerkennen. Das Mädchen, das in dem Gefühle „nur ein Mädchen" zu sein aufwächst, das die mehr untergeordnete Rolle der Hausfrau, die geringen Erfolge — im Durchschnitt — der beruflich tätigen Frau, die anscheinend bessere Position des Mannes hinsichtlich der sexuellen Probleme usw. in sich aufnimmt, wird einem Gefühle der Minderwertigkeit, das sich an das Frau-Sein bindet, schwerlich entgehen. Daraus läßt sich mancher Zug weiblichen Wesens gut verstehen. Wenn man z. B. vielfach beobachtet hat, daß den Frauen mehr „Intuition", so auch mehr „instinktive" Menschenkenntnis eigne als Männern, so könnte man sagen: da die Frauen stets eine Position zu verteidigen haben, welche, aufgebaut auf der Fiktion des Nicht-Frau-Sein-Wollens, immer gefährdet sein muß, werden sie alle Fähigkeiten, die der Sicherung dienen, entwickeln und üben. So auch jenen „Instinkt", der zweifellos im Kinde vorhanden, beim Manne in der Regel durch die Reflexion, oft mangelhaft, ersetzt wird. Außerdem liegt es im Interesse der Frau, die ihren intellektuellen, d. h. heute noch immer vorwiegend dem Manne vorbehaltenen, Fähigkeiten mißtraut, ihre Leistungen auf ein nicht-intellektuelles Gebiet zu verlegen. Sie macht sich dabei das verbreitete Vorurteil von dem mehr gefühlsmäßigen Leben der Frau zunutze. Dieser Gefühlsreichtum, die leichte Verletzlichkeit, die Launenhaftigkeit usw., die man manchmal den Frauen vorwirft — als ob es nicht genug Männer gäbe, die ihnen reichlich nahekommen in diesem Punkte — wird verständlich, wenn man diese Züge als nützliche Mittel des Schwachen betrachtet, sich einer, wenn auch nur scheinbaren Machtposition zu versichern. Die zahllosen Witze, welche schildern, wie die Frau mittels ihrer Schwäche ihre Wünsche durchzusetzen versteht — Ohnmachten, Tränen usw. — haben so unrecht nicht. Auch auf manches „Martyrium der Frau" fällt ein eigenes Licht. Das Martyrium ist das Heldentum des Schwachen. Der seiner Aggressionswaffen beraubte Krieger bewährt sein Heldentum im Ertragen der Marter. Wer in Überkompensation seiner vermeintlichen Minderwertigkeit das Bedürfnis nach Heldentum in sich trägt, ohne die inneren und äußeren Möglichkeiten ein Held wirklich zu sein, kann den Ausweg eines — oft genug recht durchsichtig — arrangierten Martyriums wählen. (Ein anderer Ausweg ist der des Verbrechers, auf den wir noch zu sprechen kommen.)

Gemäß ihrer Überzeugung, daß ursprünglich alle Menschen „gleich", zumindest in weitem Ausmaße gleich befähigt seien, erklärt sich die Individualpsychologie die faktisch vorhandene Inferiorität der Frau auf vielen Leistungsgebieten aus dem durch die frühzeitig eingepflanzte Überzeugung ihrer Minderwertigkeit bedingten Mangel an Mut. Entmutigung macht aber auch das beste Training mehr weniger wirkungslos. Übungen, an die man mit der tiefinnerlichen Überzeugung herantritt, daß ein durchschlagender Erfolg nie zu erzielen sein werde, führen zu keinem befriedigenden Resultate. Viele Gründe, welche von Männern und Frauen — denn diese übernehmen ja zu ihrem Unglück diese aus der männlich orientierten Kultur geborene Ansicht — vorgebracht werden, um die Unterlegenheit der Frau zu erweisen, sind freilich nur Scheingründe. Nimmt man z. B. etwa ein großes Referatenorgan eines

Digitized by Google

Wissensgebietes zur Hand, zählt man alle von Männern und Frauen veröffentlichten Arbeiten und klassifiziert man sie, so gut es geht, so findet man, daß die Zahl der ersteren noch immer hinlänglich überwiege, um die Seltenheit hervorragender Leistungen weiblicher Forscher rein statistisch erklärlich zu machen.

Wenn man immer die Frauen als das „schwache Geschlecht" bezeichnet hat, so war das insofern richtig, als sie durch ihre Position von Anbeginn an gezwungen waren, ihr Prestige mit den Mitteln der Schwäche zu wahren. Darum auch, und nicht wegen etwaiger objektiver intellektueller oder sonstiger Minderwertigkeiten, ist es auch richtig, wenn man die Frauen große Kinder geheißen hat. Nicht weil sie sich weniger entwickelt haben als die Männer, sondern weil ihre Position jener der Kinder gleicht, und sie daher mit ähnlichen Mitteln operieren wie diese.

Die „Tatsache" der männlichen Überlegenheit konnte auch der Psychoanalyse nicht entgehen, nachdem einmal die Adler'sche Lehre mit solchem Nachdrucke darauf hingewiesen, und den Zug „nach oben", den „männlichen Protest" zu einem Grundpfeiler ihres Systems gemacht hatte. Denn, wie schon bemerkt, es sind nicht nur die Frauen, denen die so allgemeine Überschätzung des Mannes und der Männlichkeit zum Unheile wird. Auch der Mann, dem in Gestalt eines überragenden Vaters — überragend sei es durch Leistung, Stellung oder sei es durch Brutalität, Strenge, Tyrannentum, Vergötterung seitens der Gattin usw. — frühe ein ungeheuerlich überstiegenes Ideal von „Mann-Sein" vor Augen gestellt wurde, und der aus irgendwelchen Gründen an seiner Männlichkeit, an seiner Fähigkeit, diese Protagonistenrolle wirkungsvoll zu spielen zweifelt und verzweifelt — auch er wird sich aller jener Kniffe bedienen, die ihm der „männliche Protest" eingeben kann. Hierher gehört die in verschiedensten Masken auftretende Angst vor der Frau, d. h. die Befürchtung, nicht als „voller Mann" dazustehen. Dem Mechanismus derartiger Strebungen gemäß, kann auch die Entwertung des Partners die gleichen Dienste tun. Von hier aus fällt Licht auf die Charaktere des hartnäckigen Junggesellen und Frauenverächters nicht minder als auf die der Feministen, der Don Juan u. a. Ohne des Näheren darauf einzugehen, weise ich auf die bedeutsamen Aufklärungen hin, die über die Prostitution und ihren Personenkreis durch individualpsychologische Betrachtung erlangt wird.

Die Psychoanalyse meint nun „hinter" dieser Erscheinung des männlichen Protestes, des Dranges nach oben, des Machtwillens sexuelle Triebkräfte vermuten zu sollen. Und so erscheint ihr als wesentlicher Grundzug der „Kastrationskomplex" des Mannes, die Angst um die anatomische Intaktheit der Geschlechtsteile. Sie vermag in der Tat darauf hinzuweisen, daß vielfach in den kindlichen Erlebnissen Bedrohungen dieser Intaktheit, sei es aus Dummheit der Erzieher, sei es aus freilich unverständigen pädagogischen Absichten vorkommen. Diese wirken dann pathogen. Bei dem Mädchen tritt an Stelle der Kastrationsangst der „Penisneid", indem sich ihm der anatomische Unterschied als eine Beeinträchtigung, Verkürzung des eigenen Körpers darstellt. Auch diese Beobachtung ist richtig. Fraglich ist es, ob die Deutung recht hat, ob überhaupt die Rede von dem „hinter etwas stecken" einen Sinn haben kann. (Übrigens muß angemerkt werden, daß die Psychoanalyse sich mit der Frage der charakterologischen Geschlechtsdifferenzen wenig befaßt hat.) Es ist auch sehr die Frage, ob die Bedeutung solcher Reminiszenzen, denen man ja in der Tat bei den Neurotikern wie bei Normalen oft genug begegnet, in ihnen selbst und nicht viel mehr in der Art und Weise gelegen ist, wie sie benutzt werden. Adler sagt: Der Neurotiker leidet nicht an Reminiszenzen, sondern er macht sie. Und wenn man vorurteilsfrei das Leben der Menschen betrachtet, so wird man, glaube ich, inne werden, daß jeder das erinnert und unterstreicht, was in irgendeiner Weise sich seinem Lebensplan, seiner individuellen Leitlinie einfügt, sie zu stützen und zu begründen geeignet ist.

Digitized by Google

Eine systematische Charakterologie, in dem Sinne, daß die Psychogenese bestimmter, empirisch wiederkehrender Typen aufgezeigt würde, ist weder von der Psychoanalyse noch von der Individualpsychologie ausgearbeitet worden. Die letztere hat allerdings gewisse typische Korrelationen zwischen Kindheitssituation und Charakter aufzuzeigen versucht. Ich erinnere an die Bedeutung der Stellung in der Geschwisterreihe. Das älteste Kind fühlt sich in seiner Machtstellung durch die Konkurrenz oft genug bedroht (Alles dreht sich um den Balg, sagte mir ein neunjähriges Mädchen in bezug auf ein noch nicht einjähriges Brüderchen) und sieht sich dadurch nicht selten, insbesondere wenn ein gewisser Abstand es von dem nachfolgenden trennt, veranlaßt, die Partei der Macht zu ergreifen, mit der Autorität — scil. den Eltern — zu paktieren und wird vielleicht zeitlebens Züge von Autoritätsglauben, von Konservativismus u. dergl. aufweisen, während jüngere und jüngste Kinder oft genug zu Revolutionären prädestiniert erscheinen. (Ihre Rebellion kann sich freilich hinter zuweilen neurotischen Masken verstecken.) Jüngste Kinder suchen entweder durch Mehrleistungen ihre Stellung zu verbessern oder, wenn es ihnen an Mut gebricht, durch die Mittel der Schwäche, durch Krankheit, Hilfsbedürftigkeit, Festhalten der Kindersituation u. dergl. eine Position scheinbaren Vorranges zu erzwingen.

Interessant ist die Auffassung, welche die beiden Lehren von den auf Besitz abzielenden Verhaltungsweisen des Menschen entwickeln. Nehmen wir den extremen Fall des Geizes. Der Adler'schen Deutung zufolge ist auch hierin nur eine Ausdrucksform des Machtwillens zu sehen. Das Wort, daß Besitz Macht sei, deckt diesen Zusammenhang auf. (Nebenbei: daß Wissen Macht bedeute, findet ein Korrelat in der Indiskretion und der spürenden Neugierde, mit der Manche den Angelegenheiten ihrer Mitmenschen nachforschen, von der getrieben sie Briefe öffnen, jedes Geheimnis der anderen als eine Art persönliche Kränkung betrachten, was sie oft hinter der Maske mißachteten Wohlwollens u. dgl. zu verbergen vermögen.) Die allen Menschen innewohnende Sucht, der Erste zu sein, der Trieb nach oben, nach der beherrschenden Position, macht sie gierig und geizig. Geiz ist ja nie nur Behaltenwollen, sondern immer auch Mehrhabenwollen. Neid und Geiz sind nahe Verwandte.

Die Psychoanalyse hinwiederum sieht die Genese des Geizes anders. Ihr ist er ein Zug im Charakterbilde des „Analerotikers". Wir sahen, daß die anale Zone erogene Qualitäten besitzen soll, die als Partialtrieb in die Gesamtsexualität eingehen. Auf dieser Möglichkeit der Lustgewinnung beruhe die Neigung der Kinder, den Stuhl zurückzuhalten und das Interesse, das sie dieser Funktion zuwenden. Nun sei der Stuhl sozusagen der erste „Besitz" des Kindes, Urbild jeglichen Besitzes überhaupt. Persistiert nun, unvollkommen zur endgültigen Sexualität verschmolzen dieser Partialtrieb, ohne daß doch seine originäre Bewußtseinsrepräsentanz, der von Sitte und Erziehung angeleiteten Zensur wegen, geduldet werden könne, so trete nach der angedeuteten Analogie an Stelle der Fäkalien das Geld, der Besitz. Auch an diesem Beispiele sieht man klar die retrospektiv-kausale Denkweise der Psychoanalyse, die final-prospektive der Individualpsychologie.

Übrigens darf hier angemerkt werden, daß die Tatsache des Geben-könnens für den Menschen von kardinaler Wichtigkeit ist. Wer nichts zu geben hat, ist niemand. Das Einzige, was ein kleines Kind zu geben vermag, ist seine Liebe, ist die Äußerung dieser in der Zärtlichkeit. Wird diese zurückgewiesen, so entsteht allzu leicht in der jungen Seele ein Gefühl des Nichts-Seins, der Minderwertigkeit mit allen seinen Konsequenzen. Und da der Mensch nirgends mehr er selbst ist, nirgends mehr sein Eigenstes zu verschwenden gesonnen ist, als in der Attitüde der Liebe, ist es verständlich, daß die Hemmung dieser die Lebenssicherheit und das Gemeinschaftsgefühl an deren tiefster Wurzel angreift; sie schließlich so sehr bedroht, daß das bei aller Übersteigerung der Ichsucht noch immer im Neurotiker lebendige Ge-

Digitized by Google

meinschaftsgefühl schließlich radikal negiert und in sein Gegenteil verkehrt wird. So entsteht, individualpsychologisch gesehen, der Verbrecher. Den „geborenen Verbrecher" kennt natürlich die Adler'sche Lehre nicht; jeder ist es geworden. Und geworden durch das Tun, wenn schon nicht die Schuld der anderen. Folgerichtig leitet hier die Individualpsychologie zu dem Gedanken einer Heils- und Schuldsolidarität der Menschheit hinauf, wie er in der Kirche nicht minder als in den Werken Dostojewski's gelehrt wird. Vielleicht an keiner Stelle des Systems wird zugleich der tiefgründige Optimismus, das absolute Vertrauen in die fundamentale Güte der menschlichen Natur in gleichem Maße offenbar. Verbrechen kann man verhüten, nicht durch Zwangserziehung und Jugendstrafhäuser, sondern durch Menschenliebe und Weisheit. Verbrecher kann man zur Umkehr bewegen, nicht durch Freiheitsstrafen und hartes Lager, sondern durch verständige Erziehungsarbeit auch am Erwachsenen. Denn alle psychotherapeutische Bemühung bedeutet letzten Endes nichts anderes, als: dem Menschen jene Vorbereitung auf das Leben, d. h. auf die Einordnung in die Gemeinschaft, nachträglich zu geben, die seine Kinderjahre ihm zu geben verabsäumten. Freilich wird die Aufgabe einer Psychotherapie am kriminellen Menschen ungleich schwieriger sein, als die am Neurotiker, weil jener den Bruch mit der Gemeinschaft de facto und nicht nur in der Fiktion vollzogen hat. Dennoch kann gerade die Psychologie des Verbrechers uns lehren, wie unausrottbar das Gemeinschaftsgefühl im Kern des Menschwesens verwurzelt ist, wie es, seiner normalen Anknüpfungen beraubt, sich Surrogate schafft in Bandenbildungen und ähnlichen Strukturen.

Eine eigentliche psychoanalytische Theorie des Verbrechers existiert m. W. nicht. Man wird aber annehmen dürfen, daß auch in diesem Falle die Konstruktion nach den anerkannten Prinzipien geschähe, daß also besondere Triebeinstellung anzunehmen wäre. In erster Linie müßte man an den Aggressionstrieb denken, der als Partialtrieb der Sexualität figuriert, und dessen mangelhafte Verarbeitung im Wege des Verbrechens ihn seine Triebziele suchen ließe.

Wir besitzen aus der Feder mancher Anhänger der psychoanalytischen Richtung charakterologische Studien über einzelne historische Persönlichkeiten. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Struktur dieser Charaktere nach psychoanalytischer Auffassung darzustellen und mit individualpsychologischen Interpretationen zu vergleichen. Indes ist es außerordentlich schwer, solch eine Psychoanalyse in kurzem zu resümieren, und es würde ein solcher Versuch denn doch die gebotene Beschränkung allzu sehr außer acht lassen. Vielleicht wird sich eine andere Gelegenheit ergeben, diese Parallelen zu ziehen.

Ebenso wäre es verlockend, über andere Probleme noch zu handeln, denen insbesondere die Individualpsychologie ihre Aufmerksamkeit geschenkt hat: etwa die Frage nach der „Begabung", nach Verwahrlosung, nach gewissen Kinderfehlern usw. So aufklärend aber diese Erörterungen an sich wären, glaube ich davon Abstand nehmen zu sollen. Erstens ist es vielfach nicht möglich, die Parallele von Psychoanalyse und Individnalpsychologie durchzuführen. Zweitens würden wir doch allzu weit in das Gebiet auch des Somatisch-Pathologischen (siehe z. B. Kinderfehler) hineingeraten.

So mögen denn die hier mehr weniger lose aneinandergereihten Bemerkungen zur Illustration der beiden Theorien genügen. Zu deren allgemeiner Charakteristik seien noch wenige Sätze angefügt.

VI. Schluß.

Der Umstand, daß zu gleicher Zeit über ein und dasselbe Problem — zunächst der Neurosenentstehung, sodann der Charakterbildung überhaupt — zwei doch in ge-

Digitized by Google

wissem Sinne gegensätzliche Theorien aufgestellt wurden, muß zu der Meinung drängen, es liege hierin mehr als bloß ein Unterschied zwischen Lösungsversuchen irgendeiner, mehr weniger zufälligerweise aktuell gewordenen Frage. Offenbar ist die Frage irgendwie mit der Gesamtmentalität der Zeit verhaftet. Und es müssen auch die Diskrepanzen wie die Gemeinsamkeiten beider Theorien irgendwie aus solcher Mentalität heraus verstanden werden können. Freilich ist dies eine Aufgabe viel weiteren Umfanges, als daß sie innerhalb des hier gestellten Problemkreises erörtert werden dürfte. Doch seien einige Worte gestattet, weil derartige Betrachtungen vielleicht geeignet sein mögen, zu dem angestrebten übergeordneten und einheitlichen Standpunkt hinaufzuleiten, von dem aus Psychoanalyse wie Individualpsychologie als Abhandlungen einer oder der einen Theorie seelischen Geschehens erfaßt werden könnten.

Zwei große Gesichtspunkte sind beiden Lehrsystemen gemeinsam: die Anschauung von der bestimmenden Wirksamkeit der individuellen Vergangenheit für die Verhaltungsweisen des Menschen und die Meinung, daß zwischen Charakter und Schicksal mehr als zufällige Zusammenhänge beständen. Zwar ist sowohl die Bewertung der Vergangenheit bei der Psychoanalyse und der Individualpsychologie, wie gezeigt, je eine andere, als auch sehen die beiden Theorien die Verknüpfung von Schicksal und Charakter in anderem Lichte. Der Psychoanalyse ist das Schicksal ein — oder wenn man die konstitutionellen Momente einbeziehen will — das den Charakter determinierende Moment. Für die Individualpsychologie gilt außerdem: bestimmte Charaktere haben bestimmte Schicksale. Denn ein nach einer einmal festgelegten Leitlinie orientiertes Leben kann, wie immer äußere Umstände sich gestalten, nur im Sinne dieser Linie verlaufen. Wo die Lebensbedingungen die fiktiven Ziele (besser: die einer Fiktion angepaßten Ziele) zu bedrohen scheinen, wird der Mensch das Seine tun, um diese zu sichern, und sei es um den Preis seines Glückes, seiner Gesundheit, sonstiger Güter. Die Psychoanalyse wird sagen: ein so und so beschaffener, gewordener Mensch reagiert notwendigerweise in dieser oder jener Art; die Individualpsychologie: ein Mensch, der das oder jenes will, wird das oder dieses tun. Einer, der immer „Pech hat", ist nicht immer der Spielball eines launenhaften Geschickes oder der Tücke des Dämons. Er kann sein Pech ebensogut „arrangieren" wie ein Neurotiker seine Symptome. Daß er zu spät kam, eben zu spät, wozu immer, wenn es sich um eine Möglichkeit handelt, sein Schicksal zu wenden, daß er gerade dann ausglitt und in den Straßenkot fiel, als er zu einer entscheidenden Unterredung ging, an dem Tage heiser wurde, als er öffentlich auftreten sollte, damals Nasenbluten bekam, als ihm die Einführung in einer viel versprechenden Gesellschaft winkte — alles dieses konnte er „machen". Die psychotherapeutische Erfahrung lehrt uns, wie oft „gemacht" wird, was dem Außenstehenden wie dem unglücklichen Betroffenen als unverdientes Pech erscheinen muß. Und in zahlreichen Fällen leuchtet es auch plötzlich dem Kranken — wenn anders man hier von Krankheit überhaupt sprechen darf, — auf, daß er es ist, der Symptome wie unglückliche Zufälle erzeugt, ja es kommt ihm, und nicht zu Unrecht, oft genug vor, als hätte er das dunkel doch schon irgendwie immer gewußt. So kann man sagen, der Neurotiker — oder wer sonst „Arrangements" trifft — handelt nicht nur so „als ob" er seine Erscheinungen wollte, sondern er will sie wirklich, da man die Mittel will zu dem gewollten Zwecke. Aber er weiß nicht oder nicht immer, was er will, er versteht es nicht.

Nun mag der trotz aller Annäherungen tiefgreifende Unterschied zwischen individualpsychologischer und psychoanalytischer Betrachtungsweise noch deutlicher werden. Der, der will, das ist die ganze ungeteilte und unteilbare Persönlichkeit bzw. die hinter ihr stehende Person, welche irregeleitet durch falsche Erkenntnis, durch verfehlte Wertungen ihre Leitlinie verkennt. Sie irrt, aber sie ist frei. Vielleicht nirgends wird einem die Freiheit menschlichen Willens so unmittelbar überzeugend, als in jenem Augenblicke im Laufe einer psychotherapeutischen Behandlung, in dem

Digitized by Google

der Kranke, von der Einsicht in die Wahrheit erleuchtet, den Irrtum seines Tuns erkennend, das Steuer seines Lebens herumreißt und neuen Zielen zuzustreben beginnt. Ich will nicht etwa sagen — was widersinnig wäre — es sei damit ein „Beweis" für die Freiheit des Willens erbracht; aber solche Erlebnisse befestigen dennoch, wie vielleicht keine, die Überzeugung, daß es solche Freiheit gibt.

Es ist unverkennbar, daß die Individualpsychologie, wiewohl vollkommen unabhängig entstanden, von anderen heute aufstrebenden Richtungen der Biologie nicht minder als der Geisteswissenschaften, derselben Gesamtattitüde entspricht wie jene. Die Idee der Totalität, der Ganzheit, der Gestalt und wie sie sonst sich noch in den verschiedenen Disziplinen und Lehren benennen mag, steht auch im Hintergrunde des individualpsychologischen Denkens. Es ist dieses grundsätzlich jeder atomisierenden und somit additiven Betrachtungsweise feind. Man kann sogar sagen, daß — gleichgültig ob dies bemerkt, oder wenn, ob es eingestanden wird — individualpsychologische Gedankengänge nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, den Einheitsgedanken, Ganzheitsgedanken in der Medizin sowohl als theoretischer Wissenschaft wie auch als praktischer Kunst mehr und mehr in den Vordergrund zu rücken.

Ganzheitsbetrachtung und Annahme diskreter Elemente schließen einander aus. Die Psychoanalyse ist aber, wie gezeigt wurde, durch ihre energetische Grundanschauung zur Annahme derartiger diskreter Elemente im Seelischen gezwungen, wenn anders ihre „Psychoenergetik" Sinn und Halt haben soll. Wo immer sie den Begriff der Totalität einführen will, wann immer sie glaubt, von „Person" und „Ich" im Sinne einer Ganzheit sprechen zu dürfen, verläßt sie ihren eigenen Boden und widerspricht sich selbst. Daß diese Lehre sich Psychoanalyse nennt, ist nicht ohne tiefere Bedeutung. Daß manche Anhänger glauben, die Methode durch eine Psychosynthese ergänzen zu sollen und zu können, zeigt, daß sie die innere Unhaltbarkeit eines rein analytischen Verfahrens, angewendet auf ein lebendiges Ganzes, irgendwie spüren, aber auch, daß sie glauben, in Verkennung des Wesens echter Ganzheit, diese aus Stücken zusammensetzen zu können. Wo ihnen praktisch solche Synthese gelingt, kann es nur geschehen, weil sie, ohne es selbst zu bemerken, ihre Ausgangsbasis verlassen haben — eine Art praktischer Quaternio terminorum.

Die Psychoanalyse, retrospektiv gerichtet und kausal-naturalistisch denkend, kann und darf konsequenterweise Willensfreiheit nicht anerkennen. Nicht Einsicht vermittelt die Behandlung, nicht eine Um- und Richtigstellung der Wertskalen, sondern sie wirkt, indem sie Verdrängungen aufhebt, Energiemengen freimacht und zur Abreaktion oder Sublimierung bringt, als eine Kraft mehr in dem Kräftesystem des Seelischen. Daß einzelne Psychoanalytiker so konsequent nicht sind, ist begreiflich. Die Theorie aber fordert diese Konsequenz. Und trotzdem haben eigentlich jene den tieferen Sinn, der anfänglich hinter der ganzen psychoanalytischen Idee gelegen war, richtiger erfaßt, welche hier inkonsequent sind. Denn was das ärztlich-psychologische Denken damals, zu Beginn der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts in diese Richtung drängte, war die aufdämmernde Erkenntnis: daß hinter dem Symptom der Mensch, hinter der Krankheit die Person stehe, daß die Krankheit des Peter nicht die des Paul sei, bei gleicher Diagnose, nicht nur weil alle möglichen Umstände da und dort anders lägen, sondern vor allem, weil der Mensch, weil die Person Peters nicht die Pauls sei. So war es die Urabsicht der Schöpfer dieses Systems — das wenigstens glaube ich zu sehen — auch wenn sie es sich nicht klar machten: an Stelle der zerstückelnden, atomisierenden Anschauung eine zu setzen, welche auf das Ganze der Person hinblickte. Aber noch im Banne einseitig naturalistischen Denkens befangen, vermochten sich diese Tendenzen nicht durchzusetzen — die Sprache der Psychoanalyse zu reden: vermochten sie nur entstellt und verkleidet die Zensur der allzu naturwissenschaftlichen Denkgewohnheiten zu überlisten. Darum geht auch

Digitized by Google

durch das ganze psychoanalytische System irgendwo ein unheilvoller Riß, den jene, welche ihn zu verkleistern sich bemühen durch Analogien aus dem Organischen und Vergleichen mit anderen psychologischen Erkenntnissen, nur augenfälliger machen.

Ich verkenne weder die ungeheuren Verdienste Freud's noch die Summe von Einsichten und Anregungen, die er uns — wenn auch zuweilen in entbehrliche Formulierungen eingekleidet — vermittelt hat. Aber es will mir scheinen, daß die Psychoanalyse ein Durchgangsstadium ist, über das die Entwicklung hinausgehen wird. Mag es persönlicher Geschmack sein — was ich nicht glaube: — mir erscheint die Individualpsychologie als ein weiterer Schritt vorwärts. Keineswegs will ich sie für etwas Endgültiges halten. Dogmatische Enge in Gebieten der Erfahrungswissenschaften ist noch immer durch die weitere Entfaltung unserer Erkenntnis Lügen gestraft worden.

Ich sehe auch, daß die Individualpsychologie gewisse Mängel hat. Vor allem fehlt ihr heute noch die entschiedene Anknüpfung an eine Metaphysik. Wenn toute théorie de la connaissance doit être suspendue à la métaphysique, so muß dies a fortiori von einer Theorie des Subjektes, das Erkenntnis haben soll, verlangt werden. Eine nur beschreibende oder nur analysierende Psychologie kann vielleicht eines metaphysischen Angelpunktes entraten. Jene Psychologie, welche den Menschen in seiner Totalität, als Person betrachtet, welche überdies bestimmte Wertungen vollzieht, kann und darf dies nicht. Nun ist es zweifellos, daß bei Alfred Adler die psychologischen Sätze eingebaut sind in eine Weltanschauung, die wohl nicht systematisch entwickelt wird, aber doch deutlich spürbar ist. Aber diese Weltanschauung reicht nicht so weit — zumindest ist das mein Eindruck — als daß daraus das System der Individualpsychologie genügend Festigkeit gewänne, um mit allen anderen Erkenntnisbereichen zu einem Ganzen zu verschmelzen. Dies ist kein Vorwurf; denn es ist niemals Aufgabe einer speziellen Disziplin, sich selbst ihren systematischen Ort innerhalb einer Gesamtanschauung zu bestimmen. Ich glaube aber, wenn es einmal einer Wissenschaftslehre der Individualpsychologie gelungen sein wird, diese Ortsbestimmung zu vollziehen, und wenn es eine Philosophie der Individualpsychologie geben wird, daß diese Lehre eine der wesentlichsten Etappen in der Erkenntnis des Menschen darstellen wird. Die Psychoanalyse dagegen scheint mir, wie gesagt, zahlreiche wichtige Einsichten vorweggenommen zu haben und einen Wendepunkt in der Entwicklung der Menschenkenntnis zu bilden, vermöge ihrer zwiespältigen Stellung zwischen lebendiger Erfassung des Menschen als Person und seiner Zerlegung und naturalistischen Aufsplitterung in Elemente aber doch keinen Abschluß zu bilden.

Fragen wir uns, was denn Charakterologie aus der einen oder der anderen Lehre für Nutzen ziehen könne. Beide Systeme geben uns genetische Theorien des Charakters. Insofern erklären sie, wieso und wodurch ein bestimmter vorfindlicher Charakterhabitus zustande kam. Wir können auf Grund jeder der Annahmen Momente ausfindig machen, welche einen Menschen zu dem werden ließen, als den wir ihn vor uns sehen. Genetische Erklärungen aber und lebendiges Verstehen eines Menschen sind zweierlei. (Ich will die Frage nach den „verständlichen" Zusammenhängen im Seelischen, nach ihrer Beziehung zu den „kausalen" und nach den Beziehungen von „Verstehen" und „Erklären" überhaupt, nicht anschneiden. Verstehen wird hier in jenem durchaus „verständlichen" Sinne gebraucht, wie wir alle es tagtäglich tun, wenn wir über Verhaltungsweisen unserer Mitmenschen urteilen.) Eine Theorie, die auf das Unbewußte, auf Triebe, auf Erlebnisse rekurriert, deren wir uns nicht mehr entsinnen können — siehe die „Geburtsangst" — kann uns kein lebendiges Verstehen eines Menschen vermitteln. Sie ist gezwungen, sich dauernd auf einer niedrigeren Ebene sozusagen zu bewegen, als es die der lebendigen Person ist. In uns allen lebt das unabweisbare Wissen darum, daß wir einer Zukunft ent-

Digitized by Google

gegenleben, und daß sie es ist, die unsere Lebensform bestimmt. Wenn wir nun fragen, „warum jemand so oder so handle", so meinen wir immer die causa finalis. So wenig ausrottbar ist diese unsere Überzeugung, daß auch die Psychoanalyse, die als Naturwissenschaft den Zweck nicht kennen kann, die Richtung auf die Zukunft in Gestalt des Triebgegenstandes einzuführen gezwungen ist. M. E. verdient vom Standpunkte einer Charakterologie, die nicht nur Diagnosen stellen und genetische Einsichten suchen will, sondern sozusagen Anspruch auf prognostische Bedeutung erhebt, die Individualpsychologie den Vorzug.

Wenn ich schließlich versuchen soll, die beiden Theorien einander gegenüberzustellen und zugleich, wie ich einleitend andeutete, einen gewissermaßen übergeordneten Standpunkt zu finden, so scheint mir die Auffassung, welche da und dort hinsichtlich des Wesens seelischen Geschehens überhaupt vertreten wird, als das hauptsächlich Unterscheidende, die Überzeugung von der Wandelbarkeit des Charakters, seiner Bedingtheit durch die individuelle Erfahrung und von der Möglichkeit, diese Erfahrungen, deren Einschätzung und Auswirkung umzugestalten, als das hauptsächlich Gemeinsame. Der Versuch einer Synthese — im Hegelschen Sinne, nicht etwa eines synkretischen Zusammenwerfens doch sehr heterogener Elemente — müßte also von diesem Gemeinsamen anheben. Die Heterogeneität der Grundanschauungen wie nicht minder der theoretischen Weiterführungen ist in den vorstehenden Seiten genügend unterstrichen worden, so daß sich eine zusammenfassende Darstellung wohl erübrigen dürfte. Aber auch im praktischen Verhalten des Psychoanalytikers und des Individualpsychologen bleibt diese Divergenz der theoretischen Auffassungen nicht ohne Folgen. Seinen mechanistisch-energetischen Thesen zufolge muß der erstere darauf vertrauen, daß die Befreiung der Triebe aus den Fesseln der Verdrängung naturhaft zu einer entsprechenden Umgestaltung des Charakters und der daraus fließenden Verhaltungsweisen des Menschen den Aufgaben und Problemen des Lebens gegenüber führen müsse. Der Individualpsychologe aber fühlt sich als Lehrer und Erzieher und sieht seine Aufgabe darin, dem Menschen die mangelnde Einsicht in die Zusammenhänge der Welt und die bisher nicht gewährte Vorbereitung auf das Leben zu vermitteln. Ohne dies hier weiter ausführen zu können, möchte ich nur darauf verweisen, wie sehr verschieden die Stellungnahme der einen und der anderen Schule zu den Problemen der Erziehung sein muß.

Die Gewinnung eines übergeordneten Standpunktes wäre nur möglich, wenn es gelänge, das Problem: Mensch neutral, in unvoreingenommener Weise zu formulieren. Nun aber stecken in allen solchen Formulierungen immer schon jene Kategorien darinnen, mit denen wir an die Welt überhaupt herantreten.

Es müssen also, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, sich die Gegensätze eigentlich auf den weltanschaulichen von Naturalismus und Spiritualismus zuspitzen. Wenn auch weder die Psychoanalyse sich bewußt als naturalistische Lehre gibt, noch die Individualpsychologie ihren spiritualistischen Grundzug wahr haben will, so muß doch konsequenter Ausbau der Lehren zu solchen Philosophemen zurückleiten. Eine Brücke zwischen diesen Weltanschauungen schlagen zu wollen, ist freilich aussichtslos. Der einen werden manche psychoanalytische Formulierungen als Wahrheiten erscheinen, die, in ein unglückliches Gewand gekleidet, heute ihrer völligen Reinheit noch entraten, die andere sieht in den Sätzen der Individualpsychologie Unvollkommenheiten, weil in der Sprache einer Bewußtseins- und nicht der „Tiefenpsychologie" ausgedrückte Erkenntnisse. Es ist nun die Frage, ob man nicht auf einer tieferen Ebene, noch unterhalb der weltanschaulichen Entscheidungen, zu einer Synthese gelangen könnte, die noch immer den Weg zur einen oder zur anderen Philosophie offen ließe. Ich kann diese Frage nicht beantworten, weil ich begreiflicherweise aus dem Bannkreis meiner eigenen Weltanschauung nicht hinaustreten kann. Auch wenn ich zugebe, daß an der Individualpsychologie vieles noch unvoll-

Digitized by Google

endet, vieles nur vorläufig formuliert sein mag, scheint doch sie mir der Wahrheit näher zu kommen. Es ist vielleicht nicht möglich, wie es die Adler'sche Schule glaubt, alles menschliche Verhalten aus der Wechselwirkung von Machtwillen und Gemeinschaftsgefühl zu interpretieren. Abgesehen davon, daß die verschiedenen Aktsphären vorgegeben sein müssen, gibt es doch noch andere Faktoren, die in menschliches Leben und Sein eingreifen. Wie man sie bewertet, ist wiederum Sache der Weltanschauung. Jener, welcher supranaturale Einwirkungen und das Walten der Gnade anerkennt, wird in der Individualpsychologie eine Lehre finden, die sich zwanglos in seine Anschauungen einbauen läßt. Nicht so die Psychoanalyse. Sie verträgt sich nur mit dem Naturalismus. Dieser aber könnte sich auch mit der Individualpsychologie abfinden. Diese ist also sozusagen philosophisch neutraler als die andere Theorie. So scheint mir jene der gesamten Geistesentwicklung unserer Zeit mehr zu entsprechen. Mag sein, daß spätere Epochen eine andere Stellung einnehmen werden. Ich glaube aber nicht, daß die Individualpsychologie nur als Reaktionsbildung gegen die Überspannung des naturwissenschaftlichen Standpunktes in der Psychologie begriffen werden darf. War die Psychoanalyse der erste Schritt zu einem Umbau unserer Betrachtungsweisen, unserer Auffassung von Menschen und Menschenschicksalen, so halte ich die Individualpsychologie für den zweiten, darüber hinausführenden. Der Weg unserer Erkenntnis mag einem Steig im Gebirge vergleichbar sein, der in Serpentinen zum Gipfel hinanführt. Die Psychoanalyse ging irre, weil sie die Rückwendung gegen ihren Ausgangspunkt hin nicht vollzog, sondern in gleicher Richtung fortging. Die Individualpsychologie führt uns eine oder mehrere Serpentinen höher. Und sie wird uns noch höher führen, glaube ich, wenn sie, von der Philosophie erleuchtet, festzuhalten versteht, was bisher ihr Leitstern gewesen: die Überzeugung von der Würde eines jeden Menschen, seiner Einzigkeit, seinem Eigenwert, seiner Unteilbarkeit. Diese Überzeugung aber kann dauernd erhalten bleiben nur dann, wenn sie ihre Stütze findet in einer Metaphysik der Person.

Digitized by Google

Digitized by Google

Charakterologisches in dem Berufe des Regulierungsbeamten

Von FRANZISKA BAUMGARTEN
(Rosegg-Solothurn)

Digitized by Google

Digitized by Google

Übersieht man die modernen Eignungsprüfungen, so macht man leicht die Feststellung, daß die Prüfung der Eignung zu einem bestimmten Berufe ausschließlich die „Intelligenz"-Eigenschaften betrifft, und zwar werden die Schärfe und Schnelligkeit des Auffassens, die Aufmerksamkeit, das Gedächtnis, die Kombinationsgabe, der logische Sinn u. a. ä. untersucht. Da für die Prüfung der Charaktereigenschaften bis jetzt keine wissenschaftlichen Methoden bestehen, begnügt man sich dabei einfach nur mit der Erwähnung dieses Tatbestandes und der Unmöglichkeit, auf die Untersuchung der Charaktereigenschaften einzugehen. Ein solcher Verzicht, wie begründet er z. Zt. auch erscheinen mag, läßt jedoch die Frage entstehen: Auf welchen Teil der Eignungsprüfung verzichten wir eigentlich? Wir wissen ja doch gar nicht, welchen Anteil an der Ausübung eines Berufes der Charakter des Menschen hat. Ist er in allen Berufen ausschlaggebend oder nur in einigen und in welchen? Können wir auch nicht einzelne Charaktereigenschaften prüfen, so müssen wir wenigstens doch einmal feststellen, in welchem Verhältnis in jedem Berufe Charakter und Intelligenz stehen. Eine einfache gedankliche Analyse der Berufe ergibt keine befriedigende Antwort auf unsere Frage. Es kann das nur empirisch festgestellt werden, d. h. man muß einzelne Berufe einer planmäßigen Untersuchung unterziehen und dabei das Hauptaugenmerk auf das uns speziell interessierende Problem richten.

In der letzten Zeit habe ich zwei Berufe aus dem Gebiete des Versicherungswesens, von diesem Gedanken geleitet, einer Untersuchung unterzogen und zwar den Beruf des Versicherungsagenten[1]) und den des Regulierungsbeamten. Von den erhaltenen Resultaten soll hier nur auf das Charakterologische des Regulierungsbeamten näher eingegangen werden.

Die Tätigkeit eines Regulierungsbeamten besteht darin, daß er nach Anmeldung eines Schadens durch den Versicherten die schriftlich gemachten Angaben auf ihre Wahrhaftigkeit prüft und, wenn keine Bedenken bestehen, empfiehlt, den Schaden zu ersetzen. Im anderen Falle versucht er sich durch persönliches Erscheinen bei dem Reklamanten und persönliches Verhandeln mit ihm ein Urteil über die Sachlage zu bilden. Danach wird in mehr oder weniger langen Auseinandersetzungen die Höhe der Ansprüche festgelegt. Psychologisch besteht der Beruf des Regulierungsbeamten also in zwei großen Aufgaben: 1. Erkennung eines Schwindels in glaubwürdig erscheinenden Angaben. 2. Beeinflussung des Reklamanten, damit er eine für die Gesellschaft günstige Abmachung annimmt.

Die Erfüllung dieser beiden Aufgaben wird dadurch kompliziert, daß die Reklamanten sehr oft Menschen sind, die es darauf abgesehen haben, wenn nicht einen fiktiven Schaden anzugeben, so doch einen Gewinn aus dem tatsächlich erlittenen Verlust herauszuschlagen. Nach der Ansicht der Mehrheit der Regulierungsbeamten ist die Prozentzahl der Betrüger auf 85 % aller Reklamationen einzuschätzen. Sie erklären diese hohe Zahl durch verschiedene Umstände: wie wahllose Annahme der Versicherungen auf den Reisen, die Verlockung, die durch die Leichtigkeit dieses Betruges geboten wird, das Bedauern wegen der gezahlten hohen Versicherungsprämie, nachdem man eine Reise gut überstanden hat usw. Auch ist bei höherer

[1]) *Bereits u. T.: Zur Psychologie und Psychotechnik des Versicherungsagenten, Leipzig, Barth, 1924 erschienen.*

Digitized by Google

Veranschlagung eines Schadens der Gedanke wirksam, daß die Versicherungsgesellschaften bei jedem Anspruch einen Abzug versuchen; man soll nun bei einem solchen Verfahren auf seine Kosten kommen. Außer derartigen gelegentlichen Betrügereien, die als „Schwächen der menschlichen Natur" nicht selten auch bei sonst anständigen Menschen vorkommen, gibt es „berufliche Betrüger", die es nacheinander mit verschiedenen Gesellschaften versuchen und die es zur Meisterschaft in diesem „Fach" bringen.

Es ist nun klar, daß dieses ganz spezielle Menschenmaterial als „Objekt" der Berufstätigkeit auch ganz spezielle Forderungen an den Regulierungsbeamten stellt. Der Regulierungsbeamte muß nolens volens auf die psychische Eigenart der Reklamanten eingehen. Er muß ihrem Gedankengang folgen können, muß Absichten herauslesen, Täuschungen herausfühlen. Er muß die Triebe und Neigungen — die Gewinnsucht vor allem — deren Stärke, Stoßkraft, verkappte Äußerungen, individuelle Verschiedenheiten verstehen und kennen. Die Kenntnis und das Verständnis für eine solche bestimmte Menschenkategorie erfordern beim Regulierungsbeamten ebenfalls eine ganz bestimmte psychische Struktur. Er muß ebenfalls etwas von der Natur, von der Geistesart des Reklamanten besitzen, er muß dieselben Neigungen besitzen, die sich zwar nicht auf die gleiche Weise wie beim Reklamanten äußern (Wieviel kann dabei der Zufall schuld sein!), aber doch in ihm wirksam sind. Er könnte nicht tagaus tagein, jahraus, jahrein immer mit Schwindeleien und Betrügereien zu tun haben, er müßte ansonst seinen Beruf schnell aufgeben, würde dies alles nicht irgendwelche Seite in ihm befriedigen. Schon daraus ersehen wir, daß ein Regulierungsbeamter psychisch ein ganz speziell gearteter Mensch sein muß.

Die Mittel und Wege, mit deren Hilfe der Regulierungsbeamte diesen beiden obengenannten Aufgaben gerecht werden kann, sind rein psychischer Natur. Aus dem Verhalten, aus dem Eindruck, den der Reklamant auf den Regulierungsbeamten macht, zuweilen also aus Imponderabilien, muß er sich, wenn nicht das ganze Urteil bilden, so doch gewisse Ansatzpunkte dafür gewinnen; aus den Antworten muß er ersehen, inwiefern sie entweder in sich selbst widerspruchsvoll sind oder im Widerspruch zu der Person des Reklamanten oder seiner Umgebung stehen. Da er dabei mit vielen Reklamanten zu tun hat, die durch Vortäuschen eines Unglücksfalles einen falschen Anspruch an die Gesellschaft stellen und sehr gewandt in dieser Kunst, u. U. berufsmäßige Schwindler sind, so ist der Regulierungsbeamte oft zu einer langwierigen Untersuchung und Nachprüfung der Sache gezwungen. Er muß also in den meisten Fällen den Detektiv und den Untersuchungsrichter in einer Person spielen und, wenn er es mit einem „gewiegten" Schwindler zu tun hat, der alle Spuren zu vertuschen versteht, ihn doch durch Stellen einer „Falle" zu einem Geständnis zu bringen verstehen.

Da die zweite Aufgabe des Regulierungsbeamten in der Herbeibringung eines Vergleiches besteht, so muß er gleichzeitig über einen versöhnlichen Geist verfügen und versuchen, durch geschickte Verhandlungsweise den Geschädigten zu einer ihm vorgeschlagenen Vereinbarung zu veranlassen.

Diese beiden Aufgaben sind, wie wir sehen, sehr kompliziert, und in Anbetracht des oben geschilderten Menschenmaterials müssen wir annehmen, daß ihre Erfüllung den Besitz mannigfacher psychischer Eigenschaften erfordern muß. Um sie zu ermitteln, wurde zuerst, wie es in der Berufspsychologie üblich ist, den untersuchten Regulierungsbeamten (20 an der Zahl) die Frage vorgelegt, welche Eigenschaften sie selbst als für ihren Beruf unentbehrlich betrachten. Wie dies aber in solchen Fällen oft geschieht, waren die Antworten sehr spärlich und zudem unzuverlässig, da die Beamten hierbei eine vielleicht für sie ungünstige Beurteilung ihrer Leistungen witterten. Größtenteils beschränkten sie sich nur auf allgemeine Äußerungen: die Menschenkenntnis und Menschenbehandlung wären unentbehrlich. Die Ermittlung

Digitized by Google

auf anderem Wege gestaltete sich auch sehr schwierig. Die Beobachtung der Ausübung des Berufes war technisch ausgeschlossen, eine Selbstbeobachtung auf Grund eigener Ausübung war unmöglich nicht nur durch die Schranken, die jeder geistige Beruf durch die Forderung einer langwierigen Vorbereitung stellt, sondern auch durch die speziellen Verhältnisse dieses Berufes. Es blieb nichts anderes übrig, als die Regulierungsbeamten zu einem zwanglosen offenen Gespräch zu bringen. Deshalb wurden an die Beamten folgende vier Fragen gerichtet: „Was gefällt Ihnen an Ihrem Berufe?" „Wie kamen Sie zu diesem Berufe?" „Wie wirkt auf Sie die Ausübung Ihres Berufes?" „Erzählen Sie bitte eine Ihrer Glanzleistungen!" Wie vorauszusehen war, wurde hinter diesen Fragen von den Beamten nichts besonderes gewittert, und größtenteils wurden sie weit und breit beantwortet, oft, wie es bei der Erzählung der Glanzleistungen der Fall war, mit sichtlichem Behagen und Selbstbefriedigung. Aus diesen auf solchem Umwege gewonnenen zwanglosen Selbstdarstellungen ließe sich nun eine Fülle von Folgerungen ziehen.

Schon der Weg, auf welchem der Regulierungsbeamte zu seinem Berufe kommt, ist bezeichnend. Wie aus den Aussagen hervorgeht, kamen die Regulierungsbeamten immer erst von anderen Berufen zur Versicherung, resp. in die Regulierungsabteilung. Daraus läßt sich schließen, daß der Betreffende sich vielleicht nicht genau kennt und erst durch Tasten und Suchen zu einer ihn befriedigenden Beschäftigung kommt. Was mancher in sich nicht kennt, das sind eben Triebe und Neigungen, die oft von der psychischen Zensur, wie Freud es nennt, unterdrückt werden. Durch Zufall größtenteils in den Beruf gekommen, blieben sie in ihm, weil er ihnen eine Befriedigung der ihnen früher vielleicht nicht bewußten und unklaren Neigungen brachte und in ihnen das, was schlummerte, geweckt hat. „Ich habe, als ich erst im Berufe war, gesehen, daß er mir entspricht, daß ich dazu wie geboren bin —," sagte mancher der Regulierungsbeamten aus.

Welcher Art sind aber diese Triebe und Neigungen? Darüber geben uns die Antworten auf die 2. Frage: „Was gefällt Ihnen an Ihrem Berufe?", die größtenteils mit Lebhaftigkeit erteilt wurden, Bescheid. Ich führe eine dieser Antworten als sehr charakteristisch an: „Ich bin sehr froh, daß ich diesen Beruf habe. Erstens wegen der Reisen, die ich mache und der Fülle der Eindrücke. Zweitens ist es mir angenehm, mit verschiedenen Menschen in Berührung zu kommen: Minister, Beamter, Rechtsanwalt, Kaufmann. Von dem Umgang mit Menschen hat man stets Vorteil. Drittens habe ich ziemlich große Selbständigkeit in bezug auf das, was ich tue, wie und wann ich es tue, denn es kommt nur darauf an, die Sache innerhalb einer einigermaßen vorgeschriebenen Zeit zu erledigen. Viertens reizt mich das Kriminelle am Berufe. Es ist interessant, zu versuchen, aus dem Reklamanten das herauszuholen, was man braucht." Wir sehen nun hier bei dem vierten Punkt ein Motiv zutage treten, das sonst von den Berufstätigen nicht erwähnt wird und verschwiegen bleibt: die Lust am Kriminellen. Mehr noch als in Aussagen auf die obige Frage trat sie in den Erzählungen über die Glanzleistungen zutage: „Da hatte ich ihn." „Da saß er nun in der Tinte." „Da ist er schön hereingefallen." „Ich habe ihn so hereingelegt, daß er nicht mehr gemuckst hat." „Ich habe es ihm gezeigt, der wird schon an mich denken," so kam es öfters am Ende der Aussagen heraus. Diese Redensarten bekundeten also nicht so sehr Freude am Gelingen einer Sache an und für sich, als Schadenfreude darüber, die Reklamanten in einer mißlichen Lage zu sehen. Auf eine diesbezügliche offene Bemerkung den Regulierungsbeamten gegenüber erklärten sie es damit, „daß sie dazu da wären, Schwindeleien zu bestrafen." Sie fühlten sich also als Richter einer nicht eingehaltenen Moral. Aber es scheint, daß diese Rolle des Richters, die sie sich selbst zuwiesen, doch nichts anderes ist, als ein Beschönigungsmantel einer Tätigkeit, die von dritter Seite sonst abfällig beurteilt werden könnte.

Digitized by Google

Im Einklang mit diesen Aussagen steht noch die Tatsache, daß diejenigen Beamten, die ihr Gefallen am Berufe geäußert haben, merkwürdigerweise auf die Frage über die Wirkungen der Ausübung des Berufes mit einer lustbetonten Bejahung geantwortet haben. Das Vorhandensein der Schwindler ist ihnen nur angenehm und die Existenz der Betrügereien sogar willkommen. Sie empfinden eine bestimmte Lust, mit ihnen zu tun zu haben und ihnen gegenüber etwas zu gelten, richtiger, ihnen überlegen zu sein. So sagte z. B. ein Regulierungsbeamter aus: „Diese Schwindler flößen mir den größten Respekt und Hochachtung ein. Ich hätte ja nichts zu tun, wenn keine Schwindler da wären. Als gewiegten und erfahrenen Beamten schickt man mich immer zu ihnen hin und ich muß sagen, daß ich dann ein Hochgefühl habe. Man wird souverän gegenüber einem Arzt und Rechtsanwalt, man wird eine Autorität, man fühlt, daß man ein großer Psychologe ist."

Betrachten wir nun weiter, wie der Regulierungsbeamte die Ausübung seines Berufes schildert, so bekommen wir ein ganz bestimmtes Bild von seinem Charakter. Nach seinen Aussagen ist die Grundeinstellung des Regulierungsbeamten gegenüber dem Reklamanten das Mißtrauen, der Verdacht. Wird ein Schaden angemeldet, so fragt er sich sofort: „Wurde der Schaden absichtlich herbeigeführt?" Im Falle er die Frage verneinen muß, so stellt er sich eine andere: „Wurde die Höhe des Schadens richtig angegeben?" usf. Die Verdächtigung ist also das erste und wichtigste Mittel, mit dem ein Regulierungsbeamter operiert. Sie ist sozusagen sein psychisches Werkzeug, dessen er sich wie eines Berufswerkzeuges bedient. Die Regulierungsbeamten äußerten sich hierüber: „Wenn wir nicht verdächtigten, so wäre unsere Tätigkeit ja überflüssig. Wir können uns nicht sagen: Alle Menschen sind ehrlich, sondern: Alle Menschen sind Schwindler."

Ein weiteres typisches Merkmal des Charakters des Regulierungsbeamten ist eine gewisse allgemeine feindliche Einstellung den Menschen gegenüber. Sie ermöglicht es, daß die Regulierungsbeamten zuweilen die Interessen der Versicherungsgesellschaften auch in dem Falle verteidigen, wenn die Versicherungsgesellschaft aus Habgier dem berechtigten Anspruch eines Reklamanten nicht nachkommt. Objektiv sind es scheinbar zwei entgegengesetzte Handlungen: Die Versicherungsgesellschaft gegen einen betrügerischen Anspruch zu schützen und gleichzeitig einen ehrlichen Anspruch des Reklamanten zurückzuweisen, aber subjektiv handelt es sich in jedem Falle darum, den Anspruchsteller zu kränken, ihm seinen Wunsch nicht zu erfüllen, und das ist eben für manchen Regulierungsbeamten anscheinend die Hauptsache.

Es ist ferner bezeichnend, daß die Regulierungsbeamten, wie man es leicht aus ihren Äußerungen feststellen kann, sich mehr in dem Verfahren der Entlarvungen, als des eigentlichen Regulierens, d. h. des Ausgleiches, spezialisieren, was darauf hinweist, daß sie wohl mehr Lust an der ersten, als an der zweiten Tätigkeit empfinden. Man kann sich beim Anhören der Aussagen, die sich über die Tätigkeit verbreiten, des Eindruckes nicht erwehren, daß der Regulierungsbeamte eine solche Lust an der Untersuchung des Falles hat, daß er darüber oft das eigentliche Ziel, den Ausgleich, vergißt. Dies Gefallen ist wohl tief im Triebleben verankert und zweifellos haben wir hier mit Neigungen zu tun, die die ganze Persönlichkeit erfüllen.

Von diesem Gesichtspunkte aus entwickelt sich beim Regulierungsbeamten seine ganze Menschenkenntnis. Er ist nicht in diesem Sinne Menschenkenner, daß er die tiefere Wesensart eines jeden Menschen zu erfassen imstande ist. Was er in einem Menschen sieht, ist lediglich diese eine ihn interessierende Seite: Ist der Betreffende imstande, einen Betrug zu begehen oder nicht? Diese Einstellung wird deutlich aus den „Regeln" der Menschenkenntnis, die sich ein jeder Regulierungsbeamte im Laufe seiner Praxis zurechtlegt. Es kommt in ihnen wesentlich darauf an, ob ein Mensch in einer bestimmten sozialen Stellung, gesellschaftlichen und wirtschaft-

Digitized by Google

lichen Lage einen Schaden vortäuschen könne, ob ein Mensch in korrektem Anzug und mit korrekten Umgangsformen fähig wäre, einen Betrug auszuführen, ob eine selbständig in der Welt sich durcharbeitende oder eine verheiratete Frau eher geneigt sei, einen Schwindel zu begehen, inwieweit ein lustiger, lauter oder ein schweigsamer in sich gekehrter, ein eitler oder ein bescheidener Mensch imstande sei, mit falschen Ansprüchen an die Gesellschaft heranzukommen. Es ist also eine grobe Korrelation der menschlichen Eigenschaften, die zu dem einseitigen praktischen Zwecke, zum Ertappen des Betrügers zu verhelfen, zusammengestellt wurde. Ebenso ist es mit der „Menschenbehandlung", die die Regulierungsbeamten als notwendige Eigenschaft bezeichnen. Sie ist im Grunde genommen nichts anderes als eine größere oder kleinere Anzahl von „Tricks", die die Beamten zur Demaskierung der Reklamanten benutzen.

Auf Grund sämtlicher Aussagen der befragten Regulierungsbeamten war es nun möglich, eine ganze Liste der für diesen Beruf nötigen Eigenschaften zusammenzustellen. Sie bestehen aus einer Gruppe rein intellektueller Eigenschaften, zu welchen die Aufmerksamkeit, die große Beobachtungsgabe auch Imponderabilien wahrzunehmen, die Kombinationsfähigkeit, um das Wahrgenommene richtig zu deuten und daraus Schlüsse zu ziehen, logischer Sinn und Kritikfähigkeit, um Widersprüche in den Angaben zu finden, gehören. Eine zweite Gruppe umfaßt Eigenschaften, die sich auf den Charakter des Regulierungsbeamten beziehen und zwar sind dies: Mißtrauische Natur, Kampfnatur, die es ermöglicht, es mit jedem sofort aufzunehmen und eine Sache bis zum Erfolg durchzuführen, Vorliebe für das Kriminelle, auf die wir oben eingegangen sind, Selbstbeherrschung, um Ruhe und Besonnenheit zu bewahren, die aber gleichzeitig einen herrischen Zug aufweist, um über jedem stehen zu können, sich als Richter aufzuspielen. Die dritte Gruppe der sozialen Eigenschaften, wie Menschenkenntnis, Menschenbehandlung, Umgangsformen, ist ganz durch die Charaktereigenschaften bestimmt.

Aus dieser Liste der notwendigen Eigenschaften ist zu ersehen, daß es in dem Berufe des Regulierungsbeamten ebenso auf die rein intellektuellen Fähigkeiten, wie auf spezielle Neigungen und Veranlagungen emotioneller Art ankommt.

Nun erhebt sich die Frage, welcher Anteil den Neigungen und Veranlagungen emotioneller Art zukommt? Nach all dem oben Gesagten ist sie nicht schwer zu beantworten. Ein Regulierungsbeamter, der mit einem großen Beobachtungsvermögen ausgestattet ist und das Wahrgenommene richtig zu deuten versteht, der aber keine Lust verspürt, „in den Sumpf hineinzusteigen" und mit dem betrügerischen Reklamanten sich auseinanderzusetzen, wird viel weniger Erfolg haben, als derjenige, der zwar nur wenig gesehen hat, dem aber das wenige auch genügt, sofort einen Kampf mit dem Betrüger aufzunehmen, den Tatsachen nachzugehen und den Betrüger zu „stellen". Was nützt die Kombinationsfähigkeit, wenn man keine Lust verspürt, in den vermuteten „kriminellen" Tatsachen zu wühlen und deshalb darauf ausgeht, sie zu vertuschen? Im Interesse des erfolgreichen Regulierungsbeamten liegt es doch, jeden Betrug klar auf dem Teller zu präsentieren. Deshalb kann der weniger intelligente Beamte, der aber nicht den Menschen, sondern nur die begangene Tat als solche sieht und sich nicht scheut, sie an das Licht zu ziehen, ohne Rücksicht darauf, was mit dem Menschen geschieht, von der Versicherungsgesellschaft als der bestgeeignete begehrt werden. Das Charakterologische ist also imstande, intellektuelle Schwächen zu kompensieren, nicht umgekehrt. Ferner ist es vielleicht sogar nicht ausgeschlossen, daß die Schärfe des Beobachtens aus der Neigung, etwas zu sehen, was die Schuld des anderen beweist, entsprungen ist und daß man deshalb überhaupt bei anderen etwas zu Verurteilendes sieht, weil man desselben Zeichens ist und sich selbst in verschiedenen Tricks gut auskennt.

Dies berechtigt uns zum Schlusse, daß das Charakterologische bei diesem Berufe

Digitized by Google

die Hauptsache ist. Der Regulierungsbeamte ist in erster Linie ein Charakter und zwar weist er zum Teil ähnliche Charakterzüge auf, wie man sie bei den Richtern, Untersuchungsrichtern, Spionen, Staatsanwälten, Detektiven u. a. findet. Diese Feststellung der Zugeeignetheit zu einer bestimmten charakterologischen Gruppe ist wohl für absehbare Zeit das einzige Mittel, um Berufseignungen feststellen zu können. Die Eignungsprüfungen für solche Berufe werden nun möglich werden, indem wir den Anwärter der einen oder anderen charakterologischen Klasse werden zuweisen können. Die „Teste", resp. zur Ausführung gegebenen Aufgaben werden nur dann zweckmäßig sein, wenn sie eine „Wesensprüfung" des Anwärters durchzuführen erlauben werden.

Es wurde hier im kurzen[1]) der erste Versuch, das Charakterologische einer Berufstätigkeit zu ermitteln, dargestellt. So unvollständig er noch ist, so kann er doch schon als Beweis dienen, daß es notwendig ist, die Einsicht in die psychische Struktur des Berufsausübenden zu erhalten, um sich sowohl über die Berufsausübung selbst, wie über die zu ihr notwendigen Eigenschaften ein richtiges Urteil zu bilden. Wenn eine solche Einsicht in viele Berufe gewonnen wird, wird es möglich sein, eine Berufscharakterologie aufzustellen. Dann könnte sich auch zeigen, ob nicht bei der Beurteilung der Berufsfähigkeit zu einem rein technischen Berufe — was unsere Vermutung ist — der Charakter eine ebenso entscheidende Rolle spielt, wie die Intelligenz, und es ist gut möglich, daß wir in Zukunft unsere gegenwärtige „intellektuelle Einstellung" zur Frage der Berufseignung ebenso in ihre Schranken weisen werden, wie wir dies jetzt mit den ersten Anfängen der experimentellen Psychologie tun.

---

[1]) *Siehe ausführliche Darlegung und zusammenfassende Behandlung in der im Druck befindlichen Arbeit: „Zur Psychotechnik und Charakterologie des Regulierungsbeamten", Leipzig, Barth.*

Digitized by Google

Grundlagen einer Charakterologie Gogols

Von GERHARD GESEMANN (Prag)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Puškin bedeutet den Anfang der neueren russischen Literatur, seine Persönlichkeit und seine Werke bestimmen ihre weitere Entwicklung in wichtigen Zügen bis auf den heutigen Tag. Er ist der erste und bis heute unerreichte Meister der russischen Sprache, der Kindern und Enkeln die harte Zunge gelöst hat. Er griff als erster jene „Probleme", jene „Fragen" auf, die Rußland seit den Tagen der Petrinischen Reformen bis ins Innerste erregten und die auch durch den Umsturz nach dem Weltkriege ihrer Lösung nicht viel näher gekommen sind. Er schuf maßgebende Kunstformen, er bildete in seiner Kunst die ersten modernen russischen Menschen, deren Puškinsche Urbilder noch durch das Antlitz auch der späteren Gogolschen, Dostojevskijschen und Tolstojschen Gestalten hindurchschimmern. Dieser Tatsache, nämlich der unleugbaren Wirkung Puškins auf alle späteren russischen Dichter, steht eine andere gegenüber, oder besser, zur Seite, denn beide widersprechen sich nicht: Es mußte noch sehr vieles und sehr Merkwürdiges hinzukommen, und darunter Manches, was gerade Puškins Wesen zu tiefst widersprach, ehe die russische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts gerade dieses Gesicht annehmen konnte, das sie jetzt vor uns trägt. Der Gang der russischen Literatur bedeutet nach einer anfänglichen und bei jedem neu auftretenden großen Schriftsteller immer wiederholten Befruchtung eine letztliche Abwendung von Puškin und von jenem Prinzip, das er uns symbolisch verkörpert. Das aber ist das Prinzip des Klassischen, Harmonischen, „Gesunden", „Aufbauenden", des seelischen und körperlichen Gleichgewichts, der Fülle und Kraft in schöner Ruhe oder gebändigter Bewegung. Puškin ist — nicht nur relativ und mit russischem Maß gemessen — ein Klassiker: das Wort im stilkritischen und charakterologischen Sinne genommen. Die starken Fäden, die ihn noch mit dem französischen Klassizismus verbinden, sind nicht nur literarhistorisch begründet, sie greifen tiefer, als man gewöhnlich annimmt. Und umgekehrt: seine Verbindungen mit den Romantikern (Byron) sind mehr historischer als innerlicher Art. Diese Formel muß hier genügen; sie diene zum Verständnis des folgenden: Statt jenes „Klassischen" in Stil und Menschentum sehen wir nach Puškin und bei Gogol schon zu Puškins Lebzeiten das, was uns heute gerade als das typisch Russische scheinen will, das Unausgeglichene, Unharmonische und Unharmonisierte, den Taumel der Gegensätze und die Lust an diesem Taumel, an Abgrund und Höhe, an Seligkeit und Verdammnis, — aber alle diese Gegensätze nicht in Extreme geschieden, auch weniger als bloßes Taumeln von einem Extrem ins andere, sondern noch im Chaos vereint. Nicht „hier Seligkeit, hier Verdammnis", „hier Himmel, hier Hölle", sondern alles das noch im erlebniswarmen Urzustande in- und miteinander verbunden: Seligkeit in der Verdammnis, Bitterkeit und Zerknirschung in der Seligkeit, Haß in der Liebe und Liebe im Haß, heilige Sünder und sündige Heilige. Aber der Psychologe hütet sich, diese scheinbaren Gegensätze, die psychologische Einheiten sind, etwa als geistreiche Antithesen ethischer, moralischer oder gar literarischer und literatenhafter Art zu nehmen. In diesem Sinne, und nur in diesem Sinne, sind die Russen „chaotisch". Das aber soll hier heißen: Die Urelemente sind noch nicht geschieden, haben ihre extremen Pole noch nicht erreicht und sollen sie nicht erreichen. Das ist das Neue nach Puškin, das ist Lermontov, Gogol, Dostojevskij, Tolstoj. Dieses „Chaos" nun aber

Digitized by Google

ist nicht etwa ein zertrümmerter Kosmos oder gar ein mutwillig zertrümmerter Kosmos, ist keine Anarchie und kein Bolschewismus, kein Satanismus, kein Romantizismus und keine Religionshysterie, sondern ein schöpferisches Chaos, jenes Chaos, aus dem die Sterne geboren werden. Es ist noch nicht Kunst und ist noch nicht Religion, aber wo dieses Chaos nicht ist, wird es auch nie die Kunst und die Religion geben, die wir als russisch empfinden. Dieses Chaos ist auch nicht mit dem zu verwechseln, was wir in Deutschland unter Romantik im Gegensatz zum Klassischen verstehen; wenn es auch zahlreiche Berührungspunkte psychologischer und kunstwissenschaftlicher Art zwischen den beiden Begriffen und Erscheinungen gibt, es ist letzten Endes doch etwas anderes.

Um dieses Chaos künstlerisch zu formen, aber so, daß es kein Kosmos im griechischen, germanischen oder romanischen Kunstsinn wird, — also noch nicht Kosmos in unserem Sinne, sondern nur erst gebändigtes, aber noch nicht vollgeformtes Chaos, das also noch alle Eigenschaften des Urzustandes bewahrt und doch schon kunstfähig ist, dazu bedarf es einer besonderen künstlerischen Form. Diese Form ist der russische Prosaroman des neunzehnten Jahrhunderts, der sich nach Stoff und Form, nach Inhalt, Gestaltung und Erlebnisgrund so wesentlich vom europäischen Roman unterscheidet, daß er mit ganz anderen kunstwissenschaftlichen Maßstäben gemessen werden muß als die uns eigentümliche Form des Romans. Auch ist die ganze Entwicklungsgeschichte des russischen Romans als soziologisches Produkt einer ganz bestimmten Gesellschaft, sein Ursprung und sein Ziel in diesem soziologischen Sinne vom europäischen so verschieden, daß er schon darum (von den anderen Gründen nicht zu reden) eine Menge von stofflichen und formellen Elementen bergen muß, die nach unseren überlieferten Begriffen nicht nur aus dem Ästhetischen, sondern oft auch aus dem Künstlerischen vollständig herausfallen.

Man versteht aus dem Wenigen, was hier nur angedeutet werden konnte, daß man diejenigen russischen Dichter, von denen hier die Rede ist, wissenschaftlich anders zu behandeln hat, als das bisher in der übrigen europäischen Wissenschaft und an den übrigen europäischen Dichtern gehandhabt wurde. So dankbar die Slavistik von ihren älteren und erfahreneren Schwesterdisziplinen zu lernen hat, kann sie sich doch nicht entschließen, ihre Versäumnisse mitzumachen. Wer täglich ein russisches dichterisches Kunstwerk zu überdenken hat, der nimmt, ob er will oder nicht, einen großen Teil der Methode an, mit denen diese Dichter Dinge, Verhältnisse, Menschen und vor allem sich selber zu analysieren pflegen. Auch hierüber sind an dieser Stelle nähere Ausführungen unmöglich und zum Glück auch nicht nötig. Genug, eine der wichtigsten Vorarbeiten für die Bewältigung aller Probleme, die die russische neuere Literatur dem Gelehrten stellt, ist die Charakterologie ihrer Vertreter und die soziologische Charakterologie des ihnen adäquaten russischen Publikums, und, wie heute die Dinge liegen, auch schon des modernen nichtrussischen, europäischen Publikums. Es ist ja aus den wenigen Worten dieser Einleitung schon klar geworden, daß es sich bei einem Gesamtüberblick auf die Entwicklung der neueren russischen Literatur zunächst einmal um das Problem handelt, was für eine Art Mensch sich hier, im Gegensatz zu früheren Epochen, zum Maßstab der Dinge gemacht hat und nun weit über die russischen Grenzen hinaus seine Jünger wirbt und findet. Wer aber auf solchem Boden noch mit unseren alten Begriffen von Klassisch, Romantisch, Realistisch, Naturalistisch, Idealistisch usw. kommt, ohne sie genetisch-psychologisch und deskriptiv zu reinigen, der hat schon den Weg verfehlt. Einer der wichtigsten Vertreter dieser neuen Art Mensch ist der augenblicklich durch die Schatten des sich neigenden Tolstojschen und des sieghaft steigenden Dostojevskijschen Ruhmes wenig beachtete Nikolaus Vasiljevič Gogol[1]).

[1]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Es gibt in der Weltliteratur kaum einen Dichter, dessen schriftstellerische Anfänge mit so viel Entzücken begrüßt, dessen Weiterschaffen mit so großem Interesse verfolgt wurde und dessen letzte Wendung einen so ungeheuerlichen literarischen und gesellschaftlichen Skandal hervorgerufen hat, wie Gogol. Die verständnisvolle Liebe Puškins begleitet seinen Aufstieg, der Schrei maßloser Entrüstung Bjelinskijs und der Seinen und das Todesurteil Dostojevskijs umtosen sein Ende, — diese „Wendung", diesen Hochverrat, diesen Wahnsinn, diese Heuchelei und Verlogenheit, wie man es damals auffaßte und auffassen mußte. Die Zeiten der Ächtungen und Ehrenrettungen sind für Gogol, dessen hundertsten Geburtstag wir 1909 gefeiert haben, längst vorüber, und doch kann man keinen neueren Aufsatz über ihn in die Hand nehmen, ohne zu fühlen, wie den Autoren noch heute bei der Darstellung und Bewertung der fatalen „Wendung" die Hand zittert.

Gogol ist ein schwer verständlicher Charakter. Zwar steht sein literarisches Bild eindeutig da: Er ist der erste große Erbe Puškinschen Erbguts, das er in seiner Weise fruchtbar macht, er ist der Schöpfer des großen russischen satirischen Romans, der tragisch-grotesken sozialen Novelle, er ist der geniale Anreger für Große und Kleine, die nach ihm kamen. Aber dieser sogenannte „Humorist" war eine sehr brüchige und sehr tragische Natur, sein Leben war eine Qual für ihn, ein Rätsel und ein Ärgernis für seine Bekannten und Freunde, seine letzten Lebensjahre waren Verzweiflung und sein Tod nahezu ein Selbstmord im Wahnsinn. Man hat die Tragödie Gogols auf verschiedene Weise zu erklären versucht: literarisch, sozialpolitisch, theologisch, metaphysisch, psychologisch und psychoanalytisch, aber die Lösung ist nicht gelungen. Am wenigsten kommt man weiter, wenn man dem „Ankläger der sozialen Ordnung und Unordnung", dem „sozialen Satiriker", dem „unerbittlichen Realisten" von ehedem statt dieser jetzt veralteten Etiketten die wieder modern gewordenen des „Romantikers" anhängt. Dabei sollen nämlich Bezeichnungen wie „Realist" oder „Romantiker" nicht nur literarische Bedeutung haben, sondern auch das Wesensproblem, das jenseits aller Geschichte liegt, treffen. Bei näherem Zusehen erweisen sich diese Bestimmungen als Spielmarken, die mit ihrer Unzulänglichkeit klappern, sobald man versucht, ihnen einen festen Wert außerhalb der Literaturgeschichte zu geben. Es ist auch aussichtslos zu erklären, Gogol sei eine „Mischung" von Realismus und Romantizismus. Man muß andere Wege gehen.

Einen bis dahin neuen Weg versuchte Otto Kaus zu gehen in seiner Studie „Der Fall Gogol". Die meisten Werke, die aus einer der psychoanalytischen Schulen geistesgeschichtliche Themen behandeln, sind unzulänglich. Auch das Werkchen von Kaus macht darin keine Ausnahme. Auch ihm fehlt es wie den meisten Autoren der Freudschen Schule an der genügenden Sachkenntnis[2]). Weniger will ich ihm zum Vorwurf machen, daß er den Hebel einer bestimmten psychologischen Methode ansetzt und damit von vornherein alle Vor-, aber auch alle Nachteile dieses (des Adlerschen) Schulsystems trägt, denn Konsequenz ist häufig eine für den Konsequenten undankbare und nur für die anderen nutzbringende Sache, wenn sich Wert und Unwert einer Denkrichtung an der konsequenten Anwendung derselben erhellt. Was man aber gerade in dieser Beziehung dem Autor vorwerfen muß, ist dieses: Gerade bei der Hauptsache der psychologischen Charakteranalyse, bei der Katastrophe Gogols, — dieser Probe auf das psychologische Exempel — erlahmte entweder sein Können oder sein Interesse. Nur wenige Seiten lang beschäftigt ihn dieses Kapitel und die Lösung ist kärglich und unrichtig. Und trotzdem: Die gänzliche Nichtbeachtung, die das Werk getroffen hat, hat es nicht verdient, denn es ist immerhin der erste, wenn auch mißlungene Versuch, das Problem Gogol in der Tiefe anzupacken. Es ist auch zweifellos, daß die Adlersche Psychologie gerade wegen ihrer Einseitigkeiten

[2]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

und Verallgemeinerungen fähig ist, einige bestimmte, von Adler richtig gesehene und stark unterstrichene Züge eines Charakteraufbaues mit förderlicher Schärfe herauszuheben. Ich betone das auch schon aus dem Grunde, damit der Leser wisse, daß ich da, wo ich mich mit Kaus zu decken scheine, in Wirklichkeit selbständig einer Anregung seines Lehrers folge.

Wenn ich nun im folgenden an die Aufgabe der Charakterologie Gogols herantrete, so habe ich den Leser noch darauf hinzuweisen, daß ich die Absicht habe, nur die Grundlinien einer solchen zu zeichnen. Als Literarhistoriker interessieren mich nun naturgemäß diejenigen Linien im Charaktergemälde eines Dichters, die mit besonderer Stärke seine Kunst getönt haben. Immer will es übrigens nicht stimmen, daß bei einem Künstler alle Hauptzüge seines Charakters ihre ebenso bedeutsame Entsprechung in der Kunst dieses Menschen finden; es gibt hier, wenn man schärfer zusieht, allerhand seltsame Brüche und Verschiebungen. Es stimmt auch nicht für alle Künste in gleichem Umfang und gleicher Weise. Aber Gogol ist zum Glück ein Schulbeispiel für die allgemeine Regel, daß die charakterologisch bedeutsamsten Züge eines Dichters ihre ganz bestimmte Beziehung zu den bedeutsamsten Zügen seiner Kunst haben. Über das kunstwissenschaftliche Wesen dieser Zusammenhänge habe ich damit an sich noch nichts ausgesagt, wenn ich ihre psychologische Korrespondenz und Parallelität auch festgestellt habe.

II.

Auf die Umwelt, soweit sie charakterbildend auf Gogol gewirkt hat, gehe ich bei den auf das Grundlegende gestellten Ausführungen nicht näher ein, wenn auch die russischen Forscher keinen Aufsatz über Gogol beginnen können ohne jene bekannten Schilderungen der ukrainischen Landschaft und ihres Volkstums, die nachgerade so typisch geworden sind wie jene paradigmatischen antiken Schilderungen barbarischer Völker, von denen die klassische Altertumswissenschaft spricht. Nirgends feiert der Anthropomorphismus so naive Triumphe wie hier. Zu leugnen ist der landschaftliche und völkische Einfluß in der Charaktergestaltung bei Gogol weniger als bei irgendeinem anderen, aber wissenschaftlich sind dergleichen Dinge heute noch völlig unfaßbar. Von den übrigen Faktoren der charakterologischen Umwelt wird man vor allem die Glaubenszugehörigkeit, die Schule und das Elternhaus neben den endogenen genauer berücksichtigen müssen.

Von den Vorfahren Gogols sind uns nur die Charaktere seiner Eltern näher bekannt. Der Vater war, wie später sein Sohn, ein kränklicher, verzärtelter Knabe gewesen, der seine Jünglings- und Mannesjahre vertat und verträumte, ein nachlässiger Schüler, ein mäßiger und ewig erfolgloser Beamter, dann ein ebenso nachlässiger, um nicht zu sagen fauler Haus- und Landwirt, und so unpraktisch, daß er sich noch nicht einmal soviel landwirtschaftliche Kenntnisse erwarb, wie man sie als Mindestmaß bei einem auf dem Lande Aufgewachsenen erwarten könnte. Mehr als die Arbeit auf der harten Scholle liebte er die „Poesie" des Landlebens, und auch diese weniger als wahre Natur denn als künstliche Idylle: Lauben und künstliche Grotten im Garten, Alleen und Pfade, von denen jeder einen poetisch-sentimentalen Namen trug. Energisch wurde er nur, wenn er darauf bestand, daß durch das Wäscheklopfen am Gartenteiche nicht die Nachtigallen verjagt würden. Er war von jeher ein Hassöhnchen gewesen, der das Haus wartete, wenn seine Eltern auf Reisen waren, die Gäste empfing und den Wirt spielte. Auch später verließ er nur ungern das Haus. Hier waltete er in freundlicher Güte und Weichheit über Familie und Dienstboten. Selbst wenn man die nach achtzehnhundert in Rußland noch üppig wuchernde Sentimentalität als allgemein bedingte Stimmungslage in Betracht zieht, offenbart die Periode seines Verlobtseins mit der fast noch kindlichen und um vieles jüngeren Braut

Digitized by Google

seine romantisch-sentimentale Natur. Seine zweifellos guten intellektuellen Anlagen behandelte er ebenso nachlässig wie alles andere. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter, ein amüsanter Anekdotenerzähler, schauspielerte vorzüglich und schrieb einige recht talentierte kleinrussische Komödien für die Liebhaberbühne des vornehmen und luxuriös lebenden Grundherrn und Verwandten seiner Frau, als dessen Kostgänger und besserer Schmarotzer er den größten Teil seines späteren Lebens verbrachte. Es ist zum Staunen, wie gewisse Charakter- und Lebenszüge des Vaters im Sohne wieder auftauchen. Dabei ist es bezeichnend für das Erbe des Sohnes, daß der Charakter des Vaters auch dunkle Züge einer krankhaften Reizbarkeit und einer starken Hypochondrie aufweist.

Der Charakter der Mutter Gogols ist dem ihres Mannes außerordentlich ähnlich. Auch sie war eine zarte, liebenswürdige, still-hausmütterliche Natur, ebenso sentimental und ebenso verträumt romantisch, in den Dingen des gewöhnlichen Lebens noch viel unpraktischer als der Mann, ewig um das Wohlergehen ihrer Familie ängstlich besorgt, dabei aber entschieden tätiger als ihr Mann, durchhaltender und zäher in der Verfolgung einer Aufgabe. Sie war krankhaft überschwänglich bei aller äußeren Geräuschlosigkeit, schwärmerisch religiös (auch der Mann war religiös), zeigte mitunter einen klaren moralischen Willen, und neigte später nach dem frühen Tode ihres Mannes und mit zunehmendem Alter zu träumerisch versenkter Passivität, mystischem Dahindämmern in Wach- und Halbträumen, zu Depressionen und Verstimmungen. Ihre Ehe war glücklich und die Harmonie mit dem Gatten ungetrübt. Ihre eigenen Erinnerungen, die ein Biograph ihres Sohnes der alten Frau ablauschte, zeigen sie als ein braves, gehorsames, züchtiges Töchterchen, das seinen Erziehern die Briefe ihres Verlobten stets unerbrochen zu vorheriger Lektüre übergab. Ihr Vater äußerte einmal nach der Lektüre eines solchen Liebesbriefes, der junge Mann scheine tüchtig Romane gelesen zu haben. Wenn sie in der ländlichen Umgebung spazieren ging, so hatte sich der zärtliche Verlobte irgendwo an einem idyllischen Ort versteckt und blies ihr die Schalmei, deren unsichtbarer Bläser das Mädchen oft bis nach Haus zurückbegleitete. Auch er kam ihrem Mystizismus entgegen: Die Himmelskönigin hatte ihm dieses Mädchen im Traume als die ihm Bestimmte gezeigt. Auch die Vorliebe für schöne Gegenstände, die den ästhetischen Sinn der beiden Empfindsamen erfreuten, teilten sie. Bei ihr wuchs sich diese Neigung im späteren Alter zu kritikloser Kaufwut gänzlich nutzloser Sächelchen aus, ein Zug, der auch im Sohne, etwas abgewandelt, wiederkehrt. Der Bruch in dieser zarten Natur trat mit dem Tode des Mannes ein. Schon die früheren Schicksalsschläge (Verlust mehrerer Kinder) hatten sie hart betroffen, wurden aber durch einen tiefen Glauben an die Macht und Güte der Vorsehung überwunden. Schon damals, noch zu Lebzeiten des Mannes, überfielen die von Natur aus Heitere plötzlich düstere Gedanken; dann fühlte sie Unglück voraus und glaubte an Träume und Ahnungen. Woran der Vater Gogols gestorben ist, ist nicht sicher festzustellen: Fieber, Bruch, Hämorrhoiden, Beengung auf der Brust, die ihm den Schlaf raubt, heißt es in den Quellen. Nach dem Tode des Mannes gewannen die oben angeführten krankhafteren Tendenzen die Oberhand: Hypochondrie, Argwohn, hartnäckiges Mißtrauen, Schrecken und Unruhe und daneben wieder ein tagelanges Vorsichhinträumen. Die Neigung, ein Unglück zu vergrößern, eine hypochondrische und etwas selbstgefällige Schwarzseherei finden wir im Sohne wieder. Auch sie war zweifellos intelligent, wenn auch unausgebildet.

Die Angaben über den Charakter der Eltern sind zu spärlich, als daß ich mich vermessen würde, sie bestimmten psychologischen Typen zuzuschreiben, wie das beim Sohne sehr leicht, ja zwingend ist. Von diesen Eltern wurde nun der kleine Nikolaus übermäßig verzärtelt und wie ein kleiner Götze verehrt, wie es in einer Quelle heißt. Gogol war ein ewig kränkelndes, zartes, anspruchsvolles Kind, das mit der

Digitized by Google

typischen Reaktion des verzärtelten Muttersöhnchens auf die neue Umgebung antwortete, an die es nicht gewillt war, sich zu gewöhnen, als er mit 12 Jahren auf das Provinzgymnasium getan wurde: Aus dem bis dahin ganz aufgeweckten Knaben wurde ein nachlässiger, fauler, verträumter, auf alle Anforderungen seine Krankheit ausspielender, gelegentlich Pseudodemenz markierender Schüler. In seinem Heimweh jammert er über Schmerzen in der Brust, und der ihm zum Trost mitgegebene Diener weint mit ihm und wacht die ganze Nacht an seinem Bette! Es dauert eine Weile, bis er sich gewöhnt hat und seine schwache Position unter seinen Kameraden etwas gesichert hat, so daß er wieder zu seiner kindlich fröhlichen Natur zurückkehren kann. Er hat bald seine Waffe gefunden: Aus seiner Indolenz, seinen Träumereien und Phantasien bricht er dann sprunghaft hervor, um gegen die als feindlich empfundene Umwelt mit gnomenhaften Neckereien und versteckten Bosheiten anzugehen. Er blieb eine ganze Reihe von Jahren verachtet bei Lehrern und den älteren Kameraden wegen seiner scheinbaren Unbegabtheit, seiner notorischen Faulheit, Schulschwänzerei und Possenreißereien[3]). Die Grundstimmung der Mitschüler drückt sich dadurch aus, daß sie ihn wegen seiner mißtrauischen Verschlossenheit und Heimlichkeitskrämerei den „geheimnisvollen Zwerg" nannten und ihm so die Spitznamen zurückgaben, mit denen er sie ständig bedachte. Daß diese Umstände heftige Minderwertigkeitsgefühle in dem innerlich stolzen und hochmütigen Knaben auslösen mußten, ist natürlich und läßt sich in gleicher Weise durch sein ganzes Leben verfolgen. Letzten Endes haben sie ihren Grund in seinem kränklichen, mageren, unschönen Körper und dem wenig vorteilhaften Gesicht. Schon hier auf dem Gymnasium gelingt ihm die Kompensation seiner Minderwertigkeitsgefühle durch das gleiche Mittel, sich Geltung zu verschaffen, wie später in der Zeit der Reife: Er stellt seine schon in jenen Jahren außerordentliche Begabung für jede Art karikierender Mimik (Aggression und Entwertung des Gegners) in den Dienst des Schultheaters, reißt bald die Initiative an sich und feiert Triumphe, die seine Schulgenossen noch im späten Alter nicht vergessen haben. Am besten „liegen" ihm keifende alte Weiber, wie wir sehen werden, nicht ohne tiefere Gründe. Auch an den üblichen Schülerzeitschriften ist er mit romantischen, pathetischen und satirischen Werkchen bald erfolgreich beteiligt. Es ist klar, daß hier neben vererbter mimischer und theatralischer Begabung auch Identifikation und Imitation des Vaters vorliegt, dessen Rat und Hilfe er sich in diesen Dingen öfter erbittet. Es ist auch zweifellos, daß wir in diesen Betätigungen die ersten Anfänge seiner späteren künstlerischen Tätigkeit als Satiriker, Karikaturist und Dramatiker erblicken. Wir werden sehen, daß auch die psychologischen Grundlagen dieses künstlerischen Dranges dieselben bleiben: Entwertung der Wirklichkeit, Selbsterhöhung als Sittenrichter. Achtung und Anerkennung unter Schülern und Lehrern hatte er sich auf diese Weise errungen[4]), wenn auch keine ungeteilte und keineswegs immer eine sympathische, aber er blieb auch weiter ein schlechter Schüler, der begründete Angst vor dem Schlußexamen haben mußte. Da rüttelte ihn der plötzliche Tod des Vaters gewaltig auf und machte Energien frei, die bislang schlummerten. Es ist wohl zuviel gesagt, wenn man, wie Kaus und einige Russen annehmen, von einer Familienretterphantasie und dem Wunsch, den Vater der Familie (der Mutter und zwei jüngeren Schwestern) zu ersetzen, spricht. Mir scheint, er ist erst durch die Briefe der Mutter zu ähnlichen Ideen gekommen. Dann aber mögen sie tatsächlich produktive Kraft gezeitigt haben. Jedenfalls ist es unnötig, den „Ödipuskomplex" arbeiten zu lassen, und bei einer Interpretation seines Erstlingswerkes „Hans Küchelgarten" ist in dieser Hinsicht Vorsicht geboten[5]). Kurz, er beginnt energischer zu arbeiten und besteht das Examen einige Zeit darauf.

Mit dem Verlassen der Schule und der Übersiedlung nach Petersburg, der Selb-

---

[3]) [4]) [5]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

ständigkeit des Lebens und dem Suchen nach einem Beruf, ist Gogol so weit herangereift, daß man ihn als vollentwickelte Individualität betrachten kann. An die Stelle einer mehr historisch berichtenden Darstellung mag jetzt eine mehr systematische Charakterschilderung treten. Das Ideal wäre, wenn man beides zu einer höheren Einheit verbinden könnte.

III.

Am eindeutigsten läßt sich Gogols Charakter mit dem Begriff definieren, den Kretschmer in seinem Buche über Körperbau und Charakter aufstellt. Gogol fällt, zunächst ganz allgemein gesprochen, in den großen Formenkreis der schizoiden Temperamente und gehört zu denjenigen Menschen, deren schizophrene Ausmündung als Überspitzung ihres schizoiden Charakters erscheint. Auch bei ihm läßt sich das Charakterologische nicht vom Psychotischen trennen[6]). Es ist bekannt, daß sich Kretschmers Formenkreis der Sensitiven, Schizoiden, Schizothymen mit dem der „Nervösen" (Adler) und „Hysterischen und Neurotiker" (Freud), mit dem der sogenannten „Haltlosen" und „Psychopathen", ja auch mit dem der „Epileptischen" irgendwie schneidet oder berührt. Ich bleibe aber aus Gründen methodischer Klarheit und leichterer Kontrollierbarkeit durch den Leser bei der Terminologie Kretschmers, die ich hier und da durch die Begriffe ergänze, die mir Bleuler, Kronfeld u. a. vermittelt haben. Von Freud und Adler habe ich nur das genommen, was auch von den ebengenannten akzeptiert worden ist. Wenn ich nun bei dem Kretschmerschen Terminus bleibe, so habe ich auch das Vergnügen, Gogol unter die dichterischen Kronzeugen für die Scheidung der Menschen in Pyknische und Asthenische, in Zyklothyme und Schizothyme, in die Dicken und die Dünnen, einzureihen. Da mag der geniale Beobachter menschlicher Typen und der große Schilderer menschlicher Ausdrucksbewegungen denn neben Shakespeares Cäsar stehen, der als Schizothymer seine Pappenheimer kannte und darum nur wohlbeleibte Männer um sich sehen wollte, mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen, nicht aber jene Dünnen mit dem hohlen Blick, die gefährlich sind und zu viel denken[7]).

Das Äußere Gogols war typisch schizothym: Er war eher klein als mittel, in der Jugend schmächtig, später bei gefestigter Gesundheit stämmiger, in den überwiegenden und später chronischen Zuständen nervöser Erschöpfung (z. B. 1851, als ihn Turgenev sah) sah er durchsichtig und krank aus; wie einer, den das Leben schon hart mitgenommen hat. Heimlich lauernde oder häufiger müd erloschene Augen, die braun, tiefliegend, unregelmäßig gesetzt waren, — die langen, im späteren Alter dünnen blonden Haare nach Kosakenart glatt über die Schläfen gestrichen, — eine weiße schräg abfallende Stirn, — ein fliehendes Vogelprofil mit einer sehr langen, dünnen, dürren, spitzen Nase, das alles gab seinen Zügen etwas Listiges, Fuchsartiges, wie Turgenev sagt. Andere vergleichen sein Gesicht mit den vorsichtig lauernden Augen, dem entfernten und doch ängstlich aufmerksamen Blick und der spitzen langen Nase mit dem eines Vogels, etwa jenes, der auf den Dächern der südrussischen Bauernhöfe auf einem Beine stehend zugleich aufmerksam und verträumt in die Weite schaut. Ein Zug heimlichen Schmerzes und düsterer Ruhelosigkeit war seinem stets gespannten Gesichtsausdruck beigemischt, — wenn er nicht müde, gleichgültig, abweisend und verschlossen aussah. Unangenehm wirkten seine vollen aufgeworfenen Lippen unter dem kleinen geschorenen Schnurrbart und die schlechten Zähne. Er hatte ein kleines, dünnes, spitzes Kinn. Als Turgenev ihn 1851 sah (also bereits im vorpsychotischen Zustand), erinnerte er ihn in Haltung und Gebärden an einen Provinzial-Oberlehrer. „Welch ein kluges, wunderliches und krankes Wesen!", denkt er. Seine „Freunde" nannten ihn ein ekelhaftes Geschöpf, — wir werden über

---

[6]) [7]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

dergleichen freundschaftliche Urteile noch zu sprechen haben. Übrigens sah er nicht immer so aus, wenigstens nicht, was seine Kleidung anlangt, denn er war früher einmal ein Geck gewesen. Andere Freunde nannten ihn eine komische Figur, was Gogol bestätigte: Er sei ja ein Komiker und sein Äußeres sei eine Karikatur[6]).

Wie Gogols ganze Figur, so waren auch seine Gesten, seine Bewegungen und sein Gang seltsam: Sein Schritt sei kurz und unsicher gewesen, gleichsam als wenn der eine Fuß sich bemühte, ständig vorwärtszuspringen, so daß der eine Schritt länger schien als der andere. Derselbe Zeuge fügt hinzu, in seiner ganzen Erscheinung lag etwas Unfreies, Gedrücktes, — kein Schwung, keine Offenheit weder in der Gebärde noch im Blick, der von unten herauf schaute, schräg, fast listig lauernd, nicht geradeaus in die Augen des Gegenübers. Daß Gogol in Zeiten freudig erhöhter Stimmung und im engsten, gewohnten Kreise sich auch weniger gehemmt, oft übersprudelnd fröhlich zeigen konnte, vervollständigt nur das Bild; aber auch dann bemerkten sogar seine Intimsten immer die Distanz und ein dunkles Geheimnis, das hinter der Außenseite lauerte.

Dem schizothymen Äußeren entspricht das Innere. Ein geheimnisvoller Sonderling war er schon auf dem Gymnasium gewesen. Auch hier hatte seine freiwillige und unfreiwillige Groteske die Kameraden zugleich angezogen und abgestoßen. Das unheimlich Phantastische, Dämonische hinter der beschriebenen Fassade blieb niemandem verborgen. Man muß nun die Zeugnisse derer, die offen und ehrlich ihre Meinung über ihn sagten (und darunter sind solche, die ihn als Künstler glühend verehrten und sich ehrlich bemühten, ihm auch menschlich nahezukommen), richtig bewerten. Die mitunter grausam absprechenden Urteile sind nicht so absolut zu nehmen, wie sie gegeben werden; es sind die Urteile jener Menschen, die eine schwer schizoide Seele trotz des besten Willens nicht begreifen können, die sich gerade in ihren besten Absichten zurückgestoßen fühlen, die ein Undurchdringbares immer für ein absichtlich Verschleiertes, Hemmung und kühle Distanz für ungerechtfertigtes Mißtrauen, unklares Schwanken für Feigheit, mystische Strebungen für Anmaßung und Verlogenheit halten; die hinter dem Verborgenen sofort etwas suchen, was mit gutem Grund verborgen werden muß: etwas Unheimliches, Unsauberes, Lasterhaftes. Daher der auffallende feindselige Ton in den Zeugnissen vieler, die ihm wirklich nahe standen, daher dieser unwiderstehliche Ekel vor dem „geheimnisvollen Zwerge", ein Ekel, der oft unbewußt ist oder dessen tiefere Gründe man wenigstens nicht kennt. Einer seiner nächsten Freunde, S. T. Aksakov, meinte, er habe nur darum trotz seiner Furcht vor Leichen ohne Peinlichkeit an Gogols Bahre wachen können, weil dieser nach seinen Begriffen gar kein Mensch gewesen sei. Nach seinem Tode zweifeln seine Freunde, ob ihn jemand einfach als Mensch geliebt habe; das sei unglaublich, unmöglich. Sie hätten ebensogut fragen können, ob wohl Gogol jemals einen Menschen aufrichtig geliebt habe, und hätten auch das verneinen können. Bekannt ist die Briefstelle, in der der schon gereifte Gogol zu seiner Mutter über seine häusliche Erziehung spricht und feststellt, daß er als Kind niemanden geliebt habe, er habe überhaupt keine wirklich starken Gefühle gekannt, habe auf alles gesehen wie auf bloße Dinge, die zu seinem Dienst da seien, auch die Mutter selber habe er nur aus angeborenem, kindlichem Trieb geliebt. Bezeichnend ist die Nutzanwendung, die er daraus ziehen will, damit seine jüngere Schwester (über deren Erziehung er der Mutter Ratschläge gibt) nicht mit so gefühllosen Augen in die Welt schaue wie er: Man müsse ein Kinderherz heftig erschüttern, damit ein Eindruck tief in ihm hafte. Und solch ein unauslöschlicher Eindruck war für ihn die Erzählung der Mutter von den Schrecken des jüngsten Gerichts! Wir kommen darauf noch zurück. Wir werden auch Gogols durchaus schizoides Verhalten zu seinen Mitmenschen erst richtig verstehen, wenn

[6]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

wir seine sexuelle Liebesfähigkeit bestimmt haben werden, die nach meiner Überzeugung stets auch die „platonischen" Liebesbeziehungen eines Menschen beeinflußt. Es ist aber für den Kenner schizoider Seelen nicht zweifelhaft, daß ein Mensch wie Gogol nicht völlig liebesarm und nicht völlig der Liebe zu den Menschen bar sein kann, ja, daß er den Mangel, den er hier in sich fühlt, durch die in solchen Fällen übliche Liebe zur „Menschheit" kompensiert[9]). Er hatte von seinen Jugendtagen an allen Grund, sich zu beklagen, daß ihn niemand verstehe und daß ihm das ein jeder übel nähme. Er wußte selber und sagte es, daß er krankhaft verschlossen sei; manchmal stärkte er bewußt diese Tendenz in Zeiten der Insuffizienz und Niederlagen, manchmal überwand er sich für eine kurze Frist und bestimmten Menschen gegenüber, oft aber litt er stark unter der Unmöglichkeit, sich hinzugeben. Wenn er nicht seine explosiv-euphorischen Anfälle bekam[10]), die mit den ausladenden zyklothymen Stimmungsschwankungen gar nicht verwechselt werden können, so war er, wie er selbst weiß, hölzern, verblödet, trocken, hart, langweilig, eine Holzpuppe, ein Haubenstock (alles Zitate), und das bezeichnenderweise oft in Zeiten höchster innerer Spannung, Gärung und künstlerischer Arbeit. Zumal auf den ersten Eindruck hin erschien er allen so, wie ihn die Smirnova zuerst sah: „gauche, timide et triste", dieser „chochol récalcitrant", der nicht eher zu der jungen, schönen, vornehmen Dame kommen wollte, als bis ihn die Freunde Puškin und Žukovskij mit Gewalt zu ihr schleiften und so seine „timidité et sa sauvagerie" besiegten.

Unter Beachtungsfurcht hat er sein ganzes Leben gelitten. Er versteckte sich als Dramatiker vor dem Publikum (und mußte nachher einen Entschuldigungsbrief schreiben) und den Blicken jedes Neugierigen, auch wenn er in diesem die herzlichste Teilnahme ahnen konnte; er konnte in einem Kreise, in dem eine ihm neue Person zugegen war, nicht vorlesen, was er meisterhaft verstand, erfand die verschrobensten Mittel und Ausreden, um einer neuen Bekanntschaft aus dem Wege zu gehen, selbst wenn diese Ungezogenheit für den Fremden und den Gastgeber außerordentlich peinlich war. Als der Fremde, ein naher Freund des Hausherrn, zum ersten Male kam, schlich er sich heimlich in ein anderes Zimmer und von da aus dem Hause. Das zweite Mal ging er in ein noch entlegeneres Zimmer, nahm in einem bequemen Sessel ein Buch vor und stellte sich schlafend. Das dritte Mal führte man den Fremden gleich in ein besonderes Zimmer, da trat Gogol nach einer halben Stunde plötzlich herein und begrüßte ihn herzlich und als sei nichts geschehen. Hochmut war das eigentlich nicht (ganz ist er nicht zu leugnen), sondern tief innerliche Unsicherheit, unterstützt durch seine notorische Teilnahmslosigkeit gegenüber der Umwelt zumal in seinen späteren Jahren. Auf Reisen pflegte er seinem Gegenüber, das in ihm den berühmten Gogol erkannt hatte, sich unter einem verdrehten Namen etwa als Gonol oder Gogel vorzustellen und leugnete, einen „Gogol" überhaupt zu kennen. Es ist unnötig, die Belege zu häufen.

Neben Gogols erst in späteren Jahren voll ausgeschärfter Gefühlsstumpfheit steht schon früh eine krankhaft schmerzliche Überempfindlichkeit, die seine Umgebung oft peinlich bemerkte. Wurde diese Empfindlichkeit verletzt, so zog er sich sofort noch mehr in sich selbst zurück und wurde gänzlich unzugänglich. Daß diese Empfindlichkeit letzten Endes auf seinen Minderwertigkeitsgefühlen basierte, sieht man deutlich aus seiner Reaktion bei der Berührung wunder Punkte. Bei Besuchen pflegte man die Neulinge darüber aufzuklären, welche Unterhaltungsthemen besser vermieden wurden. Seine Waffe war dann Zerstreutheit, Interesselosigkeit, Schweigen, — Eigenschaften, die er ja auch sonst immer bereitstehen hatte. Er war überhaupt ein Schweiger, was ihn nicht hinderte, in den Perioden euphorischer oder krankhaft gereizter Anfälle lustig, bissig, ironisch oder auch, namentlich später, prophetisch und

[9]) [10]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

anklägerisch aus sich herauszugehen. Man muß überhaupt immer die Sprunghaftigkeit seines jähen, bald überhitzten, bald kalten, bald lebhaft interessierten oder teilnahmslos stumpfen Temperaments berücksichtigen, wenn man sich durch manche scheinbaren Widersprüche in den Zeugnissen über ihn nicht verwirren lassen will. Alle diese Widersprüche einen sich auf der schizoiden Formel und bestätigen sie erst.

Was seine Minderwertigkeitsgefühle angeht, soweit sie in seinem unvorteilhaften Äußeren ihren Grund haben (andere Gründe werden wir noch kennen lernen), so war auch für Gogol die nächstliegende Kompensation die Kleidung. Aber es half ihm nichts. Noch auf dem Gymnasium schließen die Briefe an einen Petersburger Freund nach den erhabensten Stellen mit Bitten, ihm in der Hauptstadt einen guten Schneider zu besorgen, ihm die Modefarbe der Fräcke mitzuteilen (er hat nur schwarze, und die sind ihm zuwider geworden) usw. Er war der erste unter den Abiturienten, der einen neuen weltmännischen Frack anzog und die Schöße wie zufällig auseinander hielt, damit man das schöne Futter bewundere. Aber er hatte keinen Geschmack, und so unterstrich die prätentiöse und doch etwas liederliche Kleidung nur den unvorteilhaften und lächerlichen Eindruck seiner Figur (vergleiche das Bild im Halbprofil mit der selbstbewußten Geste und dem Spazierstöckchen). Seine Toilettengegenstände, die er auf Reisen mit sich trug, waren dementsprechend zahlreich und weltmännisch: Haar- und Hautmittel, Bürsten und Bürstchen, Messerchen usw.

Eine der auffallendsten und auf seine Bekannten sonderbar wirkenden Eigentümlichkeiten war nun Gogols voll ausgeprägte Hypochondrie, seine „Krankheit", von der er nach der Ansicht der Freunde ein übertriebenes Wesen machte. Wir wollen jedoch nicht vergessen, daß er doch schließlich an dieser Krankheit gestorben ist, daß es sich also nicht um reine Einbildungen handelt, sondern daß er einem tatsächlichen organischen Leiden nur eine übertriebene Aufmerksamkeit und überängstliche Besorgnis zuwandte. Das Leidenserlebnis als solches war ungemein stark in ihm entwickelt, und zwar bei dem verzärtelten Knaben, der ewig an Magerkeit, Brustbeklemmungen und Skrofeln litt, schon von Jugend an. Er lernte auch schon früh, den sogenannten Krankheitsgewinn daraus zu ziehen, indem er damit unbequeme Anforderungen niederschlug, Mißerfolge bemäntelte, und vor allen Dingen sonderbare Handlungen rechtfertigte, die zweifellos andere, tiefere, ihm selber nur unklar bewußte Gründe hatten. Leider läßt sich das wahre Wesen seiner organischen Krankheit nicht genau feststellen, sicher ist nur, daß er am Magen und Darm litt. Seine Eßlust und sein Feinschmeckertum würden, Adlersch gedacht, damit im Zusammenhange stehen können, wobei man freilich die russische und kleinrussische Tradition des reichlichen und üppigen Essens berücksichtigen müßte. Die Krankheit wurde jedoch erst in seinen letzten Lebenszeiten wirklich lästig, und es kann kein Zweifel sein, daß er sich durch übertriebene, jahrelang durchgehaltene Wasserkuren die Verschlimmerung des Leidens selbst zuzuschreiben hatte. Hier ist seine ängstliche Besorgtheit um sein Leiden in der Tat der treibende Grund. Es muß doch auffallen, daß von seiner Umgebung wenigstens vor den letzten 10 Jahren seines Lebens niemand so recht an die Krankheit glauben wollte, wenn er, bei frischem und ganz gesundem Aussehen, über sein Leiden jammerte. Auf keinen Fall genügt aber diese Organminderwertigkeit, selbst wenn sie zum Organleiden wurde, um die nervöse Überreiztheit Gogols zu erklären. Es muß sich um tiefer gehende, tiefer bedingte Prozesse handeln. Schaut man auf den schwer schizoiden Charakter Gogols, auf den Endzustand Gogols, also auf die letzten zehn Lebensjahre des Dichters nach der Vollendung des ersten Teiles der „Toten Seelen" (1842), auf das Versagen der künstlerischen Produktionskraft und den Ausbau der mystischen, prophetischen, sittenrichterlichen Tendenzen, auf den körperlichen und psychischen Zustand der letzten Jahre, auf die Psychose seiner letzten Tage, — so wird man nicht fehlgehen, wenn man schon in der Jugend- und ersten Manneszeit Gogols die Regungen eines langsam

Digitized by Google

fortschreitenden schizophrenen Prozesses erkennt, der sich stellenweise in einigen markanteren Schüben offenbart. Zu einer vollständigen Würdigung solcher „Schübe", die diesen Namen vor einer medizinischen Kritik rechtfertigen würden, wäre die Kenntnis der näheren biographischen Umstände unbedingt erforderlich. Ich kann diese jedoch hier nur im Überblick geben, tue das aber um so lieber, als es mir Gelegenheit gibt, das Lebensbild des Dichters nach dem Verlassen der Schule weiterzuführen.

Die etwas zweifelhafte „Familienretterphantasie" und deren Gegenteil, die Sehnsucht nach der großen Welt in Petersburg, hatten ihm das Examen bestehen helfen. Aus den Konflikten mit seiner Umgebung und der physischen, intellektuellen und moralischen Unterlegenheit ihr gegenüber hatte er die Waffe der satirischen Entwertung in Wort, Geste und Bubenstreich entwickelt (von den erwähnten natürlichen Begabungen, Vaterimitationen usw. hier abgesehen). Den Weg zur objektiven Kunst hinüber hätte er auf der Bühne und im satirischen Gedicht wohl ahnen können; ernste, romantisch-pathetische Gedichte waren zu den ersten Erzeugnissen hinzugetreten, — als reifstes Produkt der erwähnte „Hans Küchelgarten". Und nun ist es höchst bezeichnend, daß der Jüngling nicht mit der Absicht nach Petersburg geht, ein berühmter Dichter zu werden, wie er ihn in Puškin bewunderte, sondern daß er die bereits auf dem Gymnasium überwertig erscheinende Idee hegt: ein großer, genialer Staatsmann und Wohltäter seines russischen Volkes zu werden. Die Genesis dieser Idee, die ihn in seinen letzten Tagen noch mit ungeminderter Kraft beherrschte, liegt klar zutage. Wie bei der Herausstellung seiner mimischen und satirischen Talente die Imitation und Identifikation des Vaters mitwirkt, so stellt zunächst die Staatsmannidee die Kompensation seiner Unterlegenheit der verachteten Umwelt gegenüber dar, die ihn regiert und die er nun regieren will. Die Form für die Realisierungsträume zu dieser Idee gab ihm die imposante Gestalt jenes reichen und mächtigen Verwandten seiner Mutter, von dem wir oben bei der Schilderung des Vaters gesprochen haben: Ein Würdenträger aus der alten Zeit, allmächtig in der Ukraine, wie ein kleiner Zar und Landeswohltäter von aller Welt gekannt und verehrt, unermeßlich reich, einen üppigen Hof haltend, selber wie hinter einer mystischen Wolke thronend, aus der er nur an den Höhepunkten der öffentlichen Diners überlegen und verdüstert, in der Pracht seiner Orden und der Uniform heraustrat. Das ist sein Ideal und bleibt es bis an sein Ende. Er dachte nicht an die dichterische Laufbahn, aber die Enttäuschungen über die Großstadt, die sich nicht um den zugereisten kleinen Kosaken kümmerte, Armut, Verzweiflung wegen der Unmöglichkeit, einen Beruf zu finden, der dieses Ideal einer glänzenden Beamtenlaufbahn verwirklichen könnte, ließen ihn jetzt die Ideale wieder aufnehmen, die sich im Vater verkörpert hatten. Er meldet sich als Schauspieler, zeigt, wie ich es auffasse, abermals Pseudodemenz, fällt durch, faßt den Plan, ukrainische Dorfgeschichten zu schreiben, verlangt und erhält reichliches und prachtvolles Material von zu Hause. Dann steigt ihm plötzlich die Verzweiflung über den Kopf, er will nach Amerika auswandern, unterschlägt mütterliche Gelder und fährt, nachdem er die Mutter auf den bevorstehenden Schritt durch allerhand Vorspiegelungen vorbereitet hat, eines Tages über die Ostsee davon. Er kommt aber nur bis Lübeck und Hamburg, ernüchtert sich und ist bald darauf wieder in Petersburg. So interessant die verschiedenen Begründungen[11]) auch sind, die er der Mutter angibt, keine trifft den wahren, den tiefen Grund als nur die eine, die er später in der Zeit seines Abbaues in der „Beichte des Schriftstellers" gibt: „Seltsam, schon während meiner Kinderjahre, selbst während meiner Schulzeit und damals, als ich immer nur an den Staatsdienst und keinen Augenblick an den Beruf eines Schriftstellers dachte, kam es mir immer so vor, als

[11]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

ob ich dazu bestimmt sei, in meinem Leben noch einmal irgendein großes Opfer zu bringen, und daß ich gerade, um meinem Vaterlande zu dienen, gezwungen sein würde, mich in der Ferne darauf vorzubereiten und zu erziehen. Ich wußte nicht, wie das geschehen würde noch wozu das nötig sei; ich dachte auch gar nicht darüber nach, ich sah mich jedoch so lebendig vor mir, sah, wie ich mich in einem fremden Lande in Sehnsucht nach meinem Vaterlande verzehre, ja, dieses Bild verfolgte mich so häufig, daß es mich ganz traurig machte..... Der Plan und Zweck meiner Reise waren sehr verschwommen. Ich wußte nur das eine, daß ich auf Reisen ging ... um schwere Leiden durchzukosten ...."

So hat diese „Flucht" den Charakter einer zwanghaften, triebartigen Handlung, deren äußere Anlässe zwar in einer schwierigen Situation liegen (aber schon dieser Ausweg aus einer solchen ist abnorm), deren letzte Gründe aber in alten Urphantasien von Märtyrertum und prophetischer Sendung verankert sind: ein eminent schizoider Zug, der sich später in der Psychose als quasi-realisierter Wunsch mit aller Stärke offenbaren wird, wie er denn auch die Leitlinie dieses Lebens bis dahin bleiben wird. Auch die Wallfahrt nach Jerusalem hat ihre Verbindungen mit diesem Urzuge.

Eine subalterne Beamtenstelle, die er nach seiner sonderbaren Reise bekam, nahm er als Provisorium und erfüllte sie leichtsinnig und nachlässig, wie er später die besseren Stellen als Mittelschul- und dann als Hochschullehrer ebenfalls behandelte. Schon in der oben angeführten Stelle der „Beichte" zeigt sich die Urphantasie unterströmt von einer mystischen Religiosität. Die charakteristische Eigenart dieser Gogolschen Religiosität kann man mit gutem Recht ebenfalls als typisch schizothym und in der Zeit des Abbaues als typisch schizophren ansprechen. Natürlich bildet sie einen individuellen Sonderfall dieses großen und naturgemäß in seiner letztlichen Definition noch schwankenden Begriffes, aber insofern ist sie doch typisch, als sie einerseits ekstatisch, krampfhaft, ja forciert ist und andererseits jenes Element zeigt, das mit einem Terminus der Völkerpsychologie von Forschern wie Schilder, Kretschmer, Storch, Kronfeld und anderen als primitiv und magisch-dämonisch bezeichnet wird[12]). Es ist einer der instruktivsten Fälle der Charakterlehre und der Kunstwissenschaft, zu sehen, wie ein genialer Mann aus diesem Erlebnisgrunde eine eigentümliche Kunst aufsteigen läßt. Ich hüte mich jedoch (und betone das nachdrücklich) den Künstler Gogol und die Kunst Gogols als solche aus seiner „abnormen" schizoiden oder gar schizophrenen Veranlagung direkt genetisch zu erklären. Mag ein solcher Prozeß noch so viele „Hemmungen beseitigt", noch soviel originelle Gesichtspunkte und himmelsstürzende Erlebnisse gezeitigt oder möglich gemacht haben, — daß Gogol sie formen, daß er sie formend erleben und erlebend formen konnte und mußte und daß diese Kunstleistung einen hohen ästhetischen und ethischen Wert hatte, steht auf einer anderen Seite geschrieben. Sicher ist nur eins: Diese typisch schizothymen Erlebnisse haben seine Kunst wesentlich nüanciert und ihr teilweise das eigentliche Gepräge gegeben. In der Form, wie die Gogolsche Kunst jetzt vor uns steht, ist sie ohne diese schizothyme Grundströmung nicht denkbar und erklärbar.

IV.

Nach der mißlungenen Schauspielerprüfung und dem Durchfall des „Hans Küchelgarten", nach der „Flucht" ins Ausland, d. h. nachdem er durch die Verbrennung der „Idylle" sich und die unverständige Welt bestraft hat, nachdem er dieselbe Welt und sich selber durch die Flucht ins Ausland für die Nichtbeachtung seiner auch von ihm selber als unzulänglich gefühlten Person bestraft hat, — nachdem er in der Fremde als Märtyrer und Verkannter Mitleid und Achtung vor sich selber ge-

[12]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

fühlt und Antrieb zu neuen Versuchen nach dem Aufstieg gesammelt hat, — durchströmt von jenem Erlebnis einer eigentümlichen magisch-dämonischen Weltanschauung, schrieb er die berühmten Novellen nieder, die ihn zu einer anerkannten russischen Größe und zum Freunde des großen Puškin machen sollten. Man faßt das Wesen dieser Dinge nicht, wenn man in den ukrainischen Novellen nichts anderes sieht, als was auch sonst in anderen Literaturen zu finden ist, nur hier im kleinrussischen[13]) Gewande. Hier ist keine „Dorfgeschichte", hier ist keine „humorvolle Mischung aus Realismus und Phantastik", kein „romantisches, poetisches Hineinragen der romantischen Geisterwelt in die irdische Sphäre", oder wie man sonst diese Geschichten zu charakterisieren beliebte, wenn man sie mit den Novellen E. T. A. Hoffmanns oder anderen „Meistern des Grauens" wie Edgar Poe, Maupassant u. a. verglichen hat. „Literarische Entlehnungen", „Beeinflussungen" usw. sind literarhistorische Schularbeiten, die hier vollständig versagen müssen. Das alles trifft das Wesen nicht. Das Wesentliche ist hier vielmehr, daß der Grundhaltung der Geschichten ein ganz bestimmtes Religions- und Weltanschauungserlebnis zugrunde liegt, eben das magisch-dämonische, das als primitiver Strom neben dem höheren christlichen, wie es die gereinigte Glaubenslehre darstellt, einherläuft und ihn bei Gogol zuweilen völlig aufsaugt. Die Weltanschauung ist hier noch nicht einmal das, was man gewöhnlich dualistisch nennt, das heißt: Gott und Teufel, Licht und Finsternis, Gut und Böse, Schwarz und Weiß, — sondern eigentlich barer dämonischer Zauberglaube, in dem der Böse durchaus die Vormacht hat. Das Gute, Gott, existiert hier fast nur als Folie, nicht als selbständige Macht oder gar als die sieghafte. Das metaphysische und künstlerische Prinzip der „Abende" ist der Böse, der Satan, der Teufel. Er ist der Kernpunkt der künstlerischen Konzeption, das bewegende und gestaltende Element der Handlung, das Prinzip der Weltanschauung, und damit der Träger der eigentlichen Stimmung. Diese Weltanschauung gehört aber durchaus nicht nur den dichterischen Gestalten an, die dem ukrainischen Volkstum zufallen, sondern ist die des Dichters selber. Man könnte das leicht beweisen. Jedenfalls hat Gogol selber *immer* an die reale Existenz des Bösen in Person geglaubt, und wer ihn genau kennt, der weiß auch, daß bei ihm wie in den Geschichten der Böse die Hauptrolle, Gott eine Nebenrolle spielte. In den „Abenden" ist dieser nicht mehr als ein Statist. Gogol hat den Einflüsterungen des Teufels den wichtigsten Einfluß auf seine Handlungen zugeschrieben. Dieser Urstrom der magischen Religiosität strömt auch durch die nächsten Schriften dumpfrauschend hindurch, in den späteren Werken steigen seine pythischen Dünste mehr aus der Tiefe auf, sind aber immer noch deutlich fühlbar, z. B. im „Revisor"[14]) und in den „Toten Seelen". In der „Beichte" und dem „Briefwechsel mit den Freunden", die den Abbau dokumentieren, bricht er dann wieder über die Dämme.

Hat man dieses alles einmal nacherlebt, so erfaßt man sofort den Unterschied etwa zwischen unserem Romantiker Hoffmann und Gogol. Hoffmann war religiös vollständig indifferent, und ebenso areligiös ist auch sein Dämonismus und Gespensterspuk. Gogols Dämonismus ist selber Religion, eben die magische, primitive. Bei Hoffmann fühlt der Leser immer die Distanz des Gebildeten von dem, was „eigentlich" nicht existiert, bei Gogol aber steigen die Geschichten unmittelbar aus dem unpersönlichen Volksgrunde auf, aus der primitiven religiösen Gemeinschaft, und reißen die gleichen Schwingungen der dichterischen, schizophren affizierten Seele an sich. Gogols Erzählungen sind der unmittelbare künstlerische Ausdruck einer real erlebten Weltanschauung; Hoffmann und andere (Maupassant z. B.; bei Poe liegen die Dinge zum Teil anders als etwa bei Maupassant, aber auch anders als bei Gogol!) bedienen sich lediglich dieses Stoffes, um solche Art von Erleben gewaltsam und in-

---

[13]) [14]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

direkt herbeizuzwingen und ihm die Nervensensationen abzuringen, die ein moderner und aufgeklärter Mensch wie einen lockenden Rausch genießt. Vieles bei Hoffmann ist wissenschaftlich, rational errungene tiefenpsychologische Erkenntnis seelischer Abgründe (— man kennt sogar die Quellen), was bei Gogol unmittelbare Wirkung der Tiefe selber ist![15]) Darum ist auch das künstlerische Mit- und Nacherlebnis des Lesers bei beiden Dichtern so außerordentlich verschieden. Hoffmanns Gespenster und Dämonen sind wie jene Macbethschen Komödianten, die ein Stündlein auf der Bühne toben und rasen und dann nicht mehr gehört werden. Sie bereiten uns, solange wir ihnen zuhören, Gespensterfurcht und Gespensterfreude, — Nervenrausch. Aber in Gogols Schauern weht der Hauch der Ewigkeit, sein Grausen hat die Gebärde der Erhabenheit. Weiterhin führen die Gogolschen Gestaltungen außer jenem primitiv religiösen Strome noch ein anderes dunkles Wasser der Tiefe mit sich: die ewig wache Furcht des Dichters vor dem Tode und dem Gerichte Gottes, das ihn erwartet. Auch dieser Komplex stammt aus der frühesten Jugend des Dichters und hatte sich an die Erzählungen der Mutter geheftet (siehe oben!). Hiermit verband sich der „mystische Schrecken", den Gogol so gut kannte wie Dostojevskij, nur daß er bei diesem mit der Epilepsie in Zusammenhang steht, wie bei Edgar Poe mit dessen Epilepsie und Alkoholismus.

Es ist hier der Ort, über das Stimmenhören Gogols zu sprechen. Er beschreibt es als einen Anruf unter eigenem Namen mit vorausgehender Erwartungsangst und nachfolgendem maßlosen, wesenlosen Schrecken. Den Beleg hat Max Löwy in seiner Arbeit über eine Unruheerscheinung: die Halluzination des Anrufs mit dem eigenen Namen (S. A. aus d. Jahrbüchern für Psych. und Neur. XXXIII) verwendet, und es kann nach den Zeugnissen der Biographen nicht zweifelhaft sein, daß Gogol hier nicht nur eine jener in der Literatur beliebten Schilderungen des „Pansrufs" gibt, sondern dergleichen wirklich erlebt hat, nicht nur in der Jugend, wie er an dieser Stelle sagt, sondern auch später, z. B. vor seinem Tode. Auch sein Vater hörte vor seinem Tode gewisse Stimmen, welche er für die Ankündigung seines nahen Endes hielt. Interessant ist für die klinische Beurteilung des Falles Gogol, daß bei Gogol solche Stimmen in Verbindung mit Beziehungswahn auftreten. Die Form eines Neujahrsgrußes z. B. aus dem Jahre 1852: „Une année éternelle!" Doch waren solche Stimmen wohl eine Seltenheit und im Jahre 1852 nicht verwunderlich (denn er starb im Februar dieses Jahres in der Psychose), dagegen wurde er häufig in Perioden der Erregung und der Depressionen von scheinbar grundlosen Angstanfällen heimgesucht, denen keine solchen Stimmen vorausgingen. Oft gerade wenn er sich körperlich ganz behaglich fühlte, setzte eine unbestimmte, grundlose, lawinenartig wachsende Erregung und ein schauriges Angstgefühl ein. Dann wußte er nicht mehr, was er machen sollte, konnte nicht ruhig sitzen, nicht liegen, nicht stehen. Zu der motorischen Unruhe trat die Angst, die Angst um alles und nichts. Sie vergrößerte jedes in Gedanken auftauchende Bild ins Riesenhafte, jede noch so leise Unlustempfindung wurde zu unerträglich schmerzlicher Trauer gesteigert, indes doch diese Angst mit einem gewissen Lustgefühl vermischt war: unbedeutende Lustgefühle wurden in ungeheure Wonnen gesteigert. Ohnmachtsanfälle folgten und schließlich ein somnambuler Zustand. Auch außerhalb dieser akuten Anfälle quälten ihn oft schauderhafte, schreckliche Bilder (Beleg vom Jahre 1849). Wir können es dahingestellt sein lassen, ob diese Selbstschilderungen nicht nur für die letzten Jahre seines Lebens, vor dem Ende in der Psychose, sondern auch für die früheren Jahre in diesem ausgeprägten Maße gelten. Berücksichtigen wir seine Sexualität (siehe später!), so wären diese Zustände auch von dort aus nicht unverständlich. Hier ist mir wichtig, die Erlebnisquelle aufzuzeigen, die das Getriebe des Dichters neben den übrigen

[15]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

schon genannten speist. Verknüpft ist das Angstgefühl und die Furcht vor dem Tode mit der Angst vor den Schrecken des jüngsten Gerichts. Es ist natürlich unsinnig, hieran der Mutter mit ihren orthodox-byzantinischen Schilderungen der Höllenqualen Schuld zu geben, denn sie beschrieb dem lauschenden Knaben ja auch, nach seinem Berichte, die Wonnen des Paradieses. Aber die schon ganz früh erwachten Minderwertigkeits- und Schuldgefühle Gogols hefteten sich nicht ohne Grund gerade an die Schrecken des jüngsten Gerichts. Dieser Komplex war die Stelle, wo den schon Zerrütteten sein fanatischer Beichtvater und Bußprediger am empfindlichsten packen konnte. Das Schuldgefühl war unbestimmt quälend, immer auf der Lauer, immer bereit, sich an irgendwelche äußeren und inneren Vorkommnisse zu heften. Seine Genealogie kann ich hier nicht geben, nur ein paar Verbindungen kann ich aufweisen. Ob es mit seiner Onanie in Verbindung steht, weiß ich nicht biographisch zu belegen, vermute es aber nicht ohne Grund; der Hauptgrund des schlechten Gewissens aber ist die trotz allen geistigen, religiösen und moralischen Hochmuts tiefgefühlte Überzeugung der eigenen allgemeinen Unzulänglichkeit. Da aber Gogols Kunstbetätigung als Satiriker und Sittenrichter, als Karikaturist und Entwerter der Wirklichkeit in allerengster Beziehung gerade zu seinen Unzulänglichkeiten steht, ist es klar, daß sich die Schuldgefühle mit aller Wucht auch gegen seine Werke werfen mußten. Er verdächtigte in so schmerzlich hellen Augenblicken der Erkenntnis sein Bestes, was die Welt von ihm empfangen zu haben glaubte: sein „befreiendes" Lachen. Er selber wußte dann am besten, daß sein Lachen nichts weniger als eine „Befreiung", nichts weniger als „gesund" war.

Damit stehen wir vor dem zweiten Grundzug seines Künstlertums, der, ebenso wie die magisch-dämonische Weltanschauung, zugleich einen der Grundzüge seines Wesens ausmacht, seiner Satire und seinem Humor. Da jedoch, wie schon angedeutet, diese Satire Gogols letzten und tiefsten Grundes (wenn auch nicht letzten Zieles; darüber später!) auf seine aggressive Entwertung der Wirklichkeit und Selbsterhöhung als Sittenrichter zurückgeht, und da die Wirklichkeit den heranwachsenden Menschen zur Selbstbewährung an den Aufgaben der Sexualität auffordert, wäre eine genaue Untersuchung der Sexualität Gogols erforderlich. Das ist bis heute nicht geschehen. Den größten Schaden hat diesmal die Literaturgeschichte davon, deren Vertreter in diesem Falle teils zu zimperlich (wie der flache Schönrock), teils gar zu neugierig und kombinationssüchtig waren. Und zwar hat die Literaturwissenschaft darum den größten Schaden davon gehabt, weil die Sexualität Gogols das dritte große Grund- und Urelement ist, das sein Schaffen wie sein Leben geformt hat. Gogol ist zwar kein Dichter sexueller Probleme, wie es Tolstoj nahezu ausschließlich ist von seinen ersten Werken ab bis zu der berüchtigten Kreuzersonate, den Dramen, dem Teufel, und dem grandiosen Vater Sergius, auch kann ich hier nicht mehr geben als die Grundlagen, weil ich mich nicht auf biographische Streitfragen und Erörterungen einlassen kann. Es ist mir darum auch hier gleichgültig, ob ich die Gewohnheitsonanie, die man Gogol zuschreibt, belegen kann, oder zu entscheiden, wie weit sich der junge Gogol an den üblichen Gymnasiastenausschweifungen beteiligt hat. Die indirekten und die direkten Zeugnisse, soweit ich sie kritisch positiv bewerten darf, und der ganze Habitus des Menschen sowie die Werke Gogols lassen keinen Zweifel über das Wesen der Gogolschen Sexualität. Von einer „besonderen Form orgiastischer Wollust, von Gewitterspannung des Geschlechts", die Merežkovskij behauptet, kann gar keine Rede sein. Die Sexualität Gogols war sehr triebschwach und obendrein zielunsicher. Er selber hat diese Tatsache als das gefühlt, was sie ist, als eine Schwäche, einen Mangel; seine Minderwertigkeitsgefühle und seine Art der Ablehnung des Weibes beweisen das, wenn er auch an einer Stelle seiner Briefe (die Merežkovskij falsch interpretiert) so tut, als müsse er sich darum vor der Liebe bewahren, weil er zu Asche verbrennen würde. Ach, Gogol war kein Knecht Mikita aus dem „Vij"! Er überdeckt

Digitized by Google

mit solchen Worten nur vor sich und dem anderen (dem glücklich verliebten Freunde Danilevskij) seine Schwäche, — die er schon früh zu kompensieren verstanden hatte.

Als Gogol zu der Erkenntnis seiner sexuellen Unterwertigkeit kam, also im reiferen Jünglingsalter, wo sich die Notwendigkeit meldet, zu der bewußten Tatsache der Existenz und den Aufgaben der Sexualität Stellung zu nehmen, mußte sich diese Erkenntnis mit den bereits auf anderem Boden fundierten Minderwertigkeitsgefühlen verbinden und diese steigern. Zu einer solchen Erkenntnis konnte er durch Vergleiche mit den Kameraden leicht kommen, wie gewisse Zeugnisse der Biographen vermuten lassen. Es wäre auch nur natürlich, wenn sich auf Grund einer Neigung zur Onanie Schuldgefühle entwickelt hätten, die sich ebenfalls an bereitliegende Tendenzen anschließen konnten. Genug, Gogol betrat sehr früh den Weg der Kompensation, den in solchem Falle viele Menschen gehen: er entwertete die Sexualität, er entwertete den Lustgewinn, den sie anderen reichlicher bot als ihm. Nach der Entlassung aus dem Schulzwang, mit dem Eintritt in ein freies Leben und mit der damit verbundenen Häufung von Möglichkeiten und Aufforderungen zur sexuellen Betätigung nahm seine Sexualentwertung sofort jene charakteristische Form an, die er dann Zeit seines Lebens beibehalten hat. Wir würden klarer sehen, wenn es möglich wäre, über Gogols Sexualität genauere biographische Daten zu bekommen. Aber nirgends hat der „geheimnisvolle Zwerg" ein so tiefes Dunkel über sich gebreitet wie hier. Das Bestehen des sexuellen Triebes bei Gogol überhaupt zu leugnen, wie einige Biographen die Neigung haben, geht nicht an. Aus einer Anzahl von Zeugnissen geht nämlich mit Sicherheit hervor, daß er den Geschlechtsverkehr zum mindesten kannte, wenn auch nur aus höchst seltener Erfahrung und wenn er auch nie, nach seinen eigenen Worten, eine besondere Neigung und ein besonderes Vergnügen daran gefunden hatte. In welcher Weise diese seltenen Versuche einer sexuellen Betätigung geschahen, darüber wissen wir nichts, und alle Vermutungen sind überflüssig. Andererseits ist es auch zwecklos, mit anderen Biographen um die Frage der Onanie Gogols herumzugehen oder gar jene bekannten Briefstellen (an die Mutter und an Kameraden) für belanglos oder wohl gar als Scherz zu nehmen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man unseren Dichter für einen auf einer infantilen oder juvenilen Sexualstufe Fixierten hält. Sein ganzer Typus fordert schon dazu auf. Aber wichtiger als alles das ist die Auswirkung dieser Tatsachen auf allgemeinmenschlichem und künstlerischem Gebiet. Der Ausfall im sexuellen Triebleben Gogols hat zweifellos die Folge gehabt (abgesehen davon, daß dieser Ausfall selber schon in seiner psychischen und physischen Konstitution verankert ist), daß er rückwirkend bei immer erneutem Versagen vor der Wirklichkeit gewisse Züge seines schizoiden Charakters noch mehr herausgetrieben hat. Sein allgemeiner Mangel an sympathischer Einstellung zu den Menschen überhaupt hängt damit zusammen, von dem eigentlich nur seine Mutter eine Ausnahme macht. Auch ich glaube, daß sie der einzige Mensch gewesen ist, den er wirklich (so weit er überhaupt dazu fähig war) und immer geliebt hat. Gelegentliche Unaufrichtigkeiten und Grobheiten ihr gegenüber wollen nichts besagen, müssen vielmehr im Sinne einer Fixierung an sie erklärt werden. Ich glaube aber nicht daran, daß etwa diese gefühlsmäßige Bindung an die Mutter im Freudschen Sinne der Ausgangspunkt und Urgrund seiner sexuellen Unterwertigkeit gewesen sei. Eher wird das Umgekehrte der Fall gewesen sein. Es ist auch ganz überflüssig, die sexuelle Unterwertigkeit auf eine Freudsche Verdrängung einer frühen sexuellen Über- oder Normalwertigkeit zurückzuführen. Das ist bei Tolstoj der Fall, wo einem frühen und eklatant ausgeprägten sexuellen Überdrang ein ebenso heftiger und lärmender Verdrängungsversuch folgt, der rastlos und meist erfolglos das ganze Leben bis in die Greisentage Tolstojs hinein fortgesetzt wird. Gogol war dagegen von Anfang an triebschwach[16]).

[16]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Sexualentwertung und Sexualabwehr machen einen Hauptteil der Dichtungen Gogols aus. Ganze Einzelwerke sind diesen Themen gewidmet, durch alle aber schwingt dieser feindselige Ton deutlich hörbar mit. Dieser hervorragend visuell begabte Dichter, der mit ein paar genialen und immer individuellen Strichen mit dem Äußeren eines Menschen sein Inneres zu zeichnen versteht, wird kindlich hilflos, wenn er ein junges, der Sexualität durch das Alter noch nicht entrücktes Weib schildern soll. Seine jungen Frauen und Mädchen schauen eine aus wie die andere. Er wendet, dem Leser fast sichtbar, den Kopf weg, um nichts zu sehen, und holt allerlei Requisiten literarischer Frauenmalerei herbei, meist aus dem ukrainischen Volkslied, wenn es sich um Landmädchen handelt, oder aus dem sentimentalen Roman, wenn es sich um Städterinnen handelt, In der Zeichnung alter Weiber ist er dagegen ein Meister ersten Ranges, so wie er schon auf der Schule als „komische Alte" seine Triumphe gefeiert hatte. Natürlich, hier handelt es sich ja um eine Herabsetzung des Weibes. Die systematische, oft geradezu rüpelhafte Herabsetzung des Weibes verknüpft sich nun, — ein bekannter Vorgang — mit seiner dämonischen Weltanschauung. Das Weib ist ja die Verlockung des Teufels, es ist die Hexe schlechthin, entweder die alte Hexe, die alte Frau, die als Sexualobjekt nicht mehr gefährlich ist und darum fröhlich karikiert und verspottet werden kann, oder es ist die junge und gefährlich schöne Hexe, die brave Männer ins Verderben stürzt. Der Teufel aber ist der Kuppler und hat seine Freude daran, wie Mephisto[17]). Ohne die eigentlich primitiv-religiösen Zutaten, aber von gleicher Wirkung sind die gefährlichen Schönheiten vom Typus der jungen Polin, die mit ihrer Liebe einen braven Kosakenjungen zum Vaterlandsverrat verführt und in den Tod stürzt. Moralisch (und nicht wie eben religiös) ausgedrückt, sind alle Weiber Klatschmäuler, Eheteufel, Intrigantinnen, Trinkerinnen, Dirnen oder zum mindesten, solange sie noch jung und unverdorben sind, ausnahmslos dumme Gänse[18]).

Man kann mit Adler hier getrost von einer „Sicherung" gegen das Heiraten sprechen. Auch darin, daß Gogol sich und anderen von der Stärke der eigenen Sexualität übertriebene Vorstellungen macht, wie er sie in dem schon zitierten Briefe an Danilevskij äußert, wird man an Adlers Ausspruch erinnert, daß dergleichen Charaktere ihre eigene Sinnlichkeit, die meistens höchst normal, häufiger sogar unternormal ist, vor sich und anderen übertreiben, um desto mehr Grund zur Vorsicht zu haben. So hat denn auch das Heirats- und Eheproblem unseren Dichter stark beschäftigt, was aus seiner zivilen Biographie kaum ersichtlich wäre. Seine Waffe ist die bekannte: Er macht das Problem lächerlich in der Gestalt des heiratsscheuen Mannes, dem er aber, trotz dessen Lächerlichkeit, seine innere Sympathie nicht versagen kann[19]). Oder er kann sich nicht genug tun in einer grotesken Karikatur der weiblichen Eheteufel und ihrer männlichen Ehekrüppel. Immer wieder betont er, wie es die Weiber verstehen, den Mann an der Nase herumzuführen. Immer steht die böse, und bezeichnenderweise oft gefährlich hübsche und im gefährlichen Alter stehende Schwiegermutter als warnendes Gespenst hinter einer an sich ganz netten Tochter.

Was geschieht nun aber, wenn eines Tages kein Eheteufel und keine dumme Gans (auch die entzückende Fernliebe Čičikovs gilt einem sechzehnjährigen Backfisch, — übrigens sei daran erinnert, daß Gogols Mutter um dreizehn Jahre jünger war als ihr Mann und daß sie ebenfalls mit etwa fünfzehn-sechzehn Jahren seine Frau wurde!) vor Gogol hintritt, keine Hexe, keine Hure, sondern ein kluges, braves, tüchtiges Weib? Dann ist die Heiratsgefahr noch um vieles größer. Solch ein liebenswertes Geschöpf war z. B. die Smirnova, als sie noch Fräulein Rosset war, von der ein paar kombinationslüsterne Biographen vermutet haben, Gogol habe eine ideale, schüchterne Fernliebe zu ihr gehabt, die ihn an weiteren Beziehungen zu Frauen

[17]) [18]) [19]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

verhindert habe. Sie sei vielleicht jene Dame, in die er behauptete unglücklich verliebt gewesen zu sein, als er seiner Mutter die sonderbare Reise nach Lübeck verständlich machen wollte. Biographisch läßt sich diese Vermutung widerlegen, aber unmöglich wäre sie nicht! Nur daß solche Fernlieben kein Grund zur Liebesunfähigkeit sind, sondern nur der Ausdruck einer solchen. Karikiert hat Gogol solche Fernliebe in den bekannten „Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen", — eines kleinen schizophrenen Beamten. Man weiß aber, daß Gogol mit Vorliebe etwas karikierte, was in ihm selber vorhanden war. Jedenfalls ist es mir nicht zweifelhaft, daß er den Mechanismus solcher Fernlieben kannte. Aber antworten wir auf die obige Frage, oder lassen wir besser Gogol selber antworten: Nun, ein schönes, gutes und aus positiven Gründen gefährliches Weib macht man dadurch unschädlich, daß man es idealisiert[20]), daß man es so hoch an die Sterne rückt, daß man es als Sexualobjekt nicht mehr begehren kann und darf!

Noch eine dritte Möglichkeit der Gefahr lauert auf den Menschen, vor allen Dingen auf den jungen, unerfahrenen Mann, der eben noch harmlos über den „Nevskijprospekt" bummelt, und den im nächsten Augenblick schon der Teufel zu Fall bringt: der Böse braucht nur seine Zanberlampen am Abend anzuzünden und das Straßenbild in einen verlockenden dämonischen Schimmer zu tauchen, wie es Gogol am Schluß der Novelle beschreibt. Kann man es wissen, ob jene wunderschöne, vornehme Dame mit dem reinen Madonnengesicht nicht eine Dirne ist? Und wenn der arme, unerfahrene junge Mann nun gar ein „idealer Künstler" ist, so könnte er womöglich auf den Einfall kommen, diese Dirne, die wie eine Madonna aussieht, für eine wirkliche Madonna zu halten, die nur ein widriges Schicksal in eine unwürdige Lage gebracht hat. Er könnte sie heiraten wollen! Oder wenn er sich gar tatsächlich dazu entschließt, ihr einen Heiratsantrag zu machen, um sie der Umgebung wiederzugeben, in die die Heilige gehört, und wenn er dann sehen muß, daß sie doch nichts weiter als eine gemeine Dirne ist, so könnte er noch auf den letzten, gefährlichsten Einfall kommen, sie trotzdem zu heiraten, um sie „zu retten". Die Schlaf-, Wach- und Opiumträume des Helden sind wieder außerordentlich interessant: Was ihm die Wirklichkeit nicht bietet, das realisiert er in diesen Träumen restlos, bis er sich schließlich mit dem Rasiermesser den Hals abschneidet! Die „Sicherung" ist aber so lange nicht vollkommen, bis sich der „junge Mann" nicht auch gegen die „anderen" jungen Männer gesichert hat, die keine idealen Künstler sind, sondern handfeste Burschen, die eine Liebe oder ein Abenteuer nehmen, wie es sich ihnen bietet, die also ihre normale Sexualität an der Wirklichkeit erproben. Diese „Anderen" werden nach bewährter Methode unendlich lächerlich gemacht wie der hübsche, aber dumme (natürlich!), selbstbewußte Leutnant (natürlich!) Piragov[21]), dessen Liebespläne elend an der Dummheit einer deutschen Gans zerschellen und der zum Schluß noch von Schiller und Hoffmann verprügelt wird. — Wir werden die weitere Entwicklung der Gogolschen Sexualität bei der Besprechung des Abbaues zu Ende führen.

Viel komplizierter ist der charakterologische Unterbau für diejenigen Werke Gogols, in denen sich sein Genie am stärksten offenbart und die, über die Grenzen der russischen Nationalliteratur hinaus, zu den Meisterwerken der Weltliteratur gehören, für seine großen satirischen Werke wie den „Revisor" und die „Toten Seelen". Es sind die Dichtungen seiner Reife von 1836 bis 1842 etwa. Alles, was wir an Urtendenzen in seinem Charakter und den erwähnten früheren Werken bisher kennen gelernt haben, wirkt auch in den Dichtungen der Reife, aber die Stärkegrade der einzelnen Faktoren sowie ihre Mischungen, Verbindungen und gegenseitigen Abstimmungen sind verschieden. Andere Tendenzen, die vorher nur schwächer bemerkbar

---

[20]) [21]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

waren, gewinnen an Kraft; sie nüancieren nun die neuen Werke sehr wesentlich. Eine neue, die letzte Periode im Leben des Menschen und Künstlers Gogol beginnt dann nach der Beendigung des ersten Teils der „Toten Seelen", die Zeit seines Abbaues und Endes. Auch in ihr bleiben alle früheren Tendenzen bestehen, sie schärfen sich aber zur offenbaren Krankhaftigkeit so sehr aus, daß sie die künstlerische Produktionskraft vernichten und schließlich auch den Bau der Persönlichkeit allmählich im Laufe von zehn qualvollen Jahren abtragen.

Man kann die Zeit seiner Reife in knappen Zügen etwa folgendermaßen charakterisieren: Das Bild der Gogolschen Sexualität bleibt das gleiche, wie es oben geschildert wurde, aber die Auseinandersetzung mit den Ansprüchen der Sexualität ist kein Problem mehr, wie es noch zur Zeit des „Nevskijprospektes" war. Der früher noch etwas unsicheren Abwehr folgt eine boshaft-verächtliche, mitunter leise selbstironisierende Gleichgültigkeit, die sich nur dann belebt, wenn die Entwertung des Weibes die karikaturistische Begabung des Dichters reizt. Wichtiger ist, daß die magisch-dämonischen Weltanschauungstendenzen scheinbar an primitiver Kraft verlieren und, wenigstens in den betreffenden Werken, nur stark sublimiert mitschwingen. Das ist dem künstlerischen Werte der Dichtungen außerordentlich zugute gekommen. Ob sie in dem privat gebliebenen Innenleben des Dichters in der gleichen sublimierten Form wirksam sind, möchte ich fast bezweifeln; ich glaube vielmehr, daß er mit zunehmender künstlerischer Reife (denn es läßt sich deutlich verfolgen, daß auch Gogol das „Handwerk" immer besser „gelernt" hat) verstand, sie wenigstens in der Kunst zu sublimieren. Die eigentümlichen Schauer, von denen diese Weltanschauung getragen ist, melden sich jetzt im „Revisor" gleichsam nur zwischen den Zeilen, schwingen in der Seele des Miterlebenden, ohne daß er genau sähe, daß sie sich an bestimmte Gestalten knüpfen. Eher sind es jetzt die rational nicht faßbaren Ereignisse, die „Zufälle", die eine schicksalhafte, fatale, unheimlich schreckhafte Stimmung auslösen. Daß sie an sich komisch sind, steigert diese Stimmung noch. Gogol hatte ganz recht, wenn er sich beklagte, daß das zeitgenössische Publikum ihn nicht verstände, wenn es nichts weiter tue als sich über seine Witze zu amüsieren. Merežkovskij war der erste, der das magisch-dämonische Element auch im „Revisor" und den „Toten Seelen" klar erkannte. Schon Puškin hatte es, wenn auch nur dunkel, gefühlt. Natürlich konnte es auch Merežkovskij, trotz seiner erstaunlichen psychologischen Einfühlungsgabe, noch nicht vollständig herausarbeiten, da ihm der tiefere charakterologische Zusammenhang nicht so bekannt war, wie es heute möglich ist. Auch übertreibt er seine Erkenntnisse und kommt zu falschen Auffassungen. Es ist gewiß richtig, wenn er die Hauptperson des Dramas vom falschen Revisor, den Chlestakov, als etwas Dämonisches beschreibt, aber Chlestakov ist nicht der Böse selber, er ist noch nicht einmal einer seiner Unterteufel und Adepten wie die früheren Zauberer, Hexen, Weiber, — er ist nichts als ein zufälliges Werkzeug des Satans, der sich seiner bedient, um eine grotesk-unheimliche Situation zu schaffen und die „Menschen zu narren", wie er es in Gogols früheren Werken tut. Dieser falsche Revisor ist weder ein Hochstapler noch ein Hauptmann von Köpenick, sondern einfach ein Petersburger Windbeutel. Es ist sinnlos, ihn zum grandiosen „Vater der Lüge" oder zu einem pathologischen Lügner zu machen, denn gerade für die Zeit seines Glanzes als Aufschneider hat ihn Gogol wohlweislich unter Alkohol gesetzt. Man hat immer die kritische Aufgabe, zwischen der realen Gestalt eines dichterischen Kunstwerks und der hinter ihr liegenden symbolischen reinliche Unterschiede zu machen, sonst schießt man übers Ziel hinaus und das Symbolische verliert gerade, anstatt daß es gewinnt. Am wenigsten aber ist der zum Schluß auftretende echte Revisor der Satan, der unter mystischem, schauerlichem Glockengeläut seiner gespenstischen Trojka herangefahren kommt, um die Schuldigen vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Nein, der Satan sitzt unterdes schon kichernd neben seinem Chlesta-

Digitized by Google

kov in dessen Dreigespann, jagt über des ewigen Rußlands weite Landstraßen davon und überläßt die Schuldigen dem Gerichte eines Größeren, der nach ihm kommt. Und wer ist dieser Größere, dieser Richter des jüngsten Gerichts? Wir sehen seine Züge nicht, er tritt nicht auf die Bühne, nur der drohende Helmbusch seines Gendarmen und das Glockengeläute kündigen ihn an. Gogol wollte, daß diese letzte Szene einer Versteinerung gliche und etwas „unerhört Schreckhaftes" habe. Wer ist dieser große Richter, der an jenen anderen schauervollen Richter und Rächer erinnert, den der jüngere Gogol in der „Schrecklichen Rache" auf das Karpathengebirge gesetzt hat? Es ist kein Zweifel: Nicht die Züge des Satans hätten wir erblickt, der die Sünder holt, der den Zaren, die Minister, die Beamten, das Publikum vor seinen Richterstuhl ruft, sondern: Gogol selber, ihn, den Sittenrichter, den großen Staatsmann, den strengen aber gerechten Würdenträger, den Wohltäter der Menschheit! In dieser Weise realisiert er nun seine alten Phantasien. Aber er tat wohl daran, den Richter nicht auf die offene Bühne zu bringen, sonst hätten gute Augen ihn gewiß erkannt und hätten, was noch schlimmer gewesen wäre, vom Gesicht des geheimnisvollen Zwerges und Weltenrichters sein eigenes schlechtes Gewissen gelesen, das da spricht: Ich bin ja selber so schuldig wie ihr alle. Das Bild des „großen Staatsmanns" wäre aber noch nicht vollständig, wenn das Martyrium fehlte. Er schaffte es sich zwar nicht in dem Drama, aber hinterher nach der Aufführung und der Kenntnisnahme der Urteile. Ein anderer Charakter hätte aus den Kritiken das Gute, das reichlich darunter war, befriedigt angenommen. Er aber hörte nur das Negative, er steigerte es, verrannte sich darin, verwickelte sich in Widersprüche, beschwor selber schwierige Situationen herauf und — floh zum zweiten Male seines Lebens ins Ausland. Nun hatte seine Seele, was sie immer gewollt hatte: Das Martyrium des verkannten staatsmännischen, für die Welt in Liebe tätigen Genies. Im Ausland bereitete er sich, wie er in der Beichte sagte (siehe oben seine Worte über seine Urphantasie), auf das große Werk vor, das er tatsächlich schuf, — wenn auch nicht in der Form, wie er es geträumt hatte. Es war der erste Teil der „Toten Seelen", den er im Auslande niederschrieb. Wichtig ist aber, daß man das schlechte Gewissen nicht verkennt, das sich in seinem Benehmen nach der Aufführung des Dramas offenbart. Er wäre sonst nicht so nervös und ungeduldig geworden bei Vorwürfen wie solchen, daß er Rußland nicht liebe, daß er nur die schlechten Seiten der Menschen schildere usw. Wir werden sehen, daß ihn solche Vorwürfe an einer empfindlichen Stelle seiner Minderwertigkeitsgefühle trafen, wenn er sich auch heftig dagegen sträubte. Diese Dinge werden in gefährlicher Weise zur Zeit seines Abbaues bedeutsam.

Im Auslande, in Italien, schrieb er dann sein reifstes, bestes, größtes Werk, den ersten Teil der „Toten Seelen". In diesem Werke sind die magisch-dämonischen Tendenzen wieder sichtbarer als im „Revisor", aber doch stark sublimiert und in den Tiefen der Gesamtstimmung verankert. Man muß hier abermals die realen Gestalten des Romans von ihrer letzten symbolischen Bedeutung scheiden, um nicht in Übertreibungen zu verfallen. Wenn Merežkovskij hier die Hauptperson Čičikov für den Teufel in neuer Gestalt hält, so hat er mehr Recht als mit seiner Erklärung des Chlestakov aus dem „Revisor", aber man darf nicht vergessen, daß auch Čičikov nicht der Böse ist, auch nicht der Böse nunmehr in pyknischer Gestalt, als ehrbarer Bürger, bei dem nur die Erwerbsgier ein wenig zu stark entwickelt ist, sondern daß sein Bild nur hier und da vom Dämonischen umwittert ist. Zuweilen ist es dem Dichter prachtvoll gelungen, dieses seltsame Schwanken zwischen Realem und Irrealem, zwischen Erscheinung und Symbol zu formen, etwa wenn Čičikov zu der alten Gutsbesitzerin kommt oder zu Manilov, um „tote Seelen" zu kaufen, und sich lähmendes Entsetzen in den Augen dieser Menschen malt, während die ganze Angelegenheit doch so harmlos und ungefährlich wie möglich ist. Der Hauch der Tiefe weht also auch hier; das Weib ist dem Dichter auch hier gleichgültig, wenn es nicht karikiert wird. Seine

Digitized by Google

Kunst steht auf dem letzten Gipfel ihrer Kraft und Schönheit: Die humoristischen und satirischen Gaben des Dichters, alle Fähigkeit mit ein paar Strichen eine Karikatur, einen ganzen Typus für alle Zeiten festzunageln, so daß alle Leute in Rußland heute einander zurufen: „seht, da kommt Čičikov" oder Manilov oder Sabakevič oder die Karobočka oder wie sie alle heißen, — alle himmelstürmende lyrische Kraft, wenn er mit beflügelten Worten wie Glockengeläut den Päan auf das symbolische russische Vogeldreigespann singt, allen beschwingten Rhythmus seiner Sprache, seiner Bilder und Gleichnisse, seine Menschenkenntnis und seine „Fernliebe" zur Menschheit, alles das hat er hier mit der schwermütigen Dämmerung seiner Weltanschauung leicht umwoben und damit ein Kunstwerk geschaffen, das nun einzig dasteht in seiner Eigenart und Schönheit. Und doch bleibt ein unerklärlicher Rest, eine bittere Wehmut, ein Schauern und Frösteln und eine öde Leere im Leser zurück. Wollen wir diese Leere richtig als das erfassen, was sie ist, so müssen wir jetzt noch einmal auf die Entwicklung des schizoiden Charakters Gogols und seine Einmündung in schizophrene Zustände zurückgreifen.

V.

Während es schien, als hätten die magisch-katathymen Tendenzen des schizothymen Gogol zur Zeit seiner Reife an primitiver Stärke nachgelassen, als hätte sich seine Sexualabwehr aus anfänglichen Kämpfen und gelegentlichen Krämpfen als problemloser Zustand fixiert, verstärkten sich die übrigen schizothymen Faktoren wesentlich und stetig ansteigend. Ich greife auch hier nur dasjenige heraus, was mir bei dem individuellen Falle Gogol das Wesentliche zu sein scheint und zum Verständnis des Endzustandes und seiner schriftstellerischen Produkte (von Kunst im eigentlichen Sinne kann man nicht mehr sprechen) die tiefsten Wege bahnt. Hier ist wiederum zunächst an die Verschlimmerung seiner organischen und psychogenen Leiden zu erinnern, die Gogols Grundstimmung formen. Ich unterlasse es aber aus Raummangel, die Krankengeschichte ausführlich vorzulegen, und hebe nur die psychische Grundtatsache heraus: die Spannung zwischen einer schmerzhaften Überempfindlichkeit und einer öden Gefühlsstumpfheit. Die innere Verödung und Versandung nahm von 1836 bis 1842 (die Zeit des „Revisors" und des ersten Teils der „Toten Seelen") langsam, von da ab dann aber rapide zu. Sie wurde ihm selber mit heißem Schrecken bewußt, sie läßt sich in seinen Briefen und den Berichten der Biographen deutlich verfolgen, und sie färbt das künstlerische Schaffen und die künstlerischen Produkte in nicht zu verkennender Weise. Dieses Element verlangt ebenso eine scharfe Hervorkehrung wie das magisch-dämonische, das sexuelle und prophetisch-staatsmännisch-sittenrichterliche. Gogol sagt von sich selber, er habe immer das allergrößte Interesse an realen Dingen, an der Wirklichkeit gehabt. Aber er täuscht sich, wenn er auch seine Leser nicht sehr lange täuschen konnte. Die Wirklichkeit interessierte ihn nur als das Hemmnis seiner Größenideale, und um dieses Hindernis, diesen Feind zu treffen, griff er zu verschiedenen Mitteln. Er versuchte die Realität schwärmerisch zu überspringen, etwa wie Hans Küchelgarten oder wie der Maler aus dem „Nevskijprospekt", und als ihm dazu Schwung und Begabung und vor allen Dingen die idealistische Harmlosigkeit fehlte, versuchte er sie zu entwerten, indem sein kluger, aufmerksamer, von jeder Sonderbarkeit gefesselter Blick die schwachen Seiten der Realität ergriff. Daß er damit zwar tief in das Wesen der Dinge hineingriff, ist natürlich, aber ebenso klar ist es auch, daß er damit immer nur ganz bestimmte Dinge packen konnte und auch von diesen Dingen immer nur den einen Teil, der auf Kosten der anderen allein zur Geltung kam. Karikatur ist Entwertung und Erklärung für die Notwendigkeit des Entwertens zugleich, die Erklärung selber ist aber notwendig tendenziös, denn der Entwertende muß seinen Zwang zur Entwertung vor sich und anderen rechtfertigen. Je labiler aber das Selbst-

Digitized by Google

bewußtsein, die Selbstsicherheit, das gute Gewissen ist, das durch die Entwertung errungen werden soll, desto schrecklicher sind die Rückschläge: das schlechte Gewissen. Man hat bisher noch jeder Karikatur das schlechte Gewissen[22]) angemerkt. Die notwendigen Rückschläge des schlechten Gewissens mußten Gogols überhitzte Empfindlichkeit treffen, zumal wenn sie ihm durch Vorwürfe anderer noch eingehämmert wurden, während seine Gefühlsstumpfheit ihn gerade sicherte, wenn er das Positive übersah und fasziniert am Negativen hängen blieb. Die ruckartigen An- und Abstoßungen dieser schizothymen Pole sind in manchen Partien seiner Werke klar zu fühlen. Allein mit dem bloßen Entwerten der Wirklichkeit wäre einem so anspruchsvollen und vor allem begabten Menschen nicht gedient gewesen (ein Mensch wie Wilhelm Busch scheint sich damit begnügt zu haben), er mußte sie erniedrigen, um sich erheben zu können. Es konnte nicht genügen, faule Väter, schlechte Lehrer, unfähige Gutsbesitzer, lächerliche Mütter, dumme Gänse, diebische Beamte, unkluge Staatsmänner, schlechte Christen, nichtsnutzige Windbeutel, ungebildete Provinzrenommisten, kurz den ganzen russischen Hexensabbat zu schildern, wenn man nicht selber ein fähiger Haus- und Landwirt war (was er allen Ernstes glaubte, und naive Biographen bestaunten seine ökonomischen Ratschläge und Interessen), oder ein viel besserer Lehrer als alle, die ihm bis dahin vorgekommen waren. Vor Vätern, Müttern, dummen oder schlechten Frauen hatte er sich in anderer Weise gesichert. Ein schlechter Beamter war er seinerzeit in Petersburg nur darum gewesen, weil man sein staatsmännisches Genie am unwürdigen Ort verschwendet und mißachtet hatte. Darum hatte natürlich auch der Beruf eines simplen Mittelschullehrers ihm nicht genügen können, den ihm seine Freunde im Beginn seiner dichterischen Laufbahn verschafften. Er mußte um jeden Preis akademischer Lehrer werden. Die Entschuldigungen und Erklärungen der Biographen, derartige Dichterprofessuren stünden in Zusammenhang mit dem Geniekultus der Romantik (in diesem Falle also mit dem Kreise um Puškin), treffen das Wesen nicht. Gogol fühlte sich nicht nur kraft der Überzeugung von seinem Genie für fähig, an einer Universität Geschichte zu dozieren, sondern er brauchte ein Podium, eine Kanzel, von der herunter er der Welt zeigen könnte, daß er ein ganzer anderer Pädagoge sei als die „welken Schulmeister". Es mag ja naiv sein und eines „Dichters", wie ihn sich die Biographen vorstellen, durchaus würdig, wenn er glaubt, eine dickbändige Geschichte der Ukraine einfach aus dem Ärmel schütteln zu können, — wenn er meint, die Welt müsse aufhorchen, wenn er seine anspruchsvollen, aber entsetzlich trivialen Abhandlungen über alle möglichen Dinge in den „Arabesken" veröffentlichte[23]) wie später im „Briefwechsel", aber das ist doch nicht das Eigentliche. Das war vielmehr die Selbsterhöhung, die Größenidee, mit denen er sein labiles und reizbares Selbstgefühl stützen mußte. Die Blamage war fürchterlich: Präpariert war er nur in der ersten Stunde, später redete er allerlei unverständliches Zeug in den Bart, zeigte nichtssagende Bilder, ließ die meisten Stunden ausfallen, wurde zum Gespött der Studenten, kam zur Prüfung mit einem dicken Tuche um den Kopf, weil er angeblich Zahnschmerzen hatte, nur um bei der Prüfung der Kandidaten die eigene Unwissenheit nicht verraten zu müssen, indes ein anderer Kollege die Prüfung abhielt. Als er seinen Abschied nehmen mußte, waren natürlich Intrigen und der Unverstand der Welt schuld. Die Idee des großen praeceptor Russiae war eine irreale und verlangte eine ebenso irreale Erfüllung, in der Wirklichkeit mußte sie scheitern. So trug er sie mitsamt der Staatsmannphantasie in seine Kunst als Satiriker hinüber. Man verstehe mich aber richtig: Ich leugne trotz der ungeschminkten Darstellung dieser Dinge nicht die feste moralische Basis dieser Ideen, die gerade in ihrer Unbedingtheit und schizothymen Verbohrtheit liegt. Eben weil ihm solche Ideen so unbedingt notwendig zu dem eigenen mora-

[22]) [23]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

lischen Aufbau waren, bekamen sie die Stoßkraft mit, die den Leser, wenn sie in einem Kunstwerk mitschwingen, die realen Schwächen derselben vergessen läßt. Die wirklich großen Pädagogen werden nie einen „Revisor" schreiben. Nur wer eine so überwertige, mit den tiefsten Tiefen der Seele verankerte Idee hat, weil er sie haben muß, wird als Dichter zu der Konzeption jenes mystischen Revisors und Weltenrichters kommen. Versucht er es, diese Idee realiter zu verwirklichen, wie es Gogol z. B. als Dozent oder in der Stelle über die Lehrer in den „Toten Seelen" tut[24]), oder wie er es im „Briefwechsel" sich anmaßt, so versagt er, weil es ihm auf eine solche Realisierung ja gar nicht ankommt und ankommen kann.

Aber wir haben die Gefühlsöde vergessen, von der wir im Anfang dieses Absatzes zu sprechen begannen. Man merkt nämlich, wie Gogol mit der Abnahme seiner künstlerischen Produktionskraft infolge des um sich greifenden Krankheitsprozesses dieselben Ideen, die bis dahin seine Kunst gespeist hatten, dazu benutzt, um seine innere Öde auszufüllen, das schwächliche Innere aufzupumpen. Die „Seelenlosigkeit" seiner künstlerischen Geschöpfe, den Sadismus der Karikatur hatte man ihm schon sehr früh vorgeworfen (unter den letzten Rozanov im zweiten Kapitel seines Kommentars zu Dostojevskijs Großinquisitor) und ihm seine Unfähigkeit, Positives oder positiv zu schildern oft übertrieben gehässig und manchmal auch herzlich dumm vorgehalten. Das aber kam den eigenen Schuldgefühlen entgegen, die sich unter anderem (was wir hier auslassen) gegen die klar erkannte Tatsache seiner langsamen Vereisung, seiner Verschlossenheit, seiner Unaufrichtigkeit, seiner Lieblosigkeit richteten. Er hat sich verzweifelt gegen diese Vorwürfe, die im Grunde seine eigenen waren, gewehrt. Seine späteren Kommentare zum Revisor, die einen so peinlichen Eindruck machten, sind nämlich nicht nur ein Zeugnis für seinen fortschreitenden Mystizismus, in dem er das Werk nun symbolisch, religiös, moralisch aufgefaßt wissen wollte, sondern ein letzter Versuch, die innere Stimme des Schuldgefühls zum Schweigen zu bringen. Der ganze unglückliche Versuch, einen zweiten „positiven" Teil der „Toten Seelen" zu schreiben, wo statt der toten, öden, gemeinen, platten Seelen schöne und lebendige gegeben werden sollten, wo der pyknische Čičikov gar bekehrt und geläutert werden sollte, hängt aufs innigste hiermit zusammen. Erst als diese Versuche zu mißlingen drohten, griff er aus demselben Grunde zu dem verhängnisvollen Schritt der Veröffentlichung des Briefwechsels. Er wollte sich und anderen zeigen, daß er positiv sein könnte. Damit ist über den Inhalt des Briefwechsels noch nichts ausgesagt, nur die Tatsache der Veröffentlichung als solcher steht hier zur Diskussion. Als aber auch dieser Versuch an der einmütigen und entrüsteten Ablehnung scheiterte, war er schon so tief in schizophrene Zustände hineingeraten, über deren Beschaffenheit der Briefwechsel selber bereits eine Vorstellung geben kann, daß er nun mit Riesenschritten ganz ins Irreale hinüberwandern konnte, zuerst nach Palästina, dann zu Gott. Jedenfalls gelang es ihm nicht auf die Dauer, die immer weiter um sich fressende Öde[25]) zu füllen, wohl aber ist es ihm gelungen, auch aus ihr künstlerische Werte zu saugen, solange sie noch nicht so destruktiv wirkte, daß sie die künstlerische Produktion versandete. Verfolgt man seine Werke schrittweise, von den ukrainischen „Abenden", über die Erzählungen in den „Arabesken" und in „Mirgorod", über den „Revisor" bis in die „Toten Seelen", so fällt einem auf, wie Gogols Blick für die Wirklichkeit immer eingeengter, angeekelter, gelangweilter wird, — wie ihn aber gerade das Banale immer mehr fasziniert[26]), wie er es in immer engeren, zwangmäßigen Kreisen von allen Seiten umgeht, wie er den Staub, den Moder, die Öde, das Verfallen geradezu aufsucht, nicht um wie Dostojevskij gerade aus dem Keller- und Gossenschmutz den göttlichen Funken springen zu lassen, sondern um seiner selbst willen. Der Schluß einer Novelle: „Es ist langweilig auf der

[24]) [25]) [26]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Welt, meine Herrschaften" wird gleichsam zum Lebensmotto. Ich kenne keinen Dichter, der so eindringlich, so plastisch solche Situationen beschrieben hat. Wenn es bei Dostojevskij regnet und immer weiter regnet, so bohrt doch in dem lastenden Schmutz und Dunkel noch irgendein geheimer, meist noch unbewußter Schmerz, der sich dann langsam und immer herrlicher ans Licht windet. Wenn es bei Raabe solch einen niedersächsischen Landregen regnet, wie angenehm ist das sogar! Bei Gogol ist alles tot, — letzten Endes ist ihm sogar der Regen gleichgültig, er leidet fast nicht mehr darunter, er fühlt bald überhaupt nichts mehr. Aber man bedenke immer die schizoide Art: Die Verödung ist nur der eine, dem Außenstehenden am leichtesten sichtbare Pol. Dahinter oder besser daneben steht ein anderes, — eine rastlose, krampfhafte, bald verzweifelte, bald ekstatisch verzückte innere Arbeit. Freilich ergänzen sich beide Pole: Um sich der wahren, d. h. der irrealen Aufgabe zu widmen, muß die reale Welt tot sein. Man muß sie nicht nur entwerten, sondern über ihre Trümmer in den Himmel zu steigen suchen.

Ich muß mich darauf beschränken, den zehnjährigen Abbau Gogols in aller Kürze und nur nach den allerwesentlichsten psychologischen und charakterologischen Faktoren zu beschreiben. Als Gogol unter vielen Mühen und Ärgernissen den ersten Teil der „Toten Seelen" zum Druck gebracht hatte, reiste er wieder ins Ausland, von Bad zu Bad, von Brunnen zu Brunnen, von Arzt zu Arzt; nur in Italien, in Rom, fand er ein wenig mehr Ruhe. Was ihm die Gefahr, in der sein Körper und Geist schwebte, grell zum Bewußtsein brachte, war (außer den gesteigerten Angstanfällen, der Furcht vor dem Tode, den aufgepeitschten Schuldgefühlen und der klaren Einsicht in die Erkaltung seines Gefühlslebens) vor allen anderen Dingen die Erkenntnis von dem Versagen der künstlerischen Produktion. Seine Klagen darüber greifen ans Herz, vielleicht gerade darum, weil diese Jammerlaute einer zerquälten Seele selber so hohl klingen. Zugleich färbt sich seine Religiosität wieder mit dem schwarzen Blute der unterirdischen Dämonen. Je kälter sein früher doch manchmal warmreligiös pochendes Herz wird, desto krampfhafter klammert er sich an die magisch-dämonischen Züge des Christentums, das gerade in seiner byzantinisch-mönchisch-asketischen Gestalt solchen Stimmungen entgegenkommt. Hier konnte er für seine Abwendung von der Welt und von der Sexualität und für den Abbau seiner selbst nicht nur die festgefügte Form und Norm, sondern auch die Rechtfertigung finden. Das ist wichtig. Nichts ist törichter, als Gogols mystisch-asketischer Religiosität Schuld an seinem Untergang und seinem „Wahnsinn" zu geben, wie seinen Zeitgenossen und sogar noch manchem seiner neueren Beurteiler beliebte. Die Art und Weise, wie er sich dieser Religiosität hingab, war seit langem, seit den ukrainischen „Abenden", in ihm vorgebildet, wenn sie sich dort auch noch in den Grenzen des Charakterologischen und Kunstfähigen hielt. Jetzt wird sie selber Symptom seiner nervösen Zerrüttung, keinesfalls aber ihr Grund. Eine beliebte Erklärung besagt auch, er habe seinen Geist zerrüttet, da er ihm Aufgaben stellte, denen er nicht gewachsen war, z. B. die künstlerische Formung des „Positiven". Richtig ist, daß ihn die Unmöglichkeit dieser Forderung entsetzlich gequält, daß er sich in nutzlosen Anstrengungen aufregte und erschöpft hat. Richtig ist auch, daß er das „Positive" gar nicht schildern konnte; man hat das aus unserer Darstellung der charakterologischen Quellen der Gogolschen Kunst ja hinlänglich erkennen können. Aber nicht das hat seinen Zusammenbruch verschuldet, noch weniger die Gewaltkuren an seinem Magen oder der schlechte Einfluß bigotter Personen. Alles das sind lediglich Symptome. Auch die Tatsache, daß er sich jetzt Aufgaben stellte, die nicht in seiner Fähigkeit lagen, ist symptomatisch. Wenn ihn, wie es scheinen könnte, die übel- oder wohlmeinende Kritik zu diesen Aufgaben drängte, so tat sie nichts anderes, als daß sie seinen eigenen Schuldgefühlen und Größenideen von Märtyrer-, Propheten- und Volksbeglückertum entgegenkam. Wenn er in die Bresche seines künstlerischen Ver-

Digitized by Google

sagens (er hat sich mit dem zweiten Teil der „Toten Seelen", der nun die positiven Menschen nach den negativen des ersten Teils bringen sollte, qualvoll abgemüht[27]), nun den „Briefwechsel"[28]) warf, so war einerseits der Grund dafür der, daß er etwas veröffentlichen mußte, was den Erwartungen der „Positiven" entsprechen und über das sich verzögernde Erscheinen des zweiten Teils der „Toten Seelen" hinwegtrösten sollte[29]). Andererseits beweist die Tatsache der Veröffentlichung eine erstaunliche Kritiklosigkeit, die man nicht anders als krankhaft ansehen kann. Seine Größenideen hatten ihn offenbar übermannt. Aber siehe da, noch während des Druckes, dann stärker gleich nach dem Erscheinen des Buches und mit aller Heftigkeit brechen Affekte seiner ebenso haltlosen Reue unter einer Flut von Selbstvorwürfen, Selbstdemütigungen, Selbstschmähungen hervor, welche beweisen, daß ihm schon während der Absicht der Herausgabe nicht ganz geheuer gewesen ist. Es ist sinnlos, unwissenschaftlich und grausam, dem kranken Dichter darüber Vorwürfe zu machen, wenn er sich nun in einen Wust von Widersprüchen verstrickt, die man ihm als Verlogenheit, Muckerei, ekelhafter seelischer Unsauberkeit anrechnete. Beide Pole hatten ja schon vor der Veröffentlichung in gleicher Stärke schwindelnd in seiner zerrissenen Seele gekreist, in der Gegensätzlichkeit solcher Stimmungen und ihres gleichzeitigen Bestehens liegt ja die Charakterologie des Schizothymen begründet. Jetzt, wo er unwiderstehlich aus dem Charakterologischen ins Psychotische gleitet, hat er nicht mehr die Kraft, diese sich für den „Normalen" ausschließenden Gegensätze wenigstens vor der Öffentlichkeit auseinander zu halten, was ihm bis dahin noch immer gelungen war, wenn er mit gutem Grund das Geheimnis seiner Seele niemandem öffnete. Nun brechen die Dämme, fetzenweise fallen die blutigen Stücke seiner Seele heraus und offenbaren, wider den Willen des geheimnisvollen Zwerges, seine letzten Geheimnisse. Der „Briefwechsel" und die „Beichte" zeigen das Bild einer pathologischen Sektion dieser Seele. Von seiner erschütternden Bedeutung als documentum humanum abgesehen, sind sie auch für die Wesensbestimmung des gesunden Dichters und Menschen Gogol unentbehrlich. Sie zeigen alle jene Faktoren, die vorher aufbauend die Konstitution und den Charakter eines Genialen ausmachten, jetzt aber mit rohen, unerbittlichen Händen in das zarte Gewebe greifen und Nerv für Nerv auflösen. So wird die Psychose Gogols und der vorpsychotische Zustand, der sich im „Briefwechsel" und in der „Beichte" offenbart, zur Probe auf die richtige charakterologische Lösung.

Es lohnt sich, einen kurzen Blick in den Briefwechsel zu tun. In der Vorrede erklärt er, er hoffe mit dessen Veröffentlichung einen Teil der Schuld zu sühnen, die darin bestünde, daß er bisher Wertloses veröffentlicht habe. Seine Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle wenden sich jetzt aggressiv gegen die früheren „weltlichen" Werke. Die religiöse Erklärung ist ein Vorwand und eine Form, der Grund liegt tiefer. Unmittelbar mit dem demutsvollen Ton klingt ein anderer herauf (und das gilt für den ganzen Briefwechsel): der Ton der geistigen und geistlichen Überheblichkeit. In denselben Sätzen, in denen er demütig-muckerhaft sagt, er veröffentliche den Briefwechsel nicht, weil er eine hohe Meinung von sich habe (wir wissen, daß er sich für einen großen Volkserzieher hielt), bittet er seine Landsleute, sie möchten es doch ja mehrmals durchlesen, ja sie sollen es, als wäre es ein Traktätlein, unter die ärmeren Leute gratis verteilen. Im übrigen soll den ärmeren Lesern aller Reingewinn zuteil werden, damit sie mit ihm nach Jerusalem pilgern können. Dort wird er für seine „Wohltäter, d. h. seine Leser" beten. Dann folgen die aus der russischen Literatur als typisch bekannten öffentlichen Selbstanklagen, aber zugleich mit ihnen psychologische und andere Begründungen seines Verhaltens zu den Menschen, die ihn unter dem Mantel der Demut im positiven Lichte erscheinen lassen. Seine Hand-

[27]) [28]) [29]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

lungen und seine „unreifen" Werke waren schlecht? Dann waren seine Hast, Unbesonnenheit und Übereilung daran schuld, denn seine Absichten waren gut. Nur die unvollkommene äußere Form seiner Werke ist schuld, daß „beinahe alle über ihren wahren Sinn getäuscht wurden". Also, wie beim Abgang von der Universität: Eigentlich sind doch die anderen schuld, die den wahren Sinn nicht begriffen haben. Typisch für diese Zeit ist die Erklärung seiner schizoiden Menschenscheu und Gefühlskälte: Das war die reinste Demut. Er hatte ja doch nichts Gescheites zu sagen, er mußte sich in der Einsamkeit seine Fehler abgewöhnen. Zum Teil war es freilich auch kleinliche Eitelkeit, Hochmut. Dabei hat er recht! Es ist ungerecht, mit der zeitgenössischen Kritik hier innere Verlogenheit zu sehen: Insuffizienz und Überschätzung liegen nebeneinander und bedingen sich, in Gogols Menschenscheu und schizothymer Schweigsamkeit lag tatsächlich beides. „Wie der Fastende vor der Beichte" bittet er nun die Leser um Verzeihung für das ihnen Peinliche, das in dem folgenden Buche vorkommen könnte (also wußte er, daß es vorkommen würde, wie wir schon oben sagten). Wollen sie ihm aber nicht verzeihen (das ist die religiöse Form des anderen: wollen sie ihn ungünstig kritisieren!), so hat er sogleich die bekannte Waffe aller Konventikler bei der Hand: Die Leser mögen ihm großmütig alle seine Fehler aufweisen, er wird sie demütig anerkennen, — seine Fehler, „die allen Menschen eigen sind, auch wenn sie sie nicht erkennen".

Man sieht, es fehlt ihm auch die geistliche Bosheit nicht. Dann aber mögen doch ja alle Russen für ihn beten, wie er am Grabe des Herrn für alle beten wird. „Und mein Gebet wird kraftlos, dürr und matt sein, wenn nicht der Wille des Himmels es zu einem Gebet machen wird, wie es in Wahrheit sein soll." Er mußte es erleben, daß sein Gebet sich ihm selber als kraftlos, dürr und matt offenbarte. Mit am abstoßendsten hat auf die Zeitgenossen das nun folgende „Testament" gewirkt.

Zunächst soll man sich überzeugen, ob er nicht etwa scheintot ist! Man kennt diesen Komplex aus der Neurosenpathologie gut, wenn auch die Freudsche Erklärung dafür zweifellos zu den übertriebenen Verallgemeinerungen dieser Schule gehört. Im übrigen aber soll man seine „faulenden Knochen" kurzerhand und ohne Pietät verscharren. Für die Bestattungskosten soll man lieber armen Leuten ein Mittagessen geben. Niemand soll ihn beweinen. Selbst wenn ihn der Tod an der Vollendung seines Werkes (er meint seine prophetische Sendung) hindern sollte, soll man sich keiner fruchtlosen Verzweiflung überlassen. „Selbst wenn heute in Rußland ein Mann stürbe, dessen das Land bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wirklich bedürfte, so wäre auch dies noch kein Grund ... zu weinen ... obwohl es schon richtig ist, daß dies ... ein Zeichen göttlichen Zornes ist und daß wir hierdurch aller Mittel ... beraubt werden, mit deren Hilfe sich mancher dem Ziele nähern könnte ..." Dieser Mann ist er selber! Sein Tod, sein Verlust ist für Rußland eine Strafe Gottes, weil das Land seinen Messias nicht erkannt und gewürdigt hat! Schließlich vermacht er der Welt eine „Abschiedserzählung", das Beste, was seine Feder hervorgebracht habe. Er hat sie nie geschrieben. Aber auch hier fehlt die insuffiziente Antizipation nicht: Die Leser mögen nur nicht beleidigt sein, wenn sie eine wohlgemeinte Belehrung für eine Kränkung ansehen. Abgesehen von allem anderen (es folgen die schon bekannten Redensarten): „Allein was mich dazu treibt, ist ein anderer gewichtiger Grund. Landsleute! Es ist furchtbar! (Ich liege auf dem Totenbette und) die Seele möchte vor Schrecken vergehen bei der bloßen Ahnung der ... Erhabenheit des Jenseits und jener höchsten geistigen Schöpfungen Gottes .... Mein sterblicher Leib aber ächzt beim Gedanken an all die monströsen gigantischen Gebilde und Früchte, deren Samen wir während unseres Lebens säten (er meint seine Karikaturen), ohne zu ahnen ... was für Schrecknisse (d. h. die Schrecken des jüngsten Gerichts) aus ihnen erwachsen werden ... Landsleute! — ich weiß nicht, ich finde kein Wort dafür, wie ich euch in diesem Augenblicke anreden soll.

Digitized by Google

— Fort mit dem leeren Anstand! Landsleute! . . ." usw. Diese Abschiedserzählung sei ihm von Gott inspiriert, — aber in der Anmerkung setzt er hinzu, sie könne nicht erscheinen. Was nach dem Tode von Bedeutung sein könne, habe bei Lebzeiten keinen Sinn. Man fühlt der Ausrede die qualvolle Erkenntnis des produktiven Versagens an. Ich übergehe vieles und hebe aus dem „Testament" noch den siebenten, charakteristischen Punkt heraus. Man erinnere sich an Gogols Eitelkeit und Putzsucht, man denke an das posierte Bild, das diesem Aufsatz beigegeben ist, und höre: Er wollte sich erst dann für die Welt porträtieren lassen, wenn er seine wahre Lebensaufgabe vollendet hätte und die dankbaren Landsleute gerne den Mann im Bilde gesehen hätten, „der bis zu diesem Augenblick in aller Stille gearbeitet und nie den Wunsch ausgesprochen hätte, einen unverdienten Ruhm zu genießen". Das sind die Urphantasien vom unerkannten, über sich selbst gerührten Märtyrer für das Wohl der Menschheit. Mit dem Porträt hatte er Ivanov beauftragt, den er von dem Erlös der Gravüren bei seiner Arbeit an einem religiösen Bilde unterstützen wollte, aber die Buchhändler sind ihm zuvorgekommen. Man möge darum alle Porträts von ihm vernichten, — (und nun streckt sich die Teufelsklaue hervor:) zumal „diese Porträts schlecht und gar nicht ähnlich sind"!

Der nun folgende eigentliche Briefwechsel sei kurz charakterisiert: vieles ist völlig banal und objektiv wertlos, z. B. moralische Unterweisungen oder Ausführungen über Dinge, von denen er nichts versteht (Odyssee-Übersetzung). Anderes ist nichts als der symptomatische Ausdruck seines seelischen Verfalls, etwa in der Art der Vorrede und des Testaments, z. B., wenn er immer wieder eine fast schizophrene abergläubische Scheu vor der zauberischen Bedeutung des Wortes äußert, oder wenn er in einem Schlamm von psychologischen und moralischen Widersprüchen versinkt. Diese sind doch nichts anderes als eben alle jene Möglichkeiten, die unklar und sich untereinander bekämpfend in ihm brodeln, ohne daß er der einen oder anderen eine feste Richtung geben könnte. Es ist, als wenn hier tiefere Schichten seiner Seele, die er als Gesunder besser beherrschen oder wenigstens vor anderen verheimlichen konnte, in die höheren Bewußtseinssphären eindringen. Man bedenke, daß auch ein gesunder Mensch nur darum den Eindruck relativer Einheitlichkeit machen kann, weil er diese tieferen Schichten überdecken und statt vieler Möglichkeiten, die zweifellos in ihm liegen, nur wenige sich nicht zu sehr widersprechende ans Licht stellt oder in Handlungen umsetzt.

Von unendlicher Bedeutung für die Psychologie der Kunst sind aber gerade darum die zahlreichen Auseinandersetzungen Gogols über seine Kunst und seinen Charakter. Aber man hat aufs Peinlichste zu beachten, daß auch für diese Selbstzeugnisse dasselbe gilt, was von den übrigen Äußerungen gesagt wurde: sie enthalten keine endgültige, bereits objektiv faßbare Wahrheit, sondern nur die psychologischen Urelemente einer solchen. Auch sind sie selbstverständlich tendenziös, wie es der Augenblick, dem Gogol haltlos preisgegeben ist, gerade verlangt. Zur kritischen Bearbeitung dieser Selbstzeugnisse aus einer vorpsychotischen Periode ist nicht einmal der Anfang gemacht. Zitiert hat man sie desto unbedenklicher. Natürlich wird ein Dichter zur Zeit seiner inneren Auflösung manches von sich sagen, was er sonst nicht hätte sagen können oder wollen, anderes aber wird gerade darum schon psychotisch gefärbt sein.

Die vernichtende, eisige oder wildheulende Entrüstung, auf die der Briefwechsel stieß, rührte die aufgelösten Elemente der Gogolschen Seele noch mehr durcheinander, zeitigte ganze Bündel von widerspruchsvollen Rechtfertigungen (darunter die „Beichte") und bestärkte ihn noch mehr in seiner Absicht, nach dem heiligen Grabe zu pilgern. Selbst wenn man das orthodox-russische Milieu berücksichtigt, bleibt in diesem Plane, seiner Ausführung und vor allen Dingen seinem erhofften und tatsächlichen Erfolg ein stark schizophrener Rest: die ekstatisch-verkrampfte

Digitized by Google

Sehnsucht nach einem von der Gefühlsöde erlösenden religiösen Erlebnis erfüllte sich nicht. Dumpf und hohl klingen seine Klagen darüber[30]).

Das Bild seines Zustandes nach der Rückkehr von der Wallfahrt bis zur Endkrise seiner organischen und psychischen Krankheit bietet keine wesentlich neuen Züge als die in den ersten Kapiteln geschilderten, deren Belege (Turgenev z. B.) aus dieser Zeit stammen. Schließlich warf ihn die organische Krankheit aufs Lager. Man hat gesagt, er habe das Ziel seines Lebens, der russische Messias zu werden, nicht erreicht, denn die Welt habe ihn abgelehnt. Man bedenkt dabei aber nicht, daß ihm sein Prophetenideal seit den Tagen seiner Jugend unter der Dornenkrone des verkannten und verschmähten Märtyrers erschien. Unter dieser Dornenkrone des Leidens und in der Realisation zuerst in seinen Größenphantasien und Dichtungen, jetzt in den Angstschauern und Verzückungen einer Psychose, erfüllte sich das Ideal. Wenn das auf die Zeugen seiner letzten Wochen einen anderen Eindruck machte, wenn es diesen schien, als litte er unendlich unter einem ganz verfehlten Leben, so steckt auch darin eine Wahrheit, aber eine nur zeitweilige. Die Psychose führte eben nicht zu einem völligen Verfall der Persönlichkeit[31]). Eine gänzliche Auflösung in schwerem Wahnsinn hätte vielleicht den letzten Tiefenresten seiner Seele Gelegenheit gegeben, sich der kritiklosen wahnhaften Wunschverwirklichung seiner Ideale so hinzugeben, wie es seinem König Ferdinand dem VIII. von Spanien aus den „Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen" möglich war. Die bewußten Teile seiner Seele führten bis in die letzten Tage hinein einen erbitterten Kampf um ihre Existenz, auch gegen den Dämon, der zu seinen Häupten stand, gegen den Bußprediger, der ihm die Höllenqualen ausmalte wie einst die Mutter dem Knaben, so daß er ihn wimmernd bat, er möge doch aufhören, es sei zu schrecklich. Dann aber erlagen mit einem Male diese bewußten, das Leben verteidigenden Kräfte den siegreich durchbrechenden destruktiven Strebungen. Die Abwehr von der Wirklichkeit führte zur völligen Verneinung derselben. In verkrampftem Negativismus, unbeweglich, mit geschlossenen Augen lag er da, ohne von der Umwelt Notiz zu nehmen, ohne sich um die Freunde und ratlosen Ärzte zu kümmern. Seine Abkehr von der Sexualität und damit von sich selber war langsam zur Askese gestiegen, und diese führte zur völligen Nahrungsverweigerung. Die magischen Tendenzen verschlangen jedes entwickeltere religiöse Gefühl, die Todesfurcht enthüllte ihr verschleiertes Gesicht und zeigte ihr wahres: die Todessehnsucht. Nur der Tod konnte diesem gespenstischen Träumer die Erfüllung bringen, die das Leben nur unvollständig geben konnte. Vielleicht trug er den Tod tatsächlich organisch in sich, vielleicht hätte er auch noch einige Jahre leben können, vielleicht wäre in diesen Jahren der schizophrene Prozeß weiter fortgeschritten: sicher ist nur das eine, daß er den Tod in den letzten Tagen nicht mehr fürchtete, sondern herbeiwünschte, und daß er ihn durch die Nahrungsverweigerung herbeizwang oder zum mindesten beschleunigte. Der geheime Sinn dieser Nahrungsverweigerung ist nicht zu verkennen. So endete dieser seltsame Mensch, der nur äußerlich ein armer geheimnisvoller Zwerg war, innerlich aber in seinen purpurnen Träumen ein König und Hoherpriester.

---

[30]) [31]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Anhang.

[1]) *Ich fasse hier kurz zusammen, was ich an Literaturnachweisen zu geben für notwendig halte. Zur Hand ist mir die Gesamtausgabe Gogols von Tichonravov in der 15. Aufl. Petersbg. 1900 mit der biographischen Einleitung von Schönrock, die in der deutschen Gesamtausgabe von Otto Bueck (München und Leipzig bei Georg Müller, 8 Bde., 1909 ff.) verkürzt abgedruckt ist. Unbedingt notwendig für Gogolstudien jeder Art ist die vierbändige Briefsammlung Gogols, ebenfalls von Schönrock, und die vierbändigen „Materialien zu einer Biographie Gogols" von demselben. Hier sind die meisten direkten und indirekten Zeugnisse über den Dichter teils verarbeitet, teils angeführt. Bequem ist Kallaš: „Gogol in den Erinnerungen der Zeitgenossen und im Briefwechsel", Moskau 1909, wo einige der wichtigsten Quellen zur Biographie Gogols im Wortlaut angeführt werden, ein guter Ersatz für einen wichtigen Teil der in Deutschland unzugänglichen russischen Gogolliteratur. Anderes aus der umfangreichen russischen und kümmerlichen nichtrussischen Gogolliteratur ist mir entweder unzugänglich geblieben oder ist für unsere Zwecke belanglos. Man muß überhaupt feststellen, daß die wissenschaftliche Forschung über Gogol sehr rückständig ist. Auch die erwähnte große Gogolbiographie von Schönrock (mir zur Hand in der Ausgabe Moskau 1892 bis 1898) ist lediglich als Materialsammlung dankenswert, überall da jedoch, wo es sich um eigenen Blick und um Erfassung des Wesentlichen handelt, oberflächlich, irreführend, schönfärbend und sanft verlogen. In letzterer Hinsicht ist er nicht der einzige. Auch Dostojevskij und Tolstoj haben keine besseren Biographen gefunden. Methodisch in dem Sinne, wie es oben gesagt wurde, haben selbst in Rußland bisher nur wenige von den großen Meistern der Analyse gelernt. Šestov z. B. in guten Momenten, oder der sonderbare Rozanov, Volynskij, Merežkovskij. — Auf das Gogolbuch des letzteren (Gogol, sein Werk, sein Leben und seine Religion. München und Leipzig bei Georg Müller 1914, mir nur in der deutschen Ausgabe zugänglich) komme ich im Text noch öfter zurück. Bei ihm findet der Leser eine ganze Anzahl von Belegen zur Biographie und Charakterologie Gogols. Auch Mereškovskij ist, trotz aller guten Ansätze, bei seiner Darstellung Gogols aus dem Literarischen, Religiös-Voreingenommenen, Theologisierenden und aus seinem subjektiven Mystizismus nicht herausgekommen. — Auch über Otto Kaus: „Der Fall Gogol", Reinhardt, München 1912, werde ich im Text genauer zu sprechen haben. — Lesenswert ist Hermann Hesses kleine Aufsatzsammlung „Ein Blick ins Chaos", wegen einer richtigen Erkenntnis des „Chaos", wenn sie auch hier lediglich auf Dostojevskij bezogen ist. Der Gedanke selber (auch der meine, s. o.) geht letztlich auf Friedrich Nietzsche zurück. Ein gründliches Studium der Werke Nietzsches ist eine der besten Vorbereitungen zum Verständnis des in Frage stehenden Problems der neueren russischen Literatur. — Aus der psychologischen Fachliteratur hebe ich hier nur einiges heraus, dem ich in Anlehnung oder Ablehnung das Beste verdanke: Kraepelin, Bleuler, Freud, Adler, Kretschmer, Storch, Kronfeld und ebenso die Werke der kunstwissenschaftlichen Richtung von Dessoir, Utitz und anderen.*

[2]) *Kaus kennt die biographischen und literarischen Daten nicht genügend, er übergeht sogar manches wichtige Werk Gogols, dessen Analyse er unbedingt nötig gehabt hätte, wobei er, wie man vermuten kann, von der oben erwähnten deutschen Gesamtausgabe abhängig war, deren Bände zur Zeit der Abfassung seiner Studie noch nicht alle erschienen waren. So kennt er den Text des „Hans Küchelgarten" nicht, über den er zwar urteilt, der aber erst 1914 deutsch herauskam. Der „Briefwechsel" ist überhaupt nicht durchgearbeitet, so wenig wie die wichtige „Beichte des Dichters" (deutsch 1913). Die für die Analyse der Gogolschen Sexualität grundlegende Novelle vom „Nevskijprospekt" ist*

Digitized by Google

unbenützt (deutsch 1912) usw. Von offenbaren Irrtümern nicht zu reden, etwa vom Tode des Busenfreundes Danilevskij, der Gogol lange überlebte.

[3]) *Ein paar Zeugnisse für Gogols Charakter in der Schulzeit, summarisch, ohne Angabe der Quellen: Er hat nur wenige unter den Kameraden, die ihm nahe stehen. Auch vor diesen verbirgt er Vieles, offenbar ohne jeden Grund. Manches versteckt er unter seinen Scherzen. In seiner Sprache wenig gebräuchliche Worte oder lächerliche. Die Genossen fürchteten seine Zunge. Seine Streiche sind oft gefährlicher Natur, wie etwa der „Husar", den er in den „Toten Seelen" beschreibt: Man steckt einem Menschen ein Papierkügelchen mit Schnupftabak in die Nase. Mathematik liebt er nicht, Sprachen ebensowenig, wohl aber Zeichnen und russische Literatur. — Einer seiner Lehrer erzählt, er habe bei ihm gar nichts gelernt, außer den ersten Satz einer lateinischen Chrestomathie, welcher begann „universus mundus". Er habe den Knaben darum mit anderen ebensolchen Latinisten „Universus mundus" genannt. Unter der Bank las er Bücher. Nichtmal russische Orthographie hat er gelernt. Faul, aber begabt. Leidenschaft für Bücher in Kleinoktavausgaben. Bestellt sich für schweres Geld eine mathematische Enzyklopädie lediglich des Formats wegen. Schwänzt den Unterricht und spaziert auf den Korridoren herum. Wenn er den Direktor auf solchen Gängen trifft, so tut er, als habe er auf ihn gewartet und bestellt ihm erlogene Mitteilungen aus dessen seinen Eltern benachbartem Gute. Einen seiner Mitschüler verfolgt er mit Spitznamen, komischen Transparenten und satirischen Gedichten. Einen anderen bringt er durch allerhand hypochondrische Einredungen grotesker Natur in den Zustand einer „leichten, vorübergehenden Verrücktheit", so daß man ihn ärztlich behandeln mußte. Ein andermal stellte er sich selber so geschickt „verrückt", daß es ihm gelang, den Direktor eine zeitlang von seinem „Wahnsinn" zu überzeugen, der Überlieferung nach, um einer Strafe zu entgehen. U. a.*

[4]) *Auf der Basis der Kompensation beruhen auch seine starken Interessen für die fakultativen Fächer, die Fertigkeiten wie Tanzen, Musik und Zeichnen, da er in den obligatorischen versagte. Beim Tanzen und Zeichnen liegen zudem natürliche Begabungen vor (nicht bei der Musik), die wieder in enger Beziehung zu seinen künstlerischen Gaben, der Mimik und der Karikatur stehen.*

[5]) *Die kleine „Idylle" in Versen ist in den letzten Schuljahren konzipiert, teilweise ausgeführt, später in Petersburg überarbeitet und veröffentlicht. Als das Werk nicht reüssierte, kaufte der Autor alle Exemplare zurück, die er bekommen konnte, und verbrannte sie: Bestrafung des unverständigen Publikums und Selbstbestrafung, Selbsterhöhung im Märtyrertum (worüber später genauer). Das Verbrennen von Manuskripten bleibt Symbolhandlung bis zur letzten, zur tragischen Verbrennung des zweiten Teils der „Toten Seelen". — Mit Vossens „Luise" hat das Werk nur den Untertitel „Idylle", ein paar Naturschwärmereien, den alten Pfarrer, den Ort in Deutschland, die Braut Luise, den bernsteinfarbenen Kaffee, die Weichselpfeife, das Pfarrhaus und sonst noch andere Äußerlichkeiten gemeinsam. Es ist nichts weniger als eine Idylle, so wenig wie die Novelle, die eine oberflächliche Literaturgeschichtschreibung die russische Idylle von Philemon und Baucis genannt hat. Der junge Held verzehrt sich in Sehnsucht nach großen Taten und dem Reisen im Auslande, wie Gogol zu jener Zeit. Provinz, Heimat und Familie sind ihm zu eng und zu öde. Die Familienretterphantasie hätte dem Dichter also sehr bald schon wieder unbequem sein müssen. Sein Sinn steht ja nach Petersburg, wohin nähere ältere Kameraden schon abgreist waren. Der Held der „Idylle" verfällt in Depressionen, doch die künftige Schwiegermutter kennt sich aus: Hansens Krankheit heißt Melancholie und die Therapie heißt heiraten. Da entflieht er heimlich, wie Gogol bald darauf aus Petersburg fliehen sollte, ins Ausland. Und nun kommt das Bezeichnende: Der Held erlebt eine große Enttäuschung. Er wandert im Ausland ungefähr so herum, wie sich es Gogol in einer seiner Urphantasien immer vorstellte. Wir sprechen über diese wichtige Sache noch genau. Und wie Gogol lange nachher enttäuscht von seiner Wallfahrt nach Jerusalem heimkehren sollte, so erlebt Hans dasselbe Gefühl auf den Ruinen von Athen:*

„Wie er sich auch sehnt,
Er weckt Erstorbenes nicht. Vergebens!
Das Bündel des vergangenen Lebens
Knüpft er nicht auf. Ohnmächt'ge Qual,
Verlorne Müh! . . .

Digitized by Google

Unsagbar tiefe Traurigkeit
Packt da den Fremden plötzlich wieder.
. . . Bitter leid,
Daß er den weiten Weg gemessen,
Ist's ihm . . .
Nun sind die Träume tot und kalt
Und abgestreift ihr Zauberflor, —
Mit unbarmherziger Gewalt
Habt ihr ihm schonungslos das Tor
Zur Glut der Traumeswelt verschlossen,
Ihr, öder Wirklichkeiten Sprossen!"

Er kehrt in die Heimat, in die Enge und Öde zurück, matt, scheu, traurig, greisenhaft (ähnlich wie sich der vierundzwanzigjährige Gogol einmal schildert). Willensschwache Träumer müssen auf die Fülle des großen Lebens verzichten, sagt sich Hans, und so ist seine Heimkehr nicht ein freudiger Entschluß eines von unzulänglichen Phantasien Geheilten, sondern der eines Resignierenden. Noch während er seine Luise im Arm hält, da

„Von seinen Träumen scheidend, starrt
Er ihnen trauernd nach, verloren,
Wie einem, dem er Treu geschworen."

Also die Heimkehr zur Familie, zur Braut ist Treubruch an seinen Idealen. Möglich, daß sich der junge Gogol auf diese Weise das Gewissen beruhigen wollte, als er, die Familie zurücklassend, nach Petersburg eilen wollte. Als er fuhr, hatte er es so eilig, daß er nicht über Moskau fuhr, sondern den uninteressanten aber kürzeren Weg nahm. Zur Geschichte des „Familienkomplexes" ist die Dichtung wichtig, aber dieser selber wäre erst noch genau biographisch zu erforschen.

[6]) *Dabei ist es hier unwichtig, ob solch eine charakterologische Entwicklung in die schizophrene Psychose hinein als prinzipiell erwiesen zu betrachten sei, ohne einen physischen Prozeß anzunehmen. Zu der Streitfrage vergl. Max Löwy: Vergleichende Betrachtung einiger Fälle erotischer Wahnbildung usw. Monatsschr. f. Psych. und Neur. LIII, bes. S. 234. — Unser Fall Gogol gehört jedenfalls zu denen, wo ein zweifellos schwer schizoider Charakter an einer schizophrenen Psychose erkrankt.*

[7]) *Ich hebe hier nur diejenigen der Gogolschen Pykniker heraus, die er selber im Gegensatz zu den Schizothymen so bezeichnet. Da sind die Honoratioren der Provinzstadt aus dem 8. Kap. des ersten Teils der „Toten Seelen": Lauter brave, gutmütige Leute, die sich gut miteinander vertragen und deren Unterhaltungen den Stempel ganz besonderer Treuherzigkeit und Milde tragen. Daß sie nebenbei geriebene Gauner sind, widerspricht nicht. Es sind eben zyklothyme, pyknische Gauner, so wie der Held Čičikov auch einer ist. Die schizothymen Gauner gehören mehr in den spannenden Kriminalroman und sind bei Dostojevskij zu finden. In den russischen Schelmenroman gehören sie nicht. Man sieht ja: Als der Dichter zur Zeit seiner moralischen Anwandlungen das Bedürfnis fühlte, seinen pyknischen Čičikov zu bekehren, da will es nicht gelingen. Čičikov ist kein Raskolnikov! — Unter den Honoratioren geht es familiär zu, sie sind nicht ohne Bildung, sie deklamieren schwungvolle Verse, sind Witzbolde harmloser Art (der schizothyme Gogol war gefährlicher), lieben blühende Sprache, die sie mit poetischen Floskeln und angenehm dahinflutenden Flickworten schmücken, sind sogar etwas aufgeklärt, aber bei Leibe keine Umstürzler, sie sind einfach Faulpelze. Was ihr Äußeres anlangt, so sind es „natürlich" alles hübsche, stattliche, vertrauenerweckende Leute, — einen Schwindsüchtigen gibt es unter ihnen nicht. Sie gehören eben zu jener Gattung, denen die Frauen in zärtlichen Schäferstunden etwa folgende Namen geben: mein Dickerchen, lieber Dickbauch, Schnudelchen, Tönnchen, Moppelchen usw. Dazu sind sie gastfreundlich, freigebig, gesellig, passionierte Kartenspieler, tüchtige Esser, Feinschmecker, Verehrer guter Tropfen. Gauner? Das wäre zu viel gesagt, sie haben höchstens eine „sanfte Hinneigung zur Niedertracht." Als der Pykniker Čičikov in ihren und den Kreis ihrer Damen tritt, angenehm abgerundet wie er ist, braucht er nur seine stattliche Erscheinung in die Wagschale zu werfen, mit der die Sympathien zu den Dünnen und den Dicken gewogen werden, und siehe: Die Schale der Dünnen steigt in die Höhe, sie sind für die Damen erledigt: Dünne Männer,*

Digitized by Google

sagen sie, sind gar keine Männer, sondern Zahnstocher. Aber, aber: Sind denn Männer wie Čičikov, d. h. solche die nicht gerade allzu dick, aber auch nicht dünn sind, überhaupt der Liebe fähig? Der großen seelischen Liebe, der Passion, meint er. Eigentlich, argwöhnt der Dichter, müsse schon die Fülle des Helden ihm bei den Leserinnen schaden. Man sieht, Gogol weiß, daß seine Petersburger Leserinnen ein anderes Ideal haben als die Provinzlerinnen. Sie sind romantisch und haben ihren Byron und Lermontov nicht umsonst gelesen. Sie wollen eine fliehende Stirn, eine kühne Nase, eine große Stirnfalte, kurz, ihr Geschmack geht nach der schizothymen Seite.

[8]) *Ich führe nicht alles an. Im wesentlichen decken sich die Zeugnisse der Biographen, nur daß einige in der üblichen Weise schönfärben. — Die beigegebenen Bilder geben nach der Aussage der Zeitgenossen das Gesicht und den Ausdruck Gogols nicht ganz genau wieder, doch ist zu bedenken, daß der Maler des Vorderansichtbildes, Ivanov, Gogol sehr genau kannte und ein ausgezeichneter Künstler, wenn auch nicht als Portraitist, war. Die obige Aussage der Zeitgenossen bezieht sich wohl auch mehr auf die nach dem Ivanovschen Original gemachten Gravüren, z. B. auf die bei Breitkopf hergestellte, die der deutschen Gesamtausgabe und der russischen von Tichonravov beigegeben ist. Auf dieser sind die Schatten unter den Augen schärfer, aber der eigentümliche Blick der Augen, besonders des rechten, ist auf den Gravüren verloren gegangen. Das andere Bild mag vom Profil Gogols eine ungefähre Anschauung geben. Das Bild ist bezeichnend in der äußeren Aufmachung, der Pose und der geckenhaften Kleidung. Über Gogols Putzsucht und Kleidergeschmack siehe oben.*

[9]) *Es fehlt nicht an Zeugnissen für seine Herzensgüte, etwa wenn er in Rom einen kranken Landsmann pflegte, aber die Distanz ist auch hier zu erkennen, die Hingabe nicht restlos.*

[10]) *Einen solchen beschreibt uns Annenkov, der einst mit Gogol durch einsame römische Straßen wanderte, als Gogol (er war in der Arbeit an den „Toten Seelen") begann, einen Kosakentanz aufzuführen, und dabei mit seinem Schirme in der Luft herumfuchtelte. Er tanzte so begeistert und wild, daß vom Schirm nur noch der Griff in seiner Hand blieb.*

[11]) *Darunter ist die Geschichte einer unglücklichen Liebe bestimmt erlogen, was Kaus in seinem Gogolbuch nicht weiß. Ebenso erlogen ist der geheimnisvolle Freund, der ihn angeblich finanziert.*

[12]) *Ich kann mich hier nicht auf eine phänomenologische Kritik dieser Erkenntnisse einlassen. Zu bedenken ist nämlich immer, daß der Primitive kein Geisteskranker ist und der Geisteskranke nicht zum Primitiven wird. Wie mir Bleuler in einer Unterhaltung zu bedenken gab: Wenn ich ein kompliziertes Uhrwerk (den modernen Menschen) durch irgendeinen Eingriff, irgendeinen Prozeß zerstöre, so wird die Maschine darum doch nicht eine einfache, unkomplizierte, primitive Maschine, sondern nur eben eine zerstörte komplizierte. Aber es gibt Auswege aus diesen Einwänden; und man kann einstweilen getrost mit jener Erkenntnis heuristisch arbeiten. Die Resultate rechtfertigen es.*

[13]) *Ich kann auf die tieferen Gründe seiner ambivalenten Stellung zur ukrainischen Heimat und zu Großrußland hier nicht eingehen.*

[14]) *Vergl. Merezkovskij, dessen Ausführungen aber stark korrigiert werden müssen.*

[15]) *Man denke zum Beispiel an die „Traumseele" und die „Urhorde" in der „Schrecklichen Rache". Man braucht nicht Freudianer zu sein, um hier an die Dämonisierung des Vaters zu glauben, wie sie mir aus einigen schizophrenen Fällen wohl bekannt ist. Eine darstellende Studie über die Psychologie als reale Erkenntnis bei Gogol wäre notwendig.*

[16]) *Also nicht trieblos. Der Trieb, soweit er vorhanden war, läßt sich in den Werken ziemlich klar erkennen. Diese betonen bezeichnenderweise eine masochistische Tendenz, eine idealverträumte, auf Fernliebe gestellte leichte Neigung zu sechzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen und eine mehr realistische auf weibliche Fülle gerichtete Schaulust. Einige der Belege hat Merežkovskij schon angeführt, ich stelle aber hier noch ein paar zusammen, die noch charakteristischer sind: Etwa wenn er in seinen (dilettantischen) Aufsätzen über Architektur so häufig von wollüstig geschwellten Busen der Kuppeln, von Säulen, die so weiß sind wie die Brüste einer Jungfrau, oder vom wollüstig nackten Marmor spricht. Anderes, z. B. im „Vij", bei der Schilderung der nackten Nymphe erinnert an*

Digitized by Google

Kellers bekanntes Gedicht. Hier und da sexualisiert er auch die Natur. Das masochistische Element ist am deutlichsten ebenfalls im „Vij", aber auch an anderen Stellen zu erkennen. Natürlich fehlt auch bei Gogol nicht die erfrischende Selbstironie dieser Schaulust, z. B. im ersten Kapitel der „Toten Seelen" bei der Schilderung jenes Ölbildes im Gasthaus mit der Nymphe und ihren so gewaltigen Brüsten, „wie sie der Leser noch nie gesehen hat". Vornehme Würdenträger und Kunstliebhaber pflegen sonst dergleichen Zeug aus Italien mitzubringen. Im zweiten Teile im dritten Kapitel ergötzt sich Čičikov an einem Bilderatlas der antiken Mythologie, dessen Bilder sich nicht gerade durch übermäßige Sittsamkeit auszeichnen, den Junggesellen und alten Herren aber gerade darum außerordentlich gefallen.

[17]) *Vergl. die Stelle aus dem „Briefwechsel" und dem Brief „an einen hochgestellten Mann: . . . „irgendein gewöhnlicher Sekretär, den häufig niemand bemerkt und durch dessen Hände dennoch alle Akten gehen; ein solcher Sekretär schafft sich eine Geliebte an, dies führt zu Intrigen und Streitigkeiten, und bald ist der Teufel in eigener Person da, der doch stets auf der Lauer liegt." Aus dieser Furcht vor der Macht des Teufels soll sich der „vornehme Mann" ja kein Bureau einrichten, sondern sich nie anders als persönlich mit jemandem auseinandersetzen!*

[18]) *Man könnte einwenden, diese Verachtung des Weibes sei ein vom Dichter unabhängiger folkloristisch begründeter Zug, begründet durch das ukrainische Kosakenmilieu und die allgemeinrussische volksmäßige Einstellung zum Weibe, die im asketisch-byzantinischen Ideal seinen Grund habe. Aber der Einwand trifft nicht: Verachtung des Weibes, zumal in Männerbünden wie dem der Kosaken ist an sich noch keine Sexualabwehr. „Wir sind doch keine Mönche," sagt ein Kosak bei Gogol, „wir sind ja nur sündige Menschen." Auch bedeutet der theoretische Standpunkt einer religiösen Gemeinschaft mit mönchischen Idealen noch durchaus keine praktische Sexualabwehr. Derselbe Kosak fährt fort: „Wir sind, wie die ganze ehrliche Christenheit, der Fleischeslust verfallen." Rabelais ist ein Musterbeispiel; in seinen Werken halten sich eine grobianische Sexualentwertung und eine ebenso unflätig-begeisterte Sexualbetätigung die Wage. — Ich führe eine der kräftigsten Sentenzen an, die man getrost ebensosehr der literarischen Gestalt wie dem Dichter selber zuschreiben kann. „Warum hat Gott uns arme Sünder so gestraft? Es gibt schon so viel Unrat, warum mußtest du auch noch die Weiber in die Welt setzen!"*

[19]) *Wichtig ist hier das Drama vom Ehekandidaten, der von seinem Freunde mit Gewalt verheiratet werden soll, weil dieser sich über das bequeme Junggesellenleben ärgert, das sein Freund weiterführen darf, während er diesen paradiesischen Zustand aufgegeben hat. Der Kandidat rettet sich durch einen Sprung aus dem Fenster. Und vor allen Dingen ist wichtig die (künstlerisch wertlose) Novelle vom Neffen und der Tante, die ihren Schützling verheiraten will. Diese Tante ist eine der groteskesten Frauenfiguren des Dichters: Mannweib, Dragoner, riesenhafter Wuchs, fünfzig Jahre, sie prügelt, geizt, jagt usw. Sie ist unverheiratet, weil die Männer ihr gegenüber so schüchtern sind. Sie hat „gar so viel Charakter". Interessant ist eine Analyse der Träume in dieser Novelle, — wie überhaupt bei Gogol, wo man ohne alle Spitzfindigkeiten manches Wertvolle entdecken kann. Angst- und Warnungsträume suchen den Neffen heim. Einmal träumt er seine zukünftige Frau. Da hat sie einen Gänsekopf. Er entflieht, — da umringen ihn lauter Frauen mit Gänseköpfen. Die Frau, die ihn im ersten Traum an den Ohren zog, war seine Tante. Die Frauen mit Gänseköpfen sind die Nachbarsmädchen. „Ich danke für die Heirat, wenn alle Frauen so sind wie meine Tante! Aber die Nachbarsmädchen sind doch nicht solche Mannweiber wie meine Tante, sie sind sanft und lieblich. Ach was, — dumme Gänse sind sie, alle ohne Ausnahme, nicht nur die beiden Nachbarinnen, sondern alle Frauen, soweit sie nicht Eheteufel sind." So entwertet er sie und drückt das durch ein anschauliches Traumbild aus, indem er ihnen Gänseköpfe aufsetzt. Aber er kommt nicht so leichten Kaufes los, er träumt weiter. Er läuft vor den Frauen in den Garten, angstschwitzend hebt er den Hut, — da sitzt eine Frau drin. Er zieht sich die Watte aus dem Ohr: Auch im Ohr sitzt eine Frau. Dann hüpft er auf einem Beine, die Tante sieht würdevoll zu und spricht befriedigt: „Ja, jetzt kannst du hüpfen und springen, denn du bist ja jetzt ein verheirateter Mann!" Er läuft auf die Tante zu, — da ist sie ein Glockenturm. „Wer zieht mich hinauf?" fragt er klagend. „Ich ziehe dich, ich deine Frau, denn du bist eine Glocke," sagt der Glockenturm oder die Tante. „Nein, ich bin keine Glocke,*

Digitized by Google

ich bin Ivan Fjodorovič!" — „Nein, du bist eine Glocke!" sprach der Oberst des P . . .er Infanterieregiments im Vorübergehen. — Auch dieser „Oberst des Infanterieregiments" ist wieder die Tante, der schießende und jagende Dragoner. — Aber die Träume gehen weiter, Gogol wird schier unerschöpflich in seinen Phantasien. Im nächsten Traum ist der arme Neffe schon verheiratet. Seine Frau ist aber kein Mensch, sondern ein wollener Stoff. Aber auch diese Entwertung genügt dem Träumer nicht. Er geht und kauft den Stoff, den ihm der Kaufmann als sehr gut bezeichnet hat, und bringt ihn zum Schneider. Der aber konstatiert, daß er ganz schlecht eingekauft hat. Schlechter Stoff. Daraus läßt man sich doch keinen Rock machen! — Der ängstliche Träumer wendet sich nach dem Erwachen an ein Wahrsagebuch, findet aber nichts, was diesem sinnlosen Traume entsprochen hätte. Schade, daß der Dichter die Geschichte, die in dieser abgerissenen Form nicht viel Wert hat, nicht zu Ende führte. Der Neffe hätte dann eine schreckliche Deutung seines Traumes in der Wirklichkeit erfahren. Gogol deutet es nur an, indem er sagt, daß nach diesen Fehlschlägen mit den beiden Nachbarinnen, die Tante einen ganz neuen Plan gefaßt hat. Ich glaube, man kann aus den bisherigen Träumen des Neffen schon sehen, daß dieser in der „Traumtiefe" seiner Seele bereits den neuen, gefährlichen Plan ahnt: Die Tante will ihn selber heiraten, und man muß fürchten, wenn man an den Traum vom Glockenturm und Oberst denkt, es wird ihr gelingen. Diese Novelle wäre eine der tollsten Grotesken des Dichters geworden. — Ein trübes, trauriges Wort über die Ehe von einer boden- und hoffnungslosen Schwermütigkeit ist die Novelle von den beiden alten Gutsbesitzern, eindringlicher in ihrer Melancholie als alle Grotesken.

[20]) *Das Musterbeispiel ist die Apotheose „Das Weib", ein an sich ebenfalls ganz wertloses Werk, das davon nicht besser wird, wenn man es allegorisch erklärt. Die Worte, die hier der junge Schüler des Plato (natürlich!) dem Gotte entgegenschleudert, der das Weib erschaffen hat, sind nur der pathetische Ausdruck für den oben zitierten grobianischen vom Unrat, den Gott im Weib in die Welt gesetzt hat. Dann wendet er sich gegen den Lehrer, der versunken in seine göttliche Weisheit, das Weib und seine Fehler nicht kenne. Aber der Weise beruhigt den Enttäuschten und vom Weibe Betrogenen: Du hättest, sagt er, das sanfte Wesen, das du liebtest, zugrunde gerichtet und durch deine Leidenschaft ihre reine Seele getrübt. Auch wenn sie dich verraten hat, so sei dankbar für die läuternden Schmerzen, die dich bereicherten. Das Weib ist die Sprache der Götter, im Weibe bewundern wir die Götter, es ist verkörperte Poesie usw. usw. Wichtig ist auch die „Annunziata" im Bruchstück „Rom".*

[21]) *Liegt hier eine heimliche Ranküne gegen den in Liebesdingen glücklicheren Herzensfreund Danilevskij vor, der ein außerordentlich schöner Mann war? Er war auch Offizier.*

[22]) *Das schlechte Gewissen in der Karikatur kann außer im Rückschlag gegen die Aggression und die Entwertung noch einen anderen Grund haben, nämlich den der nicht ganz erreichten Befreiung. Gogol berichtet es selber, daß bei ihm Spott und Karikatur der Befreiung von eigenen Fehlern und Schwächen diente. Er erkannte sie an anderen, gab deren Züge mit seinen eigenen einer dichterischen Gestalt und fühlte sich von ihnen befreit. Ein Psychologe wie Gogol baut solche Erkenntnis selbstverständlich auch theoretisch aus. Der Beleg steht in Gogols Ausführungen über russische Literatur. Dort sagt er, Lermontov habe es versäumt, sich durch künstlerische Objektivitation von seinem „Dämon" zu befreien. Das ist durchaus richtig und eine vorzügliche Bemerkung über Lermontov, die ausgebaut werden muß. Man muß sie auch auf Gogol selber anwenden und fragen: erstens, ob sich denn Gogol nicht auch von seinem „Dämon", d. h. hier von seiner magisch-dämonischen Weltanschauung durch seine künstlerischen Schöpfungen „befreit" haben könnte. Das ist bis zu einem gewissen Grade sicherlich auch der Fall gewesen, wie die Sublimierungen des Magisch-Dämonischen im „Revisor" und in den „Toten Seelen" beweisen. Überhaupt muß man das Wort „befreien" nicht zu sehr pressen. Es handelt sich wohl um nichts anderes als um eine Distanzierung von sich selber, die außer einer zeitweisen Beruhigung eine wohltätig nachwirkende Selbsterkenntnis fixiert, — zugleich aber auch, und das hat man bisher nicht genügend beachtet, eine gewisse Versöhnung mit der zu distanzierenden Tatsache im Gefolge haben kann. Es kann also gerade das Gegenteil von einer „Befreiung" eintreten, die Komplexe, Eigenfehler usw. können fixiert werden. Aber auch in diesem Falle empfindet der Mensch das Gefühl einer Befreiung, zwar nicht einer Befreiung von der Sache selbst, aber doch vom Kampf mit dieser*

Digitized by Google

Sache. Man söhnt sich mit sich selber eher aus. Abgesehen von der außerordentlich schwierigen Psychologie dieser Erscheinungen, liegt der Fall bei Lermontov doch so, daß es ihm gar nicht einfiel, sich von seinem „Dämon", mit dem er sich großartig und interessant vorkam, zu befreien. Ja, hätte er ihn karikieren, verspotten, herabsetzen können, aber er hegte und forcierte ihn geradezu. Gogol überschätzt die Originalität dieses „Dämons" bei Lermontov. Es war viel Pose und Pathetik dabei, und das Unglück des Dichters lag an einer anderen Stelle. Ein Vergleich Gogols mit Lermontov als einem typischen lyrisch-pathetischen Schizothymen, einem echten „Romantiker" im europäischen Sinne, einem Satanisten Byronischer Art, mit einer triebstarken, wenn auch zielunsicheren Sexualität usw. wäre außerordentlich lehrreich. — Die zweite Frage lautet: Hat sich Gogol bei seinen Karikaturen „befreit", wie es durch seine Worte jedenfalls feststeht, daß er sich „befreien" wollte? Nehmen wir das Wort in dem oben vorgeschlagenen Sinne einer Distanzierung mit den oben angedeuteten Folgen, so wird man die Frage bejahen müssen. Aber bei Gogol kompliziert sich die Frage noch mehr: Es läßt sich zeigen, daß ein Teil seiner Karikaturen ursprünglich gar nicht der Entwertung anderer und der Selbstverspottung gedient hatte, sondern die Vorstufe einer Identifikation mit dem dargestellten Objekt aufweisen. Hier liegen einige Fäden, die zu Gogol als Schauspieler hinführen. So wenig wie bisher die Psychologie des Schauspielers geschrieben ist, kann ich hier mehr als ein paar Andeutungen über Gogol als Schauspieler geben. Identifikation in diesem Zusammenhang (beim Schauspieler, beim Kinde, das sich mit Vater oder Mutter identifiziert) hat Imitation des Vorbildes zur Folge. Hier, in der Imitation aber springt sofort die Ambivalenz auf: Wie er sich räuspert, wie er spuckt, das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt. In diesem Sinne ist schon jede Imitation eine Art unbewußte Karikatur, die bei der leisesten Gefühlsschwankung nach der negativen Seite hin sofort bewußt werden und bewußt vollführt werden kann. Nicht umsonst konnte er auf der Schule Kameraden, Lehrer und alte Weiber karikieren. Als Gogol in Petersburg Schauspieler werden wollte, lockte ihn (von äußeren Umständen abgesehen) die Identifikation im positiven Sinne, wie sich etwa ein Jüngling mit Hamlet, Karl Moor, Holofernes usw. oder mit ihren großen Verkörperern wie Moissi, Wegener, Bassermann usw. identifiziert und als Bühnenanfänger diese Vorbilder oft genug kopiert. Das aber gilt wohl nur für die „Helden" und „Intriganten", — die Komiker werden mehr durch die negative Seite der Imitation, durch die karikierende Kopie angezogen, wie es zweifellos der Fall gewesen wäre, wenn Gogol tatsächlich Schauspieler geworden wäre. Bei jener bewußten Prüfung hätte Gogol sein Talent auch sicherlich nur an einem komischen Objekt richtig beweisen können, was nicht hindert, daß er auch die Sehnsucht nach jener positiven Identifikation in sich trug. Nur zur Vollendung hätte er es hier kaum gebracht. — Ich führe das alles nur an, nicht um ein Problem zu lösen, sondern zu zeigen, wie schwierig eine Erforschung der karikierenden Kunst Gogols ist, wenn man nur ein wenig in die Tiefe geht, was bisher noch niemals geschehen ist. Namentlich muß die Frage erörtert werden, welche negativen Charaktereigenschaften Gogols denn in seine Karikaturen eingegangen sind! Aber freilich nicht so, wie es Merežkovskij zuweilen macht, wenn er sagt: „Ich habe wirklich etwas von einem Chlestakov, heißt es weiter in diesem Brief. Welch einen schrecklichen Sinn hat doch dieses Geständnis, wenn man bedenkt, daß er Chlestakov, wie er an einer anderen Stelle äußerte, für den Teufel hielt!" — Einmal hat man zunächst die Auffassung Chlestakov gleich Satan kritisch zu prüfen, sodann die Aussage Gogols, er habe etwas von Chlestakov an sich, in dem Zusammenhange zu prüfen, in welchen sie steht. Er sagt da nämlich, er sei in dem „Briefwechsel" als Chlestakov aufgetreten. Dann aber fällt die Äußerung unter jene, in denen er die Veröffentlichung des Briefwechsels beklagt, nachdem er sah, was er angerichtet hatte. — Ebenso cum grano salis sind Aussagen zu bewerten wie die folgende, bei der die Sucht nach der Selbstanklage immer in Anrechnung gebracht werden muß. Wie würde Tolstoj wohl zu bewerten sein, wenn man seine Selbstanklagen ernst nehmen würde, die man durch ein bloßes Studium seiner Biographie schon auf das richtige Maß reduzieren kann. Gogol schreibt einmal: „Keiner meiner Leser wußte, daß er über mich selbst lachte, während er über meine Helden lachte . . . Ich vereinigte in mir alle Scheußlichkeiten, die es nur gibt, und zwar waren sie in solcher Menge vorhanden, wie ich es vorher noch nie bei einem Menschen gesehen hatte . . . Hätte ich sie alle auf einmal überblicken können, so hätte ich mich erhängen müssen . . . Ich begann meine Helden mit meinen Scheußlichkeiten auszustatten. Das geschah folgendermaßen: ich nahm eine schlechte Eigenschaft,

Digitized by Google

die ich bei mir selbst fand, untersuchte, welche Formen sie in einem anderen Beruf, Stand oder Lebensweise annimmt, versuchte es, sie als meine Todfeindin darzustellen, die mich aufs Empfindlichste beleidigt hat, und verfolgte sie mit Haß, Spott und allem, dessen ich noch fähig war. Wenn jemand die Ungeheuer gesehen hätte, die meine Feder im Anfang für mich selbst erschuf, wahrlich, er hätte vor Entsetzen gezittert.“ Und dann: „Meine Helden haben sich noch nicht völlig von mir abgelöst und daher auch noch nicht die rechte Selbständigkeit erlangt.“ — Ich kann hier nur betonen, daß man nicht vergessen möge, den selbstanklägerischen Ton zu beachten, in dem sich Gogol zu Zeiten gefiel. Dieses Moment tut der psychologischen und kunstpsychologischen Wahrheit in solchen Äußerungen zwar keinen Abbruch, kann aber, wenn es unbedenklich in die Charakterologie übertragen wird, zu Übertreibungen und Verzerrungen führen. Gogol sah sich in den letzten Zeiten ebenso verzerrt, wie er alles andere sah. Außerdem ist nichts verkehrter als die Annahme, man habe mit der Akzeption solcher Gogolschen Erklärungen das Wesen der Karikatur überhaupt oder auch nur das ganze Wesen der Gogolschen Karikatur erfaßt. Gogol hatte allen Grund, die Selbstanfeindung zu betonen und die Aggression gegen andere zu verschweigen.

[23]) *Man lese die kleine Abhandlung über den Unterricht in der Weltgeschichte: Phrasen und anspruchsvoll dazu. Noch schlimmer sind die „Gedanken über Geographie“, die mit dem charakteristischen Satz beginnen: „Groß und erstaunlich ist das Gebiet der Geographie!“*

[24]) *Die erfundene Gestalt des guten Lehrers Tentetnikov ist höchst charakteristisch für Gogol. Die Gestalt des guten Pädagogen soll dem reifen Manne Gogol sein früheres Benehmen als Knabe rechtfertigen. Gogol war, wie beschrieben, ein boshafter und spottsüchtiger Knabe, und dieser Musterlehrer erlaubt nicht nur Spott und Neckereien, sondern begünstigt sie noch, indem er die Schüler veranlaßt, die Schwächen ihrer Mitschüler durch Spott und Spitznamen zu geißeln! Die Betroffenen mußten sich die kränkendsten Spitznamen gefallen lassen, ohne sich zu wehren. Das ist die Rache Gogols an seinen früheren Lehrern und Kameraden, die sich seiner Aggressionen tüchtig erwehrten. Außerdem handelt es sich dem alternden Gogol nicht weit vor seinem Abbau um eine letzte Rechtfertigung der Satire als strafendes, besserndes und darum Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk. Das hat Kaus, der auf diese Stelle ebenfalls verweist, übersehen. Noch ein anderes entgeht ihm, etwas, das noch charakteristischer ist als alles dieses: Natürlich wird der Musterlehrer bald durch einen Dummkopf ersetzt. Als nun aber der neue Lehrer in die Anstalt kommt und sie verdirbt, da wagen es die verlodderten Schüler, — man staune! —, den Erziehern Spitznamen zu geben wie „Fedjka“ (der Lehrer hieß Fjodor) und „Semmel“. Die Achtung vor den Vorgesetzten und der Obrigkeit ging verloren, ruft der Dichter entrüstet aus. Derselbe Lehrer, der mit seinem Musterpädagogen, der er selber ist, dieses System eben noch empfohlen hatte! So ambivalent war während der Arbeit am zweiten Teil der „Toten Seelen“ Gogols innere Einstellung zur Satire und Karikatur, so unruhig wach seine Schuldgefühle wegen der „Auflehnung gegen die Obrigkeit“ und wegen der Entwertung der Welt!*

[25]) *Einige Zeugnisse: Die innere Vereisung war begleitet von einem körperlichen Frostgefühl, das Merežkovskij mit richtigem Instinkt für „symbolisch“ hält: „Ich friere und friere immer mehr . . . Mein Leben ist seltsam. Ich muß immer herumrennen, um mich zu erwärmen. Kaum habe ich mich etwas erwärmt, als mich wieder ein Schüttelfrost überfällt . . .“ Zum mindesten kann man diesen inneren Frost für „symbolisch“ halten, denn er scheint keinen akuten Grund gehabt zu haben. — „Schon wird die Erde von einem unnennbaren Weh wie von Feuer zerstört. Das Leben wird immer härter und trockener. Alles wird klein, flach und nur das Riesengespenst der Langeweile wächst von Tag zu Tag ins Ungeheure. Alles ist öde und ein einziges Grab. Mein Gott! Leer und schrecklich wird deine Welt!“ — „Ich kann nicht begreifen, wieso diese Erstarrung über mich gekommen ist . . . Ich kann nichts schreiben, nichts sprechen, vielleicht bietet auch die Welt nichts Interessantes mehr . . .“ „Wenn ich so um mich blicke, muß ich sagen: langweilig ist die Welt.“ — „Ich bin durch und durch faul und schläfrig. Wenn ich ein kurzes Billet, geschweige einen Brief schreiben soll, so macht es mir die größte Mühe. Was ist das eigentlich? Altersschwäche oder eine vorübergehende Erstarrung meiner Kräfte? Schlafe oder wache ich? Wenn es ein Wachen ist, so ist es schlimmer als der Schlaf.“ — In einem Ge-*

Digitized by Google

spräch mit Damen über die letzten Erfindungen der Zeit, das Merežkovskij wiedergibt, (S. 170) tritt die innere Öde und Langeweile Gogols erschreckend deutlich hervor.

[26]) *„Man hat viel über mich gesprochen und geschrieben und die verschiedensten Seiten meines Wesens zu ergründen gesucht, aber mein wahres Wesen hat man darum doch nicht zu bestimmen vermocht. Dieses hat nur Puškin allein erkannt. Er sagte mir immer, noch nie habe es einen Schriftsteller gegeben, der in so hohem Grade das Vermögen besaß, die Gemeinheit und Plattheit des Lebens in so satten Farben zu schildern, die Hohlheit und Nichtigkeit eines gemeinen Menschen mit solcher Kraft zu zeichnen, wie ich, ... Das ist der Grundzug meines Wesens ...“*

[27]) *„Die Arbeit (an den Toten Seelen) will nicht fortschreiten; jedes Wort muß ich aus mir mit einer Zange herausziehen ... Ich kann weder arbeiten noch leben, wenn es auch die anderen vorläufig noch nicht merken.“*

[28]) *„Die Herausgabe meines Buches ‚Briefwechsel mit meinen Freunden‘, mit der ich mich aus lauter Freude, daß meine Feder wieder einmal in Schwung gekommen war, so beeilt habe ...“*

[29]) *Solche Verheißungen und vorläufige Tröstungen finden sich schon im ersten Teil der Toten Seelen. Sie haben pathetischen Schwung, lassen aber die Forcierung gut erkennen.*

[30]) *„Ich war die ganze Zeit über gesund, gesünder als je (!)“ ... (Aber:) „Selbst am heiligen Grabe konnten sich meine Gebete nicht in die Höhe schwingen; sie konnten nicht einmal die Kruste meines Herzens durchbrechen. Noch nie habe ich so deutlich empfunden, wie gefühllos, hölzern und trocken ich bin ... Das, was ich mir früher so nahe wähnte, ist mir ferne und fremd, ich stammle auch heute mit kalten Lippen und hartem Herzen das gleiche Gebet, wie vor meiner Reise ... Meine Palästinareise hatte ich anscheinend nur dazu unternommen, um mich selbst davon zu überzeugen, wie hart mein Herz ist ... Was hast du von meinen langweiligen Berichten? Ich habe das Land wie im Traume gesehen ...“*

[31]) *Einige Vergleiche: Hölderlin wird um 1795, also mit 25 Jahren, den ersten großen manifesten Schub gehabt haben. In seinem Schaffen kündet sich das etwa um 1800 an, z. B. in der Übersetzung der Antigone und den charakteristischen Anmerkungen dazu, wie Birnbaum hervorgehoben hat. Der verödende Einbruch der Krankheit in die persönliche Lyrik liegt seitdem offen zutage. Nur zuweilen ist dem Dichter noch ein Lied ersten Ranges gelungen, darunter eins der ergreifendsten unter allen schizophrenen Kunstleistungen:*

„Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Birnbaum spricht von diesen Zeilen als von einer großen Ausnahme, einem glücklichen Zufall „pathologisch bedingten Wertzuwachses“, während das übrige Spätwerk Hölderlins von der Krankheit nur ungünstig betroffen sei. Das ist richtig. Das Glück dieses Zufalls haben wir darin zu suchen, daß es dem Dichtsr gelungen ist, in dieser schauerlich kühlen, frierenden, unheimlich affektlosen, hohlen Wehklage dem Welt- und Lebensgefühl des Schizophrenen, das auch dem Gesunden nicht fremd ist, würdigen Ausdruck zu verleihen. Ich kenne unter den Kunstleistungen aller Völker und Zeiten nur noch ein, vielleicht noch vollendeteres Beispiel: Schumanns Vertonung der Kernerschen Verse:

Daß du so krank geworden,
Wer hat denn das gemacht?

und

Hörst du den Vogel singen,
Siehst du den Blütenbaum?

Hölderlin mag zeigen, wie sich der kunstschaffende Geist langsam, aber unaufhaltsam und gewissermaßen passiv dem Prozeß der Verödung unterwirft. Ein anderer Dichter,

Digitized by Google

Strindberg, hat sich mit derselben Krankheit irgendwie aktiv auseinandergesetzt. Hölderlin geht an einer Lähmung ein, Strindberg ringt mit der Krankheit, saugt aus ihr positive Nahrung für sein Schaffen, überwindet sie endlich, indem er unter heftigen Kämpfen aus Wahn und Wahrheit sich einen neuen religiösen Glauben und eine auf ihrem eigenen neugeschaffenen Boden ziemlich widerspruchslose Weltanschauung erzwingt. Diesen Resultaten gibt er dann in seinem „Endzustande" nach dem Abklingen der großen Psychose eine künstlerische Gestaltung von durchaus selbständigem und hohem Kulturwert. „Die Persönlichkeit zeigt zwar tiefe Spaltungen, aber es kommt nicht zum Zerfall derselben. Der Krankheitsprozeß verläuft nicht destruierend, führt nicht zur Demenz, sondern bewirkt nur eine zunehmende Unfähigkeit zur Wirklichkeitsanpassung." (Storch, August Strindberg, München, Wiesbaden 1921.) — Diesen beiden instruktiven Fällen, der Zerstörung der Persönlichkeit und der Kunstpotenz bei dem einen und eines Umbaues, einer Um- und Neuorientierung bei dem anderen, steht der Fall Gogols mit seinem Abbau zur Seite. Auch hier wird zwar die Produktion, nicht aber die Persönlichkeit zerstört. Es tritt keine Demenz ein, es fehlt aber auch ein postpsychotischer Zustand, da Gogol in der Psychose starb.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Strafrechtstheorie und Praxis

Von ROBERT HEINDL (Berlin)

Digitized by Google

Geheimrat Dr. Heindl — der Herausgeber des Archivs für Kriminologie — untersucht hauptsächlich die Frage, ob Kriminalstrafen bessern können. Dies Problem ist für uns Deutsche sehr aktuell. Denn der z. Z. dem Reichsrat vorliegende Strafgesetzentwurf will neben den im geltenden Recht vorgesehenen Strafen noch als Novum „Maßregeln der Besserung und Sicherung" einführen, als deren einschneidendste die lebenslängliche Einsperrung unverbesserlicher Gewohnheitsverbrecher zu nennen ist.

Geh. Rat Heindl hat — als der einzige deutsche Kriminalist — Gelegenheit gehabt, die angloindischen, französischen und spanischen Strafkolonien zu besuchen und nimmt in seiner Arbeit besonders auf die dort gemachten Erfahrungen Bezug.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die Strafrechtstheorien-Insel.

Es war den Franzosen, als sie die Südseeinsel Neukaledonien in Besitz bekommen hatten, zunächst nicht klar, was sie damit anfangen sollten.

Da kam nach zehnjährigem angestrengtem Nachdenken ein Minister Napoleons III. auf eine großartige Idee:

„Wir haben," sagte er zu seinen Kollegen, „eine prachtvolle Kolonie mit einem garantiert gesunden Klima (es ist leider unsere einzige, von der man das sagen kann!). Eine Kolonie, in der es keine wilden Tiere außer den Eingeborenen gibt, in der keine giftigen Schlangen herumkriechen und keine fieberschwangeren Insekten hausen. Ein Land, in dem man bloß den Boden kratzen braucht, um Nickel, Kobalt, Chrom in Mengen zu gewinnen. Die Bäume sind mit Früchten überladen. Die landschaftliche Schönheit ist wunderbar."

„Das ist ein Eden," schrie der ganze Ministerrat.

„Das wollte ich soeben selbst sagen. Bien! Dieses Eden, dieser von den Göttern gesegnete Erdenwinkel, das ist der richtige Platz zur Errichtung von —"

„Von Bergwerken —"

„Nein, ich wollte sagen, von —"

„Von Farmen und Faktoreien? —"

„Keine Rede!"

„Was dann?"

„Von Verbrecherkolonien."

Und der Minister entwickelte seinen Plan. Man wird die Eingeborenen nach dem Norden der Insel zurückdrängen, wie es die Engländer in Australien getan, und man wird dank der kräftigen Sträflingsfäuste gegenüber dem emporstrebenden Sydney und Melbourne große Handelsstädte gründen, die John Bulls spotten werden.

Der Vorschlag fand vor allem bei Napoleon Gefallen, der ein etwas unklarer Philanthrop war. Er griff zur Feder von Toledo — Geschenk der Montijo — und signierte das Dekret vom September 1863, das Neukaledonien zur Strafkolonie machte.

So wurde nach Mimandes Angaben einer der begnadetsten, wundervollsten Erdenwinkel zur Zuchthäuslerreservation, zum Vollstreckungsort der Deportationsstrafe.

Es war bekanntlich nicht der erste französische Versuch dieser Art. Die Deportationsstrafe war bereits durch Gesetz vom 30. Mai 1854 als Ersatz für die 1852 abgeschaffte „Bagnostrafe" ins französische Strafsystem eingeführt worden, und man hatte zunächst Guyana zur Strafkolonie bestimmt. Hier sollten sich die Träume der französischen Strafrechtsphilosophen, Kriminalpsychologen, Gefängnisreformer und sonstigen Weltverbesserer in die Wirklichkeit umsetzen. Ameliorer l'homme par terre et la terre par l'homme. Besserung des verirrten Menschen am Busen der Natur und durch nervenstählende, veredelnde Arbeit!

Die Sache ging aber in Guyana fürchterlich schief. Die Sträflinge warteten den Läuterungsprozeß nicht ab, sondern starben wie die Fliegen. Die Strafrechtstheoretiker in Paris konnten das mörderische Klima am Maroni nicht wegdekretieren, das

Digitized by Google

von dem ersten Sträflingstransport in 6 Monaten die Hälfte hinwegraffte und das Sterblichkeitsziffern von 70% verursachte. Auch der Boden ließ zu wünschen übrig. Er war fruchtbar, aber es war die Fruchtbarkeit des Sumpfes. Kurz und gut, man mußte einen anderen Platz suchen, um das pönologische und charakterologische Experiment der Metamorphose des Zuchthäuslers zum Biedermann auszuführen. Und so kam man auf Neukaledonien.

Neukaledonien war nun allerdings ein Versuchsterrain par excellence! Der Minister Napoleons hat nicht übertrieben. Mimande hat keine poetische Licenz in Anspruch genommen.

Ich habe jenseits des Äquators wenige Landschaften gesehen, die sich an Schönheit mit Neukaledonien messen können. Smaragdblaue Wasserflächen, majestätische, rötlich schimmernde Berge, tiefgrüne Wälder, lachende Ebenen und sanfte Hügel erfreuen das Auge. Die Szenerie ist so entzückend, daß ein Engländer etliche Jahre vor dem Kriege allen Ernstes vorschlug, in Neukaledonien ein „Monte Carlo der südlichen Halbkugel" zu etablieren und Eildampferverbindungen mit Sydney und Melbourne einzurichten, um die australischen Nabobs in dieses Paradies zu befördern.

Klima und Temperatur sind deliziös.

Wahrlich eine Staffage, um selbst das verhärtetste Verbrechergemüt auftauen zu lassen.

Die letzten 50 Jahre haben auch ergeben, daß die Erwartungen, die die Geologen hegten, nicht enttäuscht wurden. Kein Land der Erde birgt so viel Nickel als Neukaledonien. Lediglich die kanadische Provinz Ontario ist ihm annähernd ebenbürtig. Gold, Silber, Platin, Quecksilber, Kupfer ist vorhanden. Kobalt findet sich in derartig reichem Maße, daß der Bedarf der ganzen Erde damit gedeckt werden kann. Berge von Eisen harren der Verwertung. Auch der schwarze Diamant ist da. Die ganze Westküste hütet unermeßliche Kohlenschätze.

In den Wäldern findet sich vorzügliches Bauholz. Große Landstrecken sind so ausgezeichnetes Weideland, daß es sofort eine Überproduktion an Fleisch gab, als man Viehzucht versuchte. Auch Ackerbauland ist in reichem Maße vorhanden, und zwar kann es ohne viel Rodungsarbeit fast sofort in Kultur genommen werden. Je nach der Höhenlage wachsen die verschiedensten schönen Dinge. Mais, Reis, Manioc, Getreide, Gemüse, und — in besonders warmen, windgeschützten Tälern — Vanille, Kakao, Baumwolle und vor allem Kaffee.

Die Eingeborenen sind friedlich und erweisen den Franzosen den Gefallen, rapid auszusterben. Sie leben bescheiden in ihren Reservationen, wenn sie nicht als Polizisten und Domestiken im Dienst der Weißen stehen. Also auch in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten, sondern nur günstige Vorbedingungen für die moralische und wirtschaftliche Gesundung des Sträflings.

Die französischen Pönologen haben die Chancen genutzt. Sie haben es durchgesetzt, daß die freie Einwanderung nach diesem herrlichen Eiland künstlich beschränkt wurde, um ihre strafrechtlichen Experimente nicht zu stören. Die Kolonie ist seit 1863 in wirtschaftlich unverantwortlicher Weise den Strafvollzugsideologen ausgeliefert worden. Erst der Sträfling, dann der freie ehrliche Kolonist! Alles dreht sich in Neukaledonien um den Einwanderer wider Willen. Der Gedanke, wie man den Strafvollzug am zweckmäßigsten gestalten kann, beherrscht alle Maßnahmen der Behörden. Eine der schönsten, gesündesten, fruchtbarsten Inseln der Erde wurde zum Turnierplatz der „Strafrechtsschulen".

Alle Lehrmeinungen über Ziel und Zweck der Strafe, die in den letzten 50 Jahren aufgetaucht sind, haben unter den Gouverneuren und Strafanstaltsdirektoren Neukaledoniens der Reihe nach Anhänger gefunden und sind an den dortigen Sträflingen ausprobiert worden. Jede strafrechtliche Mode, die in Paris, Rom, Berlin und London ausgeklügelt wurde, ist dort unten jenseits der großen Linie getragen worden.

Digitized by Google

Wir wollen uns mit diesen, in den juristischen Lehrbüchern „Strafrechtstheorien" genannten Moden[1]) und den Versuchen, sie in Neukaledonien praktisch durchzuführen, nicht im einzelnen beschäftigen. Nur eine einzige, nämlich die „Besserungstheorie" und die neukaledonischen Erfahrungen mit ihr seien herausgegriffen und zwar aus einem bestimmten Anlaß.

Dem Reichsrat liegt zur Zeit ein Gesetzentwurf vor, der das wichtige, kriminalpolitische Problem des „gefährlichen Gewohnheitsverbrechers" zu lösen sucht, indem er vorschlägt, den Gewohnheitsverbrecher nach Verbüßung der eigentlichen Strafe noch so lange weiter einzusperren, bis er gebessert ist.

Bevor wir ins deutsche Strafrecht ein so völliges Novum wie die unbestimmt lange „Sicherungsverwahrung"[2]) einführen und deren Einzelheiten (Entlassung der Gebesserten auf Widerruf usw.) gesetzlich festlegen, empfiehlt es sich, genau zu prüfen, ob und inwieweit überhaupt Kriminalstrafen und Detentionen nach den bisherigen Erfahrungen bessern können.

Und welches Anschauungsmittel könnte uns über diese Frage besser belehren als Neukaledonien? Wenn kriminelle Strafen und Detentionen zu bessern vermögen, so muß das in Neukaledonien gelungen sein.

Wenn es dort nicht gelang, so muß man die Besserungstheorie als Chimäre betrachten und der Gesetzgeber muß dann dementsprechend seine Strafvollzugspläne und Sicherungsmaßnahmen gegenüber Gewohnheitsverbrechern einrichten.

Daß wir, um über die Frage des künftigen deutschen Strafensystems zu sprechen, ein so exotisches Beispiel, wie diese fernste Insel der südlichsten Südsee heranziehen, hat noch einen besonderen Grund: Neukaledonien ist nicht nur wie kein zweites Land der Erde geeignet, aus dem Strafvollzug alles herauszuholen, was er zu leisten vermag, sondern es bietet auch wie kein anderer Ort die gleiche Gelegenheit, den allenfalls erzielten Besserungseffekt der Strafe ungestört zu erhalten.

In jedem anderen Land werden, selbst wenn die glückliche Hand eines Gesetzgebers und einer Strafanstaltsbürokratie es fertig bringen sollte, Sträflinge gebessert und moralisch tadellos auf neu hergerichtet zu entlassen, sofort störende soziale Faktoren eingreifen und den Besserungseffekt der Strafe gefährden. Der Entlassene wird als „Vorbestrafter" von allen Unvorbestraften — ich will nicht sagen „Ehrlichen" — boykottiert. Er erhält keine Arbeit, kommt wirtschaftlich auf keinen grünen Zweig, wird gekränkt und vor den Kopf gestoßen, bis er die Fäuste ballt und fluchend wieder zum Verbrecher wird.

In Neukaledonien ist das anders. Dort ist der Vorbestrafte kein Paria, kein Outsider. Er lebt inmitten der Unvorbestraften.

Als ich nach Noumea, der Hauptstadt der Strafkolonie kam, erhielt ich dieselbe Schilderung der sozialen Verhältnisse Neukaledoniens, wie sie Carol im „Bagne" erhielt.

„Sie werden bald inmitten von Sträflingen sein. Der Kofferträger, der Ihr Gepäck am Landungsstege in Empfang nimmt und mit dem Trinkgeld unzufrieden ist, wird ein Deportierter sein. Im Hotel, im Café, beim Friseur, im Bad werden Sie von demselben Gezücht bedient. In vielen Privathäusern, bei allen Beamten, in den Regierungsgebäuden, in der Stadt, auf dem Lande, im einsamsten „Busch" werden Sie auf das élément pénale stoßen. Hier ist das Bagno überall. Es ist innig mit der übrigen Bevölkerung verquickt; es sitzt an unserem häuslichen Herd.

Sie bildeten sich wohl ein, daß die Missetäter wie in Frankreich von den ehrlichen Leuten getrennt seien? Sie wissen nicht, was eine Strafkolonie ist und Sie haben keine Ahnung von den sozialen Phänomenen, die in Neukaledonien vorkommen.

Der Bagnard, wie wir sagen — man versteht unter diesem Wort ebensogut den

---

[1]) [2]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Freigelassenen als den Verbannten während der Strafzeit — der Bagnard erscheint uns nicht mehr in der beunruhigenden Beleuchtung, die ihm die Frische des Verbrechens gibt. Wenn er auch jenseits des Meeres fünf Millionen Leser ein paar Wochen lang in Atem hielt, so geht er doch hier in der Masse des élément pénal unbemerkt unter.

Wenn „Jack der Aufschlitzer" käme, um unter uns zu leben, würde er nicht die geringste Neugierde erregen; selbst die hysterischste unserer Frauen würde bei seinem Anblick kaum erschaudern.

In gewissem Sinne fühlen sich diese wilden Tiere machtlos und das wissen wir; aber vor allem ist es Gewohnheitssache.

Stellen Sie sich vor, seit fünfzig Jahren ist das Bagno bei uns, oder besser gesagt, sind wir bei ihm. Diese lange Berührung und Friktion hat die Ecken schließlich abgerundet. Ich sage nicht, daß man zum gegenseitigen Verständnis gekommen ist, aber man hat sich ineinander gefunden.

Beachten Sie die Reglements! Dieser Mietsvertrag, auf Grund dessen das Bagno seine Pensionäre als Dienstboten an die freien Kolonisten abgibt, ist eine bewunderungswürdige Sache. Wie deutlich zeigt sich da die Fügsamkeit des Menschen und die Relativität aller Begriffe und Prinzipien! In Frankreich verfolgt man die Einbrecher, hier nehmen wir sie als Diener in unsere Wohnungen auf.

Eines der Häuser von Nouméa, wo man am besten speist, hat einen Giftmischer als Koch. Der Sträfling M . . ., der lebenslänglich verurteilt wurde, weil er sein eigenes Kind in der Wiege erdrosselte, versieht bei einem meiner Freunde das Amt einer — allerdings trockenen — Amme und man kann seine Fürsorge für die Kinder anderer Leute nur loben.

Der Coiffeur, der Sie in Nouméa rasieren wird, war ehedem ein Messerstecher; heute handhabt er das Rasiermesser und jeden Morgen überlassen wir ihm willig unsere Kehle. Er ist sauber, hat eine leichte Hand und rasiert niemals gegen den Strich.

Die Buchführung und die sonstigen schriftlichen Arbeiten eines der wichtigsten Warenlager des „Busches" werden von einem früheren Urkundenfälscher gewissenhaft besorgt. Im Analysen-Laboratorium eines großen Minenbetriebes handhabt ein Anarchist, der Mitglied der Propaganda der Tat war, die chemischen Substanzen mit der Sorgfalt eines gelehrten Philanthropen, der auf der Suche nach einer Erfindung zum Wohl der Menschheit ist.

Das Amt der Kutscher liegt bei uns ausschließlich in den Händen der Sträflinge; lassen Sie sich dadurch aber ja nicht abhalten, einen Wagen zu besteigen.

Wenn Sie im Norden der Insel die Kupferminen besichtigen, wird ein Mörder, der das Kabel der Drahtseilbahn bedient, Ihr Leben über einem Abgrund von tausend Klaftern in der Schwebe halten; regen Sie sich nicht unnötig darüber auf, man würde über Sie lächeln."

Der Sträfling kann also, vorausgesetzt, daß er durch die Strafe gebessert ist und ehrlichen Erwerb sucht, jederzeit solchen finden und braucht nicht erneut zu Dietrich und Revolver greifen. In Neukaledonien fehlen jene sozialen Faktoren, die sonst überall den Heilerfolg der Strafe paralysieren und insofern ein falsches Bild von den psychischen Einflüssen des Strafvollzugs geben können.

Aus all dem Gesagten folgt, daß Neukaledonien von allen Ländern das geeignetste ist, die bessernde Wirkung der kriminellen Strafe zu zeigen. Wo in aller Welt sollten die Pönologen günstigere Experimentierbedingungen gehabt haben als hier, wo ein ganzes Land ihnen als Versuchsfeld zur Verfügung gestellt wurde.

Hier mußte gewissermaßen der Besserungseffekt der Strafe 100-prozentig herausdestilliert werden können!

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Die Besserung der Sträflinge. Ergebnisse der „Sicherungsverwahrung".

I. Die Besserungsobjekte.

Bevor wir berichten, was wir über die Besserung der Neukaledonischen Sträflinge in Erfahrung bringen konnten[3]), wollen wir kurz konstatieren, welches Menschenmaterial die neukaledonischen Sträflinge darstellen: Erstens Schwerverbrecher, zweitens Rezidivisten, je nachdem sie auf Grund des Gesetzes vom Jahre 1854 oder 1885 die Reise nach der Südsee antraten.

1. Die Transportés.

Die auf Grund des Gesetzes vom 30. Mai 1854 Verschickten sind die zu travaux forcés, zu Zwangsarbeit Verurteilten. Die Zwangsarbeit ist nach der Todesstrafe die härteste Strafe des französischen Rechts, kann lebenslänglich oder 5—20 Jahre dauern. Die von dieser Strafe Betroffenen sind Schwerverbrecher, wie Mörder, Räuber, Brandstifter, Notzüchtler, Totschläger. Sie bilden gewissermaßen die Aristokratie der neukaledonischen Sträflingsgesellschaft. Es sind meist Männer in der Vollkraft. Die Blüte der Pariser Vorstadtboulevards. Denn die zu travaux forcés Verurteilten werden sofort nach ihrer Verurteilung, also zu Beginn der Strafvollstreckung nach Neukaledonien geschickt. Sie sind noch nicht durch Freiheitsentziehung entnervt. (Im Gegensatz zu den Rezidivisten, die durch die Verbüßung ihrer zahlreichen Vorstrafen angekränkelt sind.)

Ausdrücklich sei, da es für unser Thema wichtig ist, darauf hingewiesen, daß die nach Neukaledonien verschickten forçats besonders gut qualifizierte Sträflinge sind.

Alle zu travaux forcés Verurteilten werden zunächst im Depot von St. Martin de Ré gesammelt, bis die Transporte nach den zwei Strafkolonien Neukaledonien und Guyana abgehen. Im Depot ist zu entscheiden, wer nach Guyana, wer nach Neukaledonien gehen soll. Guyana ist ungesund, eine „trockene Guillotine". Neukaledonien, wie wir hörten, ein Paradies.

Man machte sich die Wahl früher sehr leicht. Wer mehr als 8 Jahre Strafarbeit hatte, mußte nach Guyana, wer weniger hatte, durfte das Boot nach Neukaledonien nehmen. Auf Antezedentien, geistige Qualitäten, körperlichen Zustand wurde keine Rücksicht genommen. Es war eine rohe Wahl.

Erst durch das Dekret von 1889 wurde eine minutiösere Unterscheidung eingeführt. Eine Kommission trifft seitdem die Wahl. Die „Commission de classement" prüft das Vorleben des Sträflings, seine Familienverhältnisse, die näheren Umstände des Delikts, die körperlichen und geistigen Verhältnisse. Mit der Kenntnis aller dieser Details gewaffnet, trifft sie die Wahl: Die Unverbesserlichen und Gefährlichen nach den Fiebersümpfen von Guyana, die Hoffnungsvollen nach Neukaledonien!

So das Dekret. Ob in der Praxis stets tiefgründige psychologische Untersuchungen angestellt werden, möchte ich allerdings bezweifeln, denn die Kommission hat jährlich ca. 1500 Personen zu prüfen! Immerhin kann man sagen, daß nach Neukaledonien in der Regel Verbrecher gesandt werden, deren Besserung verhältnismäßig wahrscheinlich erscheint.

Die zur Zwangsarbeit nach Neukaledonien Verschickten — der französische Ausdruck heißt transportés im Gegensatz zu den politischen Verbannten, den déportés — müssen auch nach der Verbüßung der urteilsmäßig festgelegten Strafe noch in der

---

[3]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Kolonie bleiben und zwar die zu weniger als 8 Jahren Verurteilten noch eine ihrer Strafzeit gleiche Zeit (sogenannte doublage), die zu mehr als 8 Jahren Verurteilten lebenslänglich. Wir haben also hier im Anschluß an die Hauptstrafe eine ganz ähnliche „Sicherungsverwahrung", wie sie der deutsche Gesetzentwurf vorsieht.

2. Die Relégués.

Betrachten wir nun das zweite Gesetz, das Menschenware nach Neukaledonien verfrachtet, das Rezidivistengesetz vom 27. Mai 1885. Dieses Gesetz hat eine besonders große Ähnlichkeit mit den Plänen, die der deutsche Gesetzgeber hinsichtlich der Gewohnheitsverbrecher hegt.

Wie definiert das Rezidivistengesetz die Sicherungsverwahrung (relégation)?

Ungefähr so wie das römische Recht. „Die relégation," sagt es[4]) „besteht in der lebenslänglichen Internierung in den französischen Kolonien und französischen Besitzungen."

Welche Art von Strafe ist das? Eine akzessorische: Die Relégation wird nie als alleinige Strafe verhängt, sondern nur als Zusatzstrafe. Das Urteil spricht die Relégation gleichzeitig mit der Hauptstrafe aus (Art. 10). Die Relégation wird erst vollzogen, wenn die letzte im Urteil ausgesprochene Strafe verbüßt ist (Art. 12). Also genau wie die im deutschen Strafgesetzentwurf geplante Regelung.

Wer ist nun diesem Rezidivistengesetz unterworfen? Männer und Frauen von 21 bis 60 Jahren, die eine bestimmte Anzahl von Vorstrafen erlitten haben. Über Zahl und Art der Rückfälle existiert ein genauer Tarif. Bei schwereren Verbrechern genügt eine geringe Zahl von Rückfällen (2), um Freifahrt nach Neukaledonien zu erhalten. Bei leichten Verbrechen muß man sich schon öfter bemühen. Aber auch Vergehen, ja selbst Übertretungen (Landstreicherei und Betteln) führen zur Sicherungsverwahrung jenseits der großen Linie, wenn sie nur oft genug in der Vorstrafenliste stehen und Verbrechen daneben. Der Preiskurant für die Passage nach Neukaledonien (Art. 4)[5]) ist, wie man sieht, sehr kompliziert, aber der § 120 unseres deutschen Entwurfs ist auch nicht nach einmaligem Lesen auswendig zu wiederholen. Der wesentliche Unterschied ist, daß der deutsche Entwurf nur Vorstrafen wegen Verbrechen und Vergehen berücksichtigt, das französische Verwahrungsgesetz dagegen auch Bettelei und Vagabondage.

Der französische Relegierte stellt also keinen bestimmten Verbrechertyp dar. Er kann ein Gewohnheitsdieb sein, er kann aber auch nur ein Bettler sein, ein Landstreicher, ein armer Teufel, der seinen schmierigen Hut den Spaziergängern hinhält und der unter den Brückenbögen schläft.

Es bleiben uns noch zwei weitere interessante Paragraphen zu lesen.

„Der Relegierte kann," erfahren wir aus Art. 16, „nach 5jähriger guter Führung beim zuständigen Gericht die Aufhebung der Relegation beantragen, wenn er genügend Existenzmittel hat und nachweisen kann, daß er Verdienste um die Kolonisation erworben hat."

Das ist schon sehr philanthropisch, aber es geht noch weiter:

Die Rezidivisten können sogar vor ihrer Rückkehr nach Frankreich die Erlaubnis erhalten, auf den für die Relegation bestimmten Territorien ihre bürgerlichen Ehrenrechte auszuüben, die sie durch ihre früheren Verurteilungen verloren hatten (Art. 17).

Zwischen Art. 1 und Art. 17 scheint also den Gesetzgeber seine allzu große Härte gereut zu haben oder er hat die in Art. 1 gegebene Definition vergessen. Denn die in Art. 1 noch lebenslängliche Strafe wird in Art. 16 zeitlich, und aus der Zwangsarbeit wird in Art. 17 komplette Freiheit mit aktivem und passivem Wahlrecht.

* * *

[4]) [5]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Befriedigt — und gleichzeitig ermüdet — von der Fertigstellung der 23 Artikel des Rezidivistengesetzes, dessen wichtigste Paragraphen wir soeben als Kostprobe genossen haben, wandte sich der Gesetzgeber von 1885 an die französische Bürokratie:

„Hier habt ihr," sagte er, „einen hinreichenden Vorrat von Widersprüchen, Zusammenhangslosigkeiten und falschen Ideen. Mengt die Sache gut, gebt etwas Ausführungsbestimmungen als offizielle Sauce dazu und serviert das Ganze heiß."

Man bildete — wie immer und überall in solchen Fällen — eine Kommission und das Ergebnis der Kommissionsberatungen war ein broschierter Band in Großaktav, das „Handbuch des perfekten Relegierten", das berufliche „Vademecum des Rezidivisten".

Aus ihm geht unter anderem hervor, daß die Relegierten auf Grund der Ausführungsbestimmungen in zwei Klassen geteilt werden. In die relégués collectifs und relégués individuels.

Die relégués collectifs dürfen weder die Kolonie noch das „Camp" verlassen, in dem sie untergebracht sind — eine Maßnahme, die aus der „Landesverweisung" („Relégation") plötzlich eine Internierung macht.

Die relégués individuels dagegen dürfen sich in der ganzen Kolonie frei bewegen. Sie können sich unter die Kolonisten mischen, sie können Dienstbotenstellen annehmen, Handelsgeschäfte oder Landwirtschaft treiben, Büroangestellte werden. Nur die Kolonie dürfen sie nicht verlassen.

Eine spezielle Kommission soll die Beförderung vom relégué collectif zum relégué individuel vorschlagen.

* *
*

Nachdem die Ausführungsbestimmungen hübsch fertig waren, ging man daran, geeignete „Kolonien und Besitzungen" zu suchen, die als Vollstreckungsort der Relegation dienen konnten.

Gab das ein allgemeines Zetergeschrei!

„Wir wollen das Gesindel nicht" schrieen die Übersee-Franzosen im Chor. „Behaltet eure Lumpen selbst. Für unseren Bedarf genügen die, die wir selbst produzieren."

Immerhin gab es zwei Kolonien, die weniger laut zeterten: Neukaledonien und Guyana. Sie genossen seit vielen Jahren die Deportation und Transportation, eine dritte analoge Sache auf „tion" konnte ihnen nicht bange machen.

Diese zwei Kolonien protestierten nicht in ehrlicher Erregung, sondern nur der Form halber, aus Gründen des Selbstrespektes, um comme il faut zu erscheinen. So zögerten denn die règlements d'administration publique nicht, die Ile des Pines (Pinieninsel) in Neukaledonien und den südlichen Teil des Maroni-Distrikts in Guyana zum Aufenthaltsort der Relegierten zu bestimmen.

* *
*

Im folgenden werden wir sehen, welche Früchte die „Sicherungsverwahrung" der relégués auf der Ile des Pines und der transportés im übrigen Neukaledonien zeitigte.

Digitized by Google

II. Die Besserungsmittel und ihr Erfolg.

1. Der progressive Strafvollzug.

Die zur Verbüßung der Zwangsarbeit nach Neukaledonien gesandten Verbrecher (transportés) sind, wie wir schon erwähnten nur solche, die als besserungsfähig erschienen. Man hat bereits die Spreu vom Weizen geschieden. Sofort bei der Ankunft in Neukaledonien wird der Weizen nochmals gesiebt.

Der Dampfer mit seiner Sträflingsfracht legt an der „Rade de Noumea" an. Die Schiffsschraube stoppt. Die Schaluppe der „Administration pénitentiaire" legt sich an die Backbordseite des Dampfers. Eine Brücke wird von Schiff zu Schiff geschlagen, und der Kommandant des Sträflingsbootes kommt an Bord, um die ihm gelieferte menschliche Ware entgegenzunehmen.

Die Verbannten werden im Gänsemarsch über die Brücke auf die Schaluppe hinübergetrieben, von dieser an die Kaimauer gebracht und dort — ebenfalls im Gänsemarsch — an Land gelassen. Eine in Reih und Glied aufgestellte Kompagnie der Eingeborenenpolizei nimmt sie in Empfang. Es sind herkulisch gebaute, grimmig aussehende halbnackte Schwarze, die mit Totschlägern und Sagaies bewaffnet sind und den Kopf mit Federn geschmückt haben. Dieses unerwartete Schauspiel ruft bei den Deportierten immer eine gewaltige Bestürzung hervor. Sie würden wie festgenagelt stehen bleiben, wenn man ihnen nicht durch einige Rippenstöße zu verstehen gäbe, daß ihre Zeit, die fortan dem Staat gehört, kostbar sei.

Das Ziel des Gänsemarsches ist das Quartier der 3. bzw. 2. Klasse. Nach dem Dekret von 1891 sind die transportés in 3 Klassen geteilt. Ähnlich wie bei der Entscheidung „hie Nouvelle — hie Cayenne" wird nun abermals eine Sortierung nach den Antezedenzien, der moralischen Führung usw. getroffen, ob der Verschickte in die 3. oder 2. Klasse kommen soll. Abermals sitzt eine Kommission aus Vertretern des Justiz- und Marine-Ministeriums über den Charakter der Verbannten zu Gericht.

Und je nach dem Schiedsspruch dieser Charakterologen wandert der Sträfling nach den Baracken Nr. 3 oder 2. Das ist — wenigstens theoretisch — ein glänzendes System, dieses Ausleseverfahren. Es verhütet, daß von diesem Fallobst die angefaulten Exemplare die noch nicht lädierten anstecken.

In die 2. Klasse kommen alle diejenigen Individuen, von denen man annimmt, daß ihre moralische Wiedergeburt besonders leicht und bald gelingen wird. In der 3. Klasse sind — völlig getrennt von den Elitesträflingen der 2. und 1. Klasse — jene transportés, die zwar vom charakterologischen Standpunkt so viel versprechend sind, daß man sie nach Neukaledonien und nicht nach Guyana sandte, deren Seelenadel aber nicht für die 2. Klasse Neukaledoniens zureicht. Sie müssen tagsüber die „travaux les plus particulièrement pénibles" („besonders mühsame Arbeiten") verrichten und schlafen nachts isoliert, soweit es die Verhältnisse gestatten.

Der Strafvollzug in der 3. Klasse ist also „nicht grausam aber streng", damit der Sträfling in reuevolle Stimmung kommt und den Vorsatz faßt, nicht wieder zu sündigen. Er soll den Ernst der Situation erfahren, soll weich und knetbar werden, damit die charakterologischen Verwandlungskünstler ihn leichter zu einem Ehrenmann umformen können.

In der 2. Klasse — wer nicht von Anfang dort eingereiht ist, kommt nach 2jähriger guter Führung in der 3. Klasse dorthin — ist die Situation für den Sträfling schon erfreulicher. Die Arbeit ist weniger mühsam. Sie soll — verordnungsgemäß — der Arbeit von freien Arbeitern entsprechen. Die Nacht verbringen die Sträflinge der „Zweiten" in gemeinsamen Schlafbaracken.

In der 1. Klasse endlich wird das Experiment mit dem Zuckerbrot probiert, nachdem in der 3. Klasse mit der Peitsche gedroht wurde. Die Sträflinge leben in der

Digitized by Google

1. Klasse so ziemlich wie die Freien. Sie können „ländliche“ oder „städtische Konzessionen“ erhalten, sie können Assignierte werden. (Näheres über die Konzession und Assignation später.) Der Sträfling der 2. Klasse kommt in der Regel erst nach Verbüßung der halben Strafzeit in die 1. Klasse. Lebenslänglich Verurteilte sollen erst nach 10jährigem Aufenthalt in der Kolonie in die 1. Klasse kommen.

2. Extrakost, bedingte Freilassung, Begnadigung, Rehabilitation.

Unabhängig von der Beförderung aus einer Klasse in die andere werden noch andere Lockmittel den Sträflingen offeriert, damit sie recht besserungssüchtig werden.

Da man offenbar annimmt, daß nicht nur die Liebe, sondern auch die moralische Besserung durch den Magen geht, sucht man den charakterologischen Prozeß durch „Extrabons für die Kantine“ zu beschleunigen.

Dabei ist die Kost an sich schon bedeutend besser als die der Häftlinge in den Gefängnissen des europäischen Frankreichs. In den französischen Zuchthäusern gibt es nur zweimal in der Woche Fleisch, auf der Ile Nou täglich.

Früher[6]) war die neukaledonische Themis eine noch bessere Köchin und für manchen der Verbannten bedeutete die Gefängniskost eine deliziöse Verbesserung gegenüber dem kärglichen Mahl, das er sich zusammenbetteln mußte, solang er noch frei und ehrlich, d. h. noch nicht ertappt war. Fleisch, Gemüse, Brot und Speck bildeten früher die pièces de résistance der Sträflingstafel, dazu kamen als Gaumenreizer Kaffee und Wein, ja sogar Tafia (Rum) und Tabak. In den letzten Jahren sind die Genußmittel etwas eingeschränkt worden, aber die Souperkarte ist immer noch reichlich genug: $^3/_4$ Pfund Brot, 200 g frisches Fleisch, 6 g Schmalz und 12 g Butter. Dazu kommen Montags, Mittwochs und Freitags 100 g trockenes Gemüse, Dienstags und Samstags 100 g Reis und Donnerstags und Sonntags grünes Gemüse: eine geschickt variierte und für den Abend fast zu reichliche Mahlzeit, die den Sträflingen manche unruhige Nacht voll Alpdrücken und häßlicher Träume kosten könnte, wenn nicht der Schlaf des Gerechten so ruhig wäre[7]).

Neben den „Extrabons für die Kantine“, die natürlich nur den Sträfling der 3. und 2. Klasse locken, gibt es auch noch minder ephemere Vergünstigungen. Bedingte Freilassung, Begnadigung, ja sogar Rehabilitation. Nur eines fehlt noch in diesem System der Gunsterweisungen: Die Rückkehr nach Frankreich. Man gestattet dem Sträfling nicht, abermals auf den äußeren Boulevards, die geschmalzte Locke dekorativ in die Stirn gekämmt, zu promenieren.

3. Die Gefängnisbibliothek.

Auch die Literatur benutzt man als Besserungsfaktor. Man stellt den Sträflingen eine Bibliothek zur Verfügung und läßt sie, wenn sie dazu Lust haben, auch selbst dichten. Der Kuß der Muse muß doch veredeln!

Die Bibliothek, die ich sah, umfaßte ca. 2000 Bände.

Reisebeschreibungen sind, wie in einem Gefängnis ganz natürlich ist, sehr beliebt. Zarter veranlagte Gemüter ziehen Lyrik vor, die durch zahlreiche französische Autoren und durch Schiller und Goethe (in deutscher Sprache) vertreten ist. Am abgegriffensten aber sind die Bände religiösen Inhalts[8]).

Verwaltet wird die Bibliothek von einem Sträfling, der wegen Doppelehe die Reise nach Neukaledonien antreten mußte. Dieser Bigamist moralisiert die ganze Insel. Er beschneidet Romane und Geschichtswerke wie ein russischer Zensor. Ihm seis gedankt, daß die Gefangenen nur gute, erbauende Bücher in die Hand bekommen. — —

---

[6]) [7]) [8]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Aber die Ile Nou stellt nicht nur ein stattliches Leserkontingent, sie hat auch ihre Dichter, über die ich Jean Carol interessante Einzelheiten verdanke.

Man darf sich von der falschen Naivität oder von der Emphase der Muse des Bagnos nicht rühren lassen. Es ist die schlimmste Muse der Vororte von Paris mit einer starken Dosis von Heuchelei obendrein.

Nach dem Verbrechen wäscht sich der Mörder nicht nur die Hände und die Kleider; er fühlt oft auch das Bedürfnis, sich das Gehirn in irgendeiner poetischen Lauge eigener Komposition zu waschen.

So zum Beispiel der Sträfling Louis. . ., der einer großen Minengesellschaft in Neukaledonien zugeteilt war. Einige Wochen, nachdem er seine Frau getötet hatte, widmete er dem Andenken der Verstorbenen eine Elegie, deren Einleitung hier folgt:

Dors en paix maintenant à l'ombre du feuillage.
Le someil de la mort a son réveil au ciel.
Dors en paix, pauvre femme, après ton esclavage
Ou la soif de ton cœur ne trouva que du fiel.

Dors en paix dans ta nuit jusqu'à la grande aurore,
Au bruit vague et plaintif du changement aquilon,
Au chant de quelque enfant insoucieux encore
Qui voudra sur ta tombe atteindre un papillon.

Wahrscheinlich sind diese matten, aber korrekten Verse irgendwo abgeschrieben. Die folgenden tragen dagegen einen unleugbar authentischen Stempel:

Oh! que pour toi la vie en douleurs fut féconde!
Tu méritais si bien un avenir plus beau!
Mais je fis ton malheur ici-bas dans ce monde,
Ma Louise bien-aimée, pardonne à ton bourreau.

Es ist erstaunlich, was man auf dem Strafterritorium an Versen mühsam ausarbeitet! In allen Zellen wird geschmiedet und gefeilt; man rechnet auf jeden Schlafsaal wenigstens einen Barden.

4. En famille.

Die Beigesellung einer Ehegattin wird von vielen Kriminalisten — und zwar nicht nur von den Anhängern der Abschreckungstheorie! — als vorzügliches Besserungsmittel reueloser Sünder betrachtet. Weib und Kind, sagt man, tun mehr für die moralische Wiedergeburt als ein Dutzend Gefängniswärter. „Die Familie," meint P. Leroy-Beaulieu, „läßt den Menschen über sein individuelles Leben hinaus noch weiter sorgen, läßt ihn an die Zukunft denken, läßt ihn produzieren und sparen im Interesse seiner Nachkommen." So hat man denn auch dieses Mittel ins neukaledonische Programm aufgenommen.

Der Sträfling der 1. Klasse und der Freigelassene kann en famille leben.

Er kann, wenn er vor der Bestrafung verheiratet war, Weib und Kind nachkommen lassen. Diese Wiedervereinigung liebender Gatten fand allerdings nur sehr selten statt. Es ist richtig, daß die Frauen einiger Sträflinge — es handelte sich dann stets um Angehörige der gebildeten höheren Stände — aus Liebe und Pflichtgefühl dem Ehemann ins Exil folgten. Aber das waren ganz verschwindende Ausnahmen.

Die Gefängnisverwaltung mußte daher auf andere Weise Frauen für die Sträflinge beschaffen.

Digitized by Google

a) Das Weiberdepot.

In Bourail steht ein Gebäude, das frühere Weiberdepot (im neukaledonischen Euphemismus „das Kloster" genannt, im offiziellen Amtsstil dagegen als „maison de force et de correction pour les femmes" bezeichnet).

Es ist ein niedriger, unregelmäßiger Bau von finsterem Aussehen, den eine riesige Mauer umgibt. Um den Eingang zu erreichen, durchquert man einen Hof, in dem einige verkrüppelte Bäume verkümmern, und in dessen Mitte ein grüner Holzkiosk steht, dessen sonderbare Bestimmung ich gleich erklären werde.

Eine Nonne öffnet uns und führt uns in ein kleines Empfangszimmerchen mit weißgetünchten Wänden. Ein Kruzifix, einige Heiligenbilder, fünf oder sechs Strohstühle bilden die Ausstattung des Zimmers, des luxuriösesten des Gebäudes. Nach einigen Augenblicken kommt die Oberin, gefolgt von ihrem treuen Generalstabschef, der ausgezeichneten Schwester Agnes.

Trotz ihres vorgerückten Alters ist sie sehr munter; Augen voller Güte, die auch zuweilen recht maliziös blicken können, erhellen ihr freies, offenes Gesicht, das die Haube mit den großen, weißen Flügeln umrahmt.

Was die Schwester Agnes betrifft, so ist sie die Heiterkeit in Person. Übrigens haben alle Nonnen, die dem „Kloster" von Bourail zugeteilt sind, ein — wie soll ich sagen — kindliches Aussehen. Trotzdem sie das Kleid des Ordens vom heiligen Josef von Cluny tragen, sind sie natürliche „bons enfants" geblieben: sie wissen nichts von Umschreibungen, zusammengekniffenen Lippen, niedergeschlagenen Augen und süßlicher Stimme. Wenn ich damit beauftragt wäre, die Heldinnen der Entsagung, die ihr Leben aufopfern, um das menschliche Elend zu lindern, zu klassifizieren, so weiß ich nicht, ob ich den ersten Preis nicht den Nonnen des „Klosters" von Bourail zuerkennen würde. Sie haben sich nach meiner Ansicht eine viel schwerere Aufgabe gestellt, als jene Mädchen, welche Wunden verbinden, stinkende Miasmen einatmen und abstoßende Kranke pflegen. Die Nonnen von Bourail müssen mit reinem Blick Schauspiele von empörender Sittenlosigkeit betrachten, mit keuschen Ohren die unflätigsten Gespräche anhören. Oculos habent et non videbunt; aures habent et non audient.

Die ehrwürdige Oberin läßt es sich nicht nehmen, mich selbst herumzuführen.

Das Gebäude beherbergt ungefähr achtzig Frauen, die nach Neukaledonien geschickt werden, um die Heiratsträume der Junggesellen und Witwer zu verwirklichen[9]).

Die „Damen" kommen gerade aus dem Refektorium und gehen im Vorhof spazieren. Mein Erscheinen ruft — um so schlimmer für meine Bescheidenheit — unter ihnen große Sensation hervor; überall gibt es Verbeugungen, die teils linkisch und bäurisch, teils anspruchsvoll wirken. Überall ein einladendes Lächeln, überall ein unterwürfiges „ja, meine Mutter", das dazu bestimmt ist, mich den Schmelz der Stimme hören zu lassen.

Die meisten dieser Frauen sind häßlich und entsetzlich gewöhnlich; nur fünf oder sechs wirken leidlich hübsch. Die bemerkenswerteste unter ihnen ist eine Brünette, deren elegante Haltung und regelmäßige distinguierte Physiognomie von den gemeinen Allüren und den verwelkten Gesichtern ihrer Gefährtinnen angenehm absticht.

„Das ist eine abgefeimte Spitzbübin!" sagt die Oberin zu mir. „Sie ist zu lebenslänglicher Verbannung wegen Mordes verurteilt und um aus dem Gefängnis zu kommen, hat sie einen Sträfling B. T. geheiratet. Einige Tage nach ihrer Trauung war sie verschwunden und hatte alle Kleider und alles Geld des Braven mitgenommen. Kaum war sie wieder hinter Schloß und Riegel, als ihr Mann sie reklamierte; man hat sie ihm zurückgegeben; denselben Abend war B. T. abermals ohne Frau und ohne Geld. Sie glauben, daß er jetzt genug von ihr gehabt hat? Durchaus nicht. Mehrere

---

[9]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Male hat die Komödie sich wiederholt und B. T. ist erst gestern wieder dagewesen, um die Treulose zurückzuholen, aber man hat sie ihm nicht mehr herausgegeben. Sie wird uns noch viel zu schaffen machen."

„Was die Unverbesserlichen betrifft," fuhr die Oberin fort, „so muß ich Ihnen das beste, was wir augenblicklich in diesem Genre haben, zeigen."

Man öffnete uns die Zelle Nr. 2, die von einer jungen, schlanken, nicht zu häßlichen Frau bewohnt wurde. Diese Zuchthäuslerin büßte eine Disziplinarstrafe von einem Monat Kerker ab, weil sie sich einer „Beschimpfung der bewaffneten Macht" schuldig gemacht hatte: sie war auf das Dach des Klosters gestiegen und hatte von da den Gendarmen Kußhände zugeschickt. Pandora ist spröde in ihrer Verschämtheit.

b) Das Liebesleben in Bourail.

Wenn ein Sträfling, des einsamen Lebens müde, sich eine Lebensgefährtin zu nehmen gedachte, richtete er einen Antrag an die Behörde. War er gut angeschrieben und hatte man gerade Damen disponibel, so erhielt er die Erlaubnis faire parloir. Er begab sich mit seinem Erlaubnisschein und einem Aufseher ins Kloster, wo man ihm hinter einem Gitter den Damenflor vorführte, ein Defilé von Engelmacherinnen und Kupplerinnen, die gute Mütter werden wollten. Der Heiratslustige besieht sich das wohlassortierte Lager, er betrachtet, er vergleicht, er überlegt, und wenn er seine Wahl getroffen, bezeichnet er der Aufseherin den Gegenstand seiner Sehnsucht.

„Sprechen Sie morgen wieder vor," sagt man ihm, „Sie können dann mit der Dame reden."

Das zweite Stelldichein spielt sich im Heiratskiosk, im grünen Holzpavillon des Klosterhofes ab. Der Kiosk hat zwei Eingänge, einer führt ins Weiberdepot, der andere ins Freie. Der Heiratskandidat tritt durch diesen ein, während die lieblich errötende Braut durch die andere Pforte vorgeführt wird. Hier hält eine Aufseherin Wacht, dort steht ein Aufseher Posten. Die Aufsicht ist da, damit sich die Unterhaltung des Liebespaares nicht zu lebhaft gestaltet und den Liebenden auch für die Hochzeitsnacht selbst noch Gesprächsstoff übrig bleibt. Die Aufseherin klopft diskret an die Türe, wenn die Stimmen zu laut werden, und der Aufseher ist stets auf dem Sprung, im Namen der Moral einzuschreiten.

Das Duett beginnt stets mit einigen präjudiziellen Fragen, die Julie an Romeo richtet: „Hast Du Hühner, hast Du Schweinchen, hast Du ein Moskitonetz?"

Ist die Antwort günstig, so beweist ein wohlwollender Blick dem Freier, daß sein Herz sich nicht getäuscht hat und daß er seine Schwesterseele fand. Man spricht dann über dies und das, macht Zukunftsprojekte, redet von der nächsten Rübenernte und ist bereits bei süßen Zärtlichkeiten angelangt, — da klopft die Aufseherin an die Tür und der Aufseher räuspert sich vernehmlich.

Weitere Besuche folgen. Es kommt die Zeit der kleinen Geschenke, ein paar Hosenträger mit eingesticktem Monogramm und als Gegengabe ein Liter Schnaps für die Herzliebste, der sich heimlich einschmuggeln ließ. Der kleine grüne Kiosk hört zarte Worte.

Die Eheschließungen werden meist serienweise vorgenommen. Man gründet Eheglück im summarischen Verfahren, en bloc. Der Maire von Bourail erzählte mir von einer Hochzeit von dreiundzwanzig Paaren. Sie alle waren im Saal der Mairie versammelt. Jeder wartete, die Daumen drehend, bis er aufgerufen wurde. Einige Damen hatten sich nicht gescheut, ihre Corsage mit den Blumen jungfräulicher Reine zu zieren, ein Schmuck, gegen den ihre auf dem Tisch aufgehäuften Straflisten und Kriminalakten zu protestieren schienen.

Nachdem sechsundvierzig „oui" in allen Tonarten erklungen waren, zogen die Paare zur Kirche, denn es wäre nicht comme il faut gewesen, ohne kirchliche Einseg-

Digitized by Google

nung zu heiraten. Das Benehmen der Brautleute während der kirchlichen Zeremonie ist verschieden. Die Männer, sehr verlegen, wissen nicht recht, was sie beim ewigen Aufstehen, Niederknieen und Hinsetzen mit ihren großen Sträflingshüten anfangen sollen, die sie in der Hand halten oder aufs Knie stülpen und beizeiten fallen lassen. Die Frauen dagegen zeigen zerknirschte Mienen, gefaltete Hände und murmelnde Lippen; ganz Andacht und Gebet.

Aus der Kirche gehts ins Wirtshaus, wie bei uns. Denn, um dem neckischen Cupido das Geschäft zu erleichtern, zahlt die Regierung eine Heiratsprämie von 150 fr. und mit 23 × 150 fr. läßt sich ein gutes Hochzeitsmahl bereiten. Es wurde also von unseren dreiundzwanzig Paaren gegessen und getrunken, gesungen und getanzt. Am frühen Morgen wanderte man dann paarweise heim, wie gerade der Zufall des letzten Walzers die Paare zusammengeführt hatte, und erst am nächsten Tag fanden sich nach einem oft recht schwierigen Changez les femmes die vom Priester geeinten Paare richtig zusammen. — — —

Augenblicklich ist das Konvent von Bourail und sein kleiner grüner Kiosk verlassen. Das Heiratsbüro hat seinen Sitz nach der Ile des Pins und später nach der Insel Brun verlegt. Dort harren ein paar Dutzend Frauen des irdischen Bräutigams. Es sind Prostituierte, Engelmacherinnen von seltenem äußerem Liebreiz und alte Gewohnheitsverbrecherinnen, die hier im Gefängnis sitzen und die Ehe lediglich als Notausgang ins Freie betrachten.

Die Männer andererseits spekulieren weniger auf die sittliche Stütze, als auf die Heiratsprämie von 150 fr. und auf die Lebensmittel, die die administration pénitenciaire während der „Flitterwochen" liefert.

Noch eine andere Erwägung läßt die Sträflinge häufig dem Cölibat entsagen. In einem Land, in dem das Mißverhältnis der beiden Geschlechter so groß ist, in dem das weibliche Element nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der Gesamtbevölkerung darstellt, gehört die Prostitution zu den einträglichsten Geschäften. Die Arbeit des Farmers kann durch Überschwemmungen, durch „sauterelles" und andere Gottesgeißeln annulliert werden, der neukaledonische Handel kann jederzeit durch einen Streik in Neusüdwales für ein paar Wochen lahm gelegt werden, aber das Geschäft der Prostitution blüht und gedeiht und gerät durch keine force majeure ins Stocken.

Eine der wahrsten Bagnomaximen, die man oft aus dem Munde von Sträflingen hört, lautet: „Ein Weib ist die einträglichste Konzession."

Mancher Sträfling hat aus seiner Gattin ein höheres und sicheres Einkommen gezogen, als aus seiner Hände Arbeit. Einer von ihnen stellte eines Tages seiner Ehegefährtin eine — Empfehlung folgenden Inhaltes aus:

„Ich Unterzeichneter, erkläre meine Frau autorisiert zu ... (sagen wir lieben), wen immer sie will."

„Auf diese Weise," sagte die Frau offenherzig zu ihren Geliebten für eine Stunde, „habt Ihr nichts zu fürchten."

Man errät wohl, daß dieser „Paß" eine Garantie gegen gewisse Erpressungsszenen sein sollte, die die Galanterie von Bourail seit einiger Zeit entmutigt hatten.

Der Ehemann, der seiner Gattin diesen eigenartigen „Gewerbeschein im Umherziehen" ausgefertigt hatte, war Carré, der Barbier von Bourail. Man hat ihn oft vor den Türen der Häuser Wache stehen sehen, in denen seine Frau ihre Besuchstournée machte. Wie man sich denken kann, hatte die Eifersucht nichts mit diesem Schildwachestehen zu tun. — — —

Trotz dieser Mißstände verweigert die administration pénitenciaire selten ihre Zustimmung zu den Sträflingsehen; sie gibt fast stets ihren Segen, wenn sich ein Herz zum Herzen findet. Von verschiedenen Heiratsformalitäten des code civil wird Umgang angenommen und man untersucht nur, ob die beiden Brautleute nicht bereits durch eine andere Ehe gebunden sind.

Digitized by Google

„Sind Sie Witwer?“ fragte der Gouverneur Feillet einen Konzessionsinhaber, der um die Hand eines dieser Fräulein von Bourail warb.

„Selbstverständlich,“ antwortete unser Mann mit einem pfiffigen Lächeln, „da ich doch hier bin wegen der Umstände, die den Tod meiner Frau herbeigeführt haben.“ Seine zukünftige Lebensgefährtin war zugegen; sie lächelte ebenfalls. — —

Wie solche Ehen verlaufen, kann man sich denken. Der „Néocaledonien“ (eine neukaledonische Tageszeitung) erzählt zwei typische Fälle, die hier wiedergegeben seien:

„Einem Sträfling, namens Pouillé wurde vor einiger Zeit, man wußte nicht genau warum, eine Konzession erteilt. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch erlaubt, eine junge hübsche Frau zu nehmen. Vierundzwanzig Stunden nach der Heirat wurde Pouillé um zwei Uhr nachmittags verhaftet in dem Augenblick, wo er seiner jungen Ehehälfte ruhig den Kopf abschneiden wollte. Die Ankunft der Polizei verhinderte das Verbrechen. Pouillé kam mit einigen Tagen Gefängnis davon, weil der Mordversuch sich vor der Türe eines Beamten abgespielt hatte, aus der Madame Pouillé gerade herausgekommen war. Darum wurde diese häßliche Geschichte vertuscht und die Harmonie der jungen Ehe auf höheren Befehl wieder hergestellt. Aber diese Reparatur konnte nicht von langer Dauer sein. Vorgestern flüchtete Frau Pouillé gerade noch rechtzeitig, um nicht ermordet zu werden. Der Mann rächte sich, indem er sein eigenes Haus in Brand steckte. Seitdem ist er auf der Flucht. Um sich zu zerstreuen, steckt er die Wohnungen der Konzessionäre, mit denen er im schlechten Einverständnis lebte, in Brand.

Hier ist noch ein anderer, der seine Frau wirklich tötete: Es ist ein gewisser Mohammed Belgassem, der wegen eines in Algier begangenen Gattenmordes zur Zwangsarbeit verurteilt worden war, ein Mann von athletischem Aussehen, mit finsterem Gesicht, dem man nicht in einem Walde begegnen möchte. Die administration pénitenciaire hat ihn in Bourail wieder verheiratet: er war in Algier eifersüchtig und tötete dort seine erste Frau; er war auch in Neukaledonien eifersüchtig und ermordete hier seine zweite.“

c) Ehestatistik.

Trotzdem die administration pénitenciaire auf Anordnung des Ministeriums mit Übereifer den Pfarrer spielte und alle unter die Haube bringen wollte, ist die Zahl der in Neukaledonien geschlossenen Sträflingsehen sehr gering geblieben[10]).

Von den 22000 Deportierten, die insgesamt im Laufe der Jahre nach Neukaledonien kamen, waren nur 600 (nicht einmal 3%) so unvorsichtig und in den letzten zehn Jahren traten nur 40 Strafgefangene und 60 Freigelassene in den heiligen Stand der Ehe.

Die Fälle, in denen die Frau dem deportierten Ehemann ins Exil folgte, spielen überhaupt keine Rolle. Achtundzwanzigmal war das in den letzten zwanzig Jahren der Fall!

5. Die Konzession.

Wenn man einem Sträfling ein Weib gibt, muß man ihm auch ein Heim geben. Ein Häuschen, in dem die seelische Läuterung durch die Gattin vonstatten gehen kann. Auch etwas Garten und Ackerland ist nötig. Denn schon der alte Holzendorf sagte:

„Die psychologischen Einflüsse des Ackerbau treibenden Berufs sind diesseits wie jenseits des Ozeans vollkommen dieselben. Sie zeigen hier wie dort dieselben ver-

[10]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

edelnden Einwirkungen. Die Arbeit hinter Pflugschar, aus der der ewige und doch immer neue Wechsel von säen und ernten hervorgeht, läßt selbst den verdorbensten Menschen neben den Früchten seiner Arbeit sein Abhängigkeitsverhältnis von den höheren Gesetzen der Natur erkennen und leitet ihn darauf hin, das gleiche Gesetz in dem sozialen Zusammenleben der menschlichen Gesellschaft anzuerkennen."

Zum Pflügen ist auch ein Ochse nötig. Dazu, damit der Landwirt komplett ist, ein paar Kühe, versteht sich von selbst. Auch einige Schweinchen werden am Läuterungsprozeß wirksam mitarbeiten. Hühner nicht zu vergessen! Kurz, eine vollständige kleine Farm.

Denn Besitz veredelt. Wenn man auch nicht so weit geht, wie ein französischer Kriminalist, der sagte, daß man Eigentümer sein muß, um ein ehrlicher Mensch zu sein und zu bleiben, so muß man doch zugeben, daß der Besitz von einem Stückchen Land — wenn es auch noch so klein ist — den Respekt vor dem Eigentum weckt. Der Unterschied zwischen mein und dein ist nur einem Menschen beizubringen, der den Begriff „mein" aus eigener Erfahrung kennt.

Man begreift also, daß die neukaledonischen Pönologen als wichtigsten Besserungsfaktor die stufenweise Entwicklung des Sträflings zum Eigentümer vorsahen.

a) Das Konzessionsverfahren.

Schon im Jahre 1869, sechs Jahre nach der Gründung der Strafkolonie, verteilte man die ersten Landkonzessionen und zwar im fruchtbarsten Teile der Insel, im Nératal. So bildete sich dort das Verbrecherdorf Bourail.

Schlecht scheint es diesen Zwangsansiedlern nicht gegangen zu sein. Das beweist ein Erlaß des Gouverneurs vom Jahre 1872, demgemäß die Konzessionäre während der ersten zwei Jahre täglich folgendes Menu gratis aufgetischt erhielten:

Tägliche Ration für:	*Männer*	*Frauen*	*Kinder über 8 Jahr*	*Kinder unter 8 Jahr*
Wein	*0,23 l*	—	—	—
Brot	*0,750 kg*	*0,750 kg*	*0,750 kg*	*1/2 Ration*
Fleisch	*0,250 kg*	*0,250 kg*	*0,250 kg*	„
Speck	*0,180 kg*	*0,180 kg*	*0,180 kg*	„
Salz	*0,022 kg*	*0,022 kg*	*0,022 kg*	„
Essig	*0,025 l*	*0,025 l*	*0,025 l*	„
Kaffee	*0,020 kg*	*0,020 kg*	*0,020 kg*	„
Zucker	*0,025 kg*	*0 025 kg*	*0,025 kg*	„

Dazu verordnete Gouverneur de la Richerie noch, „um die konzessionierten Sträflinge und ihre Familien zu ermutigen" (Arrêté du 15. 1. 72) die Verabreichung von Tafia (Schnaps).

Hierbei darf nicht vergessen werden, daß es sich nicht nur um freigelassene Sträflinge handelte, die ihre Schuld bereits verbüßt oder durch einen Gnadenakt die Freiheit erhalten hatten, sondern daß nach Bourail auch Deportierte geschickt wurden, die noch mitten im Strafvollzug standen (1. Klasse).

Wo ist das Bauerndorf in Frankreich, in dem jedes Familienglied täglich ein halbes Pfund Fleisch und 1/3 Pfund Speck auf dem Teller hat? Es wird viele Gegenden geben, in denen die Landleute mit Ausnahme des Sonntags Vegetarianer sein müssen. —

Über die gesetzliche Regelung des Konzessionswesens sei folgendes bemerkt: Das Grundgesetz der Deportation, die loi vom 30. Mai 1854 hatte nur einige allgemeine Bestimmungen enthalten.

Digitized by Google

Artikel 11:

Die Deportierten beiderlei Geschlechts, die sich durch gute Führung, Arbeitslust und Reue einer Vergünstigung würdig zeigen, können erhalten:

1. . . .
2. eine Landkonzession, die sie für eigene Rechnung bewirtschaften dürfen. Diese Konzession darf erst nach der Freilassung des Sträflings definitiv werden.

Artikel 14:

Ein Reglement wird bestimmen.

1. . . .
2. Die Bedingungen, unter denen provisorische und definitive Landkonzessionen an Sträflinge und Freigelassene vergeben werden.
3. Das Erbrecht der überlebenden Ehegattin und der übrigen Erben des Konzessionärs an den konzedierten Gütern.

Das im Gesetz von 1854 angekündigte Reglement wurde erst 1878 erlassen.

Nach dem Wortlaut des Artikel I dieses Reglements können sowohl Sträflinge als auch Freigelassene provisorische Konzessionen erhalten, aber nur Freigelassene können definitive Eigentümer werden. Die Konzessionen werden erst nach Ablauf von fünf Jahren definitiv, wobei die Frist zwischen der Überlassung der provisorischen Konzession und dem Tag der Freilassung nur bis zum Höchstbetrag von vier Jahren in Anrechnung gebracht wird, weil es tunlich erschien, die Freigelassenen mindestens ein Jahr lang noch unter der Bevormundung der administration pénitenciaire zu belassen, um sie den Anfechtungen zu entziehen, deren sie die Freilassung aussetzt. Hat doch die Erfahrung gezeigt, daß der Moment der Freilassung für den Sträfling ein kritischer ist, in dem alle bösen Instinkte wieder ausbrechen, die während der Strafzeit durch die Disziplin und die Furcht vor Strafe zurückgedämmt worden waren.

Artikel 2 des Reglements beschäftigt sich mit den Rechten des provisorischen Konzessionärs. Sein Recht ist das des usus fructus, des Nießbrauches. Er darf sich des Nießbrauches nicht entäußern und die Konzession weder ganz noch teilweise verkaufen. Die Einräumung eines derartigen Verkaufsrechtes stünde im Widerspruch mit dem Zweck der Strafkolonisation, welche in der landwirtschaftlichen Beschäftigung und dem Besitz von Grund und Boden Hilfsmittel zur Moralisierung der Sträflinge erblickt.

Artikel 3 zählt die Gründe auf, derentwegen die provisorische Konzession dem Deportierten wieder entzogen werden kann. Verbrechen und Vergehen, Flucht und Fluchtversuch, schlechte Führung, Disziplinlosigkeit und Nachlässigkeit in der Bestellung des Landes. Die Frauen und Kinder der enteigneten Sträflinge können, wenn sie in der Kolonie verbleiben, die Bewirtschaftung der Konzession an Stelle ihrer Gatten oder Väter fortsetzen und werden in diesem Falle nach Ablauf der fünfjährigen Frist definitive Konzessionäre.

Artikel 4 regelt die Rechte des provisorischen Konzessionärs, dem im Disziplinarverfahren seine Konzession entzogen worden ist; er hat keinerlei Rechtsanspruch auf eine Entschädigung, wenn die Konzession zur Zeit der Enteignung wertvoller ist, als zur Zeit der Überlassung. Er darf lediglich die ihm gehörigen Mobilien mit sich nehmen. Die Rechte an den Bodenfrüchten regeln sich nach dem Code civil.

Artikel 5 sieht den Fall vor, daß ein provisorischer Konzessionär entweder vor Ablauf der fünfjährigen Frist oder zwar nach Ablauf der Frist, aber vor seiner Freilassung stirbt. Im ersteren Fall können Weib und Kinder, wenn sie in der Kolonie verbleiben ermächtigt werden, die Bewirtschaftung der Konzession fortzusetzen und können nach Ablauf der Frist definitive Eigentümer werden. Im zweiten Fall kann der Eigentumstitel sofort übertragen werden.

Am Schluß der fünfjährigen Probezeit wird der provisorische Konzessionär definitiver Eigentümer und sein Eigentumsrecht regelt sich nach den Vorschriften des gemeinen Rechts (Artikel 6).

Digitized by Google

Das waren im großen und ganzen die Bestimmungen des ersten Konzessionsdekretes vom 20. November 1878, das durch eine Ministerialentschließung vom 16. Januar 1882, betreffend Überlassung von Existenzmitteln an die Sträflinge ergänzt wurde.

Gemäß diesem Ministerialerlasse hatte jeder landwirtschaftliche Konzessionär Ackergeräte und freie Verpflegung und Kleidung während der ersten dreißig Monate seiner Farmerexistenz zu erhalten. Verheiratete Sträflinge konnten beanspruchen:

1. einen Barzuschuß von 150 fr.;
2. einen Trousseau für die Frau;
3. Lebensmittel für die Frau während 30 Monaten;
4. freie Krankenhausverpflegung für die ganze Familie während 30 Monaten.

Dafür war der Konzessionär verpflichtet:

1. innerhalb 20 Monaten eine Hütte auf dem überlassenen Grundstück zu erbauen;
2. zwölf Tage im Jahr Gemeindedienst zu leisten (Wegebau usw.);
3. die Eintragung einer Hypothek auf sein Grundstück zu gestatten, die dem Staat für die Zahlung der Gerichtskosten im Fall des Todes oder Wechsels des Eigentümers garantieren sollte. — — —

Man sieht, die Lage der Konzessionäre war außerordentlich günstig. Mancher arme freie Kolonist hatte allen Grund, diese Zwangsansiedler zu beneiden.

Besonders als ein Dekret vom 28. Dezember 1882 den Konzessionären en cours de peine auch noch erlaubte, eine unbeschränkte Anzahl von landwirtschaftlichen Arbeitern in ihren Dienst zu nehmen, wurde es vielen Sträflingen ermöglicht, bereits vor Ablauf ihrer Strafzeit eine behäbige Bourgoisexistenz zu führen, ohne selbst eine Hand zu rühren. — —

Man sollte nun meinen, die Sträflinge hätten sich dieser Gunst würdig gezeigt und wenn auch nicht aus moralischen, so doch aus rein praktischen Erwägungen alles getan, um sich das Wohlwollen der administration pénitenciaire zu sichern.

Auch die Regierung Neukaledoniens war dieser optimistischen Ansicht.

„Wenn nichts den programmmäßigen Verlauf der Sträflingskolonisation stört," schrieb ein Beamter im Moniteur de la Nouvelle Calédonie vom 6. Oktober 1883 „so wird der Staat bis zum 1. Juli 1896 eine Ersparnis von 7 Millionen Franken gemacht haben und von da ab jährlich weit über 2 Millionen aus der Strafkolonie Nutzen ziehen."

Die zuversichtlichen und bereits auf Mark und Pfennig berechneten Hoffnungen des Moniteurs verwirklichten sich aber nicht. Die Regierung sah sich vielmehr zur selben Zeit, da die 7 Millionen hätten erspart sein sollen, durch den eklatanten Mißerfolg des bisherigen Verfahrens genötigt, mit dem System zu wechseln und ein neues Konzessionsdekret zu erlassen, das (mit einer geringen Modifikation vom Jahre 1901) heute noch in Kraft ist.

Die Vergebung von Konzessionen wurde eingeschränkt. Die Konzessionierung sollte künftig nur mehr als ausnahmsweise Belohnung besonders brauchbarer und arbeitsamer Sträflinge betrachtet werden.

Die Verleihung von Land erfolgt nach den jetzigen Bestimmungen nicht mehr unentgeltlich. Die Sträflinge erhalten nur bereits urbar gemachtes Land (wie reeigniert das klingt!) Auch brauchen sie sich keine Hütte mehr zu bauen, sondern bekommen ein fertiges Wohnhaus angewiesen (das erhebende Bild des braven Sträflings, der sein Heim liebt, weil jeder Zollbreit seiner Hände Arbeit ist, gehört demnach der Geschichte an). Dafür muß aber der Konzessionär ein genügendes Sparkassendepot nachweisen und eine jährliche Rente bezahlen (wie prosaisch!). Wer nicht bezahlt, wird exmittiert.

Außerdem erhält jeder Arbeitsutensilien und Ackergerät, Bettzeug und Kleider[11]).

---

[11]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Lebensmittel werden nur mehr für die ersten sechs Monate geliefert und nicht mehr wie früher für $2^1/_2$ Jahre. Ärztliche Behandlung und Medikamente sind auch nur mehr im ersten Jahre gratis.

Neben den „concessions rurales" (Farmen) können auch „concessions urbaines" verliehen werden. Die concessions urbaines liegen in oder bei den Dörfern, umfassen ein Wohnhaus und einen kleinen Gemüsegarten und sind ausschließlich für Handwerker und Handelsleute bestimmt. Schmiede, Schreiner, Maurer, Schneider, Sattler, Spängler, Wagner, Töpfer, Schuster, sind solche offiziell zur Konzessionierung zugelassene Gewerbe. Sie sind in einer Gegend, die Landwirtschaft treibt, unentbehrlich. Weniger notwendig erscheint mir das ebenfalls konzessionierbare Amt eines Perückenmachers und Tabakverkäufers in einer Strafkolonie. — —

Welche Erfahrungen die administration pénitenciaire mit diesem neuesten Dekret von 1895 gemacht hat, sollte ich in dem Kolonisationszentrum „Bourail" sehen, das Gegenstand der nächsten Kapitel ist.

b) Einzug im Verbrecherdorf Bourail.

Die Straße, die wir reiten, bevölkert sich; die Gegend wird belebt. Wir nähern uns Bourail.

Zwei Pferde und etliche Kühe weiden an den saftgrünen Ufern des Néra. Ein nach Art der australischen Settler gekleideter Reiter begegnet uns. Das schnell trabende Pferd gefällt mir besser als sein Besitzer, ein stämmiger, glattrasierter Bursche mit dicken, schwarzen Augenbrauen und einem breiten, häßlichen Mund, den er zum Gruß verzieht, ohne ein Wort zu sagen. Ich frage meine Begleiter, den Gendarmeriekommandanten und den Distriktschef, wer dieser Gentleman ist.

„X. Y. — Jahrgang 1882 — Raubmord in Bordeaux — verheiratet — Farmer in Bourail."

Das nächste Lebewesen, das wir treffen, ist ein Straßenarbeiter — Sträfling zweiter Klasse.

Rechts und links im Busch stehen vereinzelte Hütten; Ziegen, Rinder und Pferde flanieren in den Wiesen.

Das erste guterhaltene Gebäude, das ich von Bourail sehe, ist die Gendarmeriekaserne, ein kleines, aber solid gebautes Haus, das wie eine Festung auf einem von allen vier Seiten steilemporsteigenden Hügelchen liegt und die Straße beherrscht.

Fünf Polizisten (ein Kommandant und vier Gendarmen) sorgen für die „Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit und Abwendung aller dem Publikum oder einzelnen seiner Mitglieder drohenden Gefahren." Nach einem weiteren Kilometer Weges entschleiert sich endlich Bourail selbst den neugierigen Blicken des Fremdlings.

Ein prächtiges Landschaftsbild. Etliche hundert Häuser liegen in ein Tal gebettet vor mir. Kulissenförmig steigen rechts und links die Berge an, der vordere stets etwas niedriger als sein Hintermann.

„Les trois frères", „Mé Koui", „Mé Boa", überragen, selbst in Schatten getaucht und nur an den obersten Rändern mit einem in allen Farben des Spektrums glitzernden, flimmernden Lichtstreifen verbrämt, die Szenerie zur Linken; die im vollen Sonnenschein liegenden, kontrastreich und plastisch hervortretenden Gipfel des „Mé Jéjéhari", „Arembo", „Mé Valt", bilden den Horizont zur Rechten.

Während die höheren Regionen eine spärliche Vegetation zeigen, strotzt in der Senkung alles von üppigem Wachstum. Von West und Nord fällt der Kouri-Fluß, der Porognono, Douensheur und Ponéo ins Tal herab, von Osten der Tené und Bognen. Sie alle vereinen ihre Fluten an jener Stelle, wo Bourail angelegt wurde und ziehen dann als Néra dem Meere zu.

Digitized by Google

Wo Wasser ist, kennt die tropische und subtropische Vegetation keine Grenzen. Zu beiden Seiten der Straße, die wir reiten, wächst meterhohes Gras und üppiges, grünes und braunes Buschwerk. Dunkelrot blühende Kaoribäume und Flamboyants überwuchern es und die schlanken, beim geringsten Windhauch zitternden Stämme der Palmen ragen noch hoch über die höchsten Kaoris hinaus.

Wo der Pferdehufschlag sich naht, hebt im Busch und in den Baumkronen ein Rascheln und Knistern an. Seltsame Vögel flattern kreischend den Bergeshängen zu, metallisch schillernde Käfer taumeln matt und müde mit gefülltem Wanst nach entfernteren Stauden und Blumen. Grelle Farbenpunkte blitzen auf, wo vorher nur das dunkle, eintönige Blaugrün des Schattens lag: es sind Schmetterlinge, die vom Geräusch der trabenden Pferde aufgeschreckt, ihre bunten Flügel entfalten und des Blütenweins voll, davon tanzen. Buschkatzen mit böse funkelnden Augen springen ins Dickicht, Schlangen schlüpfen vom sonnenheißen Straßendamm, auf dem sie schliefen, langsam in das feuchte Unterholz hinein und nur die großen, fetten Rieseneidechsen bleiben auf den warmen Steinen liegen und glotzen blöd und unverschämt die Reiter an.

Und über alledem liegt der schwere, süße Duft der Tropenatmosphäre.

Kann man sich, da auch das Klima zuträglich ist und keine Malaria kennt, günstigere Bedingungen denken für die Ausführung der philanthropischen Idee, Sträflinge, die einen Teil ihrer Strafe bei guter Führung verbüßt haben, anzusiedeln und zu verheiraten, zu soliden Kleinbauern und braven Ehemännern umzumodeln? Wo in aller Welt könnte es leichter gelingen, aus dem Nomaden einen seßhaften Bürger und ein brauchbares Mitglied des Gemeinwesens zu machen, als hier, wo jeder noch genügend Ellenbogenfreiheit genießt, hier, wo die Vegetation Nahrungssorgen zur Unmöglichkeit macht, wo das Klima die Kälte, Not und Krankheit des Winters eliminiert? Wo findet sich auf dem ganzen Erdball ein geeigneterer Ort „pour améliorer la terre par l'homme et l'homme par la terre?" — — —

Pferdegetrappel störte meine Betrachtungen. Ich blickte um und sah zwei Amazonen im Galopp auf uns zureiten. Beide saßen im Herrensattel, trugen legere Hosen, eine wollene, hemdartige Bluse und einen breitrandigen Strohhut. Am Sattelknopf baumelte die lange Peitsche, wie sie die australischen Stockmen tragen.

Das waren die Töchter zweier in Bourail angesiedelter Sträflinge, die gerade von einem Kaffeekränzchen oder von dem Besuch einer Viehweide nach Hause ritten. Mit lautem, lachendem Gruß und wehenden Haaren galoppierten sie an unseren wegmüden, langsam trabenden Pferden vorbei und waren schon nach wenigen Augenblicken meinen Blicken entschwunden.

„Wenn der Papa dieser beiden Damen brav und ehrlich in Frankreich geblieben wäre, müßten sie wohl zu Fuß laufen."

„Sie wundern sich? Fast jeder Bürger Bourails hat sein Reitpferd. Es gibt in Neukaledonien manchen Sträfling, der sich zweispännig spazieren fahren läßt, während ihm der zu Fuß gehende Beamte ausweichen muß, wenn er nicht von den Kotspritzern des Wagens beschmutzt werden will."

„Haben Sie viele solche Nabobs unter den Sträflingen?"

„Unter den Farmern nicht, die kommen selten auf einen grünen Zweig. Aber die Minenspekulanten."

„Wie, Sie sprechen von Sträflingen?"

„Natürlich! Mancher Exzuchthäusler hat durch Minenspekulation Riesensummen gemacht. Auch Geldverleiher, die unverschämt hohe Zinsen nehmen, haben recht respektable Einkünfte und —"

Der Chef surveillant hielt plötzlich im Sprechen inne. Wir waren bei den ersten Häusern des Dorfes angelangt, das sich rechts und links der Straße hinzog. Wenige Schritte vor uns lag ein sauber aus roten Ziegeln gebautes Haus, die Mairie von Bourail. Am Tor des frischgestrichenen Eisenzaunes, der das Gebäude umfriedete, stand

Digitized by Google

ein älterer, bärtiger Mann, der uns zu erwarten schien. Es war der Schreiber des Bürgermeisteramtes, ein entlassener Sträfling natürlich.

„Herr Kommandant, der Friedensrichter läßt Sie bitten, nach der Konzession R... zu kommen. Er erwartet Sie dort."

„Was ist vorgefallen?"

„Nichts besonderes! R... wurde mit durchschnittener Gurgel aufgefunden."

„Wann ist die Sache gemeldet worden?"

„Heute mittag. Qu..., der Nachbar des R... hat die Anzeige gemacht. Er hat, wie er sagt, Hilferufe gehört, ist aber zu spät gekommen, um die Sache zu verhindern."

„Ist einer von meinen Gendarmen drüben?"

„Ich glaube wohl, Sie werden ja sehen! Der Friedensrichter ist vor etwa zwei Stunden, gegen drei Uhr hinübergeritten. Wenn Sie eilen, sind Sie vor Einbruch der Nacht wieder zurück."

Der Gendarmeriekommandant blickte ingrimmig auf seine Taschenuhr. Eine kleine Siesta im Liegestuhl wäre ihm wohl sympathischer gewesen, als ein Ritt nach der Konzession R..., der sich womöglich in die Nacht hinein ausdehnte.

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor! Es tut mir leid, daß ich Ihnen heute nicht weiter zur Verfügung stehen kann. Aber Sie sehen, die Pflicht ruft. Auf jeden Fall werde ich Sie morgen früh bei A... aufsuchen."

Damit wandte er sein Pferd und ritt wütend den Weg zurück, den wir gekommen.

„Wer ist A...?" fragte ich den Chef surveillant.

„A... ist der Besitzer des Hotels, in dem Sie wohnen werden. Gleich das nächste Haus zur Linken. Kommen Sie; ich bringe Sie hin."

Monsieur A... empfing mich kühl und reserviert. Er war nicht unhöflich gegen mich, aber auch keineswegs freundlich und so blieb es während des ganzen Aufenthaltes in Bourail. Ich glaube, er konnte mir nicht verzeihen, daß ich und meine Familie noch nie mit dem Zuchthaus Bekanntschaft gemacht hatten.

Über sein „Hotel" läßt sich nicht klagen. Im Erdgeschoß war ein Store installiert. Der typische Kaufladen, wie man ihn im australischen Busch und im wilden Westen Amerikas findet. Salzsäcke lagen neben Schreibheften und Schiefertafeln, Peitschenschnüre, Pflugschaufeln, gute Bücher, Strohhüte, Apothekerwaren, Schaufeln und Hacken, Damenkleiderstoffe — kurz, alles, was das Herz begehrt, konnte man bei A... käuflich erwerben. Reitsättel und Himbeermarmelade bester Qualität, Petroleumlampen neuester Konstruktion und Stiefel in beinahe unzerreißbarer Ausführung.

Die wichtigste und meist frequentierte Ecke des Stores war die Bar. Dort gab es Schnaps in allen Qualitäten und Preislagen. Selterswasserbotteln und Bierflaschen standen in Paradestellung. Weinfäßchen harrten der Konsumenten.

Die Zimmerdecke hatte ein viereckiges Loch, durch das eine steile Stiege ins erste Stockwerk führte. Wer sie erkletterte, ohne das Genick zu brechen, gelangte ins „Hotel", eine geräumige Stube mit einem runden Tisch und etlichen Stühlen in der Mitte. Anschließend an diesen „Speisesaal" lag das Zimmer, das ich angewiesen erhielt, ein heißes, dumpfes Kabinett, welches aber auf eine schöne, breite Veranda mündete.

Monsieur A... ging sofort, nachdem er mich schweigend in das Zimmer geführt hatte, wieder in den Laden hinunter. Der Chef surveillant empfahl sich ebenfalls, nicht ohne mir noch vorher leichthin zu erzählen, daß am vergangenen Tag in Bourail eine Frau durch Messerstiche tödlich verwundet worden sei.

c) Spaziergang in Bourail.

Es litt mich nicht lange in dem schwülen Zimmer des Hotel A... Die Neugierde war zu groß.

Digitized by Google

Schon nach wenigen Minuten bin ich wieder unten auf der Straße und unternehme einen Spaziergang durch das Dorf, um zu sehen, inwieweit das der Wahrheit entspricht, was de la Loyère von den Bewohnern Bourails erzählt hat.

Das erste Haus des Dorfes ist eine kleine Krämerei, geführt von einem Priester, der sich an Kindern verfehlt und im Anschluß daran einen Giftmordversuch begangen hatte. Sein Kramladen floriert ausgezeichnet. Die Hand, die früher Hostien spendete, verleitgabt jetzt Zucker, Kaffee, Rauchtabak und Rattengift.

Das Haus gegenüber ist ein Schuhmachergeschäft. Hier steht ein Exnotar mit glattrasiertem Gesicht hinter dem Ladentisch. Der Trennungsschmerz von Weib und Kind blieb ihm erspart, als er sich nach Neukaledonien einschiffte, denn er hat seine Familie vorher umgebracht. Besondere Kennzeichen: Spielt Piano und ist brillant im Vortrag komischer Couplets.

Die Geschichte des Sattlermeisters von Bourail ist besonders interessant und rührend. Er ist ein Italiener, den das Schwurgericht von Versailles wegen Falschmünzerei zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte. Sehr intelligent, in seinem Handwerk geschickt; rühmt sich, an den Equipagengeschirren von Victor-Emanuel gearbeitet zu haben. Seine Frau ist elegant und posiert die Dame. Vor seinem „Unglück" hatte er die älteste seiner beiden Töchter mit einem Manne verlobt, der im Ministerium angestellt war. Plötzlich kam die Verurteilung, welche den Heiratsprojekten ein jähes Ende zu bereiten schien. Doch der Zufall half den Liebenden. — Während D . . . auf einem Transportschiff nach der Insel Nou verfrachtet wurde, erhielt der junge Beamte Befehl, künftig in Nouméa im Dienste des Vaterlandes Akten und Briefe zu kopieren. Einige Jahre vergingen, während welcher D . . . in den Strafwerkstätten arbeitete und Monsieur X . . . über seine Schreibunterlage gebeugt, seufzend Rundschrift malte. Endlich kam der Tag, an welchem D . . . sich mit seiner Familie in Bourail, wo er eine Konzession erhalten hatte, niederließ.

Das Weitere kann man sich denken. Eine Begegnung, ein Wiederaufflammen des schlecht gelöschten Feuers und Amors Triumph, durch Hymens Bande geweiht.

Was die zweite Tochter betrifft, so hat man sie bescheidener untergebracht; sie hat sich damit begnügt, einen Konzessionär zu heiraten. Man sieht, der Sattler von Bourail ist ein eklektischer Schwiegervater.

Zur Seite dieser Sattlerei ist in einem kleinen Bretterhaus eine Druckerei und ein photographisches Atelier etabliert. Die Literatur und die Kunst sind dort durch einen Freigelassenen vertreten, der so arbeitseifrig ist, daß ihm ein einziger Beruf nicht genügt. Er redigiert „l'Indépendant de Bourail", ein humoristisches und satirisches Wochenblatt, und photographiert Bourail im Wickelkissen, im Erstkommunikantenkleid, im Brautstaat und auf dem Totenbett.

„Leihbibliothek", „Lesezimmer". Der Inhaber dieser Bude ist B . . ., ehemals Häuptling einer Einbrecherbande von Neuilly. Seine eigenen Abenteuer und Verbrechen, von einem gewandten Romanschriftsteller verarbeitet, würden vollkommen genügen, eine ganze Leihbibliothek zu füllen.

„Salon de coiffeur" lese ich an der nächsten Türe und gehe hinein, um meine Bartstoppeln rasieren zu lassen. Monsieur war früher die schönste Zierde des Boulevards la Villette und hat auch jetzt seine feinen Manieren noch nicht verlernt. Die Hand, die früher einmal ein paar mörderische Messerstiche führte, läßt jetzt das Rasiermesser leicht und angenehm über meine Gurgel gleiten.

Nicht vergessen möchte ich die Schmiede von Bourail, die Jean Carol im „Bagne" erwähnt. Gründer der Firma war ein Sträfling. Ein freier Einwanderer, der in der Heimat Schmied war, hat in das Geschäft eingeheiratet und nun bilden der freie Schwiegersohn, die Sträflingstochter, der Zuchthäuslerschwiegerpapa und ein kleines Kind einen reizenden Haushalt zu vieren. Der alte Schwiegervater zieht den Blasebalg, der Schwiegersohn steht am Ambos, seine Gattin lächelt der Kundschaft zu und

Digitized by Google

wenn nach Feierabend das Kind von der Schule heimkommt und eine recht gute Note mitbringt, dann sinkt sich alles gerührt in die Arme und weint vor Glück und Wonne.

Eines der letzten Häuser des Dorfes ist das Hotel Pallu, ein halbverfallenes Gemäuer mit grüngestrichenen Veranden, das neben dem Hotel A . . . und noch weiteren vier „Salonbars" die alkoholischen Bedürfnisse Bourails befriedigt.

d) Ländliche Idyllen.

Der nächste Tag war der Besichtigung der „concessions rurales" gewidmet.

Eine der ersten Hütten, die man beim Verlassen des Dorfes Bourail antrifft, wird von zwei Brüdern, namens Th . . . bewohnt, die an dem gleichen Tage konzessioniert wurden und nebeneinanderliegende Terrains erhalten hatten. Obgleich beide verheiratet sind, leben sie im besten Einverständnis. Sie haben ihre beiden Parzellen vereinigt, so daß sie jetzt über ungefähr fünfzehn Hektar verfügen, ein genügendes Areal, um ernste landwirtschaftliche Experimente zu unternehmen. Ihr erster Versuch galt der Akklimatisierung von Getreide; er gelang. Dann fabrizierten sie als erste im Land Tapioca. Bekanntlich ist Tapioca pulverisierter Manioc, der auf eine bestimmte Art präpariert wird; und diese Pflanze wächst in Neukaledonien so üppig, daß man das Vieh damit füttert.

Nachdem sie ihre fünfzehn Hektar mit Manioc bepflanzt hatten, stellten die Gebrüder Th . . . aus Niaouliholz einen primitiven Pulverisierungsapparat her, den sie nach und nach vervollkommneten.

So ist es ihnen gelungen, Tapioca von wirklich guter Qualität herzustellen.

Da sind noch zwei andere Brüder, namens N . . ., ehemals Fabrikangestellte in Marseille, die vor einigen fünfundzwanzig Jahren wegen schweren Diebstahls verurteilt wurden. Ihr Betragen im Bagno ist tadellos gewesen und sie sind schon seit zehn Jahren konzessioniert. Als echte Söhne der Canebière haben sie diese Zeit nützlich verwendet. Sobald sie, dank ihrer Arbeit und ihrer Sparsamkeit, Geld in ihrem Beutel hatten, bauten sie neben ihrer Hütte eine zweite, kauften von den benachbarten Viehzüchtern Häute von geschlachteten Tieren und fingen mit diesem Embryo von Weißgerberei einen Handel an, der sich als sehr einträglich erwies. Bald erschien auf dem Markte von Nouméa das Leder aus Bourail schüchtern neben dem australischen Leder, welches bis dahin allein im Lande verbraucht worden war. Der Vergleich fiel zugunsten des Bourailer Leders aus, weil es viel weniger kostete. Es regnete Bestellungen. Die Gebrüder N . . . nahmen binnen kurzem unter den Industriellen Neukaledoniens eine bedeutende Stellung ein; sie hatten am Platze Nouméa Kredit und, da ihre Wechsel regelmäßig bezahlt wurden, schrieben die großen ausländischen Firmen in ihren Geschäftsbriefen an diese Zuchthäusler: „Sehr geehrter Herr!" — „In vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener" — — —

Als ich Nouméa verließ, las ich in einem Lokalblatt, daß die Schuhlieferung für die Sträflinge ihnen zuerkannt worden sei. Zwanzigtausend Paar Schuhe pro Jahr, das läßt sich hören. Man sieht, daß diese Marseiller im besten Zug sind, reich zu werden. Aber noch interessanter ist, daß ohne sie die wichtige Lieferung an Australier vergeben worden wäre; denn in der Kolonie war sonst niemand imstande, sie zu übernehmen.— —

Eine Allee von schönen Bäumen längs des Néraflusses führt mich auf einen Bauernhof, der von gut gepflegten Kaffeepflanzungen umgeben ist. Es ist die Konzession C . . . Der Inhaber dieser Konzession, ein ehemaliger Mörder, hat eine Freigelassene geheiratet, die ihm vier Kinder schenkte. — — —

Beim Betreten der Konzession B . . . wird man kaum glauben, inmitten der kaledonischen Flora sich zu befinden. Wenn man dies hübsche Häuschen sieht, vor welchem sich Beete mit europäischen Rosen, Kamelien, Geranien, vielfarbigen Nelken

Digitized by Google

ausbreiten, möchte man meinen, bei einem Lieferanten von Labrousse oder von Vaillant-Rezeau zu sein. Dieser B . . . war einst in Frankreich ein sehr geschickter Blumengärtner, der eine gute Kundschaft hatte: unglücklicherweise übte er auch die Wilddieberei mit dem gleichen Geschick aus. Von einem Jagdaufseher überrascht, wurde er zum Mörder: daher seine Abreise nach Neukaledonien mit zwanzig Jahren Zwangsarbeit als Wegzehrung. Sobald er konzessioniert wurde, verkaufte seine Frau ihr Haus in Frankreich und schiffte sich ein, um wieder mit ihm zusammenzutreffen.

Bei diesem B . . . verproviantieren sich die Blumenliebhaber der ganzen Kolonie mit Ablegern. Es gibt kein halbwegs elegantes Diner, welches nicht durch seine Orchideen geziert wird, keine Braut, deren Bouquet er nicht gebunden hat.

Er hat einen berühmten Schwurgerichtshelden zum Nachbar, den Apotheker Dauval, der unglücklicherweise nicht der einzige Delegierte der Apothekerzunft in Kaledonien ist.

Seine Spezialität war, sich zu verheiraten und dann seine Frau mit Arsenik zu vergiften. Ich habe aber mit Vergnügen konstatiert, daß sein Vorleben ihm durchaus nicht hinderlich war, bei seiner Ankunft in Bourail eine dritte Madame Dauval zu finden. Sie ist eine robuste, derbe Frau. Ihr Gemahl wird seine Finger davon lassen, mit ihr Blaubart zu spielen!

Übrigens wirken fünfzehn oder zwanzig Jahre Bagno sogar auf das Temperament dieses Apothekers. Dauval hat jetzt keinen anderen Wunsch mehr, als seine chemischen Kenntnisse, von denen er früher einen so schlechten Gebrauch gemacht hat, zur Verbesserung seiner Ländereien anzuwenden. Seine Versuche mit künstlichem Dünger sind nicht erfolglos gewesen. — — —

Wie interessant ist die Physiognomie des Besitzers der nächsten Konzession, dieses Mannes mit den schneeweißen Haaren, der mit gekrümmtem Rücken mühsam ein Bohnenfeld bearbeitet! Welcher Roman ist in diesem Gesicht zu lesen! Der Roman eines hohen Staatsbeamten, der sich eines Tages von der Leidenschaft zu einer Gewalttat hinreißen ließ. Nun lebt er einsam und allein in seiner Hütte, nachdem er während langer Jahre die buntgewürfelte Gesellschaft des Bagno ertragen hat. Von Tag zu Tag wird er schwächer und bald wird der Augenblick kommen, wo man ihm dieses Fleckchen Erde nehmen und ihn im Spital unterbringen muß. Ich wünsche ihm, vorher zu sterben. — — —

Drei weitere Beispiele:

Der Konzessionär G . . ., ein ehemaliger Destillateur, hat seine Ersparnisse zum Ankauf eines Destillierkolbens verwandt, mit dessen Hilfe es ihm gelungen ist, aus gewissen Baumrinden und Pflanzen Essenzen, Parfüms und Liköre zu gewinnen. Seine Versuche waren auf der Weltausstellung zu sehen und haben der — Administration eine Medaille eingetragen.

Dann der Konzessionär B . . . Wenn ich nicht irre, so verdankt man ihm das erste Brot, das mit kaledonischem Mehl gebacken wurde. Bei dieser Gelegenheit gab es eine feierliche Zeremonie. Der Bischof von Nouméa kam nach Bourail, bestieg die Kanzel und beglückwünschte die „Bouraillais" zu diesem Resultat.

Ein nicht minder erfolgreicher Landwirt ist M . . ., ein ehemaliger Brandstifter, der inmitten aller seiner Abenteuer ein eifriger Schüler Parmentiers blieb. Er hat sich mit Todesverachtung auf die Kartoffel geworfen; er hat deren von allen Sorten und mit Vergnügen ruht das Auge des Europäers, das von dem Betrachten der Yamswurzel der Kanaker ermüdet ist, auf den fünf, von dem Vater M . . . bebauten Hektaren.

e) Otium cum dignitate.

Das sind alles ausgewählte Musterbeispiele der Regeneration, Paradestück der administration pénitenciaire, schöne Idyllen, aber Ausnahmen.

Digitized by Google

Tatsache ist, daß die Ansiedlung von Deportierten im allgemeinen keineswegs ermutigende Resultate gezeitigt hat. Die „Notices“ und sonstige offizielle Publikationen zeigen das auf jeder Seite, wenn sie auch noch so vorsichtig in der Wahl der Worte sind.

Die ausführlichste Statistik über die Qualität der Konzessionen existiert vom Jahre 1891.

Insgesamt gab es damals 1563 Konzessionäre. 204 (13%) waren „gut“; manche dieser Zwangsansiedler hatten ein Vermögen von 10000—30000 fr. gemacht.

Von 770 (49%) konnte man, „abgesehen von wenigen Ausnahmen (?) annehmen, daß sie sich eine Existenz schaffen werden.“

Bei 212 (13,5%) lautete das Urteil der Enquetekommission noch zweifelhafter: „Einige dieser Konzessionäre werden sich wohl aus der Affaire ziehen, die übrigen werden wahrscheinlich bloß vegetieren oder der Konzession verlustig erklärt werden müssen.“

377 (24%) waren „definitiv verloren für die colonisation pénale“.

Es läßt sich wirklich nicht behaupten, daß dieses Resultat für die Deportation und speziell für die Strafansiedlung spricht.

Man bedenke, daß nur Sträflinge von besonders guter Führung zur Konzession ausgewählt wurden, daß also die hier besprochenen 1500 Konzessionäre der Elite der bis dahin deportierten 20000 Verbrecher angehören. Man vergesse ferner nicht, daß alle die zahlreichen Enteigneten bei der Statistikberechnung nicht beachtet wurden, daß also die 1500 Konzessionäre „la crême de la crême“ darstellen.

Wie bescheiden wirkt, wenn man sich das alles vor Augen hält, die Zahl 204! 20000 Sendlinge hat man ausgeschickt das „Jungfrankreich“ zu gründen, und nur 200 blieben übrig, die durch die Tat bewiesen, daß sie kolonisieren können; der beau reste war 1%! — — —

Die Verhältnisse haben sich seit dem Jahre 1891 nicht gebessert, sondern noch verschlechtert.

Wenn man die Gesamtzahl aller Konzessionen und Enteignungen von Beginn der Strafkolonie bis 1904 (letzte mir zugängliche ausführliche Konzessionsstatistik) überblickt, ergeben sich für sämtliche Sträflingsdörfer Neukaledoniens die in den Tabellen S. 116—119 angegebenen Zahlen.

Von den 22327 transportés, die bis 1904 nach Neukaledonien insgesamt verschickt wurden, konnten nur 2555 als Konzessionäre vorgeschlagen werden. Von den 2555 versuchsweise Konzessionierten sind 1233 wieder enteignet worden, 503 Konzessionen haben ohne Enteignung ihr Ende gefunden und nur ca. 600 Konzessionen sind definitiv geblieben, d. h. $2^3/_4$%. In diesen $2^3/_4$% sind nicht nur die „guten“ Konzessionen, sondern auch jene inbegriffen, die als „schlecht geführte“ bezeichnet werden mußten.

Farmen von 3 Hektar, wie man sie mir in Bourail als Musterbeispiel gezeigt hat, halte ich keineswegs für ein befriedigendes Resultat, wenn ich damit die Farmverhältnisse Queenslands vergleiche. Man darf vor allem nicht vergessen, daß in den Neukaledonischen Konzessionen ein großer Teil des Landes mit Luzerne und Manioc bepflanzt ist, Kulturen, die wenig Arbeit machen.

Genaue statistische Angaben über die Qualität der Konzessionen fehlen nach 1891[12]). Man muß sich daher mit den Werttabellen der landwirtschaftlichen Produktion begnügen, um ein ungefähres Bild von den Leistungen der Konzessionäre zu gewinnen.

---

[12]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Letzte Statistik der Produktion der 317 Konzessionäre Bourails (1904)

Kaffeepflanzungen	40325 fr.
Maispflanzungen	64588 fr.
Bohnenpflanzungen	16908 fr.
Sonstige Pflanzungen	17315 fr.
Total	139136 fr.

Der Durchschnittswert der Produkte einer Konzession, der nach der Kalkulation der administration pénitenciaire 2500 fr. betragen soll (Not. 1885, S. 94), ist demnach bloß 439 fr. pro Jahr[13]). Wenn man bedenkt, daß der Löwenanteil dieser 139136 fr. einigen wenigen florierenden Farmern zukommt, und deshalb der Produktionswert für das Gros der Konzessionen tatsächlich noch tief unter 439 fr. steht, wenn man ferner beachtet, daß es sich nicht um den Reingewinn, sondern um den schätzungsweisen Verkaufswert der landwirtschaftlichen Produkte handelt und daß eine Konzession manchmal sechs und mehr Personen ernähren soll, dann wird man wohl kaum von einem Erfolg der Sträflings-Pflanzer[14]) sprechen.

Das Traurigste ist, daß es sich hier um den besten, fruchtbarsten Boden der Kolonie handelt, der den freien Ansiedlern zugunsten der Sträflinge vorenthalten wird. Diejenigen Terrains, die gut besiedelbar waren, wurden als „Zentren" ausgewählt. Die Gesamtfläche dieser „Zentren" betrug 1884 15000 ha. Davon entfielen auf 100 ha in Bourail 4, in Tonwari 3 Konzessionäre, so daß nur etwa $^1/_8$ bis $^1/_{10}$ der verfügbaren Bodenfläche ausgenützt wurde (Not. 84, S. 10).

Was hätte die Initiative freier Immigranten in diesem Nératale, dessen Kleeäcker neunmal im Jahre gemäht werden können, im Laufe von 50 Jahren erreicht!

f) Das Sträflingssyndikat.

In nächster Nähe des Hotel A... liegt das 1884 gegründete „Syndikat". Das ist eine Art Konsumverein, den die Sträflinge gebildet haben, um vom Zwischenhandel, der in den Händen freier Kaufleute liegt, sich zu emanzipieren. Präsident und Aufsichtsrat dieses wohl einzig in der Welt dastehenden Cooperativ Stores sind ausschließlich Konzessionäre. Nur durch das Zuchthaus geht der Weg zu diesen Ehrenstellen[15]).

„Monsieur le président" — „Monsieur le conseil". Wie muß das den Lombroso-Ohren schmeicheln! Mit wieviel Selbstbewußtsein muß es den Sträfling erfüllen, wenn er die Verfügungen der Regierung gegenzeichnet, wie ein Minister die Kundgebungen des Königs kontrasigniert und beglaubigt[16]).

Die Aufsichtsratssitzungen sollen oft recht stürmisch verlaufen sein. Denn man kannte sich! Es saßen Auguren beisammen, von denen keiner dem anderen traute.

Trotzdem sind mehrmals Unterschlagungen gelungen. Der Staat, der gute Vater Staat, hat den Schaden dann immer wieder repariert und außerdem jährlich Zuschüsse von 500 und 1000 fr. gegeben.

Doch alle diese Aufwendungen scheinen wenig genützt zu haben.

Als ich nach Bourail kam, lagen in der Kasse des Syndikats — 40 fr.

6. Die Assignation.

Noch eine weitere Vergünstigung hat man ersonnen, damit die Sträflinge den Weg zu ehrlichem Erwerb leichter zurückfinden sollen. Die Assignation.

Die assignation individuelle ist das Pendant zur Konzession. Die rechtliche Grund-

[13]) [14]) [15]) [16]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Jahre	Bourail				La foa Fonwary			Canala			Diahot		
	Condamnés u. deren Söhne	Libérés	Condamnés (Frauen)	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total
1869	2	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1870	14	14	—	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1871	14	18	—	32	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1872	15	8	—	23	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1873	35	11	—	46	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1874	35	19	—	54	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1875	10	21	—	31	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1876	19	18	—	37	7	1	8	2	—	2	—	—	—
1877	33	5	—	38	7	—	7	—	3	3	—	—	—
1878	22	2	—	24	6	1	7	—	—	—	—	—	—
1879	39	1	—	40	44	5	49	—	—	—	—	—	—
1880	34	11	—	45	44	3	47	—	—	—	2	—	2
1881	5	2	—	7	11	1	12	—	—	—	2	1	3
1882	12	5	—	17	23	4	27	—	—	—	10	—	10
1883	100	12	2	114	39	8	47	—	—	—	29	—	29
1884	101	4	—	105	15	6	21	—	—	—	15	1	16
1885	57	16	—	73	10	6	16	—	—	—	7	1	8
1886	86	9	—	95	2	10	12	—	—	—	1	—	1
1887	19	27	—	46	2	13	15	—	—	—	24	—	24
1888	52	16	—	68	54	17	71	—	—	—	22	—	22
1889	21	24	—	45	44	1	45	—	—	—	2	1	3
1890	45	15	—	60	49	4	53	—	—	—	6	3	9
1891	23	3	—	26	72	1	73	—	—	—	1	—	1
1892	14	3	—	17	12	—	12	—	—	—	—	—	—
1893	48	9	—	57	34	—	34	—	—	—	—	—	—
1894	7	—	—	7	12	—	12	—	—	—	—	—	—
1895	1	—	—	1	4	—	4	—	—	—	—	—	—
1896	31	1	—	32	7	—	7	—	—	—	—	—	—
1897	15	—	—	15	13	—	13	—	—	—	—	—	—
1898	11	—	—	11	7	—	7	—	—	—	—	—	—
1899	8	—	—	8	15	1	16	—	—	—	—	—	—
1900	7	2	—	9	11	—	11	—	—	—	—	—	—
1901	5	3	—	8	4	—	4	—	—	—	—	—	—
1902	14	2	—	16	8	—	8	—	—	—	—	—	—
1903	16	2	—	18	5	—	5	—	—	—	—	—	—
1904	21	1	—	22	12	1	12	—	—	—	—	—	—
Total:	991	284	2	1277	573	83	656	2	3	5	121	7	128
	1277				656			5			128		

Digitized by Google

Konzessionierungen

Pouembout-Koniambo			Bate de Prony			Mueo			Total		
Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total
—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
—	—	—	—	—	—	—	—	—	14	14	28
—	—	—	—	—	—	—	—	—	14	18	32
—	—	—	—	—	—	—	—	—	15	8	23
—	—	—	—	—	—	—	—	—	35	11	46
—	—	—	—	—	—	—	—	—	35	19	54
—	—	—	—	—	—	—	—	—	10	21	31
—	—	—	—	—	—	—	—	—	28	19	47
—	—	—	—	—	—	—	—	—	40	8	48
—	—	—	—	—	—	—	—	—	28	3	31
—	—	—	—	—	—	—	—	—	83	6	89
—	—	—	—	—	—	—	—	—	78	14	92
—	—	—	—	—	—	—	—	—	18	4	22
—	—	—	10	—	10	20	—	20	45	9	54
77	4	81	—	2	2	—	—	—	277	24	301
130	—	130	1	—	1	—	—	—	261	13	274
101	1	102	—	—	—	—	—	—	176	24	200
17	1	18	—	—	—	—	—	—	106	20	126
2	5	7	—	—	—	—	—	—	47	45	92
5	8	13	—	—	—	—	—	—	133	31	164
6	15	21	—	—	—	—	—	—	73	51	124
8	4	12	—	—	—	—	—	—	108	26	134
4	1	5	—	—	—	—	—	—	100	5	105
4	—	4	—	—	—	—	—	—	30	3	33
7	2	9	—	—	—	—	—	—	89	11	100
14	—	14	—	—	—	—	—	—	33	—	33
3	—	3	—	—	—	—	—	—	8	—	8
8	—	8	—	—	—	—	—	—	46	1	47
8	—	8	—	—	—	—	—	—	36	—	36
7	—	7	—	—	—	—	—	—	25	—	25
3	—	3	—	—	—	—	—	—	26	1	27
—	—	—	—	—	—	—	—	—	18	4	22
—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	3	12
2	2	4	—	—	—	—	—	—	24	4	28
2	1	3	—	—	—	—	—	—	23	3	26
3	1	4	—	—	—	—	—	—	36	3	39
411	45	456	11	2	13	20	—	20	2129	426	2555
456			13			20			2555		

Digitized by Google

Jahre	Bourail			La foa Fonwary			Canala			Diahot		
	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total
1871	—	4	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1872	2	8	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1873	4	4	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1874	7	9	16	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1875	3	13	16	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1876	6	14	20	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1877	5	6	11	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1878	5	5	10	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1879	7	11	18	1	2	3	—	—	—	—	—	—
1880	4	5	9	4	6	10	—	—	—	—	—	—
1881	8	4	12	14	5	19	—	3	3	—	—	—
1882	3	1	4	7	2	9	—	—	—	—	1	1
1883	2	4	6	3	6	9	—	—	—	—	—	—
1884	29	10	39	7	10	17	—	—	—	5	—	5
1885	17	14	31	6	19	25	—	—	—	4	7	11
1886	8	7	15	6	6	12	—	—	—	10	6	16
1887	17	11	28	10	3	13	—	—	—	2	—	2
1888	15	14	29	5	7	12	—	—	—	3	3	6
1889	6	9	15	1	—	1	—	—	—	—	—	—
1890	3	15	18	5	13	18	—	—	—	1	1	2
1891	5	15	20	8	13	21	—	—	—	—	3	3
1892	5	34	39	3	3	6	—	—	—	3	2	5
1893	13	14	27	6	2	8	—	—	—	1	—	1
1894	18	2	20	11	1	12	—	—	—	3	—	3
1895	20	10	30	15	—	15	—	—	—	5	2	7
1896	9	4	13	12	2	14	—	—	—	3	2	5
1897	—	3	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1898	9	1	10	6	2	8	—	—	—	9	—	9
1899	7	10	17	14	2	16	—	—	—	6	—	6
1900	8	2	10	7	1	8	—	—	—	3	2	5
1901	13	7	20	11	10	21	—	—	—	1	1	2
1902	9	8	17	7	3	10	—	—	—	—	—	—
1903	18	5	23	5	2	7	—	—	—	—	—	—
1904	9	6	15	7	3	10	—	—	—	—	—	—
Total:	294	289	583	181	123	304	—	3	3	59	30	89
	583			304			3			89		

Digitized by Google

Enteignungen

Pouembout-Koniambo			Baie de Prony			Mueo			Total		
Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total	Condamnés	Libérés	Total
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	4
—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	8	10
—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	4	8
—	—	—	—	—	—	—	—	—	7	9	16
—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	13	16
—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	14	20
—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	6	11
—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	5	10
—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	13	21
—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	11	19
—	—	—	—	—	—	—	—	—	22	12	34
—	—	—	—	—	—	—	—	—	10	4	14
—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	10	15
9	—	9	—	1	1	—	—	—	50	21	71
10	4	14	—	—	—	—	—	—	37	44	81
31	—	31	—	—	—	—	—	—	55	19	74
27	1	28	—	—	—	—	—	—	56	15	71
16	4	20	—	—	—	—	—	—	39	28	67
18	5	23	—	—	—	—	—	—	25	14	39
4	—	4	—	—	—	—	—	—	13	29	42
3	8	11	—	—	—	—	—	—	16	39	55
14	3	17	—	—	—	—	—	—	25	52	77
—	1	1	—	—	—	—	—	—	20	17	37
9	2	11	—	—	—	—	—	—	41	5	46
12	2	14	—	—	—	—	—	—	52	14	66
7	4	11	—	—	—	—	—	—	31	12	43
4	—	4	—	—	—	—	—	—	4	3	7
11	7	18	—	—	—	—	—	—	35	10	45
5	2	7	—	—	—	—	—	—	32	14	46
2	1	3	—	—	—	—	—	—	20	6	26
4	1	5	—	—	—	—	—	—	29	19	48
3	3	6	—	—	—	—	—	—	19	14	33
4	—	4	—	—	—	—	—	—	27	7	34
1	1	2	—	—	—	—	—	—	17	10	27
194	49	243	—	1	—	—	—	—	728	505	1233
243			1			—			1233		

Digitized by Google

lage ist das Gesetz vom 30. Mai 1854, Artikel 11 mit Dekret vom 13. Dezember 1894, Kapitel 5, modifiziert durch Dekret vom 30. August 1898.

Danach können Deportierte der 1. Klasse sich an die Kolonisten verdingen. Der Kolonist hat sich im Bedarfsfall an die administration pénitenciaire zu wenden und ihr die Zahl der benötigten Arbeiter, den Arbeitsplatz und die Art der Beschäftigung anzugeben.

Mehr als 50 Deportierte dürfen von einem Arbeitgeber nicht angestellt werden.

Wenn die Zahl 25 überschritten ist, muß ein surveillant militair der Sträflingstruppe als Wächter beigegeben werden. Die Unterhaltungskosten des Wächters belasten den Arbeitgeber.

Den Arbeitsvertrag schließt nicht der Deportierte selbst, sondern die Direktion der administration pénitenciaire in seinem Namen ab.

Assignation wird immer nur für ein Jahr gestattet. Nach Ablauf eines Jahres kann sie für den gleichen Zeitraum erneuert werden.

Die Aufhebung der Assignation kann jederzeit erfolgen auf das motivierte Ersuchen des Arbeitgebers oder des Assignierten; auch hat die Administration jederzeit das Recht, aus verwaltungsrechtlichen Erwägungen den Assignationskontrakt aufzuheben, ohne daß deshalb dem Arbeitgeber ein Entschädigungsanspruch gegen die Administration oder gegen den Assignierten zustünde.

Jeder Wechsel des Aufenthaltsortes oder der Beschäftigungsweise des Sträflings, der ohne die schriftliche Erlaubnis der Administration vorgenommen wurde, berechtigt die Administration zum sofortigen Vertragsrücktritt.

Kreditgeschäfte irgendwelcher Art zwischen dem Arbeitgeber und dem Assignierten sind verboten und ziehen die Aufhebung der Assignation als Strafe nach sich.

Der Arbeitgeber hat für eine gesunde Schlafgelegenheit und für den Unterhalt des Sträflings zu sorgen; außerdem hat er eine Miettaxe zu entrichten, die vom Gouverneur festgesetzt und vom Minister approbiert wird. $^2/_5$ dieser Taxe fließen in die Kasse der administration pénitenciaire, $^2/_5$ werden dem Sträfling gutgeschrieben, der Rest wird unmittelbar vom Arbeitgeber an den Assignierten ausbezahlt. Doktorkosten und eventuelle Krankenhauskosten, die mit 2 fr. pro Tag berechnet werden, sind vom Arbeitgeber zu bestreiten. Außerdem hat der Arbeitgeber im Monat der Vertragsunterzeichnung eine Kaution von 25 fr. für jeden Assignierten zu hinterlegen.

Der Arbeitgeber hat über die Führung des Assignierten zu wachen; er muß jeden Monat der administration pénitenciaire einen Bericht einsenden, in dem die Anwesenheit des Sträflings und seine eventuellen Vergehen zu konstatieren sind. Tod, Flucht und jedes sonstige wichtige Ereignis ist der Administration sofort mitzuteilen.

Der Assignierte muß die Kleidung tragen, die ihm die Administration liefert. Das Logement des Assignierten ist der Kontrolle der administration pénitenciaire, der Gendarmerie und der Polizei unterworfen.

Soweit die Theorie und nun die Praxis.

In den großen Betrieben, die leider sehr selten sind, und die meistens Fremden gehören, geht alles ziemlich korrekt vor sich und das Gesetz wird respektiert. Die assignierten Sträflinge machen hier eine für ihre spätere landwirtschaftliche Tätigkeit nützliche Lehrzeit durch; die einen sind für den eigentlichen Ackerbau angestellt und gewöhnen sich an das spezielle Verfahren, welches das tropische Klima erfordert, die anderen beschäftigen sich mit Viehzucht, die die Haupteinnahme der Kolonie bedeutet.

Wenn sie fünf oder sechs Jahre unter diesen Umständen zugebracht haben, können sie, mit Aussicht auf Erfolg, für sich selbst arbeiten.

Aber, wie schon gesagt, die reichen Kolonisten sind eine Ausnahme und auf zehn Sträflinge, die an Monsieur L..., einen großen englischen Viehzüchter, oder an M. W..., einen Australier, der Kaffee pflanzt, verdingt sind, kommen hundert, welche

Digitized by Google

man bei kleinen Landwirten in den Dienst gibt. Hier gibt es keine getrennten Wohnungen, keine Überwachung; die Uniform von Drillich schreckt niemand ab; Herren und Knechte leben in vollständiger Intimität. Diese Sitten, die anderswo patriarchalisch sein würden, sind hier das Merkmal eines völligen Mangels an Moral.

Der freie Kolonist hat nicht mehr den nötigen Begriff von der Distanz, die ihn vom Sträfling trennt, und der Sträfling ist versucht, seine Infamie zu vergessen.

Ich finde es in der Ordnung, daß der Übeltäter, der durch die Taufe der Reue geläutert ist, seine Nachkommen wieder unter ehrlichen Leuten einen bescheidenen Rang einnehmen lassen kann, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich anstrengt, zu ihnen emporzusteigen, ohne daß diese ihm entgegengekommen wären. Aber wenn das Gegenteil stattfindet, wenn der Sträfling den freien Mann unten auf der sozialen Leiter erwartet, um sich mit ihm zu verbrüdern, so ist die Kolonisation ohne Epitheton stark kompromittiert und die Strafkolonisation eine soziale Gefahr.

Wenn man den Busch Sonntags durchwandert, trifft man oft auf den Wegen Gruppen, die sich folgendermaßen zusammensetzen: ein Kolonist, seine Frau, seine Kinder, zwei oder drei Sträflinge. Diese Leute spazieren im Bummlerschritt, lachend und plaudernd wie gute Spießbürger, welche den wöchentlichen Ruhetag genießen; die Kinder machen Luftsprünge, spielen mit den Sträflingen, zerren sie an den Kitteln, necken sie, hängen sich an ihre Arme; und die Mutter betrachtet diesen Zeitvertreib mit zärtlichem Auge. Man ist glücklich und zufrieden, das Gewissen schweigt, und wenn man heimkehrt, wird man mit gutem Appetit im Schatten des großen Kaoribaumes, welcher das Haus überdacht, zu Abend speisen.

Bei einem Ziegelbrenner in der Umgegend von Nouméa war es noch gemütlicher. Die Kolonisten aus der Nachbarschaft kamen hier allabendlich zusammen. Zwei musikalische Raubmörder, die dem Hausherrn assigniert waren, bewaffneten sich mit einer Flöte und mit einem Horn und regalierten die Gesellschaft mit den hübschesten Stücken ihres Repertoirs. Man sang, man trank und man tanzte und koste unter dem Haselgebüsch: denn die Musik macht rauhe Sitten milder.

Offengestanden waren die Virtuosen mittelmäßig, aber man muß mit dem zufrieden sein, was man hat. Und überhaupt auf dem Lande . . .!

Wenn der Künstler selten ist, so wird der Baccalaureus um so mehr geschätzt. Nichts ist in der Tat für einen Kolonisten, der von unseren kontinentalen Vorurteilen frei ist, bequemer, als einen humanistisch gebildeten Assignierten im Dienst zu haben. Dieser Assignierte kann, wenn der Weg zur Schule zu weit ist, die Kinder der Herrschaft in die Geheimnisse der Grammatik einweihen und ihren Geist und ihr Herz durch das herbe Studium der Geschichte stärken. Welch seltsamen Begriff von Gut und Böse werden diese armen Kleinen später haben!

Abgesehen von der moralischen Ansteckungsgefahr bringt die Assignation noch manche andere Mißstände mit sich. Sie gewährt den Sträflingen eine zu große Freiheit, die sie natürlich meist mißbrauchen. Die Assignierten begegnen einem im Busch zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Nichts hindert sie, sich aus dem Staub zu machen, und tatsächlich passierte es, daß in einem Jahr einmal 650 Fluchtfälle zu verzeichnen waren.

Viele sind als Kanzleidiener, als Schreiber, als Zeichner angestellt. Man hat einige gesehen, welche die ganze Arbeit in den Bureaux anordneten und ein solches Vertrauen bei ihren Chefs genossen, daß sie es fertig gebracht haben, Konzessionserlaubnisscheine auszufertigen, ohne daß man anfangs den Betrug bemerkte.

Die garçons de famille (Assignierte als Hausdiener) haben auch noch den Nachteil, daß sie meist den Dienstherren recht teuer zu stehen kommen. Die Dekrete bestimmen, daß der Lohntarif vom Gouverneur im Einverständnis mit dem Kolonialministerium festgesetzt werden soll. Derartige Ausführungsbestimmungen wurden auch verschiedentlich erlassen und setzten den Lohn auf 5.— Mk. bis 10.— Mk. pro Monat fest.

Digitized by Google

Davon sollten $^2/_5$ der Staatskasse zufließen, $^2/_5$ dem Sparfonds des Sträflings und der Rest sollte diesem direkt als Taschengeld gegeben werden.

„Wundervoll! 5 Mark Monatslohn und dazu Gefängnisdisziplin!" denkt sich manche deutsche Hausfrau, die die Frechheiten ihres Zimmermädchens mit 40 Mark pro Monat honorieren muß. Aber ihre Begeisterung für die neukaledonischen Dienstboten wird rasch verschwinden, wenn ich ihr verrate, daß der „Rest" des Gehalts, das letzte Fünftel, nach der eigentümlichen Rechenmethode der Assignierten meist 60 fr. macht. Ja, der Maire von Bourail hat mir sogar von 70 und mehr fr. erzählt.

Mit weniger Taschengeld fällt es keinem der Assignierten ein, zu arbeiten. Zahlt man ihm naiverweise wirklich nur den fünften Teil des tarifmäßigen Lohnes, so meldet er sich einfach krank und legt sich ins Bett.

Die häßlichste Schattenseite der Assignation ist endlich die, daß man nie sicher ist, ob der Sträfling, durch die Freiheit und die intime Kenntnis der örtlichen und Familienverhältnisse verführt, nicht abermals zum Dieb und Mörder wird[17]).

In Nouméa haben einmal assignierte garçons de famille ihre Herrin umgebracht und die rohe Tat vor Gericht mit folgenden Worten begründet:

„Madame war nicht mehr so zuvorkommend zu uns wie früher und wir bemerkten, daß die beef-steaks zu wünschen übrig ließen" (sic!).

7. Die Freigelassenen.

Der Leser konnte aus den vorausgehenden Abschnitten ersehen, daß die französischen Pönologen sehr weit gegangen sind auf dem Wege der Güte und Milde. Maßnahmen wie die Heiratserlaubnis, die Konzessionierung und Assignierung sind Philanthropie in starker Dosis.

Und das Resultat?

Sehen wir uns die Freigelassenen an! Das sind, wie schon früher erwähnt, jene Sträflinge, deren urteilsmäßige Strafzeit abgelaufen, die aber infolge der doublage weiter in der Kolonie bleiben müssen. Sie sind frei, dürfen aber Neukaledonien nicht verlassen.

Zweck und Endziel des ganzen Strafvollzuges sollte die stufenweise „progressive" Erziehung und Metamorphose des Verbrechers sein, der die Ordnung und Bürgerdisziplin haßt, der alle ehrliche Arbeit verachtet und der den Rechtsbegriff von Besitz und Eigentum nicht respektiert. Im ersten Stadium sollte er Gehorsam und Disziplin lernen und sich trainieren, seinen Egoismus und „Individualismus" einem höheren, den Interessen der Allgemeinheit dienenden Willen zu unterwerfen. Das zweite Strafstadium sollte ihn an die Arbeit gewöhnen und das dritte wollte durch die Verleihung von Grund und Boden den Sinn für Eigentumsrecht und die Familieninstinkte wecken.

Was hat man mit diesem charakterologischen Rezept erreicht?

Wie grausam wird die Theorie von der Praxis verhöhnt! Führen wir uns das Bild des neukaledonischen libéré vor Augen, wie er in Wirklichkeit aussieht!

Sobald die Stunde der Freilassung schlägt, sobald das von der administration pénitenciaire moralisch großgepäppelte Sorgenkind aus der Zucht entlassen werden kann, hat es nichts eiligeres zu tun, als — die Konzession zu verlassen. Ohne jegliches Verständnis für die edlen Erziehungsmaximen der Pönologen sagt der Deportierte am Tag der Libération nicht selten dem schmucken Häuschen, den liebgewonnenen Ackergefilden, den braven Kühen und Schweinen, die an seinem Läuterungsprozeß so redlich mitgearbeitet haben, dem trauten Dörflein und den freundlichen Nachbarn, kurz allem, dem er seine moralische Metamorphose verdankt, adieu. Er

[17]) *S. Anhang d. Beitrages*

Digitized by Google

wirft Victor Cousins „Du Vrai, Du Beau et Du Bien", das er aus der Sträflingsbibliothek entlehnte, in die eine Ecke und den Melkeimer in die andere, vertauscht den Spaten mit dem Spazierstock und zieht als Vagabund in die Welt hinaus, um Arbeit zu suchen mit dem festen Vorsatz, sie nirgends zu finden[18]).

Hin und wieder arbeiten sie, um einen Eintrag in ihr Arbeitsbuch zu bekommen, auf einer Farm eine Woche, auf der nächsten einen Monat, aber nirgends ist ihres Bleibens lange.

Das Urteil eines neukaledonischen Arbeitgebers über die libérés dürfte hier von Interesse sein:

„Wir haben selbst viele Freigelassene beschäftigt, sowohl in den Minen, als auch bei den Anpflanzungen, Erdarbeiten, Sägwerken usw. Wir haben oftmals wahrhafte Briganten angetroffen, von denen man Neukaledonien so schnell als möglich befreien müßte, dann wieder faule Burschen, für die jede Tätigkeit eine Anstrengung war und die nicht eine Stunde bei der Arbeit bleiben konnten, ohne sich bitter über die Härte des Schicksals zu beklagen. Sie verdienten nicht das Wasser, das man ihnen gab. Endlich tauchten einige gute Arbeiter aus der Bande auf und wünschten mit Akkordlohn bezahlt zu werden; wir haben unter ihnen drei Freigelassene gesehen, drei Kolosse, die in zwei Wochen geradezu eine Riesenarbeit bewältigt haben. Sie forderten ihre Bezahlung am Samstag abend und Montag früh hatten sie alles vertrunken. Einer von ihnen, namens G . . . hatte allein sieben Liter Rum vertilgt. Die Unverschämtheit folgte der Trunkenheit; was soll man mit solchen Männern tun?"

So durchziehen denn die meisten libérés den Busch und leben von Diebstahl und Raub[19]). Ein Geologe, den ich zufällig im Innern Neukaledoniens auf einer Polizeistation traf, erzählte mir in glaubwürdigster Weise die schauerlichsten Geschichten, die mich an sibirische Zustände erinnerten, wo die Landleute nachts Lebensmittel vor die Haustüre stellen, um durch diesen freiwilligen Tribut sich von den Diebstählen und Einbrüchen der vagabundierenden Verbannten loszukaufen.

* *
*

Hat der Libéré, dieses edle Endprodukt des neukaledonischen Läuterungsprozesses, die Kolonie genügend geschädigt, und wird er des ewigen Herumzigeunerns müde, dann kehrt er dorthin zurück, woher er kommt, nach der Ile de Nou, dem Quartier der 3. Klasse. Da empfängt ihn mit offenen Armen die administration pénitenciaire, verzeiht ihm mit mildem Lächeln alle seine Sünden und nimmt ihn liebreich ins „Asyl des libérés"[20]) auf.

Damit wird der circulus vituosus, den der neukaledonische Sträfling wandert, geschlossen.

Als ich das Asyl besichtigte, waren 208 altersschwache und kranke libérés anwesend. Zwölf Baracken mit je 28 Betten gewährten den Deportierten die letzte Rast auf ihrer Erdenvagabundage.

Arbeit, diese häßlichste aller Lebensfunktionen, wird den Veteranen der Verbrecherarmee natürlich erspart. Sie hocken einzeln oder in Gruppen im Garten des Asyls umher, lesen die „letzten Telegramme" einer etliche Jahre alten, zerfetzten Zeitung oder blinzeln gedankenleer den Himmel an; manche spielen mit Steinchen „Dame" oder suchen, zu sonstigen Delikten leider schon zu alt und schwach, sich vermittels schmieriger Spielkarten gegenseitig zu bemogeln. Andere humpeln mit den Händen am Rücken in der warmen Sonne paarweise auf und ab und besprechen mit der abgeklärten Ruhe des Alters sine ira et studio die Taten ihrer jungen Tage. Aus

[18]) [19]) [20]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

dem reichen Born ihrer Lebenserfahrungen geben sie sich die interessantesten Tricks und Gaunerstücke zum besten, besprechen das Für und Wider der einzelnen Arbeitsmethoden und gestehen sich mit der lächelnden Selbstironie, die nur das kluge Alter kennt, die Stümpereien ihrer Anfänger- und Lehrjahre ein. Wieder andere sitzen in einer Ecke beisammen und meckern asthmatisch über die Zoten, die sie sich gegenseitig erzählen und sündigen so mit dem Mund, weil der übrige Körper den Dienst versagt. Unangenehmer sind die stets Mißvergnügten, die ja in keinem Spital der Welt fehlen, die aber in Neukaledonien besonders kräftige boshafte Ausdrucksmittel für ihr Mißfallen finden[21]).

Nirgends hat die Infamie der neukaledonischen Zwangskolonisten abstoßender auf mich gewirkt, als hier im Altenasyl. Bei jungen Burschen und kräftigen Männern kann man Gewalttaten, Rohheitsakte, Verbrechen und Laster jeder Art erklären, verstehen und entschuldigen, den Greisen vermag man sie nicht zu verzeihen.

Am traurigsten und widerlichsten fand ich die Abteilung der Bettlägerigen. Trotz der drückenden, stinkigen Schwüle, die in diesen Baracken herrscht, steckt der Körper, soweit ein solcher noch vorhanden ist, fröstelnd unter der Wolldecke. Bloß die Gesichter sind sichtbar; kahle, gebleichte, zu Totenschädeln verdorrte Köpfe, die regungslos in den Kissen liegen und nur mit den Augen den seltenen Besucher verfolgen. Fliegen durchsummen in dichten Schwaden die von Exkrementen verpestete Luft und lassen sich boshaft auf den wehrlosen Gesichtern nieder.

Das ist das Ende vom Lied.

8. Strengere Maßnahmen.

Das fein ausgeklügelte charakterologische Experiment, den straffällig Gewordenen zu bessern, indem man zunächst durch Disziplin in seine Lebensführung Ordnung bringt, ihn an einen strikt durchgeführten Stundenplan gewöhnt, ihn durch hinreichende und mühsame, aber keineswegs überanstrengende Arbeit vor dem Müßiggang als „aller Laster Anfang" bewahrt, ihn später durch Assignation, die schon der Arbeit des freien Angestellten gleicht und remuneriert wird, auf die künftige selbständige Kolonistenexistenz vorbereitet und dann durch Landzuteilung und Verehelichung alle guten Bürgerinstinkte in ihm weckt, um endlich den so Präparierten freizulassen — dieses charakterologische Experiment ist jämmerlich mißglückt.

Man hätte mehr Strenge walten lassen sollen, werden manche sagen. Ein Vater, der seine Kinder lieb hat, züchtigt sie.

Das sagten sich, als die Mißerfolge des milden Regimes allzu deutlich wurden, auch einige neukaledonische Gouverneure und Gefängnisdirektoren. Und sie zeigten, daß die Strafanstaltsverwaltung auch den strengen Vater spielen konnte. Das ist ja gerade das Lehrreiche an Neukaledonien, daß dort jede Richtung zu Worte kam, daß man alle pönologischen Methoden durchprobierte.

a) Schärferer Arbeitszwang.

Man versuchte es also eine Zeitlang mit größerer Strenge. Zunächst mit schärferem Arbeitszwang. Arbeit stählt die Glieder. Und in corpore sano entwickelt sich auch mens sana. Schön! Aber was geschah in der Praxis?

Sobald der Arbeitszwang verschärft wurde, meldeten sich die Sträflinge scharenweise krank.

Wenn die Natur versagt und der Himmel keine Krankheit sendet, so hilft hier die

---

[21]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

schwache Menschenhand nach. Das Studium der Wissenschaft, krank zu werden, ist die einzige Arbeit, der die neukaledonischen Sträflinge mit Ernst und Eifer obliegen.

Der liebenswürdige Chefarzt, der die Güte hatte, mich im Hospital von Nouméa zu führen, erzählte mir die unglaublichsten Simulierungsfälle, und noch interessanter sind die Beobachtungen, die der Gefängnisarzt Dr. Pierre in Neukaledonien und Guyana machte und deren Kenntnis ich Jean Carol verdanke.

Wenn ein Arzt einige Zeit in den Hospitälern des Bagno gedient hat, erklärt Dr. Pierre, bekommt er die Überzeugung, daß eine große, wenn nicht die größte Zahl der beobachteten Krankheiten bei den Deportierten simuliert ist. Der lebenslänglich Verurteilte zögert nicht, sich zu verstümmeln, um für immer von der Arbeit dispensiert zu werden. So jener Zuchthäusler von Camp Brun, der den schrecklichen Mut hatte, sich zu blenden! Ein anderer, namens Leduc, verschaffte sich ein Stück eines eisernen Tonnenreifens, schärfte den einen Rand, erhielt so eine mehr oder weniger scharfe Klinge, legte sie sich auf die Gliedgelenke des Daumes, des Mittel- und des Ringfingers und bat dann einen seiner Kameraden, mit einem Stock darauf zu schlagen. Es bedurfte, so erklärte Leduc, mehr als vierzig Schläge, um die Finger abzutrennen.

Noch scheußlicher war die Verstümmelungsepidemie im Camp Brun. Den Anstoß zu diesen Selbstverstümmelungen gab ein Sträfling, der nur eine kurze Strafe zu verbüßen hatte und demnächst freigelassen werden sollte. Dieser Galgenstrick war unüberwindlich faul. Wütend, daß er hart arbeiten mußte, grübelte er nach, wie er sich dem entziehen könne. So kam er auf den Gedanken, sich die Augen mit Dornen auszustechen.

Eine Woche darauf ahmten ihn vier Kameraden nach. Dann kam etwas anderes; es wurde Mode, sich einen Fuß oder eine Hand abzuschneiden, sich einen Arm aus den Gelenken zu lösen usw. Es war schrecklich! Das ganze Camp drohte eine Gesellschaft von Krüppeln zu werden.

Man mußte reagieren.

Das Camp war zu jener Zeit, von der ich spreche, von einem energischen Mann, M. V . . ., befehligt. Er machte nicht viele Umstände; für die Blinden ließ er eine Art Zirkus errichten und nötigte sie, dort täglich acht Stunden mit einem Sandsack auf dem Rücken im Kreis herumzutrotten. Die Einarmigen wurden vor Karren gespannt, und ähnliches für die anderen erdacht.

Dank dieser Therapeutik neuen Genres nahm die Epidemie rasch wieder ab.

Wenn man nicht die Energie hat, Invalide zu werden, begnügt man sich mit dem Hospital. Das tun die meisten zeitlich Verurteilten, indem sie irgendeine Krankheit provozieren.

Die Ärzte werden getäuscht, solange Bagnos bestehen werden. Zwischen der katarrhalischen Gelbsucht und der durch die Anwendung von geöltem Tabak vorgetäuschten, zwischen der echten Ruhr und derjenigen, die man durch das Einführen der Samenkörner des Sandbüchsenbaumes (huva crepitans) hervorbringt, ist es schwer, eine unterschiedliche Diagnose aufzustellen, wenn man nur nach äußeren Zeichen urteilt. Der Samen des Sandbüchsenbaumes verursacht ruhrartigen Stuhlgang, in Wasser aufgelöste Seife diarrhöetischen. Um alle Anzeichen der Augendiphtheritis hervorzubringen, genügt es, pulverisierten panacoco ins Auge zu streuen. Eine einfache Bindehautentzündung wird erzielt, wenn man mit einem Stift von Kupferschwefel unter die Lider fährt.

Aber hauptsächlich leistet man in Wunden Hervorragendes. Hier sind einige Rezepte: In den Verband einer kleinen Wunde, die man sich wohlweislich zuvor beigebracht hat, legt man direkt auf den Riß der Gewebe ein fünf Centimes-Stück; eine solche Wunde entzündet sich sicher und beginnt zu schwären. Die meisten Geschwüre am Bein, die in der Strafanstalt vorkommen, sind diesem Manöver zu verdanken.

Digitized by Google

Wenn das Geschwür nicht genügt, um die Türen des Hospitals zu öffnen, verschafft man sich eine eiterige Entzündungsgeschwulst, indem man in die dichteste Schicht des Zellengewebes einen Lumpen, ein Stück Knochen oder Fliegen einführt. Dieses Mal bleibt das Hospital nicht verschlossen und oftmals hat man sogar das Glück, als Krüppel wieder herauszukommen — mit einer Muskelverkürzung oder Gelenkversteifung, die einen von jeder schweren Arbeit dispensiert.

Eine Wunde, die in kalten Brand ausartet, läßt sich leicht dadurch erzielen, daß man eine Hautfalte hebt und einen Wollfaden, der mit Zahnweinstein bedeckt ist, durch die beiden Hautschichten zieht. So wird man alle Symptome des Spitalbrandes mit vollkommen dunkelblauer Färbung erreichen.

Die partielle Wassergeschwulst, speziell am Fuß, wird simuliert, indem man eine oder zwei Stunden mit einem Kork, der unter der Fußwölbung befestigt ist, geht. Eine Binde, drei Finger breit über den Ellenbogenmuskel geschnürt, bringt eine besondere Hautentzündung hervor, über die sich der geschickteste Arzt täuschen kann.

Folgende Beobachtung ist von den Notizen des Dr. Pierre kopiert: Ein Sträfling stellt sich bei der Visite mit einer bedeutenden Geschwulst an der Backe vor. Die Augenlider an derselben Seite zeigen eine Wassergeschwulst. Keine Röte, kein hohler Zahn, keine Spur von Entzündung. Überdies hat der Kranke keine Zahnschmerzen gehabt. Er sagt, daß er in der Nacht einen Insektenstich verspürt habe. Keine Spur eines Stiches. Seltsames Symptom: Beim Befühlen der geschwollenen Stelle bemerkt man ein gasartiges Knistern. Man untersucht die Lippenschleimhaut und findet einen kleinen bläulichen Punkt, eine leichte Schwärung.

Der Sträfling hatte mit einer starken Nadel die Lippenschleimhaut zerstochen, dann Mund und Nase mit der Hand zugehalten und mit aller Kraft exhaliert, bis die Geschwulst durch Einführung des Atems in die haarfeine Öffnung entstanden ist.

Der Skorbut, der ehedem in den Bagnos und Gefängnissen endemisch war, figuriert selbstverständlich unter den Krankheiten, welche die Sträflinge simulieren. Sie haben hiermit großen Erfolg. Bei einer Sprechstunde, die Dr. Arnould in dem großen Nickelbergwerk von Mr. Lucien Bernheim hielt, sah ich viele Sträflinge, die sich mit allen Symptomen des Skorbuts vorstellten. Ihr Zahnfleisch war geschwollen und weich, es schwärte und blutete; die Lippenschleimhaut war aufgetrieben; die Beine zeigten zahlreiche blutunterlaufene Flecken; das ganze Fleisch war hart und gespannt und schien bersten zu wollen. Und während ich diese Unglücklichen, deren Leiden mich den Ekel vergessen ließen, bemitleidete, suchte der würdige Doktor Arnould skeptisch seine Diagnose mehr in den unsicheren Augen der Kranken, als in dem äußerlichen Befund. Ich sagte mir, daß er entweder kein Herz habe oder doch wohl zu mißtrauisch sei.

Einige Tage später erfuhr ich von seinem Kollegen, daß der wirkliche Skorbut im Bagno äußerst selten geworden sei, und ließ mir beschreiben, wie der Sträfling es anstellt, um ihn zu simulieren. Zuerst reibt er sich das Zahnfleisch mit Salz ein; dann schnürt er sich die Beine oberhalb des Knies und der Ferse stark mit einer Binde ein, um die Blutzirkulation zu hemmen und eine Geschwulst hervorzurufen; endlich klopft er mit einem Riemen oder einem Brettchen auf die geschwollene Stelle und der Kunstgriff ist gelungen.

Ich übergehe die Syphilis, indem ich nur erwähne, daß die Sträflinge groß darin sind, sich durch verschiedene Künste die hauptsächlichsten Begleiterscheinungen dieser Infektion zu verschaffen. Es gibt im Bagno ebenso viel falsche Luetiker als echte.

Will man sich bei der Visite mit eiternder Gicht vorstellen, so ist nichts einfacher als das! Man braucht sich nur ein Haar in das gewählte Gelenk einzunähen. Wenn man fürchtet, daß der Arzt den Rachen untersucht, so befestigt man einen kleinen Kieselstein am Ende eines Bindfadens, verschluckt den Kiesel, indem man den Faden mit den Zähnen hält, und läßt sich die Magenschleimhaut gehörig abkratzen.

Digitized by Google

Den Gipfelpunkt von Energie zeigte ein Simulant, von dem mir E. Telle, der frühere Strafanstaltsdirektor, erzählte. Ein Sträfling war volle siebzehn Jahre im Gefängnis gewesen. Einige Tage vor seiner Einkerkerung verlor er die Sprache. Während siebzehn Jahre hatte man es mit einem völlig stummen Gefangenen zu tun. Endlich kam der Tag seiner definitiven Freilassung, und als alle Formalitäten erfüllt waren, als er die Schwelle überschritt, sagte er mit sonorer Stimme zum Direktor: „Bonjour monsieur!"

Die Entdeckung einer simulierten Krankheit zieht für den Patienten nach der Genesung strenge Maßregeln nach sich. Aber dies hält die Simulanten nicht ab. Im Bagno lebt man in den Tag hinein. Die Vorstellung der Leiden des nächsten Tages verblassen ganz vor dem tierischen Impuls, irgendein momentanes Gelüste zu befriedigen. Dies wissen die Doktoren der Jurisprudenz und die Kriminalisten noch nicht; wohl aber die Mediziner, die dem Deportationsdienst zugeteilt sind. Sie haben Herzen und Nerven der Bagnards erforscht, sie kennen die Pathologie und die Psychologie des Bagnos und mit ihnen soll man nicht über den „Besserungszweck der Strafe" sprechen.

So zittert auch der Sträfling, der sich gegen die Aufseher arrogant und spöttisch benimmt, vor dem Arzt. Er ist sein Meister, der Meister seiner Geheimnisse. Man erreicht es, ihn zu täuschen, aber viel unbequemer als die anderen; die einfache Heuchelei genügt hier nicht.

b) Der Cachot noir.

Da die Simulanten den verschärften Arbeitszwang illusorisch machten, suchte man mit schärfsten Disziplinarstrafen vorzugehen, um denen, die auf das Zuckerbrot nicht reagierten, die Rute fühlen zu lassen.

Mit den Disziplinarstrafen während der Strafvollstreckung ist es nun so eine Sache.

Körperliche Züchtigung wollten die Franzosen nicht einführen. „Bei uns" (Franzosen nämlich), „sind brutale Strafen, wie sie im übrigen Europa noch praktiziert werden, ganz unmöglich. Es verbietet sie die Ehrfurcht vor der Würde des Menschen, die uns vor anderen Nationen auszeichnet und die Milde unserer Sitten," sagt ein französischer Kommissionsbericht vom Jahre 1854.

Kurze unverschärfte Freiheitsstrafen haben keinen Sinn. Was macht es einem Menschen, der an sich schon eine Freiheitsstrafe verbüßt, aus, ein paar Tage ein Gefängnis im Gefängnis zu beziehen? Die Einsperrung muß, wenn sie innerhalb einer anderen Freiheitsstrafe verhängt wird, sehr rigoros vollzogen werden, sehr viele strafverschärfende Momente haben, um überhaupt als Disziplinarmittel empfunden zu werden.

Man griff deshalb in Neukaledonien zum Cachot noir. Einzelhaft, verschärft durch Verfinsterung des Lokals.

Der „cachot noir" ist ein finsteres Loch von 3 m Länge und $1^1/_4$ m Breite, ohne Fenster, ohne Licht. Nur eine kleine vergitterte Klappe sorgt für Luft und eine doppelte Türe verhindert jede Kommunikation mit der Außenwelt. Ursprünglich öffnete sich die Kerkertür, wenn die Strafe des cachot noir einen längeren Zeitraum als einen Monat umfaßte, nur alle Monate einmal. Nach Ablauf von je 30 Tagen durfte der Gefangene stets 8 Tage in einer hellen Zelle verbringen, um dann wieder für weitere 30 Tage in die Finsternis zu wandern.

Heute ist das System weniger streng. Es wird alle Woche ein Tag „local clair" erlaubt und täglich eine Stunde Spaziergang gestattet. Die Höchstdauer des cachot noir ist auf 2 Jahre beschränkt. Auch die Fesselung des Nachts ist seit 1900 abgeschafft.

Digitized by Google

Was war die Folge dieser zweifellos sehr harten und grausamen Methode, die Besserung zu erzwingen? Die Sträflinge wurden nach längerem Aufenthalte im cachot noir irrenhausreif. Ich bin kein Psychiater und wage daher keinen kausalen Zusammenhang zwischen langdauerndem Dunkelarrest und dem Ausbruch von Geistesstörungen zu behaupten. Ich kann nur referieren, daß der Weg ins Irrenhaus auffallend häufig durch den cachot noir führte. So erzählte mir der Arzt, der mich durch das Irrenhaus Noumeas geleitete.

Bereits im Garten, der von einer hohen Mauer umfriedet war, sah ich merkwürdige Gestalten. Einer ging mit den Händen auf dem Rücken im Eilschritt auf und ab. Er hat seit Jahr und Tag kein Wort mehr gesprochen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend macht er unermüdlich denselben Weg und hat nur Interesse für den gleichmäßigen Takt seiner Schritte, dem er lauscht.

In einem Gartenbeet grub ein anderer die Erde um und lächelte unentwegt vor sich hin. Ein dritter stand mitten im Weg und starrte mit leeren Augen auf einen Stein im Sand. Als wir an ihm vorbeikamen, wich er keinen Zoll breit aus und nahm nicht die geringste Notiz von uns. Seine Gedanken waren genau auf den Stein konzentriert.

Der nächste Geisteskranke, der uns begegnete, grüßte vertraulich, trat dann mit verständnisinnigem Augenblinzeln auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr, indem er nach dem Buddha deutete, der noch immer den Stein fixierte: „Der Arme dort ist total verrückt, mein Herr! Ist das nicht schrecklich? — Alle diese Leute hier sind wahnsinnig. Nehmen Sie sich wohl in acht, mein Herr!“

Das waren die Harmlosen. Daß es noch Kranke gefährlicherer Art gab, darüber belehrten mich vereinzelte Schreie, die ich aus dem Gebäude schallen hörte.

Das Innere dieses Irrenhauses glich einer Tierausstellung. Die meisten Kranken kauerten hinter Eisenstäben. Viele fingen zu brüllen und schreien an, als sie die Beamten sahen und rüttelten in ohnmächtiger Wut an den Gittern. Andere liefen gleich gefangenen Bären in den kleinen Käfigen auf und ab. Einer saß auf der Erde und kratzte unermüdlich mit zerschundenen Fingern auf dem Asphaltboden der Zelle. Er wähnte, sich so einen Weg ins Freie bahnen zu können.

In einem anderen Abteil stand ein riesiger, muskulöser Mann und starrte uns regungslos an. Er zuckte mit keiner Wimper und seine Augen glichen denen eines Leichnams. Wie ich erfuhr, glaubte er, nur von Menschenfleisch leben zu können und mußte gewaltsam ernährt werden.

Das sind Produkte des „silence system“, der rigorosen Einzelhaft.

c) Die Kollektivhaft.

Aber die Kollektivhaft? Vielleicht ist diese geeigneter? Man hat, um den Besserungsfaktor „Arbeit“ intensiver zur Anwendung bringen zu können, „fliegende Sträflingscamps“ errichtet. Tagsüber ließ man die Sträflinge Straßen bauen, nachts verwahrte man sie in Bambushütten, die direkt an der Arbeitsstelle errichtet wurden. Natürlich konnte man nicht für jeden Sträfling eine separate Hütte bauen, sondern man mußte die Kollektivhaft anwenden.

Zu welchem fürchterlichen Zustand solche Kollektivhaft führt, sei an einem drastischen Beispiel des Carol'schen „Bagne“ gezeigt.

Gegen neun Uhr abends, mitten im „Busch“, sagte der Distriktschef zu mir:

„Kommen Sie mit mir!“

Er führte mich einen steilen Fußpfad hinauf, der uns zu einem „fliegenden Sträflingskamp“ führte.

Digitized by Google

Man hatte für diese Niederlassung den Gipfel eines baumlosen Hügels gewählt, der leicht zu überwachen war.

Die Aussicht war herrlich wie überall, wo man sich auf dieser paradiesischen Insel etwas über den Horizont erhebt. Der leuchtende tropische Mond hüllte mit seinen seidenen Schleiern einen Kreis von waldigen Bergen ein, hinter denen ich den unendlichen Ozean blinken sah.

Mein Führer sagte zu mir:

„Da drinnen sind einige sechzig Sträflinge. Sie schlafen auf Feldbetten. Das ist besser als Federbetten. Man ruht ebenso gut darauf aus und es ist gesünder. Auf seinen Inspektionsreisen benützt der Gouverneur immer ein Segeltuchbett; er begnügt sich damit, eine dicke Schicht von frischem Farnkraut darauf schütten zu lassen. Köstlich, dieses frische Farnkraut! Aber ich habe Sie hierher geführt, um Ihnen einen Einblick in das niedrigste, was es in der Welt gibt, zu gewähren: in einen Schlafraum von Sträflingen."

„Vorzügliche Idee, für die ich Ihnen dankbar bin. Ich werde also den Schlaf des „Bagnard" mit demjenigen des Gerechten vergleichen können. Wo geht man hinein?"

„Nur gemach! Niemand kann nachts in eine Sträflingsbaracke."

„Niemand? Und die Aufseher?"

„Die Aufseher am wenigsten. Sehen Sie den Posten dort, der die Hütte umstreift und der gleich durch einen anderen abgelöst wird? Er ist nur da, um im Fall einer Flucht Feuer zu geben. Wenn er sich ins Innere der Baracke wagen würde, hätte er nicht mit der Möglichkeit zu rechnen, lebendig wieder herauszukommen. Er würde unverzüglich geknebelt, gefesselt und von Messerstichen durchbohrt werden; und die Administration würde die wahren Täter niemals entdecken können. Unter Campgenossen verkauft man sich nicht. Man müßte auf die gerichtliche Untersuchung verzichten oder in Bausch und Bogen einige sechzig Individuen zum Tode verurteilen."

„So werde ich also nichts sehen können?"

„Sie können hören. Legen Sie Ihr Ohr an die Wand der Hütte und horchen Sie."

„Diese Herren schlafen also nicht?"

„Noch nicht. Sie unterhalten sich noch." — —

Ich werde mich hüten, die schrecklichen Gespräche wiederzugeben, die ich dem rätselhaften „Argot" entnehmen konnte, das dort geredet wurde.

Man kann sie mit zwei Worten charakterisieren: Bestialität, Sadismus. Von Zeit zu Zeit, wenn eine Pause eingetreten war, ließ eine schwache Stimme, die Stimme eines Greises, Betrachtungen fallen, die einen ganzen Traum von Blut und Unflätigkeit zusammenfaßten.

Wie recht hatte jener alte, etwas sentimental angehauchte Sträfling, der mir einmal sagte: „Es ist fraglich, ob selbst ein Engel durch diese Gesellschaft von Teufeln gehen könnte, ohne sich dabei die Flügel zu beschmutzen."

Erst kürzlich deckte M. L. Beauchet, Lehrer des Kolonialrechts an der Universität von Nancy, die Wunde in einer Broschüre auf, die alle Chimären der Kriminalisten und alle Mißgriffe der Administration nach Gebühr behandelt.

„Alle, welche das Schauspiel des Bagno in der Nähe gesehen haben, waren ganz entsetzt von der Verderbtheit, die durch die Ansammlung so vieler schlechter Elemente hervorgerufen wird. Einige von ihnen würden sicher in der Isolierhaft sich bessern, vereint können sie sich nur gegenseitig erniedrigen. Man hat unter ihnen Unglückliche angetroffen, welche nur im Affekt oder im vorübergehenden Wahnsinn ein Verbrechen begangen und es nach ihrer Verurteilung zur Zwangsarbeit aufrichtig bereut haben. Aber einmal im Milieu des Bagno untergetaucht, haben sie sich dort vollständig verloren, wenn sie nicht vor Kummer und Ekel gestorben sind. Wehe dem Armen, der — allein inmitten zwanzig oder dreißig Elender — nicht wie sie handeln will, der darauf beharrt, einige ehrliche Gefühle zu be-

Digitized by Google

halten, oder der gar mehr arbeiten will, als die anderen. Man überhäuft ihn mit Beschimpfungen und mit abscheulichen Späßen, man unterzieht ihn unsagbaren Quälereien, man stiehlt oder zerreißt seine Kleider, versteckt oder ruiniert seine Werkzeuge, für die er verantwortlich ist, und führt vor seinen Augen die empörendsten Szenen von Unmoralität auf, ohne daß die Aufseher etwas davon merken. Wenn er sich beklagt, riskiert er sein Leben, und keine Untersuchungskommission der Welt könnte seine Mörder ausfindig machen.

Die Solidarität des Lasters! Sie kann nur dadurch aufrecht erhalten werden, daß die Stärkeren unter den Sträflingen eine eiserne Disziplin über ihre schwächeren Mitgefangenen ausüben.

In manchen Camps ist die Regierungsform ein Prinzipat, in den meisten eine Oligarchie. Das Ziel dieser Herrennaturen, die im Gefängnisjargon „macques", „zigues", „tierces", „draquignans" heißen, ist nicht, dem Bagno zu entfliehen, sondern dort besser zu leben, dort ihre blutdürstigen oder liederlichen Instinkte ungestraft zu befriedigen.

Den Wächtern sind sie nicht so gefährlich als den „pantriaux", das heißt der Mehrzahl ihrer Kettengenossen, die schüchterner oder weniger schlau sind. Diese sind es, die sie verderben und auf deren Kosten sie ihre Tyrannei ausüben.

Die „pantriaux"! Selbst das Bagno hat seine Parias. Im Bagno wie überall sind die Stärkeren und Roheren die Meister und die Schwächeren ergeben sich ...

Je nach den Arbeitsverhältnissen findet zwischen den einzelnen Camps ein häufiger Wechsel von Arbeitern statt. Dabei kommt es oft zu blutigen Zusammenstößen zwischen den macques. Die Neuangekommenen versuchen, die alten zu enttronen und letztere wollen die einmal eroberte Stellung verteidigen. Auf jeder Seite rüstet man zum Krieg; man bewaffnet sich so gut wie möglich. Knüttel, Pflastersteine, Messer, alles ist stillschweigend vorbereitet. Wenn das Arsenal komplett ist, beginnt die Schlacht.

Die Partie ist schnell entschieden. Es bleibt immer wenigstens ein Toter auf dem Platz und einige Krüppel, die dann den Rest ihrer Strafe, vielleicht ihrer Existenz, im Spital verleben werden.

Die kräftigsten unter den Überlebenden, die die rohesten und hinterlistigsten Schläge geführt, werden feierlich als Herren des Camps anerkannt und eine Flasche Branntwein besiegelt den Treuschwur der Untertanen.

Dann nimmt das gewöhnliche Leben, das heißt das regelmäßige Schröpfen der „pantriaux" wieder seinen Lauf, bis eine neue Bande von draußen kommt, und alles wieder von vorne beginnt.

Neben dieser grausamen Tyrannisierung der schwächeren Elemente durch die gewalttätigen zeitigt das Zusammenleben der Sträflinge noch weitere Mißstände.

Die Homosexualität, das Bagnolaster par excellence, dessen Befriedigung der einzige Lebenszweck mancher Sträflinge zu sein scheint, grassiert in Neukaledonien leider ebenso, wie in allen Zuchthäusern, wie überhaupt an allen Orten, wo die Trennung der Geschlechter sich über normale Grenzen hinaus verlängert, und wo das religiöse Ideal der Enthaltsamkeit nicht zu Hilfe kommt.

Während aber unsere Gefängnisse enge Räume sind, in denen eine bequeme Überwachung das Laster reduzieren kann, hat das koloniale Bagno ihm so außergewöhnlich günstige Bedingungen geboten, daß das Maximum erreicht wurde.

Die administration pénitenciaire wirft, so viel sie kann, einen keuschen Schleier über dies Genre von Kultur, das im Programm nicht vorgesehen war. Man muß diesen Schleier lüften; es ist Zeit, zu sagen, daß die Strafkolonie, die für ganz andere Arbeiten bestimmt ist, hauptsächlich der Pflege des Busserantentums dient.

Wenn ein Sträfling ins Bagno kommt, der noch jung ist oder wenigstens noch frische Gesichtszüge besitzt, so ist er der Lüsternheit der Anormalen rettungslos preisgegeben. Sie beginnen mit Schmeicheleien; wenn diese schlecht aufgenommen werden,

Digitized by Google

was meist der Fall ist, wie zur Ehre unserer kriminellen Jugend konstatiert sei, so wenden sie Drohungen und noch gefährlichere Mittel an. Der Stechapfel (Stramonium) wächst in Neukaledonien im Überfluß: ein Absud dieses Giftes bringt vorübergehend Hysterie und vollkommene Bewußtlosigkeit hervor. Nach mehreren Einflößungen fällt der Patient in einen Zustand vollständiger Passivität. Es ist um ihn geschehen, jetzt gehört er der Sippe.

Später, wenn er älter wird, nimmt er sein Gewehr auf die andere Schulter, wenn ich mich so ausdrücken darf, und wird dieselben Verführungskünste, deren Opfer er geworden, bei den Neuangekommenen anwenden.

Das Bagno hat so nicht nur seine „Könige", sondern auch seine „Königinnen". Sie sind von ebenso viel Liebe und Rücksicht und Galanterie umgeben, als die, von denen Maeterlinck uns so hübsch in seinem „Leben der Bienen" erzählt. Auch im Bienenstock des Bagnos sind Hummeln und Drohnen ihren Königinnen leidenschaftlich ergeben. Für sie sammelt man Honig, leidet und stirbt man. Man reserviert für sie den besten Teil vom Ertrag der Diebstähle und der Gratifikationen, ja sogar von der spärlichen vorschriftsmäßigen Ration. Man achtet darauf, ihnen Ermüdungen zu ersparen, man macht statt ihrer die schweren Arbeiten, die für ihre Händchen nicht geeignet erscheinen. Man macht ihnen Kopfkissen, damit sie weicher gebettet seien. Schließlich, da die Eleganz der Dessous keine Nebensache ist, stattet man sie mit feinen Gürteln und mit seidenen Fetzen aus, die sie unter dem Sträflingskittel auf der bloßen Haut tragen.

Häufig mißbrauchen die Königinnen die Situation mit grausamer Koketterie, wenn sie sehen, daß mehrere Anbeter sich den Rang durch Großmutsbezeigungen und durch Messerstiche streitig machen.

So ist das Bagno oftmals der Schauplatz der unsinnigsten Leidenschaftsverbrechen. Die Aufopferungsfähigkeit dieser Perversen übertrifft alles, was man sich vorstellen kann. Es gibt welche, die alle Übertretungen, selbst die ernstesten Freveltaten, deren sich der Gegenstand ihrer zärtlichen Liebe schuldig gemacht, auf sich nehmen. Einige haben sich einkerkern, ja sogar guillotinieren lassen für ihre Königin, die in diese erhabene Lüge einwilligte und stolz darauf war, ein „moriamur pro rege nostro!" zu provozieren.

Wenn auch die Koketterie den Königinnen erlaubt ist, so fordert man doch von ihnen Treue. Ein „Ehebruch" ohne ernstes Motiv wird sehr streng beurteilt und man ist allgemein der Ansicht, daß er mit einem guten Mord heimgezahlt werden muß.

Wenn es sich nur um eine kleine Untreue handelt, wird die Rechnung gewöhnlich mit einem Messerstich in jenen Körperteil, den man „Corpus delicti" nennen könnte, beglichen.

Ein sehr alter Sträfling, der niemals den Lastern des Bagno verfallen ist, (wenn man ihm Glauben schenken darf), sagte mir, daß er einige junge Sträflinge gekannt habe, die genügend Energie besaßen, um sich zu verstümmeln und zu töten, weil sie neuen Attentaten entfliehen und dem Ekel, den sie vor sich selbst hatten, ein Ende bereiten wollten.

Die Sache ist nicht unmöglich, nicht einmal unwahrscheinlich. Sie könnte, wenn sie wahr ist, die Sitten, die wir schildern, nur noch scheußlicher erscheinen lassen.

1878 wollte der Kommandant der Strafanstalt dem Laster Einhalt tun. Auf seinen Befehl machten die Aufseher Jagd nach Paaren, welche tagsüber Rendezvous hatten (von den nächtlichen mußte man absehen). Wenn sie eins abfaßten, ließen sie den Kopf des Pathikus ganz kahl scheren und den Kopf des Partners nur zur Hälfte. So mußte das Paar an drei aufeinanderfolgenden Tagen vor dem versammelten Bagno defilieren. Diese Paraden waren zahlreich. Habe ich nötig, zu sagen, daß sie ihren Zweck verfehlten? Unnützerweise in ihren liebgewonnenen Gewohnheiten gestört, fragten die Sträflinge sich erstaunt, wohinaus der Kommandant wolle, und machten sich bald über

Digitized by Google

den Störer ihrer Liebesfreuden lustig. Dieser ließ es sich gesagt sein. Die Vorführungen wurden eingestellt, gerade als das ganze Bagno sich um die solidarische Ehre bewarb, bei ihnen zu figurieren.

In Neukaledonien wie in Guyana zeigt sich das Bagno-Laster am häufigsten in der Form von quasi-Ehepaaren, die durch feierliche Eide verbunden sind. Außerdem hat es auch seine freien Amateure, seine „journaliers", seine Spezialisten — gerade so wie die normale Prostitution.

* *
*

Ein anderes Laster, das in der Kollektivhaft grassiert, ist das Spiel. In der Barackengemeinschaft erreicht dieser Unfug natürlich den Höhepunkt. Dort gibt es regelrechte „Spielhöllen". Die Bankhalter sind meist südländische Sträflinge, die, begünstigt durch die acht Stunden Muße, deren sich die Sträflinge erfreuen, recht gute Geschäfte machen.

Mit beschnittenen Karten und einer Wolldecke, die als Teppich dient, ausgerüstet, etablieren sich die Kerle bald in der einen, bald in der anderen Hütte. Dann beginnen sie unter sich ein Spiel, ein Gemisch von „Lansquenet" und Baccarat, welches sie „la Vendôme" nennen. Verlust und Gewinn werden simuliert und die Goldstücke des gemeinschaftlichen Fonds gehen von Hand zu Hand, bis die Spielwut der Zuschauer sich entfacht.

Erst dann wird die Partie ernst und es beginnt ein methodisches Rupfen der naiven Partner, wie an den Rouletten gewisser Seestädte des Orients. Der Absinth und der Zuckerbranntwein muß die Augen derer trüben, die zu klar die Manipulationen des Bankiers beobachten. Die Spieler, die zu Boden getrunken sind, werden sofort durchsucht und des Inhalts ihrer geheimsten Taschen beraubt.

Wenn ein Partner widerstandsfähiger gegen den Alkohol ist, die Betrügereien merkt und zu lebhaft protestiert, wird der Knüttel und das Messer als letzter „Trumpf" ausgespielt und die Vendôme endet als wüste Schlägerei.

In den Schlafsälen der 3. und 2. Klasse sind die Begleiterscheinungen der Kollektivhaft nicht erfreulicher.

Nachts sind diese Baracken oft der Schauplatz wüster Szenen. Blutige Schlägereien, grausame Racheakte sind nicht selten und fast nie gelingt es, die Schuldigen zu entdecken.

Es kommt — sagte de la Loyère, — zuweilen vor, daß man eines Morgens in der Ecke einer Hütte einen röchelnden Mann findet, dem die Brust von Messerstichen durchlöchert ist. Man richtet den Verwundeten auf, man befragt seine Gefährten; niemand hat etwas gesehen, niemand hat etwas gehört: jeder schlief den tiefen Schlaf des Gerechten, der so ruhig wie sein Gewissen war; man befragt das Opfer, das mit schwacher Stimme antwortet. Es weiß nicht, wer der Täter war. Welches Drama muß sich beim Schein der rauchigen Laterne, die den unheimlichen Schlafsaal nur vage beleuchtet, abgespielt haben. Man kann sich kaum etwas Tragischeres vorstellen, als diesen tötlich Verwundeten, welcher seine Schmerzensschreie erstickt, um seine Mörder nicht bloßzustellen.

Ich habe folgendes gesehen: Ein Trupp Sträflinge sollte zur Arbeit gehen; sie waren in zwei Reihen aufgestellt und man hielt Appell:

„He, du dort!" rief der Aufseher, „halte dich gerade! Hacken zusammen und die Hände an die Hosennaht!"

Der Aufgeforderte versucht zu gehorchen, aber plötzlich, totenbleich, bricht er

Digitized by Google

zusammen. Warum hat er die vorschriftsmäßige Stellung nicht eingenommen, warum die Hände unter seinem Arbeitskittel versteckt ? Weil er seine Eingeweide zurückhielt, welche aus einer entsetzlichen Wunde hervorquollen, die ihm vor einigen Augenblicken beigebracht worden war. Die Täter waren vielleicht seine Genossen im hamac.

Auch er ist gestorben, ohne einen einzigen Namen auszusprechen, und wenn man auch Verdacht hatte, so fehlten doch die strikten Beweise, um den Schuldigen abzufassen. Ich finde, daß das spartanische Kind mit seinem Fuchs, von dem man im Gymnasium bis zum Überdruß gehört, nicht heldenmütiger gehandelt hat.

Macé, der Scharfrichter Neukaledoniens, wurde mit achtzehn Messerstichen bedacht, von denen einer einen ehrlichen Menschen getötet hätte. Bei ihm freilich hatten die Wunden nur zur Folge, daß die Wildheit seiner Physiognomie noch um einige Narben scheußlicher wurde. Niemals hat man aus ihm etwas über seine Angreifer herausbringen können.

Man begreift, wie viel Mühe die Polizei sich geben muß, um „Angeber“ zu finden. Diese Unglücklichen erkaufen ihre kleinen Vergünstigungen oft sehr teuer. Einige Glas Wein, die sie im Geheimen hinunterschlucken dürfen, werden manchmal mit dem Leben bezahlt.

1889 entfloh einer der im Strafdepot internierten Sträflinge. Da es ein sehr kühner und gefährlicher Bandit war, setzte man alle Hebel in Bewegung, um ihn wieder einzufangen. Während einer Woche suchte man das Gebüsch ab, durchforschte die Höhlen der Insel Nou, fand aber nichts.

Schon glaubte man, daß er das Festland erreicht hätte, als eines Tages ein alter, gebrechlicher Sträfling, der bei den barmherzigen Schwestern im Hospital beschäftigt war, Futter für sein Pferd holen wollte. In dem Augenblick, als er seine Heugabel in den aufgeschichteten Blätterhaufen senken wollte, sprang ein kräftiger Bursche, das Messer in der Hand, mit drohender Miene heraus.

Bei diesem unerwarteten Anblick ließ der Alte seine Gabel fallen.

„Verstecke mich und schweige,“ flüsterte der Bursche mit leiser Stimme.

Zitternd, wie das Laub vor ihm, gehorchte er, deckte den Blätterhaufen wieder zu und entfernte sich so schnell als ihn die schlotternden Knie trugen. Er verließ den Garten, schloß die Türe vorsichtig ab und ging, um dem Aufseher sein Abenteuer zu berichten. Nach 5 Minuten war der Flüchtling gefesselt und in Sicherheit gebracht.

Aber nach kaum einem Monat lag die Leiche des alten Galeeren-Sträflings mit durchschnittener Gurgel neben dem Blätterhaufen. Trotz der dicken Mauern und der dreifachen Umzäunung des Gefängnisses war der Schrei nach Rache gehört worden.

* *
*

Abgesehen von alle dem bietet schon das tägliche Zusammensein der Sträflinge bei der Arbeit genug Gelegenheit zur moralischen Infektion.

Drei Beispiele, deren Kenntnis ich de la Loyère verdanke, seien hier als Illustration angeführt.

Aus ihnen kann man ersehen, wie auch in Neukaledonien das Gefängnis einem Strudel gleicht, der jeden, der einmal hineingeraten ist, immer tiefer hinabzieht und nie mehr von sich läßt.

Vor einigen Jahren verurteilte das Schwurgericht von der Seine einen Monsieur P. de la C. zur Zwangsarbeit, weil er versucht hatte, seine luxuriöse Wohnung in Brand zu stecken, die er in einem der schönsten Viertel von Paris inne hatte.

Es war ein Aufsehen erregender Prozeß, denn P. de la C. gehörte einer vornehmen Familie an, nahm eine hohe Stellung ein und war in der Gesellschaft sehr bekannt.

Digitized by Google

Man schickte ihn nach Neukaledonien, und jetzt hat er seine Strafe abgebüßt. Ich habe ihn dort gesehen und mit ihm gesprochen. Nun wohl, dieser ehemalige „Gentleman" früher elegant und korrekt, ist jetzt schmutzig und zerlumpt; er trinkt, er stiehlt, er fröhnt allen Lastern und verbringt sein Leben in der Gesellschaft der verworfensten Freigelassenen Nouméas.

Ein anderes Beispiel:

Der Abbé K . . ., der ehemals Generalvikar einer Diözese war und verurteilt wurde, weil er sich Gelder, die für ein Wohltätigkeitswerk bestimmt waren, angeeignet hatte, huldigt gleichfalls dem Kultus des Branntweins; erloschene, tiefliegende Augen in einem fahlen Gesicht, graue, ungekämmte, schmutzige Haare, so sehen wir heute den ehemaligen Domherrn, den man fast zum Prälaten ernannt hätte.

Ein dritter trauriger Beleg ist Mary Cliquet:

Man hat ihn auf dem Boulevard noch nicht vergessen, den Modenotar und dramatischen Autor, den Politiker und Finanzier. Mehr als eine hübsche Sünderin muß noch heute in ihrem Album seine Photographie mit vielsagender Widmung finden oder wird sich im Grunde ihres Herzens, oder was dafür gilt, das Bild dieses liebenswürdigen, geistreichen, feinen und vor allen Dingen großmütigen Kavaliers bewahrt haben.

Lugete Veneres! Noch kürzlich schob Cliquet mit nacktem Rumpf, von der tropischen Sonne verbrannt, mit einer schweren Kette an den Füßen und unter die „Unverbesserlichen" eingereiht, die Schubkarre. Zweimal am Tage entkleideten ihn die Kanaker, wendeten seine Taschen und steckten ihre schmierigen Finger in seinen Mund, um nachzusehen, ob er nicht irgendein Instrument verborgen habe, das ihm zur Flucht oder zum Morden dienen könne. Er ist in der Zelle gestorben.

Die Kollektivhaft scheint also auch wenig geeignet, die Träume der Besserungstheoretiker zu verwirklichen.

d) Die Todesstrafe.

Und die Todesstrafe? werden die Zielbewußten fragen. Die Todesstrafe als letzter Ausweg, um die schlimmsten Fäulniserreger und Übelstifter aus der Sträflingsgesellschaft auszumerzen, um hin und wieder ein Exempel zu statuieren, um Exzesse der schlimmsten Art zu sühnen?

Auch von diesem Strafmittel hat man in Neukaledonien Gebrauch gemacht. Kein Mittel sollte unversucht bleiben, das geeignet schien, die Besserung der neukaledonischen Sträflinge zu unterstützen. Die Anhänger der reinen Besserungstheorie verschmähten es nicht, in der Schule der Abschreckungs- und Generalpräventions-Theorie zu hospitieren.

Eine Hinrichtung in Neukaledonien hat keine Ähnlichkeit mit einer solchen vom Platz de la Roquette, nur der Endeffekt ist derselbe.

Dort öffnet sich die Türe des Gefängnisses, man stützt ein apathisches, stumpfsinniges Wesen, das man schnell auf die unheimliche Planke stößt; auf der Erde Blut; ein Karren, von Pferden in Galopp gezogen; alles huscht flüchtig an uns vorüber, wie eine Vision, wie ein Spuk, wie etwas, das sich verstecken will.

In Neukaledonien ist nach Ansicht der Pönologen diese Methode des Schaffots, das nur für einige schläferige Journalisten sichtbar ist, nicht am Platz; dort muß die Todesstrafe in ihrer abschreckendsten Form vollzogen werden, um die Widerspenstigen zu bändigen, man muß ihnen allen zeigen, daß die Köpfe, die das Beugen verweigern, abgeschlagen werden.

Die Hinrichtungen finden immer auf der Insel Nou statt. Der ausgewählte Platz ist ein großer Hof in Form eines verlängerten Rechteckes, welches von zwei massiven,

Digitized by Google

fensterlosen Gebäuden flankiert wird. An der Südmauer liegt ein schweres, eisernes Tor, das von zwei Posten bewacht wird.

Dies ist die Szenerie; nun zum Drama:

Nachdem am Vorabend der Exekution die Schlafsäle geschlossen wurden, hat man die Guillotine auf vier mächtigen Quadersteinen, die in den Boden eingerammt sind, errichtet. Das dreieckige, mit Blei beschwerte Messer wird aus der Scheide gezogen und oben auf die Gleitstange gelegt. Wenn der Henker und seine drei Gehilfen den letzten Hammerschlag getan und ihre Vorbereitungen getroffen haben, schließt ein Wächter sie wieder in die Hütte ein, wo sie für gewöhnlich an der Seite ihrer unheilvollen Maschine schlafen.

Jetzt scheint alles wieder in Ruhe versunken zu sein. Nichts stört die Stille der Tropennacht, des leuchtenden, funkelnden Sternenhimmels.

Die Guillotine steht einsam auf dem weißen Sande, den der Mond bestrahlt; der Schatten, den die zwei Pfosten werfen, gibt ihnen das Aussehen unendlich langer Arme.

Es schlägt drei Uhr.

Einige Männer mit einer Stocklaterne durchqueren mit schnellen Schritten den Hof und begeben sich ins Gefängnis; es ist der Kommandant mit dem Geistlichen, dem Polizeikommissär und zwei Aufsehern. Sie betreten das Gefängnis, gehen über die Vorhöfe und Korridore und erreichen das Gitter vor den Kerkern der zum Tode Verurteilten.

Kaum hat der Schlüssel das Schloß berührt, so geht eine Bewegung von einem zum andern Ende des Ganges. Die Verurteilten horchen auf; sie richten sich in ihren Britschen empor, halten den Atem an und spitzen die Ohren. Schweißtropfen stehen auf der Stirne. Sie warten. Welche Tür wird sich öffnen?

Die Todesangst, die sie schüttelt, dauert nicht lange; man hebt eine eiserne Stange; der Kommandant ist in eine der Zellen getreten.

Der Ärmste, der sie bewohnt, wird aschfahl; er hat begriffen, daß seine Stunde diesen Morgen schlägt.

Der Form wegen kündigt man es ihm an; dann frägt man ihn, ob er geistlichen Beistand wünscht.

Die Frage wird beinahe immer bejaht, denn der Sträfling weiß, daß der Geistliche nur milde Worte für ihn hat. Ihn beauftragt er damit, seiner Mutter, seinen Kindern, einen letzten, liebevollen Gruß zu übermitteln, aber vor allen Dingen kann er vor ihm weinen, weinen und stöhnen, wie ein kleines Kind.

Bald muß er vor all den anderen den Kopf hoch halten und, ohne Schwäche zu zeigen, aufrecht gehen.

Der ehrwürdige Pater David bleibt allein mit dem Delinquenten, aber die Vorschrift gestattet trotz der Bitten des tapferen Missionärs nicht, daß die Tür hinter ihm abgeschlossen wird. Die Aufseher stehen in einiger Entfernung, um die letzte Unterhaltung zwischen Priester und Sträfling nicht zu stören, gleichzeitig aber auch, um im Notfall zu Hilfe zu eilen.

Bald benachrichtigt man den Geistlichen, daß er seinen Platz jetzt dem Henker überlassen muß. Er zieht sich zurück. Sein Gesicht ist so weiß wie sein Haar. Oftmals aber leuchtet in seinen Augen etwas wie Freude. War sein Bemühen erfolgreich? Vielleicht!

Der Verurteilte hat scheinbar seine Ruhe wiedergewonnen. Er leistet seinem Henker keinen Widerstand. Dieser bindet ihm die Hände auf den Rücken und legt ihm Fußfesseln an, so daß er nur mit kleinen Schritten gehen kann. Der Kragen seines Hemdes ist bis zu den Schultern weit ausgeschnitten. Der Reisende ist bereit, seine letzte Reise anzutreten.

Während alles dies sich in der Zelle abspielt, hat das Aussehen des großen Hinrichtungshofes sich verändert. Die Tür der Mauer hat sich geöffnet. Der Strafanstalts-

Digitized by Google

direktor ist eingetreten, begleitet von einigen Beamten, Richtern und Ärzten, deren Gegenwart bei der Exekution erforderlich ist.

Die Beamten setzen sich links von der Guillotine. Etwa dreißig Aufseher mit gestreckten Waffen stellen sich hinter sie. Einige Augenblicke später postiert sich rechts eine Kompagnie Infanterie in Reih und Glied. Ein Bataillonschef und ein Hauptmann befehligt sie. Sobald die Soldaten auf ihrem Platze sind, hört man den dumpfen Lärm klirrender Ketten sich nahen. Es sind die Sträflinge der Ile Nou, die sämtlich zum Hinrichtungsplatz geführt werden, um der Exekution beizuwohnen. Sie kommen in geschlossener Kolonne, machen alle Wendung linksum und stehen der Guillotine gerade gegenüber.

Der Kommandant erteilt einen Befehl; Soldaten und Aufseher laden ihre Waffen, und die Flinten senken sich.

Es ist plötzlich Tag geworden — in den Tropen gibt es keine Morgendämmerung — die Sonne steht schon über dem Meere.

Der Kommandant der Strafanstalt gibt ein Zeichen. Einer der Aufseher tritt aus der Reihe und verschwindet. Minuten vergehen in feierlicher Stille. Dann bemerkt man am Tor eine Prozession, die sich langsam nähert. In der Mitte ein weiß gekleideter Mann. Je mehr der Zug vorwärts schreitet, um so besser unterscheidet man die Personen. Da ist der Verurteilte mit wachsbleichem Gesicht. Ihm zur Seite schreitet der Geistliche, Sterbegebete auf den Lippen und ein großes schwarzes Kruzifix in der Hand. Hinterher zwei Aufseher mit schußbereitem Revolver.

Eine Stimme erschallt: „Sträflinge, auf die Knie! Hut ab!"

Die Sträflinge werfen sich nieder.

Der Delinquent ist jetzt ganz nahe bei der Guillotine. Der Gerichtsschreiber tritt vor und stellt sich vor ihn.

„Gewehr über!" befiehlt der Offizier.

Der Gerichtsschreiber verliest das Todesurteil. Die Beamten und Gerichtspersonen entblößen ihr Haupt.

Dieser Augenblick ist von packender Wirkung. Das Herz krampft sich einem zusammen. Die Kehle wird trocken. Man fühlt etwas über der ganzen Szene lasten, das Unerbittliche.

Die Lektüre des Urteils ist vollendet.

Der Geistliche umarmt den Sünder, und dann stellt sich dieser selbst vor die Todesplanke, die vertikal vor ihm steht.

Trommelschlag ertönt. Mit außergewöhnlicher Geschwindigkeit kippt die Planke um, der Mann liegt langausgestreckt darauf. Man stößt ihn wie ein Brot, das in den Ofen geschoben wird. Sein Hals wird in die Klappe gefesselt, und Macé klinkt das schwere Messer auf, das wie der Blitz heruntersaust und ein Geräusch verursacht, als ob man ein Stück Seidenstoff zerrisse.

Diejenigen, welche sich nicht abwenden, können sehen, wie der Gehilfe des Henkers den blutigen Kopf ergreift, ihn einen Augenblick zeigt und dann in den Korb zurückwirft.

Alles ist vorüber.

Die Sträflinge erheben sich und nehmen ihr Tagewerk wieder auf. Welchen Eindruck hat dieses Schauspiel wohl auf die kranken Gehirne gemacht, für die man es in Szene gesetzt? Ich weiß es nicht, aber ich bin davon überzeugt, daß es nicht die beabsichtigte Wirkung gehabt hat. Ich habe sogar gute Gründe, anzunehmen, daß ihre Betrachtungen ein wenig jenen der blassen Taugenichtse gleichen, die bei Tagesanbruch mit den Händen in den Hosentaschen von La Roquette kommen und einen gemeinen Gassenhauer pfeifen.

Oder den Meditationen jener Hinrichtungszaungäste, die ich auf den öffentlichen Straßen und Plätzen von Kanton sah. Von abschreckender Wirkung war da nichts

Digitized by Google

zu bemerken, obwohl doch die Hinrichtungen in China eine öffentliche Schaustellung fürchterlichster Grausamkeiten sind und die auf die Spitze getriebene Abschreckungstheorie repräsentieren.

Über diese chinesischen Hinrichtungen seien ein paar Worte gestattet, obwohl sie eine Abschweifung vom Thema bedeuten. Das abschreckende Schauspiel öffentlicher Hinrichtungen wird aber so oft als heilsame Generalprävention angepriesen, daß es sich lohnt, die Wirkung der abschreckendsten Hinrichtungsszenen, die ich je sah, kurz zu streifen:

Die Todesstrafe wird in drei verschiedenen Graden angedroht und vollzogen. Der härteste ist der grausame Ling-Tschi, die „Zerstückelung in tausend Teile", mit der Elternmord, Gattenmord und Hochverrat bestraft werden. Er ist im chinesischen Strafgesetzbuch (Ta Tsing Lü Li) nicht ausdrücklich erwähnt. Dort wird vielmehr nur von einer „langsamen und schmerzhaften Hinrichtung" gesprochen. Eine detaillierte Schilderung dieser grausamsten aller Exekutionsarten ist dagegen in einem der „Li" (Ausführungsbestimmungen zum Strafgesetz) enthalten. Der Scharfrichter wird angewiesen, daß er die Leiden des Deliquenten möglichst in die Länge ziehen muß, daß er mit dem Abschneiden von Nasen, Ohren, Zehen und Fingern beginnen, und erst nach vielen weiteren Schnitten den tötlichen Stich ins Herz ausführen soll. In der Praxis wird die fürchterliche Qual häufig dadurch gemildert, daß der Verurteilte sich mit Reiswein oder Opium berauscht, oder daß der Henker, von den Verwandten des Hinzurichtenden bestochen, zuerst den Gnadenstoß ins Herz versetzt und erst dann die Zerstückelung am Leichnam vornimmt.

Die zweithärteste Todesstrafe als Sühne für nichtqualifizierten Mord, Amtsanmaßung, Diebstahl von Amtssiegeln und ähnliche Delikte, ist die Enthauptung (Tschau) die mit dem Schwert vollzogen wird. Auch hier hat der Exekutivbeamte reichlich Gelegenheit für seinen Geldbeutel zu sorgen. Wenn das Opfer schon gefesselt vor ihm kniet, um den tötlichen Streich zu empfangen, hört man ihn noch mit den Verwandten des Delinquenten flüstern. Spricht er ihnen Trost zu? Nein, er feilscht. Für 1 Dollar Mex. erklärt er sich bereit, den Kopf nicht ganz vom Hals zu trennen, was für den Totenkult von großer Bedeutung ist. Für 75 Cent. — Für 50 Cent —.

Die Strangulation (Chiau) erscheint dem Chinesen als mildeste Todesart, weil sie den Kopf nicht vom Rumpfe löst; sie wird durch Erwürgen vollzogen, indem der Hals mit Stricken an einen Holzbalken gepreßt wird, ähnlich wie bei der spanischen Carotte, bei der eine Eisenschraube die Stelle des Strickes vertritt und den Halswirbel knickt. Bestraft werden mit Erdrosselung leichtere Fälle von Mord und Totschlag, ferner Münzverbrechen, Beleidigung der Eltern durch die Kinder, Beleidigung der Schwiegereltern durch die Ehefrau (!) usw.

Die Wirkung, die diese stets auf öffentlicher Straße aufgeführten Schauspiele auf das Parkett von Bummlern, Gaffern und sonstigen Straßenpassanten haben, ist nicht die, die die Anhänger der Generalpräventionstheorie in den Lehrbüchern schildern. Ich sah die Zuschauer plaudern und lachen, Zigaretten rauchen und Früchte kauen!

Und in Neukaledonien und überall dürfte es ebenso sein. Die öffentliche Hinrichtung ist kriminalpolitisch verfehlt. Sie wirkt höchstens verrohend, aber nicht bessernd.

In Neukaledonien hat sie jedenfalls ebensowenig die Moral gehoben als der cachot noir und die anderen Strafen.

9. Alles umsonst.

Mit der Strenge wurden also noch weniger Resultate erzielt als mit der Milde. Die milde Richtung konnte wenigstens mit einigen Musterknaben in Bourail prunken. Mit dem einprozentigen Erfolge!

Digitized by Google

Ein Gouverneur versuchte es zwischendurch deshalb wieder mit der Milde. Gouverneur Pallu de la Barrière wollte Straßen bauen und wandte sich, da er einsah, daß brauchbare Arbeit nicht erzwungen werden kann, mit väterlichen Ermahnungen und verführerischen Versprechungen an die Bagnobevölkerung.

„Arbeitet auf den Landstraßen," sagte er zu den Sträflingen, „und ich werde euch Straferlaß und Rehabilitation gewähren und euch Land zum Ansiedeln schenken; ich werde sogar so weit gehen, Euren Namen zu ändern, um Euch Eure Herkunft vergessen zu lassen."

Ordre 823 des Gouverneurs an die Sträflinge.
3. Dezember 1883.

„Diejenigen, die Klassenavancement, reichlichere Kost und Genehmigung zur Ansiedlung anstreben, sollen sich in die Listen der Straßenarbeiter eintragen lassen, denen ich den Weg zu einem Leben ebne, das sich ehrliche Bauern in Frankreich wünschen würden. Ich werde soweit gehen, den Namenswechsel derjenigen, die in dem Erdenwinkel, den ich ihnen bewilligt habe, vergessen sein möchten, zu erleichtern. Der am schwersten bestrafte Sträfling kann, wenn er ein neues Leben beginnen will, eine Landkonzession erlangen. Um diesen Ermahnungen, diesen Versprechungen eine feierliche Weihe zu geben, erlasse ich hiermit eine große Amnestie. Ich hebe alle Disziplinarstrafen auf, und öffne die Türen der Kerker.

(Gezeichnet) der Gouverneur Pallu."

Man umarmte sich im Bagno. Eitel Wonne herrschte in allen Strafanstalten. Überall rief man: Es lebe Pallu! Einige Sträflinge richteten an den Gouverneur, den Apostel der Regeneration, Verse, die sehr gefielen und ihren Verfassern manche Vergünstigung eintrugen. Auf den Armen und auf der behaarten Brust der Sträflinge sah man das Portrait des Gouverneurs mit einer Inschrift von pikantem Geschmack.

Es war ein allgemeines Delirium, aber bereits drei Monate später las man in den Zeitungen der Kolonie:

„Die Lage ist ernst. Um die Disziplin wieder herzustellen, brauchen wir nicht nur Revolver, nicht nur ein auserwähltes Personal, sondern auch einige gute, verschlossene Gefängnisse mit Zellen und dunklen Kerkern, welche die Bestraften nicht nach Gutdünken verlassen können, um auf den Fischfang oder auf die Jagd zu gehen. Brot und Wasser für die Unverbesserlichen und Ungehorsamen!... denn um zu regenerieren, bedarf es einer eisernen Faust! — — —"

Tatsächlich hatte die Amnestie des Gouverneurs, die entweder einem allzu guten Herzen oder einem überspannten Gehirn entsprungen waren, die Disziplin der Strafkolonie völlig untergraben.

Strenge und Milde, das Androhen von Strafen und Versprechen von Vergünstigungen, alles war vergeblich. Nur 1% der neukaledonischen Transportés besserte sich. Bei 99% waren alle in den Lehrbüchern empfohlenen pönologischen Künste vergebens. Strafrechtstheoretiker verhüllt euer Haupt!

10. Die Relégués.

Betrachten wir uns nunmehr die Relégués.

Sie sind, wenn auch nicht vom Standpunkt des Kinobesuchers, so doch vom Standpunkt des Kriminalpolitikers noch interessanter als die transportés. Denn während diese meist nur ein oder einige wenige aber schwere Verbrechen begingen, haben die relégués oft Dutzende von Vorstrafen auf dem Kerbholz. Non multum sed multa. Großer Umsatz, kleiner Nutzen!

Digitized by Google

Sie sind die berufsmäßigen Gauner, die sich meist vor dem äußersten, dem Mord und Totschlag wohl hüteten, aber dafür Diebstahl, Betrug, Einbruch serienweise begingen, dann ins Gefängnis wanderten, nach der Strafverbüßung sofort eine neue Serie ihrer opera begannen und so ihr Leben lang zwischen Gefängnis und Verbrecherkeller hin und her pendelten.

Wie spielt sich die Sicherungsverwahrung dieser Leute ab, die uns schon deshalb interessieren, weil sie jenes Menschenmaterial darstellen, auf das der deutsche Strafgesetzentwurf seine Sicherungsverwahrung besonders gemünzt hat?

Wenn das tribunal correctionnel es satt hat, denselben Klienten gar zu oft zu empfangen, fügt es der üblichen Ration von drei Monaten Gefängnis noch eine kleine Bemerkung hinzu, die besagt, daß N. N. nach Verbüßung dieser Strafe relegiert werde.

Dieser Satz, der in gleichgültigem Tonfall vor einem Publikum verlesen wird, das in den Gerichtssaal kam, um zu schlafen oder sich zu wärmen, hat oft bedeutungsvollere Konsequenzen als mancher Richterspruch, der nach rührenden Plaidoyers vor einem eleganten Auditorium feierlich verkündet wird.

Während der Relegierte sich zum letzten Male der Gastfreundschaft des heimatlichen Gefängnisses erfreut, die er so oft genossen, tritt — ähnlich wie bei den transportés — eine „Commission de classement" in Tätigkeit, die seine Vorstrafen abwiegt. Man legt auf die eine Wagschale seine Diebstähle und Gaunereien, auf die andere den Art. 17 des Gesetzes vom 27. Mai 1885, das leichteste Gewicht der Serie. Falls die Wage im Gleichgewicht steht, erklärt die Kommission den N. N. der Relégation individuell für würdig. Falls die Wagschale mit den Diebstählen und Betrügereien tiefer sinkt, — und das ist neunmal in zehn Fällen — reiht man ihn unter die relégués collectifs ein. Und wenn das letztere geschieht, vollzieht sich sein weiteres Schicksal fast genau so wie das der transportés. Der einzige Unterschied liegt in der Uniform, die einen haben eine graue, die anderen eine blaue. Nicht mit Unrecht hat ein französischer Rechtslehrer die Relégation das Pseudonym der Transportation genannt.

* *
*

Die Relégués landen auf der „Pinien-Insel", die der neukaledonischen Südküste vorgelagert ist. Dieser Platz ist vielleicht der landschaftlich schönste der ganzen Kolonie. Ein wahres Paradies. Ein sehr gesundes von Seewinden gekühltes Klima, üppige Vegetation, rauschende Wasserfälle und murmelnde Bäche überall. Schattige Wälder, die wie heilige Haine der Alten anmuten und die von einer grellfarbigen zwitschernden Schar von Vögeln belebt sind. Dazu ein Strand mit kleinen entzückenden Buchten, die zum Baden im tiefblauen Meer einladen.

Eine Anzahl großer, solid ausgeführter Steingebäude, wie Kirche, Hospital usw., umgeben von einem Kranz kleiner Blockhäuser stehen in Kuto, dem Hafen der Pineninsel. Die übrigen Ansiedlungen der Insel bestehen meist nur aus kleineren Holzhäusern. Die Ortschaften sind durch gute Straßen miteinander verbunden. Rechts und links der Straße liegen Ackerfelder, die Dächer lugen aus hübschen Gärten hervor. Alles macht einen tadellosen Eindruck.

Das Werk der Relegierten? Also ist wenigstens bei ihnen eine Besserung gelungen?

O nein! Vor dem Jahre 1885 waren hier politische Verbannte, die den Aufstand der Kommune in Paris mitgemacht hatten. Zum großen Teil waren es die Soldaten, nicht die Offiziere dieser Revolte, deshalb gab es sehr viele Handwerker unter ihnen. Sie bauten sich, als man sie an diesen Strand exiliert hatte, in kurzer Zeit eine herrliche Villegiatur. Die Deportierten, die sich der Gärtnerei oder der Landwirtschaft widmen wollten, erhielten Terrain zugewiesen und reüssierten glänzend. Die Hammelzucht florierte bald und der Gemüsebau machte wunderbare Fortschritte. —

Digitized by Google

Als eine allgemeine Amnestie die Déportés nach Frankreich zurückrief, war die Pinieninsel zunächst verödet und die zahlreichen schönen Gebäude standen leer, bis man 1886 die relégués dort installierte.

Damit war die Entwicklung der Insel mit einem Schlag zum Stillstand gekommen. Die Relegierten haben sich als völlig unbrauchbare Kolonisten erwiesen. Sie sind samt und sonders unverbesserliche Taugenichtse.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Relegation wie alle Karrieren ihre Avancementsmöglichkeiten hat. Der relégué collectif kann reglementsgemäß bei guter Führung in eine Section mobile gelangen und, wenn sein Ehrgeiz immer noch unbefriedigt ist, kann er relégué individuel werden. Das ist die höchste Würde. Aber was sagte der Strafanstaltsdirektor de la Loyère, der meines Erachtens wie kein zweiter intime Kenntnisse der neukaledonischen Verhältnisse mit einem warmen Herzen für die Sträflinge verband und daher keineswegs einseitig gegen die Verschickten Stellung nahm, von den relégués individuels, dieser moralischen Elite der Pinieninsel:

„Es existiert, soviel ich weiß, bisher kein einziger relégué individuel, der sich als wirklich gebessert erwiesen hätte! Die relégation individuel" (also die Freilassung des „gebesserten" Gewohnheitsverbrechers, wenn auch nur innerhalb der Kolonie) „ist unter die Utopien einzureihen."

So spricht ein Mann, der im übrigen, wie ich ausdrücklich betonen möchte, ein Anhänger der Besserungstheorie ist. Hinsichtlich der Gewohnheitsverbrecher versagt selbst sein Optimismus. Er hält sie ausnahmslos für incorrigibles.

Wenn schon die relégués individuels zu einem solchen vernichtenden Urteile Anlaß geben, was soll man dann wohl von den relégués collectifs erwarten!

Es sind schmutzige, finstere Galgenvögel, die ungefähr so wie die transportés der 3. und 2. Klasse tagsüber im freien arbeiten sollen und nachts in gemeinsame Baracken interniert werden. Essen, trinken und nicht arbeiten, das ist das einzige Ideal des relégué collectif. Sein ganzes Dichten und Trachten dreht sich um die Kantine. Mit Freiheitsstrafen ist bei ihm nichts auszurichten. Nur das Verbot des Kantinenbesuchs wirkt noch einigermaßen als Disziplinarmittel.

Von Handwerkskenntnissen meist keine Rede. Der Einbrecher nennt sich zwar Schlosser, wenn man ihm aber Werkzeug in die Hand gibt, zeigt sich, daß er nichts außer den Dietrich zu handhaben versteht. Was kann man auch anderes von den Leuten erwarten, die die eine Hälfte ihres Lebens in Gefängnissen verbrachten und die andere damit, daß sie zwischen zwei Einbrüchen Zigarrenstummel auf der Straße sammelten?

Die Vergünstigungen der Art. 15—18 des Rezidivistengesetzes (Verleihung von Konzessionen, gnadenweise Aufhebung der Relegation nach dem 6. Jahre, Wiederverleihung der bürgerlichen Ehrenrechte) mußten unter diesen Umständen tote Buchstaben bleiben.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Neukaledonien war laut offizieller Statistik eine einzige (!) Konzession an einen relégué verliehen (bei einer Gesamtzahl von ca. 2000 Relegierten). Einer von 2000 Gewohnheitsverbrechern hatte das, was man für alle erträumt hatte, erreicht: Die Metamorphose des nomadisierenden Verbrechers zum ansässigen Ackerbauer.

Was die gnadenweise Aufhebung der Relegation und die Wiederverleihung der bürgerlichen Ehrenrechte betrifft, so ist nach den Angaben de la Loyère's kein einziges derartiges Urteil erfolgt.

* *
*

Das sind die Erfahrungen, die man in Neukaledonien mit der Besserung der Gewohnheitsverbrecher gemacht hat.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Schluß.

Zweck meiner Darstellung war lediglich, tatsächliche Verhältnisse zu schildern. Theoretische Erwägungen habe ich tunlichst unterlassen. Es ist ja in dieser Richtung schon so viel geschrieben worden. Deshalb will ich auch jetzt zum Schluß nur kurz rekapitulieren, ohne mich allzu sehr auf kriminalpolitische Meditationen einzulassen.

Daß durch die Kriminalstrafen bisher sehr wenig Verbrecher gebessert worden sind, ist nichts neues. Abgesehen von schlecht informierten Laien und verbohrten Theoretikern, weiß jeder, daß der heute übliche Strafvollzug mit allen seinen physischen, psychischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen den Sträfling noch tiefer stürzt als er schon steht. Fraglich ist nur, ob — wie fast alle Pönologen meinen — dies Fiasko an widrigen sozialen Faktoren und an den unzulänglichen Mitteln liegt, die für den Strafvollzug bisher zur Verfügung standen, oder ob der Verbrecher überhaupt für den pädagogischen Einfluß der Strafe unempfänglich ist, gleichgültig, wie sie gehandhabt wird.

Diese Frage suchte ich an einem Beispiel zu beantworten, das die die Regeneration des Sträflings hemmenden oder nachträglich wieder vernichtenden Faktoren möglichst ausscheidet, an Neukaledonien.

Wir haben gesehen, daß sich dort in einem Maße, wie dies wohl nirgends auf der Welt noch möglich sein wird, alle natürlichen, wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen boten, um die Internierten zu einer ehrlichen Existenz zu führen. Wir können ferner als feststehend annehmen, daß unter all den Männern, die in den 60 Jahren als Gouverneure und Strafanstaltsdirektoren die praktische Durchführung des neukaledonischen Strafvollzugs dirigierten, gewiß auch Beamte mit Verwaltungsgeschick, Gerechtigkeitssinn und warmem Mitgefühl für die moralisch Schwachen waren.

Trotz alledem sind die Erfolge kläglich gewesen.

Unter den transportés, d. h. den Sträflingen, die wegen eines schweren Verbrechens — oft eines Leidenschaftsdelikts — nach Neukaledonien kamen, haben sich einige zu einer ehrlichen Existenz durchgerungen: 1% gelangte zu Wohlstand oder wenigstens zu geordneten Verhältnissen, 2% hielten sich notdürftig über Wasser, 97% verloren ihre Konzession wieder wegen Unzuverlässigkeit oder kamen überhaupt nie bis zur Konzessionierung. Sicher waren unter den nach Neukaledonien gesandten transportés nicht 99% Schurken, sondern viele an sich tüchtige Menschen, die nur für die vorschnelle Handlung eines unbedachten Augenblicks zu büßen hatten. Am Ende des Strafvollzugs waren aber unter 100 Sträflingen 99 haltlose Wracks ohne Energie und Ehrgefühl, verloddert und verlumpt und demoralisiert, unfähig, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden. So wirkt die lange dauernde Freiheitsstrafe, selbst wenn sie nicht hinter Kerkermauern, sondern in paradiesischer Landschaft und unter allen nur denkbaren Stimulierungen des Regenerationsprozesses stattfindet.

Die unvermeidliche gegenseitige Ansteckung — unvermeidlich, da jahrelange Einzelhaft undurchführbar ist — hat zur Folge, daß jede längere Freiheitsstrafe den Bestraften nicht bessert, sondern noch schlechter macht. Nur wie durch ein Wunder gelingt es einem unter 100, aus der moralischen Pesthöhle unversehrt wieder herauszukommen.

Noch hoffnungsloser haben sich die relégués, die Gewohnheitsverbrecher gezeigt. Hier muß man von 0 % Gebesserten sprechen.

Ich weiß, daß auf statistische Berechnungen nicht allzu viel zu geben ist; aber bei aller Vorsicht in der Verwertung des Zahlenmaterials kann man sagen, daß von der

Digitized by Google

durch die transportés repräsentierten Verbrecherart nur ein sehr geringer Prozentsatz nach längerer Strafverbüßung noch fähig ist, sich auf ehrliche Weise fortzuhelfen, während die Gewohnheitsverbrecher ausnahmslos dazu unfähig sind. Gebessert dürften durch die Freiheitsentziehung — sei sie Strafhaft, sei sie Sicherungsverwahrung — überhaupt keine Rechtsbrecher werden, denn die wenigen Ausnahmen unter den transportés, die sich in Neukaledonien zu wohlhabenden oder wenigstens nicht der öffentlichen Unterstützung zur Last fallenden Existenzen emporarbeiteten, repräsentieren nicht den durch Strafe gebesserten, sondern den trotz Strafe nicht depravierten Typ.

Die Lehren, die man aus den neukaledonischen Erfahrungen zu ziehen geneigt ist, decken sich nicht mit der zur Zeit herrschenden Strafvollzugstheorie. Diese Theorie lautet bekanntlich: Langfristige Strafen sind möglichst pädagogisch zu gestalten (Progressiv-System). Kurzfristige Strafen sind, da eine pädagogische Ausgestaltung bei ihnen unmöglich ist, tunlichst ganz zu vermeiden und durch Geldstrafen zu ersetzen.

Wer Neukaledonien kennt, ist dagegen versucht, genau das Gegenteil zu sagen: Langfristige Strafen brauchen nicht auf pädagogische Zwecke eingestellt werden, da sie den Besserungszweck doch nie erreichen werden[22]). Wer nicht erwiesenermaßen bereits zu den Gewohnheitsverbrechern gehört, ist mit tunlichst kurzfristigen Strafen zu bedenken, die aber ausnahmslos in Einzelhaft zu bestehen haben und so vindikativ als irgend möglich zu gestalten sind. (Man braucht nicht gleich an Tortur und Auspeitschen zu denken, könnte aber der kurzfristigen Strafe durch schmale Kost und eine Reihe anderer Unannehmlichkeiten Nachdruck verleihen. Die langfristigen Strafen könnten dagegen auf jede Härte verzichten und ganz auf den Sicherungszweck abgestellt werden.) Konsequenterweise müßte die langfristige Strafe stets lebenslänglich sein.

Es heißt an die Stelle einer Utopie eine andere setzen, wollte man versuchen, diese aus den neukaledonischen Eindrücken sich ergebenden Maximen unmodifiziert in die Praxis umzusetzen. Derartige Vorschläge würden nicht die Bewilligung der Parlamente finden. Denn sie stehen im Widerspruch mit dem „Rechtsempfinden des Volkes", das nun einmal der Vergeltungstheorie huldigt und höchstens noch für die Besserungstheorie sich erwärmen kann, wenn genügend schöne Worte gemacht werden.

Man muß daher die obigen Grundsätze in eine Form bringen, die sie der Allgemeinheit mundgerecht macht.

Das „Rechtsempfinden des Volkes" heischt für Straftaten, die seinem Gefühl nach von verschiedener Schwere sind, auch Strafen von verschiedener Länge. Man kann dem Rechnung tragen, indem man einerseits bei „schweren" Verbrechen zwar langfristige Strafen verhängt, aber durch bedingte Entlassungen, Bewährungsfristen und andere Mittel im Effekt kurzfristig straft, und indem man andererseits bei Gewohnheitsverbrechern die Sicherungsdetention erst im Anschluß an die Verbüßung der letzten (nach dem Vergeltungsprinzip bemessenen) Strafe vollzieht, die den unmittelbaren Anlaß gibt, das Individuum als Gewohnheitsverbrecher zu betrachten. Im Effekt geht das ungefähr auf dasselbe hinaus, als wenn man den einfacheren Weg wählen würde, einen durch bestimmte Antezedenzien zum Gewohnheitsverbrecher Gestempelten überhaupt nicht mehr zu „bestrafen", sondern einfach zu „verwahren".

Der deutsche Gesetzentwurf hat ebenso wie das französische Rezidivistengesetz von 1885 den umständlichen Weg gewählt und man kann dies verstehen und billigen.

Nun stößt sich das „Rechtsempfinden des Volkes" aber zweifellos auch noch an der dauernden Verwahrung des Gewohnheitsverbrechers, da es die lebenslängliche Einsperrung nur über Mörder und Hochverräter verhängt zu sehen gewohnt ist[23]).

---

[22]) [23]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Der französische Gesetzgeber hat mit dem öffentlichen Empfinden paktiert, indem er nachträgliche Entlassung der Gewohnheitsverbrecher im Gnadenweg auf ihren Antrag vorsieht. Der deutsche Gesetzentwurf macht eine noch tiefere Verbeugung vor der öffentlichen Meinung. Er erklärt die Verwahrung für eine zeitliche, die nur durch das Gericht im Einzelfalle peu à peu zu einer lebenslänglichen gestaltet werden kann.

Vom Standpunkt der neukaledonischen Erfahrung aus betrachtet ist diese letzte Formulierung bedenklich, und es kann nur der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß die zuständigen Stellen dereinst sich von der Illusion des „bessernden Strafvollzugs" frei machen, daß sie die von abstrakt denkenden Philosophen und oberflächlichen Laien als gerecht empfundene, aber im praktischen Vollzug so furchtbar ungerechte Vergeltungstheorie[24]) über Bord werfen und nicht nur die Erstdelinquenten möglichst kurz, sondern auch die Gewohnheitsverbrecher möglichst lebenslänglich einsperren. Eine Verzerrung der Sicherungsverwahrung in eine bloße Zuschlagsstrafe von etlichen Jahren würde zu schlimmeren Zuständen führen, als sie heute schon bestehen. Man würde Verbrecher züchten, statt sie zu unterdrücken.

---

[24]) *S. Anhang d. Beitrages.*

Digitized by Google

Anhang.

[1]) *Diese Moden lassen sich kurz folgendermaßen charakterisieren: Da sind zunächst die sogenannten absoluten Strafrechtstheorien. Sie suchen das staatliche Recht zu strafen auf seine innere Berechtigung hin zu prüfen und es philosophisch zu begründen. Poenitur quod peccatum est! So Kants Lehre vom kategorischen Imperativ. Hegels philosophische Konstruktion: Verbrechen = Negation des Rechts, Strafe = Negation des Verbrechens. Also die Vernichtung des Verbrechens durch die begriffliche Macht des Rechts. „Das Recht ist" wie ein bekanntes Lehrbuch die Hegelsche Theorie erklärt, „das verwirklichte Reich der Vernunft, die äußere Existenz des vernünftigen Wesens des Willens. Im Verbrechen lehnt sich der Einzelwille gegen den allgemeinen auf, er steht darum in Widerspruch mit sich und ist daher an sich nichtig. Er ist Schein und das Wesen dieses Scheins ist, daß er sich selbst aufhebt. Die Strafe ist die Offenbarung der Nichtigkeit des Verbrechens, die Konstatierung dieser Scheinexistenz; die Strafe ist Negation der Negation des Rechts, mithin die Position, die Wiederherstellung des Rechts." — — —*

Die absoluten Theorien sind, wie mir scheinen will, sehr noble Theorien. Aber wie so manche noblen Sachen Luxusartikel für Leute, die viel Zeit haben.

Die sogenannten relativen Strafrechtstheorien, die daneben gewissermaßen die ordinären Utilitätserwägungen darstellen, eignen sich eher für den Hausgebrauch. Gemeinsam ist diesen relativen Strafrechtstheorien, daß sie den Zweck der Strafe in der Verhütung künftiger Verbrechen sehen.

Ein durchaus zu billigender, weil selbstverständlicher Grundgedanke.

Aber nun kommt der Unfug der Schlagworte. Jeder will aus diesem simplen Grundgedanken ein „System" machen. Womöglich ein „einheitliches". Der eine läßt die Strafe nur als „Abschreckungsmittel" gelten, der andere nur als „Besserungsmittel", der dritte nur als „Sicherungsmittel". Man erfindet eine Theorie des „psychologischen Zwangs", eine „Warnungstheorie". Man pumpt die Philosophen an und borgt sich von ihnen alles nötige, um die ordinären, relativen Strafrechtstheorien auszustaffieren und zu verbrämen. Haben sich früher die Philosophen ins Strafrecht gemischt (bei den absoluten Theorien), so mischen sich jetzt die Strafrechtler in die Philosophie.

Dann kommen vorsichtigere Leute. Sie schmelzen mehrere relative Theorien zusammen und lassen — vorsichtig wie sie sind — meist über den Prozentsatz der Legierung nichts verlauten.

Auf sie folgen die „Modernen". Sie gehen aufs Ganze und sagen, der Zweck der Strafe ist sowohl Generalprävention (Abschreckung aller) als auch Spezialprävention (Abschreckung der Bestraften) als auch Besserung als auch Sicherung. Sie jonglieren gleichzeitig mit 4 Bällen. Jeder Zuschauer kann sich den, der ihm am liebsten ist, heraussuchen.

Zum Schluß tritt noch ein Meister in die Arena, der in seiner „Vereinigungstheorie" auch das alte „quia peccatum est" berücksichtigt. 5 Bälle wirbeln selbander durch die Luft und brillieren.

Verdächtig ist nur, daß jede Strafrechtstheorie bisher heftige Gegner fand. Jede wurde von einem klugen Kopf ersonnen. Aber der, der sie bekämpfte, galt ebenfalls als Zierde des Katheders.

[2]) *Aus dem Gesetzentwurf und seiner Begründung seien die zum Verständnis des Folgenden nötigen Stellen zitiert:*

„§ 100.

Wird ein gewerbs- oder gewohnheitsmäßiger, für die Rechtssicherheit gefährlicher Verbrecher auf Grund des § 120 zu Strafe verurteilt, so ist daneben auf Sicherungsverwahrung zu erkennen.

§ 101.

Auf Grund des Urteils hat die Landespolizeibehörde den Verurteilten, nachdem er die Strafe verbüßt hat, in einer Verwahrungsanstalt unterzubringen.

Eine Fortdauer der Verwahrung über drei Jahre hinaus kann nur das Gericht anordnen. Ordnet es die Fortdauer an, so bestimmt es zugleich, wann seine Entscheidung von neuem einzuholen ist.

§ 102.

Einen Verwahrten, der sich längere Zeit in der Anstalt gut geführt hat und nach seinen persönlichen Verhältnissen die Erwartung rechtfertigt, daß er sich künftig wohlver-

Digitized by Google

halten werde, kann die Landespolizeibehörde auf Widerruf entlassen. Für den Gefangenen muß eine Arbeitsgelegenheit gesichert sein, die zu seinem Unterhalt ausreicht, oder es muß sonst für sein Unterkommen und seinen Unterhalt gesorgt sein.

Wird die Entlassung binnen fünf Jahren nicht widerrufen, so wird sie endgültig.

§ 118.

Rückfällig ist, wer im Inland wegen eines Verbrechens oder vorsätzlichen Vergehens zu Freiheitsstrafe verurteilt worden ist und vor Ablauf einer Frist von fünf Jahren, nachdem die Strafe verbüßt, verjährt oder erlassen ist, wieder ein Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen begeht und dadurch Freiheitsstrafe verwirkt.

Ist auf Unterbringung in einem Arbeitshaus oder auf Sicherungsverwahrung erkannt worden, so beginnt die Frist erst, nachdem diese Maßregeln erledigt sind.

§ 119.

Bei dem ersten und zweiten Rückfall wird die Freiheitsstrafe innerhalb der Grenzen der für die Tat angedrohten Strafe angemessen erhöht.

Bei dem dritten und einem weiteren Rückfall wird eine Strafe verhängt, die das für die Straftat angedrohte Mindestmaß erheblich übersteigt. Die Strafe kann bis auf das Doppelte des für die Tat angedrohten Höchstmaßes erhöht werden; sie darf jedoch bei Zuchthaus oder Einschließung nicht das gesetzliche Höchstmaß der Strafart und, soweit für die Tat Gefängnis von mehr als fünf Jahren angedroht ist, nicht diese besonders angedrohte Höchstgrenze übersteigen.

§ 120.

Wer rückfällig (§ 118) wird, nachdem er im Inland oder Ausland schon fünfmal wegen Verbrechen oder vorsätzlicher Vergehen zu erheblichen Freiheitsstrafen, darunter mindestens einmal zu Zuchthaus, verurteilt worden ist und die Strafen ganz oder teilweise verbüßt hat, wird, soweit die Tat nicht mit schwererer Strafe bedroht ist, mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren und, wenn die neue Tat ein Verbrechen ist, mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft, wenn aus der neuen Tat in Verbindung mit den früheren Taten hervorgeht, daß er ein gewerbs- oder gewohnheitsmäßiger, für die Rechtssicherheit gefährlicher Verbrecher ist.

Eine ausländische Vorstrafe kommt nur in Betracht, wenn sie wegen einer Straftat verhängt worden ist, die nach deutschem Recht ein Verbrechen oder vorsätzliches Vergehen darstellen würde. Der Zuchthausstrafe wird dabei die in dem fremden Staate gesetzlich bestehende Freiheitsstrafe gleichgeachtet, die ihrer Art nach der Zuchthausstrafe am meisten entspricht; doch muß die Dauer der erkannten Strafe mindestens ein Jahr betragen.“

Der neue deutsche Strafgesetzentwurf setzt sich also im Anschluß an die früheren Entwürfe zur Aufgabe, den Kreis der Maßnahmen, die das Gericht im Strafverfahren anordnen kann, über das Gebiet der Strafe hinaus zu erweitern, indem er dem Gerichte die Befugnis verleiht, auf „Maßregeln der Besserung und Sicherung“ zu erkennen. Diesen Maßregeln liegt der Gedanke zugrunde, daß es Fälle gibt, wo der Täter in seinem eigenen Interesse und mit Rücksicht auf die Allgemeinheit sich nicht selbst überlassen bleiben kann, ein staatlicher Eingriff unter dem Gesichtspunkte der Strafe sich aber vom Standpunkte der Schuldhaftung nicht oder nicht in dem erforderlichen Maße rechtfertigen läßt. Das geltende Recht hat diesen Gedanken nur in geringem Umfange verwirklicht. Rein als Maßnahmen der Besserung und Sicherung können nur die Überweisung eines jugendlichen Täters an seine Familie und seine Unterbringung in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt (§ 56 Abs. 2 des Strafgesetzbuchs) sowie die Unterbringung einer Dirne in einem Asyl (§ 362 Abs. 3 a. a. O.) gelten. Daneben lassen sich das Arbeitshaus (§ 362 Abs. 2, 3 a. a. O.), die Polizeiaufsicht (§§ 38, 39 a. a. O.) und die Ausweisung von Ausländern aus dem Reichsgebiet (§ 362 Abs. 4 a. a. O.) anführen, wenngleich bei diesen Maßnahmen im geltenden Rechte der Strafcharakter überwiegt. Alle diese Anordnungen sind zudem an engbegrenzte Voraussetzungen gebunden.

Hiernach kann zur Zeit das Strafgericht selbst nur verhältnismäßig selten besondere Besserungs- oder Sicherungsmaßnahmen verhängen. Für die Regel ist es darauf angewiesen, wenn es eine solche Maßnahme im Interesse des Angeklagten oder zum Schutze der Allgemeinheit für geboten hält, ein Eingreifen der zuständigen Verwaltungsbehörde zu veranlassen. Damit entstehen nach Ansicht der Verfasser des Entwurfs nicht nur Weiterungen, und unter Umständen bedenkliche Verzögerungen, sondern auch der Nachteil, daß der Eindruck, den das Strafgericht auf Grund der Hauptverhandlung von der Persönlichkeit

Digitized by Google

des Angeklagten gewonnen hat, zu einem wesentlichen Teile unverwertet bleibt. Zudem kommt ein Vorgehen der Verwaltungsbehörde auch nur in den Grenzen in Frage, die ihrem Ermessen durch die Gesetze und die zur Verfügung stehenden Mittel gezogen sind. Diese Grenzen sind auf manchem der in Frage stehenden Gebiete eng gesteckt. Dem Ermessen der Verwaltungsbehörde wesentlich weiteren Spielraum einzuräumen, stößt zum wenigsten dann auf Bedenken, wenn es sich um Eingriffe in die Freiheit handelt; solche Eingriffe werden vielmehr zweckmäßig dem unabhängigen Gericht überlassen.

Aus diesen Erwägungen verleiht der Entwurf dem Gerichte in erheblich weiterem Umfange als das geltende Recht die Befugnis, selbst Maßregeln der Besserung und Sicherung anzuordnen.

Wie sich aus den §§ 118 bis 120 ergibt, will der Entwurf einer Entwicklung zum gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Verbrechertum nach Möglichkeit entgegenwirken. Es ist indes fraglich, ob diese Strafdrohungen den Typus des vielfach vorbestraften Einbrechers, der alsbald nach der Entlassung aus dem Zuchthaus neue Raubzüge unternimmt, des Sittlichkeitsverbrechers, der in der Freiheit jeder neuen Versuchung erliegt, zum Verschwinden bringen werden. Auch die schweren Strafen, insbesondere des § 120, lassen die Notwendigkeit fortbestehen, den Verbrecher nach verbüßter Strafe auch dann wieder auf freien Fuß zu setzen, wenn kein Zweifel darüber bestehen kann, daß er die Freiheit zu neuen Verbrechen benutzen wird. Diesem offenbaren Übelstand — meinen die Verfasser des Entwurfs — kann nur durch Zulassung einer sichernden Maßnahme vorgebeugt werden, die den Behörden das Recht gibt, den Verurteilten auch nach verbüßter Strafe solange in Verwahrung zu halten, als er eine Gefahr für die Allgemeinheit bildet. Die Forderung nach einer solchen, zeitlich nicht begrenzten Verwahrung gefährlicher Gewohnheitsverbrecher ist vielfach erhoben worden, und zwar gerade von seiten derer, die den Gesichtspunkt einer Besserung der Verbrecher zu den wichtigsten Aufgaben der Strafrechtspflege zählen. Der Entwurf erfüllt die Forderung. Er verpflichtet das Gericht, in Fällen, in denen ein gewerbs- oder gewohnheitsmäßiger Verbrecher auf Grund des § 120 zu Strafe verurteilt wird, neben der Strafe auf Sicherungsverwahrung zu erkennen (§ 100). Die Dauer der Verwahrung wird zeitlich nicht begrenzt; doch wird die Fortdauer über drei Jahre von einer neuen Entscheidung des Gerichts abhängig gemacht und dem Gericht eine fortlaufende Überwachung der ferneren Dauer übertragen (§ 101).

Der Vollzug der Sicherungsverwahrung schließt sich ebenso, wie dies grundsätzlich bei den übrigen sichernden Maßnahmen der Fall ist, an die Strafvollstreckung an; die Ausführung ist auch hier der Landespolizeibehörde übertragen (§ 101 Abs. 1). Die Voraussetzungen, unter denen die Landespolizeibehörde den Verwahrten auf Widerruf entlassen darf, sind durch § 102 Abs. 1 bestimmt; daß hier eine ganz besonders vorsichtige Prüfung geboten ist, ergibt sich aus der Persönlichkeit des Verwahrten. Die Entscheidung, ob die vorläufige Entlassung zu widerrufen ist, wird der Landespolizeibehörde übertragen; macht sie von dem Widerrufsrechte binnen fünf Jahren keinen Gebrauch, so wird die Entlassung endgültig (§ 102 Abs. 2).

Zu den §§ 118, 119 (Rückfall) ist zu bemerken:

In dem Gesetz über beschränkte Auskunft aus dem Strafregister und die Tilgung von Strafvermerken vom 9. April 1920 (Reichs-Gesetzblatt S. 507) ist die Auffassung zum Ausdruck gelangt, daß die Tatsache einer Bestrafung bei der Bewertung der Persönlichkeit des Bestraften nicht überschätzt werden darf, und daß ihre Bedeutung immer mehr zurücktritt, je längere Zeit seit der Bestrafung verstrichen ist. Von dieser Auffassung geht auch der Entwurf aus. In einem ganz anderen Zusammenhang erscheint die Tatsache einer Bestrafung aber da, wo jemand, der erst vor kurzem Strafe erlitten hat, von neuem gegen das Strafgesetz verstößt. Hier bietet die erneute Verfehlung häufig den Beweis dafür, daß die verbrecherische Neigung des Täters besonders stark und tief eingewurzelt ist und daß die frühere Bestrafung nicht ausgereicht hat, um ihn von neuen Straftaten abzuhalten. Dafür zu sorgen, daß in diesen Fällen nunmehr stärkere Mittel angewendet werden, um den Schuldigen von der Bahn des Verbrechens abzubringen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Gesetzes. Die Möglichkeit eines scharfen Zugreifens muß hier um so mehr eröffnet werden, als, wie die Kriminalstatistik ergibt, die Zahl der Fälle, in denen bestrafte Personen erneut straffällig werden, in den letzten Jahren vor dem Kriege bedenklich gestiegen ist. Für die jüngste Zeit liegen zwar bestimmte Zahlen noch nicht vor; es ist indessen anzunehmen, daß die Fälle, in denen Bestrafte erneut Straftaten begehen, sich unter der Ungunst der Verhältnisse der letzten Jahre noch wesent-

Digitized by Google

lich vermehrt haben. Eine richtige Behandlung des Rückfalls ist neben einer Vervollkommnung des Strafvollzugs eines der besten Mittel, um dem weiteren Anwachsen des gewerbsmäßigen Verbrechertums zu steuern, das heute mehr denn je zum allgemeinen Schrecken geworden ist.

Die Vorschriften, die zu diesem Zwecke in den Entwurf eingestellt sind, stimmen in der Hauptsache mit dem Vorentwurf und den Beschlüssen der Strafrechtskommission überein. Im geltenden Rechte wird dem Rückfall nur bei einigen wenigen strafbaren Handlungen und nur bei gleichartigen Verfehlungen strafschärfende Bedeutung beigelegt (§§ 244, 245, 250 Nr. 5, §§ 261, 264 des Strafgesetzbuchs). Nach dem Entwurf soll der Umstand, daß jemand verhältnismäßig kurze Zeit nach einer Bestrafung wiederum straffällig wird, allgemein bei der Strafzumessung berücksichtigt werden. Voraussetzung ist, daß sowohl die frühere als auch die neue Tat ein Verbrechen oder ein vorsätzliches Vergehen sind, daß der Täter wegen der früheren Tat zu Freiheitsstrafe verurteilt ist und auch durch die neue Tat Freiheitsstrafe verwirkt hat. Voraussetzung ist ferner, daß die neue Tat begangen wird, nachdem die frühere Strafe verbüßt, verjährt oder erlassen ist, und bevor fünf Jahre seit dieser Erledigung der früheren Strafe verstrichen sind. Diese zeitliche Begrenzung der Rückfallswirkung beruht auf dem Gedanken, daß eine besondere Gefahr für die Rechtsordnung sich in der Regel nur da offenbart, wo der Verurteilte verhältnismäßig kurze Zeit nach der früheren Tat erneut straffällig wird. In die Frist, innerhalb deren die neue Straftat rückfallbegründend wirkt, wird die Zeit nicht eingerechnet, während deren sich der Täter in einem Arbeitshause oder in Sicherungsverwahrung befunden hat (§ 118 Abs. 2). Denn während dieser Zeit hat der Täter keine Gelegenheit, sich neuen Versuchungen gegenüber standhaft zu erweisen.

Die Wirkung eines ersten und zweiten Rückfalls wird vorsichtig begrenzt; dem Gericht wird lediglich zur Pflicht gemacht, die Freiheitsstrafe innerhalb des an sich geltenden Strafrahmens angemessen zu erhöhen (§ 119 Abs. 1). Bei einem dritten oder weiteren Rückfall gelten strengere Vorschriften. Die Strafe muß das angedrohte Mindestmaß erheblich übersteigen; auch darf innerhalb bestimmter Grenzen bis auf das Doppelte der angedrohten Höchststrafe hinaufgegangen werden (§ 119 Abs. 2).

Zu § 120 endlich sagt die Begründung:

Die Notwendigkeit, bei einer Reform des Strafgesetzes die Waffen gegen die gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrecher zu verschärfen, ist schon vor dem Kriege klar hervorgetreten. Seither haben sich die Gründe, die hier einen erhöhten Schutz geboten erscheinen lassen, wesentlich verstärkt. Die gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrecher wagen sich heute mit größerer Dreistigkeit hervor denn je; zu den altbekannten Typen der gewerbsmäßigen Diebe, Einbrecher, Räuber, Betrüger, Wucherer, Spieler und Hehler ist infolge der Nöte des Krieges noch der gewerbsmäßige Preistreiber und Schleichhändler hinzugetreten. Dem Unwesen der gewerbsmäßigen Verbrecher den Nährboden abzugraben, liegt außerhalb der Macht des Strafgesetzes. Eine durchgreifende Besserung der Verhältnisse kann nur durch ein Zusammenwirken zahlreicher Faktoren auf sozialem, kulturellem und polizeilichem Gebiete herbeigeführt werden. Vieles kann jedoch auch das Strafrecht zu einer Besserung beitragen. In gewissem Umfange kann es zunächst dem Anwachsen des Verbrechertums überhaupt entgegenwirken. Eine solche vorbeugende Wirkung ist nach Ansicht der Verfasser des Strafgesetzentwurfs insbesondere von einer richtigeren Behandlung der straffälligen Jugendlichen, von der Einschränkung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen und einer zweckmäßigen Gestaltung des Strafvollzugs (im Sinne der Besserungstheorie) zu erwarten. Weiter muß das Strafgesetz, wie es durch die §§ 118, 119 des Entwurfs geschieht, dafür sorgen, daß in Fällen, in denen jemand in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrfach straffällig wird, der Gefahr einer Entwicklung zum gewerbsmäßigen Verbrecher durch empfindliche Strafen entgegengewirkt werden kann. Wo aber alle diese Maßnahmen nichts genützt haben und die Bahn des gewerbsmäßigen Verbrechens wirklich beschritten worden ist, da muß das Gesetz die Möglichkeit geben, dem Täter durch scharfe Strafen den Ernst des Gesetzes, über das er sich geflissentlich hinwegsetzt, zum Bewußtsein zu bringen. Denn nur von einer scharfen Strafe ist in solchen Fällen noch der Erfolg zu erwarten, daß der Täter von einem weiteren Bruch der Rechtsordnung abgeschreckt wird.

Im Anschluß an den Vorentwurf und die Beschlüsse der Strafrechtskommission sind daher in den Entwurf Vorschriften aufgenommen, die gegenüber gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen, für die Rechtssicherheit gefährlichen Verbrechern eine besonders

Digitized by Google

strenge Bestrafung vorsehen. Die Voraussetzungen für die Anwendbarkeit der Strafschärfung sind eng begrenzt: der Täter muß rückfällig geworden sein, nachdem er bereits fünfmal wegen Verbrechen oder vorsätzlicher Vergehen zu Freiheitsstrafen, darunter mindestens einmal zu Zuchthaus, verurteilt worden ist und diese Strafen ganz oder teilweise verbüßt hat, und es muß überdies die neue Tat in Verbindung mit den früheren Taten die Feststellung rechtfertigen, daß er ein gewerbs- oder gewohnheitsmäßiger und für die Rechtssicherheit gefährlicher Verbrecher ist. Liegen diese Voraussetzungen vor, so trifft den Täter Zuchthaus, auch wenn die neue Tat an sich mit milderer Strafe bedroht ist. Bei der Prüfung der Voraussetzungen sind nach ausdrücklicher Vorschrift des Entwurfs auch solche Strafen mit in Rechnung zu stellen, die der Täter im Ausland erlitten hat; auf ihre Berücksichtigung kann hier, wo es sich häufig um internationale Verbrecher handelt, nicht verzichtet werden.

[3]) *Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß ich bei der folgenden Schilderung der neukaledonischen Verhältnisse nur eigene, an Ort und Stelle gemachte Beobachtungen wiedergebe, sowie die offiziellen Daten der Notices des französischen Marineministeriums und — besonders ausführlich — die kompetenten Angaben des neukaledonischen Strafanstaltsdirektors De la Loyère, der mich ausdrücklich zu ihrer Wiedergabe ermächtigt hat und dem ich hier nochmals für seine große Liebenswürdigkeit danke. Angaben von Sträflingen und unzufriedenen freien Einwanderern, kurz jeden für mich unkontrollierbaren Bagnoklatsch habe ich unberücksichtigt gelassen. Insbesondere habe ich die Memoiren und Briefe, die mir Verbannte während und nach meiner neukaledonischen Reise zusandten, nicht als Quellen verwandt, um nicht das Opfer phantasiebegabter Zuchthäusler zu werden. Hinsichtlich der transportés gebe ich einige Stellen meiner früheren Publikation „Reise nach den Strafkolonien" (1913) wieder. Dort sind auch die genauen Quellenangaben für die vorliegende Arbeit zu finden.*

[4]) *Artikel 1.*

[5]) *Der Inhalt von Art. 4 ist genauer wie folgt:*

Die Relégation wird vom Gericht bei der Strafverurteilung für die Zeit nach verbüßter Strafe auf Lebenszeit gegen diejenigen ausgesprochen, welche innerhalb von 10 Jahren (unter Nichtanrechnung der Zeiten der Strafverbüßung) sich zugezogen haben:

Zwei Verurteilungen zu Zwangsarbeit oder Zuchthaus oder

eine Verurteilung zu Zwangsarbeit oder Zuchthaus und zwei Verurteilungen zu Gefängnis entweder wegen Verbrechens oder von mehr als 3 Monaten wegen vol escroquerie, abus de confiance, outrage public à la pudeur, excitation habituelle de mineurs à la débauche, assistance de la prostitution d'autrui sur la voie publique, vagabondage ou mendicité nach C. p. 277, 279 oder

vier Verurteilungen zu Gefängnis entweder für Verbrechen oder von mehr als drei Monaten wegen der vorgenannten Vergehen; oder

sieben Verurteilungen, von denen mindestens 2 den Anforderungen der beiden vorigen Alternativen genügen und die andern wegen Landstreichens oder wegen Bannbruchs verwirkt sind, worunter wieder zwei über 3 Monate sein müssen.

Verurteilungen wegen politischer Delikte zählen nicht, ebensowenig durch die Rehabilitation gelöschte, dagegen wohl durch Begnadigung erlassene Strafen, ferner die gleichzeitig verhängten Strafen.

[7]) *Eine Gegenüberstellung der Ration der Polizisten (police indigène) und der Sträflinge (1885) ergibt:*

	Sträflinge	*Polizisten*
Brot oder Biskuit	*750 g*	*180 g*
Reis	*60 g*	*1000 g*
Fleisch	*250 g*	—
Gemüse	100 g	—
Wein	*1/4 l*	—
Schnaps	*0,04 l*	—
Kaffee, Zucker, Öl, Salz, Essig	*70 g*	—
Verpflegungsgeld	—	*20 cts.*

Digitized by Google

[6]) *Ration im Jahre 1875.*

		Quantität der Ration	Verteilung der Mahlzeiten		
			Frühstück	Mittag	Abend
Frisches Brot	kg	0,750	—	0,375	0,375
oder					
Mehl	„	0,550	—	—	—
oder					
Biskuit	„	0,550	—	0,275	0,275
Wein[1])	Ltr.	0,23	—	0,23	—
Tafia[2])	„	0,06	—	0,06	—
Rindfleisch	kg	0,250	—	0,250	—
Hammelfleisch	„	0,250	—	0,250	—
Schweinefleisch	„	—	—	—	—
oder					
Konservenrindfleisch	„	0,200	—	0,200	—
Trockenes Gemüse	„	0,120	—	0,120	—
oder					
Reis	„	0,060	—	0,060	0,060
Olivenöl[3])	„	0,008	—	0,008	—
Salz	„	0,018	—	0,007	0,007
Essig[4])	Ltr.	0,025	—	0,025	—
Kaffee	kg	0,015	0,015	—	—
Zucker	„	—	—	—	—

[1]) *Sonntag, Mittwoch und Freitag.* [2]) *Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag.* [3]) *Freitag.* [4]) *Freitag.*

Ration im Jahre 1885.

		Quantität der Ration	Verteilung der Mahlzeiten		
			Frühstück	Mittag	Abend
Frisches Brot	kg	0,750	—	0,750	—
oder					
Mehl	„	0,750	—	0,750	—
oder					
Biskuit	„	0,750	—	0,750	—
Wein[1])	Ltr.	0,23	—	0,23	—
oder					
Tafia[2])	„	0,04	—	0,04	—
Rindfleisch[3])	kg	0,250	—	0,250	—
Hammelfleisch[3])	„	0,250	—	0,250	—
oder					
Konservenfleisch[4])	„	0,200	—	0,200	—
Trockenes Gemüse[5])	„	0,100	—	—	0,100
Reis[6])	„	0,060	—	—	0,060
Olivenöl[7])	„	0,004	—	—	0,004
Essig[8])	Ltr.	0,020	—	—	0,020
Salz	kg	0,014	—	0,014	—
Kaffee	„	0,015	0,015	—	—
Zucker	„	0,015	0,015	—	—

[1]) *Sonntag, Mittwoch und Freitag.* [2]) *Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag.* [3]) *14mal in 15 Tagen.* [4]) *1mal in 15 Tagen.* [5]) *Sonntag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Samstag.* [6]) *Montag und Freitag.* [7]) *Täglich.* [8]) *Täglich, außer Montag und Freitag.*

Digitized by Google

Ration seit 1900.

		Quantität der Ration
Brot	kg	0,750
Frisches Fleisch	„	0,200
Trockenes Gemüse oder	„	0,100
Reis	„	0,100
Fett	„	0,006
Salz	„	0,012
Brennholz	„	1,000

Die ungefähren Kosten dieser Ration sind:

Brot	20 cts.	ca. 50 cts.
Fleisch	20 cts.	
Gemüse	2 cts.	
Reis	2 cts.	
Fett	1 cts.	
Salz	1 cts.	
Holz	1 cts.	

[6]) *Nicht uninteressant dürften die folgenden Tabellen sein, die den literarischen Geschmack der Sträflinge in den siebziger und achtziger Jahren und in der neuesten Zeit zeigen:*

Tabelle der 1875 ausgeliehenen Bücher:

Musik	4
Religiöse Schriften	437
Erbauungsschriften	645
Erzählungen	6426
Reisebeschreibungen	1936
Geschichte	3250
Literatur	4042
Wissenschaft	1121
Total	17861

Tabelle der 1885 ausgeliehenen Bücher.

Religiöse Bücher	234
Erbauungsschriften	326
Erzählungen	2849
Novellen	1692
Geschichte	1574
Literatur	843
Geographie und Reisen	2154
Wissenschaften	729
Familien-Zeitschriften	2959
Total	13360

Tabelle der 1900 ausgeliehenen Bücher.

Religiöse Bücher	331
Erbauungsschriften	335
Erzählungen	843
Novellen	349
Geschichte	259
Literatur	223
Reisebeschreibungen	199
Wissenschaften	191
Familien-Zeitschriften	169
Total	2899

Die Statistik des Jahres 1900 ist die letzte, die ich erhalten konnte. Bezeichnend ist der enorme Rückgang des Leseeifers in Neukaledonien (die Zahl der Deportierten betrug

Digitized by Google

1875: 6500; 1885: 10000; 1900: 7500). Wenn man die Jahre 1875 und 1900 vergleicht, ergibt sich ein Verhältnis von 7 : 1. Verfehlt dürfte es sein, aus diesen Zahlen auf eine intensivere körperliche Inanspruchnahme der Sträflinge zu schließen.

Interessant ist die Tatsache, daß neuerdings $^1/_4$ aller Lektüre erbauenden Inhalts ist, während sie 1875 nur $^1/_{16}$ betrug. Bemerkenswert scheint mir auch die Zahl in der Rubrik „Musik".

(Zum Vergleich seien noch die Zahlen der letzten Statistik der französischen Zuchthäuser (1909) beigefügt: dort wurden 149596 Bücher ausgeliehen, obwohl die Zahl der Gefangenen nur 1377 betrug.)

[9]) *Das Vorleben einiger dieser moralischen Stützen sei hier angeführt:*

C..... (Juliette). Diebstahl, Landstreicherei. Kam im Haus eines Bauern nieder, der aus Mitleid sie und ihr Kind pflegte. Sie nahm eines Tages das Kleine fort, scharrte es lebend in eine Grube ein und kehrte dann sinnlos betrunken zwischen zwei ebenfalls betrunkenen Soldaten nach Haus zurück.

M..... (Anna) bezahlte das Kostgeld für ihr Kind unregelmäßig und erhielt deshalb das Kind zurück. Sie zog es nackt aus „um die Windeln nicht zu verlieren" und warf es dann in einen Fluß.

F..... (Angelika) beging nachts einen Einbruchdiebstahl bei einer 80jährigen Greisin. Verbrannte ihr Opfer, zündete das ganze Haus an und setzte schließlich auch noch zwei weitere Häuser in Flammen. — Verhaftet, bezichtigte sie einen Unschuldigen des Verbrechens.

F..... (Jeanne). Kindsmord. Ließ ihr Kind in ihrer Gegenwart von Schweinen fressen. (Not. 1871—75, S. 56.)

[10]) *Depesche des Ministers an den Gouverneur vom 30. Juli 1885: „Zu meinem lebhaftesten Befremden ersehe ich, daß der größte Teil der mit dem „Dupuy de Lôme" gesandten weiblichen Sträflinge sich noch im Kloster von Bourail befindet. Ich konnte feststellen, daß im verflossenen Semester nur zwei Ehen geschlossen wurden. Ich will hoffen, daß derartige Mißstände sich nicht mehr wiederholen und daß Sie unverzüglich alle Frauen verheiraten, die Ihnen zu diesem Zweck aus Frankreich übersandt wurden."*

[11]) *Installationskosten eines Konzessionärs:*

(Bei der Berechnung wurden vor allem die Zahlen der Not. 86—95. S. 1440 berücksichtigt)

Haus (Baukosten ca.):		*500—600 fr.*
Ackergerät:		
1 Axt	*4,00*	*17 fr. 25*
1 Hacke	*2,50*	
1 Spaten	*2,60*	
1 Gartenhacke	*2,60*	
1 Schaufel	*2,85*	
1 Rechen	*1,50*	
1 Heckenmesser	*1,20*	
Bettausstattung:		
(Wäsche, Matratze, Moskitonetz usw.		*103 fr. 58*
Kleider und Wäsche		*32 fr. 05*

[12]) *Der Bürgermeister von Bourail sagte mir, daß nach seiner Schätzung nur 5 % der Concessions rurales gut bewirtschaftet sind (1909).*

[13]) *Nach den ersten Statistiken, die veröffentlicht wurden (1875), betrug der Produktionswert (Verkaufswert der Produktion), 950 fr. pro Konzession.*

[14]) *Die Resultate der Weidewirtschaft lasse ich hier absichtlich unberücksichtigt, weil sie in der überseeischen Form nicht ernstlich als Sträflingsarbeit betrachtet werden kann.*

[15]) *Statuten des Syndikats vom 30. Januar 1895.*

[16]) *Als Beispiel sei folgendes Telegramm in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben: Comité syndical. Dépêche télégraphique. — Direktor der Administration pénitenciaire an den Kommandanten von Bourail. — Benachrichtigen Sie die Mitglieder des comité syndical, daß der Gouverneur die Statuten genehmigt hat. Werde Ihnen hundert Autographien schicken.*

(Gezeichnet): .....
Direktor.
(Gegengezeichnet): E. Chevalier.

Digitized by Google

Dieser Chevalier, der als Präsident des Komitees die Unterschrift des Direktors beglaubigte, war ein „lebenslänglicher" Bagnosträfling en cours de peine. Seine Zwangsarbeit bestand lediglich darin, bei den Komiteesitzungen den Vorsitz zu führen, Ausschüsse zu organisieren und offizielle Bekanntmachungen zu unterzeichnen.

[17]) *Ermordung der Madame C.... durch den garçon de famille D.... (Not. 86—95 S. 105); Mordattentat auf die Tochter des Kommandanten der Ile Nou durch garçon de famille (24. November 1882).*

[18]) *Die letzte Statistik hierüber existiert aus dem Jahr 1899 (publiziert 1902). Sie beweist, daß fast die Hälfte der Konzessionäre am Tage der libération die Konzession verläßt.*

Von	*901*	*Konzessionären*	*in*	*Bourail*	*verließen*	*527*	*ihre*	*Konz.*	*am*	*Tage*	*d.*	*Libérat.*
„	*533*	„	„	*Fonwary*	„	*226*	„	„	„	„	„	„
„	3	„	„	*Canala*	„	*3*	„	„	„	„	„	„
„	*119*	„	„	*Diahot*	„	*51*	„	„	„	„	„	„
„	*404*	„	„	*Pouembout*	„	*86*	„	„	„	„	„	„
„	*12*	„	„	*Drony*	„	*7*	„	„	„	„	„	„
„	*20*	„	„	*Muéo*	„	—	„	„	„	„	„	„

Von 1992 Konzessionären insgesamt verließen 900 ihre Konz. am Tage d. Libérat.

[19]) *Die Viehdiebstähle durch libérés wurden so zahlreich, daß die Regierung gezwungen war, alle Tiere zeichnen zu lassen. (Arrête von 1895.)*

[20]) *Das Asyl wurde 1877 gegründet (Arrête du 5. I. 1872).*

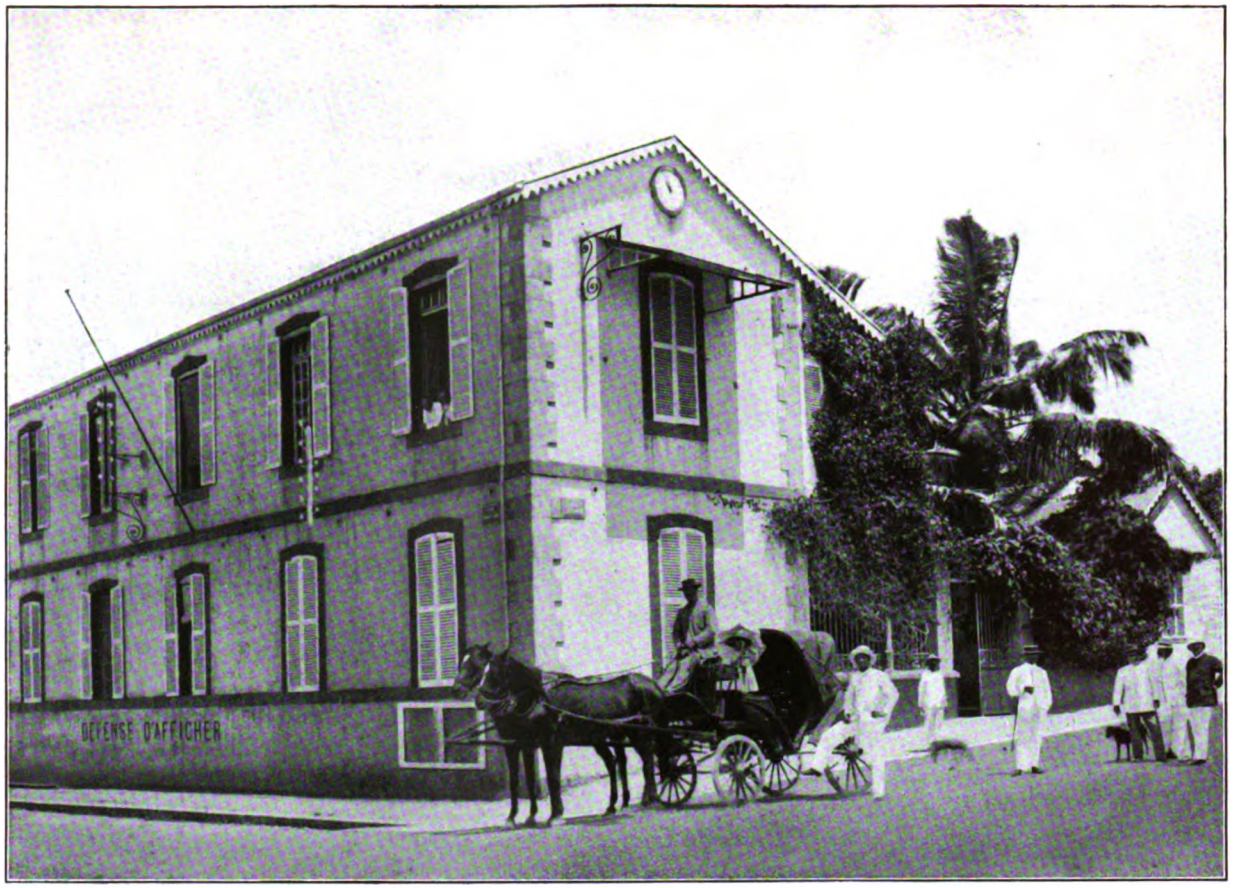
[21]) *Auszug aus der Dépêche ministérielle vom 22. Oktober 1891: „Herr Gouverneur! Sie haben mich von dem disziplinlosen Betragen des libéré M... unterrichtet und beigefügt, daß er im Vertrauen auf die Straflosigkeit, die sein Gesundheitszustand ihm meist verbürgt, sich ein Vergnügen daraus macht, der Reihe nach die Ärzte, Gerichts- und Verwaltungsbehörden in der zotigsten, frechsten Weise zu beschimpfen ...."*

[22]) *Ich will damit keineswegs sagen, daß die Pädagogik nicht in den Dienst der Kriminalpolitik gestellt werden soll. Im Gegenteil, ich komme immer mehr zur Ansicht, daß der wichtigste Faktor der Verbrechensprävention ein pädagogischer ist: Die Kindererziehung und zwar die religiöse Kindererziehung und nicht der blutleere Moralunterricht. Die kirchliche Lehre von der Höllenstrafe und dem allwissenden Gott, dem Kind eindringlich beigebracht, kann mehr Verbrechen verhüten, als alle anderen Präventionsfaktoren zusammen.*

[23]) *Gegen die dauernde Einsperrung der Gewohnheitsverbrecher wird auch noch der Kostenpunkt ins Feld geführt. Dies Bedenken erscheint wenig begründet. Die laufenden Ausgaben werden nur eine Budgetverschiebung bedeuten. Ein Gewohnheitsverbrecher, der abwechselnd „sitzt" und „arbeitet", kostet dem Staat an Kriminalpolizei-, Justiz- und Gefängniskosten summa summarum mehr als ein dauernd internierter Gefangener, zumal wenn bei letzterem alle kostspieligen Strafvollzugskünste unterbleiben (Subtile Klasseneinteilung, die viel Aufsichtspersonal und Raum kostet, instruktive, aber teure, da ja doch unrentable Gefängnisarbeit usw.).*

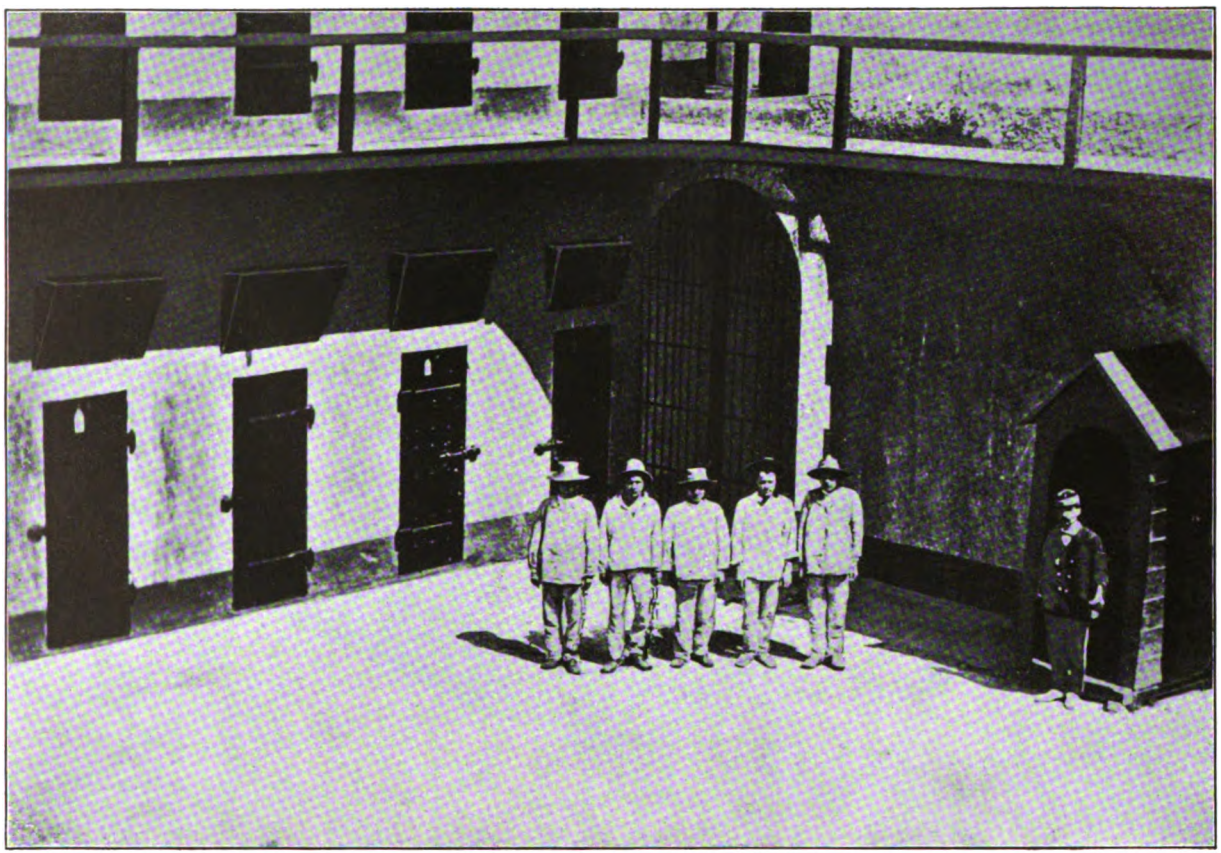
[24]) *Von gerecht dosierter Vergeltung kann ja nie die Rede sein, weil jede längere Freiheitsstrafe, mag sie nun 3 oder 10 Jahre betragen, eine Menschenexistenz voll und ganz ruiniert. Und überdies: die Strafe kann ja gar nicht das Gleichgewicht zwischen Böses tun und Böses leiden herstellen. Denn: Was ist Gerechtigkeit? Was ist böse? Kein Strafgesetzbuch der Welt hat bisher darauf Antwort gegeben. Die Strafgesetzbücher sind lediglich ein Kanon jener Handlungen, die die jeweiligen Machthaber des Staates aus irgendwelchen Erwägungen „verpönen". Die Strafe dient lediglich der Verwirklichung einer, wenn auch staatlichen, so doch willkürlichen Rechtsordnung.*

Digitized by Google



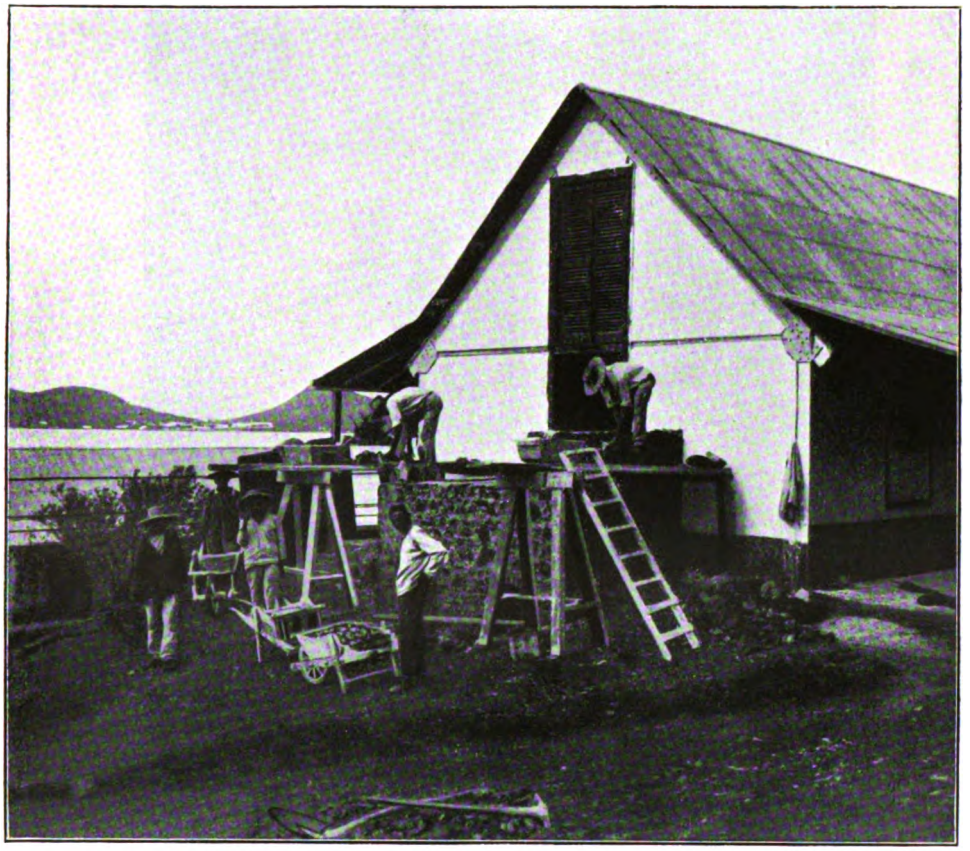
NOUMÉA. BUREAUX DES DIREKTORS DER STRAFKOLONIE. STRÄFLINGE ALS KUTSCHER

Digitized by Google



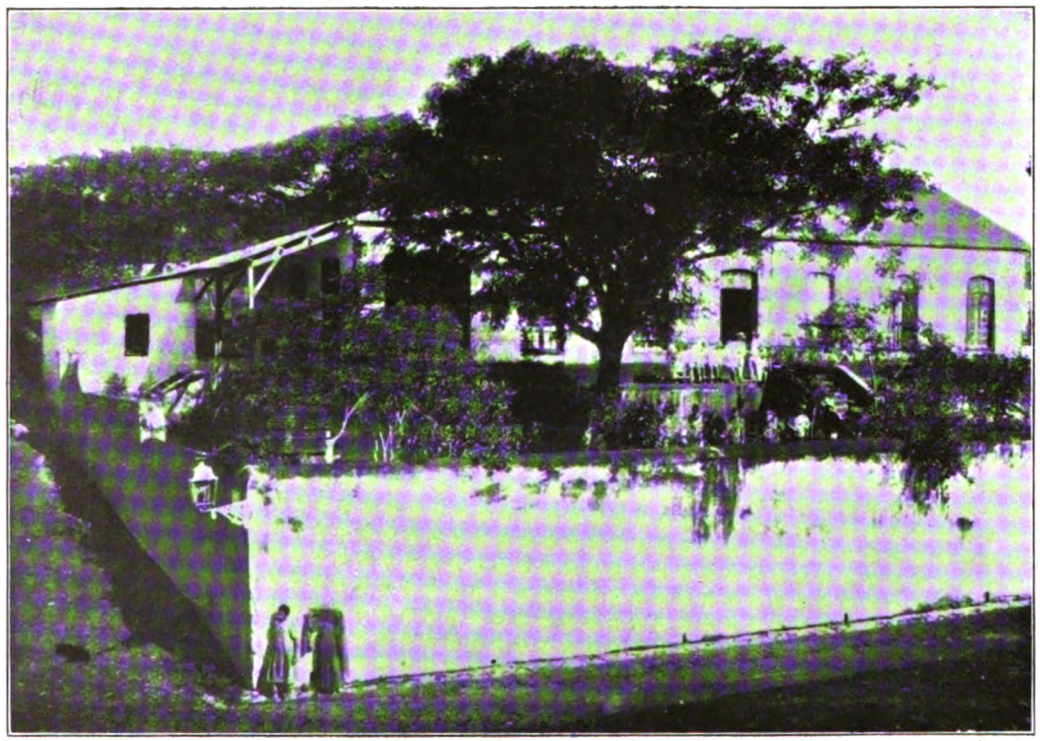
STRÄFLINGE DER 3. KLASSE

Digitized by Google



STRÄFLINGE DER 2. KLASSE

Digitized by Google



DAS KLOSTER

Digitized by Google

DAS STRÄFLINGSDORF (CONCESSIONS URBAINES)

Digitized by Google

VOR DEM „SYNDIKAT“ IN BOURAIL. DREI KONZESSIONÄRE UND DER VERFASSER

Digitized by Google

EINE STRÄFLINGSFARM (CONCESSION RURALE)

Digitized by Google

LING-TSCHI I

Digitized by Google

LING-TSCHI II

Digitized by Google

LING-TSCHI III

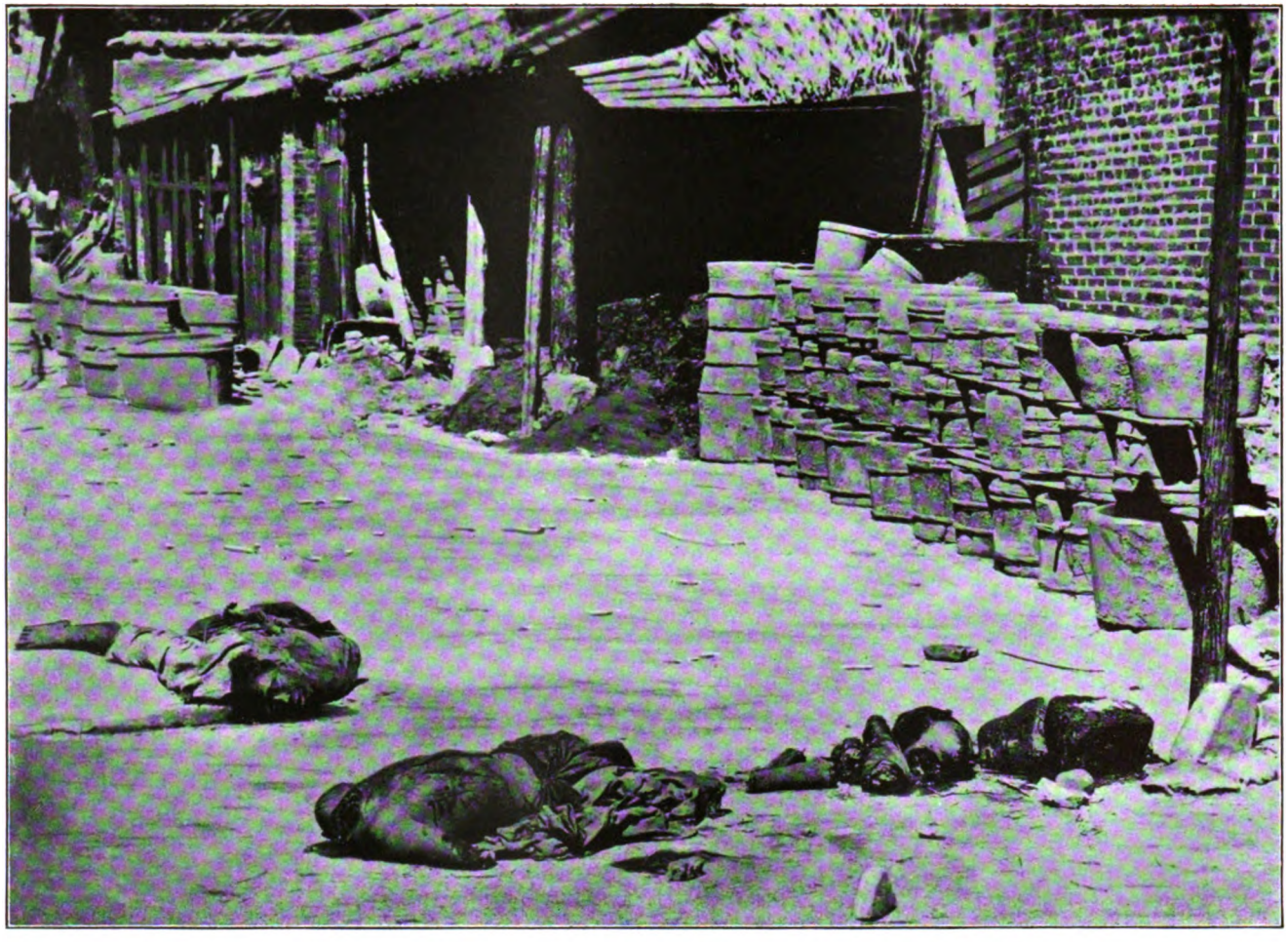
Digitized by Google

LING-TSCHI IV

Digitized by Google

LING-TSCHI V

Digitized by Google



LING-TSCHI VI

Digitized by Google

ENTHAUPTUNGSSZENE I

Digitized by Google

ENTHAUPTUNGSSZENE II

Digitized by Google

HINRICHTUNG DURCH STRANGULATION IN KANTON

Digitized by Google

„Der Gelehrte“

Von KURT HILDEBRANDT (Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Man pflegt sich die vorbildlich wissenschaftliche Methode zur Feststellung des Charakters einer Menschengruppe so vorzustellen, daß man gleichsam „klinisch" eine möglichst große Anzahl der zugehörigen Individuen beschreibt und dann das Gemeinsame heraushebt. Bis aber eine solche vorbildliche Arbeit für den Charakter des Gelehrten geleistet ist, wird das Interesse an dieser Untersuchung, die so tief in unser eigenes Fleisch schneidet, einen weniger methodischen Versuch rechtfertigen.

Wir versuchen den Weg in umgekehrter Richtung zu finden. Gelingt es uns, einen Blick auf die „Idee" des Gelehrten zu gewinnen, so dürfen wir auch annehmen, daß die Charaktere, die dieser Idee nahe kommen, tatsächlich sich vorzugsweise der Gruppe der Gelehrten zuwenden. Alle zufälligen individuellen Eigenschaften von Gelehrten, die zu ihrem Beruf keine Beziehung haben, darf man dann getrost von der Betrachtung ausschließen.

Wer aber ist „der" Gelehrte? — Unsere Zivilisation nährt eine große Fülle von Menschen mit „gelehrter" Vorbildung, denn nicht nur die Berufe der vier Fakultäten, sondern auch viele andere werden heute mit diesen Mitteln betrieben. Aber nicht diese Männer, denen die Wissenschaft nur Mittel zu einem praktischen Zweck ist, meinen wir, wenn wir vom Charakter „des Gelehrten" sprechen. Der Gelehrte muß aus innerem Beruf die Wissenschaft um ihrer selbst willen treiben, sei es auch, daß er sie, um leben zu können, außerdem „praktisch" verwertet.

Diese Einschränkung „um ihrer selbst willen" ist ein sehr bezeichnendes Merkmal der Idee des Gelehrten, weil sie ihn zugleich nach oben und unten abgrenzt. Ein Chemiker, der mit den subtilsten Formeln der Wissenschaft eine neue Fettseife erfindet, ist dadurch der Idee des Gelehrten nicht näher gerückt als ein Bauer, der die Wetterzeichen beobachtet. Dagegen kann ein Gelehrter die Wissenschaft als oberstes Ziel der Menschheit überhaupt betrachten nnd damit leugnen, daß es einen höheren Beruf als den des Gelehrten gebe.

Wir wollen hier nicht die ewigen Wettkämpfe zwischen Wissenschaft und Kunst, oder Denken und Tun, oder Erkenntnis und Leben aufrühren. Lassen wir einmal das Ideal der vita contemplativa gelten und fragen wir nur, ob im Reich der Erkenntnis unbedingt der Wissenschaft der Primat zustehe.

Es genügt nicht, nur die Stelle des Gelehrten aufzusuchen, konventionell zwischen „Wissenschaft und Philosophie" zu unterscheiden, denn vielfach sieht die „Philosophie" ja ihren Ehrgeiz darin, nichts weiter als Wissenschaft zu sein. Die Entstehung der abendländischen Wissenschaft wird uns am besten die Symbole liefern, die uns das Wesentliche vergegenwärtigen.

Man pflegt die Entstehung der Wissenschaft in der ionischen „Naturphilosophie" zu finden. Wirklich liegt in ihr ein früher Vorkeim der Wissenschaft, aber ihrem Wesen nach ist sie etwas anderes. Wissenschaft ist der große und, wenigstens der Tendenz nach, einheitliche Bau aller richtigen Erkenntnis. Die Idee des Baues kann aus philosophischem Geist stammen, aber er selbst muß ein System sein, das alle empirischen Kenntnisse herbergen kann. Unmöglich kann ein einzelner Gelehrter diesen ganzen Bau im eigenen Geist errichten, jeder muß sich bei einem Teil bescheiden. Der Gelehrte, soweit er Gelehrter bleibt, muß auf das Ideal menschlicher Vollkommenheit verzichten, er muß es der Teilhaftigkeit opfern: seine notwendige Eigenschaft ist die Entsagung.

Digitized by Google

Diese Entsagung gehört nicht zum Wesen der großen Philosophen bis Plato. Ihr Grundgefühl ist von dieser entsagenden Wissenschaft so verschieden, daß es unzulässig ist, ihre Erkenntnis mit „Wissenschaft" zu übersetzen. Diese „Ungetüme von Stolz" wie Heraklit und Parmenides wollten gar nicht viel wissen, noch weniger methodisch ihren Nachfahren vorarbeiten. Sie fühlten sich im Besitz einer königlichen Einsicht, die sie weit über die Mitmenschen erhob. Ihre Lehre ist kein empirisches Sammeln, kein logisches Schließen, sondern lapidare unmittelbar aus der Schau stammende Verse, die jede Nachfrage nach „wissenschaftlichem" Beweis als kleinliche Zudringlichkeit abweisen. Ihre Lebenshaltung stammt aus dem heroischen Lebensgefühl, und ihre Einsicht ist ein Totum, kein Fragment einer allgemeinen Wissenschaft.

Die Nachfolger der beiden, die Sophisten, brachten zwar mit ihrem Skeptizismus ein Element der Entsagung, der Wissenschaft. Dennoch blieb jeder Sophist in seiner Einbildung Träger der höchsten menschlichen Weisheit. Sokrates entwickelt dies Moment der Entsagung — ich weiß, daß ich nichts weiß — noch schärfer und bereitet mit seiner schärferen Begriffsbildung die wissenschaftliche Methode vor. Trotzdem ist er echter Philosoph! Er fühlt sich als den Weisesten, er hofft als Einzelner das Eine zu finden, was not tut, die Einsicht, von der aus die Welt reformiert werden kann. Plato ist der Gipfelpunkt und das Ende dieser Reihe. Wohl sind in ihm wissenschaftliche Elemente reich entfaltet, aber sie werden beherrscht von den überwissenschaftlichen Elementen: Mystik, Manie, Eros. Sein Wesen ist ursprüngliche Schau, nicht Forschung. Der heroische Wille der Urahnen Heraklit und Parmenides ist in ihm wach: Er will die Welt nicht nur erkennen, sondern regieren.

Sein Mißerfolg in Syrakus bedeutet das Ende der heroischen Philosophie: mit Aristoteles kam die Wissenschaft herauf. Plato hatte seinen geistigen Vater Sokrates, den er überragte, dichterisch verherrlicht; Aristoteles kritisierte wissenschaftlich seinen geistigen Vater Plato, den er nicht erreichte. Zwar ist Aristoteles noch großer und echter Philosoph, aber kein heroischer. Er verzichtet auf Herrschaft und widmet sein Leben dem Sammeln empirischen Materials und der Begründung der ordnenden Systeme, welche die Wissenschaft fast zwei Jahrtausende bestimmen sollten. Er ist der mythische Ahnherr der Gelehrten.

Dieser Ausdruck will besagen, daß mit ihm nicht sogleich der Typus des Gelehrten, wie wir ihn suchen, sich ausbildete. Noch blieb, nachdem Griechenland seine politische Rolle ausgespielt hatte, der Geist philosophisch, aber diese Philosophie stand zwischen der heroischen Philosophie und der gelehrten Wissenschaft. Die stoische und die epikureische Schule bezeichnen dies am deutlichsten. Sie sind anfangs nicht, wie man es später deuten konnte, zwei entgegengesetzte Weltprinzipien, Gegensätze wie fromm und verrucht, sondern es sind zwei nahe verwandte Gruppen: die geistigen Menschen, die dem eigentlichen weltlichen Leben entsagen. Die asketische Stoa verachtet das weltliche Leben überhaupt und führt die Entsagung bis zur Ausrottung von Lust und Unlust. Man kann in ihr eine Vorform der streng-asketischen Mönche sehen. Epikur zieht sich auch aus dem weltlichen Leben in seinen Garten zurück, aber er will dadurch gerade die Lust pflegen. Er sieht die sanften, aber ungetrübten Lüste des Geistes den leidenschaftlicheren Trieben vor. Epikurs Garten ist die Vorform des späteren Gelehrtenideales. Während die Stoa die Ethik pflegt, übermittelt die Schule Epikurs den wichtigen Bestandteil moderner Wissenschaft: das atomistische Weltbild.

Der Gelehrtentypus im engsten Sinne erfüllt sich aber weniger in dieser, in der philosophisch-naturwissenschaftlichen Seite der Wissenschaft als in der historisch-philologischen. Der klassische Typ des Gelehrten steht, ein Jahrhundert nach Aristoteles, in Alexandria da. Ägypten ist das Land des Papiers, die Alexandriner züchten die Büchergelehrten. Eratosthenes nennt sich nicht mehr Philosoph, sondern Philo-

Digitized by Google

loge. Die höchste Glut in sich einiger Erkenntnis und Weisheit ist erloschen: ihre beiden Teile fallen auseinander als Philosophie, die sich nach der Religion hin entwickelt und als gelehrte Wissenschaft. „Dem Rückschauenden — so sagt ein berühmter lebender Philolog, der in Eratosthenes den Gründer seiner Zunft preist — erscheint Eratosthenes als eine tragische Figur; wer die Forschung so treibt wie er, der rechnet auf ihre Fortsetzung in infinitum. Er aber hat nur auf einigen Einzelgebieten Fortsetzung oder auch nur Verständnis gefunden." Damit ist in der Tat der gefährliche Punkt der „Wissenschaft" bezeichnet: sie ist nicht eingestellt auf den lebendig-gegenwärtigen Kreis, sondern auf eine abstrakte Zukunft, einen nie vollendeten Fortschritt.

Hier ist nicht der Ort, die Gestaltung des Gelehrten-Typus in der Antike weiter zu verfolgen, denn unsere Aufgabe ist nicht historisch. Wir haben einige Begriffe gewonnen, mit denen wir den Gelehrten im späteren christlichen Weltalter betrachten können.

Der Charakter des Gelehrten ist verständlich, wie festgestellt, allein durch die Entsagung, durch den Verzicht auf die höchste Form des Lebens, das Heroische. Der Träger des heroischen Lebens ist im Mittelalter der Adel: der Ritter setzt Person und Leben ein, um zum Gefühl seiner Macht zu gelangen. Anders der geistliche Stand: in ihm sieht der Einzelne möglichst von seiner Person, dem Leibe zumal, ab, um in der Kirche aufzugehen. Die Kirche wünscht er mächtig, sich selbst demütigt er. Es ist nun leicht nachzuweisen, daß das wissenschaftliche Lebensgefühl, mag es inhaltlich sich der Kirche noch so sehr entgegensetzen, dem asketischen Lebensgefühl des Christentums nahe verwandt ist, ja daß die wissenschaftliche Hierarchie selbst in ihrer Struktur vieles von der kirchlichen übernommen hat, ganz zu schweigen von der historischen Tatsache, daß lange Zeit die Kleriker die Träger der Wissenschaft sind.

In Wirklichkeit mögen die Gegensätze nicht so entschieden sein, da der Ritter auch Dienstmann ist, da der Priester auch persönliche Geltung heischt. Deutlich aber ist das Lebensgefühl, auf das es hier ankommt, im Mönch, der mit dem Ordensgelübde der Welt entsagt. Hier ist, was wir suchen: die nächste Vorform des Gelehrten-Ideales. Dem entspricht, daß die Gesinnung des Mönches ähnlich ist der des Stoikers und Epikureers. So finden wir die ideale Darstellung des mönchischen Lebens, die zugleich dem edelsten Gelehrten-Typus sich sehr nähert, in einem Gedicht „Das Kloster".

Mit wenig brüdern flieht die lauten horden
Eh eure kraft verwelkt im kalten gift
Erbaut nach jungem wunsch das friedensstift
In einem stillen tal für euren orden.

Was an der Entsagung des Gelehrten, die mit der stärksten menschlichen Kraft nicht vereinbar ist, gegenüber dem mittleren Weltgetriebe edel und schön ist, ist in diesem Gedicht gesagt. Es ist die Sehnsucht, in reiner Luft, im Umgang mit einer „reinen Schar" zu leben. Die Stoa lehrte schärfere Verachtung der Welt und ihr folgen streng-asketisch gesonnene Mönche wie auch die buddhistische Gelehrten-Religion. Epikurs Garten ist das Vorbild einer milderen Askese, ebenso des friedlichen Klostergartens wie des Gartens der Gelehrsamkeit.

Solche Mönche und Gelehrte entsagen so weit der Welt, daß sie aus dem Lebenskampf ausscheiden, auf praktische Einwirkung verzichten, aber sie verzichten nicht auf die Lust, sie wollen allein die reinste, von Reue nicht getrübte Freude, die zarteste des Geistes und der Freundschaft. „... Umschlungen ohne lechzende begierde — Gefreundet ohne bangenden verdruß ..." Entsagt haben sie dem Willen zur Macht und allen eigensüchtigen Wünschen, aber gemeinsam ist ihnen der Genuß — mögen

Digitized by Google

sie ihn nun in Kirche oder Wissenschaft finden — einer irdisch-überirdischen, ewigen und der Willkür weit entrückten Schönheit.

Zur blauen schönheit ihren blick zu richten
Geweihtes streben göttlichstes verzichten —
Wie einst ein mönch aus Fiesole gelehrt.

Hierin, glaube ich, darf man die reine und ewige Idee des Gelehrten erkennen und ihre Anhänger gab es und wird es geben, wenn sie auch nicht zu allen Zeiten die berühmtesten Namen tragen. Ich möchte sie die enthusiastischen Gelehrten nennen.

Die Charaktere, die im Dienste solcher Idee ihre Erfüllung finden, können nicht die allerstärksten sein. Der heroische Mensch entsagt nicht dem Willen zur Herrschaft, die Menschen von großer Tatkraft nicht dem Lebenskampf. Eine verletzliche Scheu bannt jene in den friedlichen Garten, aber wahrhaft schöne und in der Sphäre der Entsagung vorbildliche Menschen können sie sein.

Diese Abwendung von der Welt, diese Askese im besten Gelehrtengeist und im kirchlichen Geist sind in der Tat nahe verwandt. Diese Angst, das Edelste mit weltlichen Dingen zu verunreinigen, mag immerhin Schwäche sein, aber dann ist es angeborene und unüberwindliche Schwäche und es dient der gesunden und kräftigen Entwicklung, wenn jene aus der Wildnis in den schützenden Garten versetzt werden. Menschen, die ohne Entsagung sich glücklich und harmonisch entfalten, sind selten. Nur Toren machen die Askese als Ausdruck der Schwäche verächtlich, da sie vielmehr die gesunden Instinkte preisen sollten, die nach dem rechten Heilmittel greifen.

Aber in Kirche und Wissenschaft setzt die Askese, wenn sie fruchten soll, die schöne Gewalt voraus, der zu Liebe man dient. Wenn die Religion verfällt, so werden die Mönche zu Drohnen. Hier tut sich die Kluft zwischen Kirche und Wissenschaft auf: jene verfällt durch Trägheit des Glaubens, dieser ist gerade der Übereifer, der Fortschritt gefährlich. Wissenschaft an sich hat ja gar keinen Glaubensinhalt, keine Liebe zur Schönheit, sie hat nur das formale Gesetz der voraussetzungslosen Forschung. Man kann einwenden, wenn die Schönheit wirklich ist, so muß sie in der voraussetzungslosen Forschung sich immer deutlicher offenbaren — oder wenn die Forschung sie nicht offenbart, dann sei es unmännlich, an solch Phantasma zu glauben. Nur ein Bild zur Abwehr dieses Irrtums, da hier nicht die Stelle der Widerlegung ist. Wie das lebendige Auge das Licht empfängt, weil es zur Lichtempfängnis geschaffen ist, und wie keinerlei Begriff diese Fähigkeit hat, so faßt nur die ganze Seele die Schönheit auf, die sich der methodischen Einzelforschung versagt. Darum wäre selbst die vollendete Wissenschaft keine Instanz für die Wirklichkeit des Schönen. So ist das tragische Geschick der Wissenschaft, wenigstens der Wissenschaft, wie man sie heute versteht, das eigene Gebäude zu zerstören, in dem sie einem schönen, menschlichen Zweck dienstbar sein konnte. Die „Aufklärung" durch Mechanismus, Historismus, Relativismus zersetzt das schöne Weltbild der Philosophie und der Kirche in ein abstraktes Netz von Relationen.

So scheint herauszukommen, daß der Gelehrte dem aufgestellten Ideal im Wesen widerspricht, es zerstört. Aber was die Methode der Wissenschaft nicht enthält, könnte in ihrem Stoff liegen. — Wir haben den „Gelehrten" nicht eng genug begrenzt, wenn wir bisher Gelehrsamkeit und Wissenschaft gleichsetzten. Wissenschaft ist die nach dem Einen Grundgesetz der Welt strebende, mindestens das Weltganze möglichst einheitlich umfassende Forschung. Gelehrsamkeit ist Fülle und Ordnung des Einzelwissens. Der Forscher ist aktiv, der Gelehrte rezeptiv. Es ergibt sich aus der Definition, daß die produktiven Naturen nicht zum reinsten Gelehrten-Typus gehören, dessen wesentliche Eigenschaft das Gedächtnis und eine gewissenhafte, saubere Ordnung der Kenntnisse ist. Zum Gelehrten im engsten Sinne gehört weder der philosophische Erkenntnistrieb, noch die aktive Entdeckerfähigkeit, noch eine außer-

Digitized by Google

ordentliche Urteilskraft. So kann Goethe J. C. Scaliger, der als Gründer der neueren Philologie betrachtet wird, trotz des Ruhmes seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, mit kurzen Worten so charakterisieren: „Ein starkes Gedächtnis verhalf ihm zu vielem Wissen; doch tut man ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geschmack und Wahrheitssinn abspricht. Dagegen war er, bei einem großen Vorgefühl seiner selbst, von dem Geiste des Widerspruchs und Streitlust unablässig erregt." Es kann nicht fraglich sein, daß die faustischen Naturen, die erforschen wollen, „was die Welt, im Innersten zusammenhält", daß man auch die großen Erfinder und Entdecker allgemein nicht als Gelehrten-Naturen empfindet. Dennoch sind Forschertätigkeit und Gelehrsamkeit in der Wissenschaft so innig verschränkt, daß wir unsere Untersuchung nicht streng auf den Gelehrten im engsten Sinne beschränken können. Wir behalten ihn besonders im Auge, berücksichtigen aber immer seine Beziehungen im erweiterten Gebiet.

Eine weitere Verfolgung dieser Scheidung würde ergeben, daß der wissenschaftlichen Forschung vor allem die philosophisch-naturwissenschaftliche Seite des Denkens angehört, der Gelehrsamkeit dagegen mehr die historisch-philologische. Der Gelehrte im alltäglichen Sinne ist der „Büchergelehrte", der das übernommene, eben das ihm von den Vorgängern „gelehrte" Wissen, verwahrt und „ordnet". Dem Naturforscher aber genügt es nicht mehr, sich in den reinen Garten des Geistigen zu bannen, er muß die Wirklichkeit mit ihren Widerwärtigkeiten und Hemmnissen durchqueren. (Auch die Naturwissenschaft kann „gelehrt" betrieben werden, wie es etwa Linné tat, der im wesentlichen die gegebenen Naturformen in ein System ordnete. Bezeichnend nennt man sie dann Natur„geschichte". Auch Geschichte und Philologie kann als aktive Forschung betrieben werden, d. h. die geltenden Gesetze suchen. Dann verwendet sie die Methoden der Naturwissenshaft und wird zur „Geschichtsphilosophie" usw.)

Philosophie und Naturwissenschaft haben nur so lange eine schöne menschliche Wirkung, wie sie genährt sind vom Gefühl für das Welt-Ganze, von der Suche nach dem ewigen Gesetz, von der Ehrfurcht vor der schöpferischen Natur, vom Glauben an die Schönheit des All — vom Makrokosmos. Zum Mikrokosmos, der welt-vertretenden Persönlichkeit, hat die Naturwissenschaft keinen Zugang. Umgekehrt dringen Geschichte und Philologie nicht zum Makrokosmos, aber sie können den Mikrokosmos nicht nur erforschen, sondern uns sein Erlebnis unmittelbar übertragen. Diese Gelehrsamkeit ist daher so lange lebendig, als sie von der Liebe zu Menschen, vom Glauben an ein schönes Leben getragen wird.

Solcher Kulturkreise, denen die Liebe des Gelehrten gelten kann, sind mehrere, doch ist die vom Hellenentum beherrschte Antike das stärkste Beispiel. Die lebendige Wirkung, die von dieser „toten Büchergelehrsamkeit" ausgehen kann, ist ungeheuer. Was wäre das Mittelalter ohne Aristoteles, Dante ohne Virgil, Renaissance ohne Humanismus, ohne Platonische Akademie, was Herder und Goethe ohne Winckelmanns Griechentum, die Revolution ohne Caesar und Cicero, Napoleon ohne Plutarch! Solche Wirkungen gehen vom Erbe aus, das die Gelehrten der Antike bewahren und durch ihren Enthusiasmus können sie in der empfänglichen Jugend die stärksten Keime wecken.

Daher kann der enthusiastische Gelehrte einen schönen Typus des Erziehers verwirklichen, wenn auch nicht gerade den höchsten, denn die starke plastische Kraft, die Jugend wirklich zu gestalten, gehört seinem Charakter nicht an. Wohl aber vermag er die Zöglinge in die Welt der edlen Dinge einzuführen, ihnen, um mit Plato zu reden, die Weideplätze der Seelen zu weisen.

Aber die enthusiastischen Gelehrten sind viel seltener, als man aus dem Gehalt des überlieferten Gutes schließen sollte. Das kommt daher, daß nur seltene Menschen aus dem geschriebenen Werk die lebendige Gestalt erwecken können und fast alle,

Digitized by Google

wenn sie überhaupt empfänglich sind, eines mitlebenden Vermittlers bedürfen. So kann auch die Antike ganz lebendig nur werden, wenn ein großer Vermittler für sie erweckt wurde. Das Lebensgefühl muß im Garten der Wissenschaft die wuchernden Triebe beschneiden, das Unkraut jäten, sonst wird es von der gestopften Büchergelehrsamkeit eher erstickt als gefördert.

Den Gelehrten, denen die Anschauung des Wesentlichen, das hohe Bewußtsein verloren ging, braucht die Liebe zum Gegenstande noch nicht erloschen zu sein. Der Enthusiasmus kann gleichsam ins Kleine und Einzelne verzettelt sein. Dann entsteht der Charakter des Sammlers. Er kann einen liebenswürdigen Typus des Gelehrten darstellen, weil er ganz vom Gegenstande erfüllt ist und selbst der Ehrgeiz des Gelehrten- und Schriftstellerruhmes ihm fehlt. Justi hat uns in der Winckelmann-Biographie einen Kreis solcher Gelehrter, „die römische Gelehrten-Republik" ausführlich beschrieben. Es waren im äußeren Leben unauffällige Frati oder Priester, die „ohne Lohn, ohne Titel und Würden, ohne gekannt zu sein und gekannt sein zu wollen, ohne die Eitelkeit des Bücherschreibens und den Ehrgeiz des Entdeckers, bloß vom Zug ihres Genius und dem Reiz ihres Gegenstandes getrieben, in der Stille den Musen geopfert hatten, durch langfortgesetztes Lesen und Nachdenken die seltensten Schätze des Wissens gesucht, sie ohne Beigeschmack von Metier und Amtsstolz, mit einer fast kindlichen Anspruchslosigkeit mitteilten ... wie Hamann sagt: ‚eine Lilie im Tal um den Geruch der Erkenntnis verborgen auszuduften'." Winckelmann fand in diesen Gelehrten „die in der Stille sich selbst und den Musen leben, die wahren Philosophen". Er genoß ihre Fröhlichkeit und bewunderte, daß unter ihnen die Pedanterie soviel seltener sei als anderwärts.

Justi macht auf den Grundunterschied aufmerksam, der diese Römer von dem großen Betriebe der Wissenschaft trennt. Sonst ist es das Wesen der Wissenschaft, daß sie „von berufenen und besoldeten Fachmännern, mit strenger Teilung der Arbeit, in ununterbrochener Sukzession verwaltet, gemehrt und weitergegeben wird." Jene Römer wollten von dieser Systematisierung und Arbeitsteilung nichts wissen. Sie streifen als wahre Liebhaber nach ihrer Laune im weiten Garten der Kenntnisse umher.

Justi findet, daß diese Sitte vom volkswirtschaftlichen Standpunkt nicht zu loben sei, sie entziehe dem Boden der Volksbildung die Kräfte. Vieles von ihnen erscheine aus der Ferne gering, kleinlich, trocken und scheine in antiquarischen Quisquilien zu versanden, „aber unleugbar ist auch, daß unsere ästhetischen Theorien und historischen Entwicklungsreihen uns dort oft als Gemeinplätze von sehr zweifelhafter Gültigkeit vorkommen, und daß jene Kleinigkeiten einen ganz anderen Eindruck machen, wo sie Glosse sind zu Gegenständen voll lebendiger Gegenwart, und den Reiz des Neuentdeckten für sich haben."

Und gerade Winckelmanns Leben zeigt ja die Aufgabe dieser Sammler, die unbewußt dazu berufen sind, dem Genius zu dienen. Sie versammelten sich in den „Konversationen", um in ihrer Sphäre zu schwelgen, und nahmen Winckelmann als Freund auf. Mit einer gewissen Freigebigkeit überließen sie Winckelmann ihre Beobachtungen, und ihnen, „die das Chaos Rom kannten, wie die Briganten ihre Berge", verdankt er die ungeheure Ausdehnung seines anschaulichen Wissens. —

Was wird nun aus dem Gelehrten, dem das Gefühl für Schönes und Lebendiges mangelt? Unlebendige Gelehrsamkeit ist „trocken": es entsteht der Typus des „trockenen Gelehrten". Seine Verstandesleistungen können bedeutend sein, wenn die Gesamtforschung ihn durch Probleme und Leitideen führt. Aber in einer rein-verstandesmäßigen Wissenschaft müssen allmählich die lebendigen Säfte versiegen: dann überwuchert der Gelehrte, der in seiner Einseitigkeit das Urteil für alles Wesenhafte verliert. Wenn er nun keinen Größeren neben sich erkennt und seinen eigenen Charakter für maßgebend hält, so ergibt sich der besondere Typus unter den trockenen

Digitized by Google

Gelehrten, der Feind des Genius, unter dem Winckelmann, Lessing, Goethe, gelitten haben: der pedantische Gelehrte.

Auch dieser Typus der Dürre ist von Justi durch eine Reihe von Beispielen abgebildet: es sind besonders die Gelehrten Neapels zu Winckelmanns Zeit. Damals war es König Carl III. von Neapel, der mit größtem Eifer und Ehrgeiz die Ausgrabung von Herculaneum begonnen und durchgeführt hatte. Während die Nationen mit Spannung auf das Ergebnis dieser fabelhaften Wiedergeburt einer antiken Stadt harrten, unterdrückte der König mit Strenge die vorzeitigen Publikationen, denn eine vollendete Erstpublikation sollte seinem Ruhm dienen. Für sie suchte man einen hervorragenden Gelehrten.

Der berühmte Mazzocchi schien dem Könige zu alt und pedantisch. Neben ihm war der bedeutendste Gelehrte sein Rivale Martorelli. Dieser „war bei aller seiner Heißblütigkeit ein großes Kind, der weder vom Staat Pfründen, noch von der Welt Genüsse begehrte, sich deshalb auch von allen Visiten dispensierte und einschloß in seine Welt gelehrter Grillen, gelehrter Briefe und Plaudereien. Er verließ auch in den Ferien nie seine Zelle im Seminar, die man mit dem Fasse des Diogenes verglich." Seiner großen Kenntnisse wegen knüpfte Winckelmann freundschaftliche Beziehungen zu ihm an. Nicht ohne Neid erkannte Martorelli das immense Wissen des Deutschen, um so bezeichnender ist der Hochmut, mit dem der Pedant über das Genie urteilt. „Der versteht griechisch, aber wie unser Caffettieri, er macht einen ganz unwissenschaftlichen (superficiale) Gebrauch davon."

Noch bezeichnender ist allerdings das Vorbild, das er nun für die wissenschaftliche Behandlung gibt. Er fand den würdigen Anlaß in einem hübschen Salbenbüchschen aus Bronze. Hieran wollte er „seine ganze Wissenschaft zeigen". Nach zweijähriger Arbeit hatte er über das Büchschen zwei Quartbände verfaßt, in denen er nachwies, es sei ein Tintenfaß, die Figuren darauf die Planeten. Er sprach vom Chaos, Himmel und Weltende und wies nach, — gerade als die ersten verkohlten Bücherrollen aus Herculaneum mühsam entrollt wurden — daß auch die Alten Federn und gebundene Bücher verwandt hätten.

Auch dieser Pedant galt im Vaterlande nicht genug, man verschrieb sich einen anderen aus Rom: Bajardi. Da die Herstellung der Kupfer langsam vorwärts ging, wünschte der König, daß Bajardi die Ungeduld des europäischen Publikums durch eine vorläufige Publikation beschäftige.

Ästhetische und archäologische Beobachtungen zu machen, war natürlich tief unter der Würde des großen Gelehrten: Er habe das Dunkle und Schwere übernommen, und überlasse kleineren Leuten, Statuen, Gemälde und Inschriften zu erklären. So brachte er schließlich als Vorläufer der herculanensischen Altertümer zwei Foliobände ans Licht, in denen sämtliche griechische Altertümer Platz gehabt hätten. Sie waren gefüllt mit Kupfern, Inschriften, lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen und arabischen Zitaten. Untersuchungen über persische, babylonische und ägyptische Maße und Geographie werden angestellt. Immerhin wird der Leser, der doch nur von Herculaneum hören will, getröstet, daß er in den folgenden Folios die Reisen des Hercules und die neue Ordnung der Heraklides-Jahre erfahren soll, um so der Gründung Herculaneums näher zu rücken.

Dennoch hatte es diesem Kauz nicht an Geist gefehlt, aber die gewaltige Büchergelehrsamkeit, die so leicht eine ganz trügerische Selbsteinschätzung erzeugt, hatte sein Urteil verwirrt. Das war der Geist der Pedanterie, der verächtlich auf den gottbegnadeten Archäologen herabsah.

Die Gefahr der Pedanterie ist im Wesen der Wissenschaft, im „Fortschritt", d. i. in der wachsenden Stoffmasse, welche die lebendige Anschauung erdrückt, begründet. Nicht ohne Grund wählten wir gerade die Epoche Winckelmanns als Beispiel, denn für das Verständnis des Gelehrten-Charakters kann nichts unterrichtender sein,

Digitized by Google

als der Augenblick, in welchem der Druck dieser Stoffmassen zu stark wird und die entgegengesetzte seelische Spannung diese erstarrenden Krusten zersprengt. Um diese europäische Lage, welche Winckelmanns Schicksal bestimmt und erst in Goethe ihre Lösung findet, zu verstehen, werfen wir auf die andere Seite der Wissenschaft, die naturwissenschaftlich-philosophische, einen Blick. Verglichen mit der antiken Philosophie hat im neuen Europa auch diese Richtung eine stark gelehrte Färbung. Die wichtigste Figur während der Entstehung des neuen Geistes ist vielleicht Descartes, und gerade er drückt die Verwandtschaft des Gelehrten mit dem Mönch so bildhaft aus. Von zarter Gesundheit, gequält von Zweifeln, asketisch Heilung suchend, würde er sich in einem früheren Zeitalter wohl ins Kloster zurückgezogen haben, jetzt wählt er den Garten der Wissenschaft. In jener Zweifelsucht, die er zur Grundlage der kritischen, aufklärenden Philosophie macht, wendet er sich schutzsuchend an die heilige Jungfrau von Loreto. Eine besonders für diesen zarten Epikureismus bezeichnende Stelle hat Nietzsche, der viel asketischer ist, als die Menge meint, in der skeptischen, heilungsuchenden Periode seiner Seele als so sympathisch erkannt, daß er sie in der ersten Ausgabe von „Menschliches, Allzumenschliches" als Motto, „an Stelle einer Vorrede" verwandte: „— eine Zeit lang erwog ich die verschiedenen Beschäftigungen, denen sich die Menschen in diesem Leben überlassen, und machte den Versuch, die beste auszuwählen. Aber es tut nicht not, hier zu erzählen, auf was für Gedanken ich dabei kam: genug, daß für meinen Teil mir nichts besser erschien, als wenn ich streng bei meinem Vorhaben verbliebe, das heißt: wenn ich die ganze Frist des Lebens darauf verwendete, meine Vernunft auszubilden und den Spuren der Wahrheit in der Art und Weise, welche ich mir vorgesetzt hatte, nachzugehen. Denn die Früchte, welche ich auf diesem Wege schon gekostet hatte, waren derart, daß nach meinem Urteile in diesem Leben nichts Angenehmeres, nichts Unschuldigeres gefunden werden kann; zudem ließ mich jeder Tag, seit ich jene Art der Betrachtung zu Hilfe nahm, etwas Neues entdecken, das immer von einigem Gewichte und durchaus nicht allgemein bekannt war. Da wurde endlich meine Seele so voll von Freudigkeit, daß alle übrigen Dinge ihr nichts mehr antun konnten."

Inhaltlich sind die Folgerungen der Descartesschen Philosophie mechanistisch, die Religion zerstörend, rechnend, analysierend. Aber sein wissenschaftliches Temperament ist gar nicht faustisch, ein Unendliches erstrebend, sondern bedächtig-freudig sammelnd. Der seelische Ton aber dieser lateinischen Sätze — ist er nicht vollkommen der eines asketisch-enthusiastischen Mönches?

Es gibt sehr viel zu denken, daß die Keime der Aufklärung und Religion-Zersetzung von diesen zarten Männern stammen, die scheu aus dem Weltgetriebe weichen und in ihrem friedlichen Garten die Früchte der Beschaulichkeit genossen. Denn bei Descartes nicht geringerem Nachfolger Spinoza, dem Fürsten der Atheisten, ist diese asketische, gesteigert-ethische Gesinnung nur noch näher dem Mönchischen. Aber mit den griechischen Philosophen verglichen, die Kolonien führten, staatenbeherrschende Orden gründeten, die Ratgeber von Perikles, Dionysios, Alexander wurden, erscheinen diese Männer fast ein wenig schwindsüchtig. Man erinnert sich an Nietzsches Auffassung, der in dem fanatischen Wahrheitsverlangen der Wissenschaft den übersteigerten asketischen Wahrhaftigkeitstrieb des Christentums sieht. Ob nun der Wahrheitsantrieb an sich gefährlich und zersetzend werden kann, oder zuerst Glaube und Liebe erkranken und infolgedessen der Wahrheitstrieb die leeren Räume überwuchert, bleibe dahingestellt.

Daß die englisch-empirische Philosophie noch gelehrtenhafter ist als die französisch-rationalistische, bedarf keines Hinweises. Leibniz erscheint als Person gerade auf dem Hintergrunde seiner kühnen metaphysischen Spekulation nur um so mehr als Gelehrter, sein unmittelbarer Folger ist geradezu das Muster der Gelehrten-Pedanterie. Auch Kant, der die entgegengesetzten Vorgänge vereinigt und überwindet,

Digitized by Google

dessen wesentliche Erkenntnis „apriorisch", aus der Intuition geschöpft ist, ist seiner Physiognomie, seinem Leben, seinem Wollen, seiner Sprechweise nach durchaus Gelehrter, gerade darum bezeichnend, weil sein klarer Geist diese Sachlage sehr deutlich erfaßt. Er verehrt das Genie, aber nimmt es nicht für sich, für die Philosophie in Anspruch. Ihm ist die Philosophie Wissenschaft, Genie findet er nur beim Künstler. Er, der Zertrümmerer der Systeme, konnte die Seele der Gelehrten nicht von der Pedanterie befreien.

Diesmal kam der Umschwung, das für die Gelehrten-Psychologie wichtigste Ereignis, aus der Philologie. Winckelmann war nicht nur Gelehrter, sondern er war der geborene „Bücherwurm", ein „Stock-Gelehrter". Seine Jugend war äußere Niedrigkeit, bittere Armut in der zurückgebliebenen altmärkischen Kleinstadt. Dennoch studierte er nicht auf ein praktisches Ziel hin, sondern raffte in zerfahrenen Studien alles erreichbare Wissen zusammen. Um ein Zitat nachzuschlagen, konnte er einen tagelangen Ritt unternehmen. So brachte er, ganz der Gelehrsamkeit hingegeben, in gedrückter Lage, von uneinsichtigen Vorgesetzten gequält, seine Jugend als Schulmeister in einem dürftigen Dorfe hin. Aber etwas war in ihm, das sich der Beschränkung, der äußeren wie der gelehrten zugleich widersetzte. Er wird Bibliothekar in Dresden, der führenden Kunststadt und wirft sein feuriges Interesse auf die bildende Kunst, ja er glaubt sich eigentlich zum Maler geboren! Dennoch ist dieser Wandel kein Bruch seines Lebens. Er unterwirft sich nicht der Mode-Kunst, dem Rokoko, das in Dresden floriert, sondern er richtet es von dem höheren Standpunkt seines Wissens, vom Griechentum aus. Er schrieb eine Broschüre „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", „eine Broschüre, die nur in 50 Exemplaren gedruckt wie ein Donnerschlag in den heiteren Himmel der Rokoko-Kunst hineinfuhr, ihr Ende ganz wesentlich beschleunigen half und den Wiederanschluß an die Antike, ihre ‚edle Einfalt und stille Größe' als Ziel auch für die Neuen aufstellte." (Hermann Thiersch, Winckelmann und seine Bildnisse.) Nicht lange danach ist Winckelmann am Ziel seiner Wünsche: in Rom, das er seitdem bis zu seinem Ende nur vorübergehend verläßt. Der „Bücherwurm" entfaltete nach seiner Metamorphose ein seltenes Geschöpf, das die „gebildeten Nationen Europas" mit Staunen betrachteten. Wie er in Dresden von Oeser stark beeinflußt war, so schloß er in Rom nahe Freundschaft mit dem bedeutendsten Maler: Rafael Mengs. Mengs war ein hervorragender Kenner der Antiken. Die gegenseitige Befruchtung der beiden ist merkwürdig. Mengs wird durch Winckelmanns tiefgründiges Wissen im Grübeln und Theoretisieren bestärkt, Winckelmanns Kunstverständnis wird zu enthusiastischer Gewalt gesteigert. „Das ist der eigenartige geistige Chiasmus, der innere Kontrapost bei diesem Dioskurenpaar des Klassizismus, der ihrer in Freundschaft verschlungenen Gruppe einen so anziehenden Umriß gibt." (H. Thiersch.)

Aus dieser Befruchtung stammt Winckelmanns höchste Blüte. Für die Beschreibung der Statuen des Belvedere fordert er von seinem eigenen Stile das Höchste. „Diese Arbeit fordert, daß ich mich von neuem dem einsamsten Nachdenken überlasse, und der Gesellschaft entziehen muß. Die Beschreibung des Apollo erfordert den höchsten Stil: eine Erhebung über alles, was menschlich ist."

Dies Erlebnis und seine europäische Auswirkung ist, wie mir scheint, das wichtigste Ereignis in der Geschichte der Gelehrsamkeit, zum mindesten ein mythisches Symbol für die Charakterologie des Gelehrten. Man darf ja nicht übersehen: Winckelmann ist nicht ein Dichter oder Schriftsteller, der sich der Mittel der Wissenschaft bedient, sondern er ist und bleibt Gelehrter von innerem Beruf. „Ich würde," schreibt er noch nach den Jahren des Enthusiasmus, das schöne Land „noch mit mehrerer sinnlicher Wollust genießen, wenn mich meine Begierde zu lernen ruhen ließe." In der Tat steht sein Leben unter dieser Begierde, Kenntnisse zu sammeln, zu sehen, zu

Digitized by Google

verstehen, und aller nicht geistigen Geselligkeit ist er abgeneigt. Ja, als die Jahre verstreichen, da tritt der große Enthusiasmus wieder etwas hinter der Gelehrten-Natur zurück. Hamann klagt: „Winckelmann ist gar nicht der Mann seiner Jugend mehr. Seine historischen und praktischen Einsichten mögen zunehmen, aber ich finde nicht mehr die philosophische Salbung und das Mark seiner Erstlinge."

Uns aber geht, als erleuchtend für das Wesen des Gelehrten, die enthusiastische Zeit an, in der im gelehrten Menschen der Mensch über den Gelehrten sich erhob. Justi drückt dies so aus: die Gedankenarbeit wurde „aus der Region des forschenden Verstandes hinauf versetzt in die Region der Phantasie; Begeisterung trat an die Stelle der Zergliederung, statt der beobachtenden kritischen Funktionen regten sich poetische Kräfte." Gewiß, im landläufig-blassen Verstande paßt diese Beschreibung auf viele Werke, aber gerade solche, die man mit Recht als halbschlächtig, popularisierend, stilvermischend- und verwischend ablehnt. Aber das Phänomen Winckelmann fordert die Entscheidung heraus. Der hochmütige Gelehrte des 19. Jahrhunderts sieht gern die Poesie als eine unklare Darstellung, die Wissenschaft als die klare an und verachtet den Dilettantismus, wenn ein Enthusiast sich über die trockene Schreibweise erhebt. Hier ist nun das vorbildliche Ereignis: dasselbe Werk, das die Grundlegung der wissenschaftlichen Archäologie bedeutet, ein wissenschaftliches Ereignis ersten Ranges, wird von den größten Dichtern als dichterisch anerkannt. Herder vergleicht seinen Stil mit dem Pindars. Herders und Goethes glühender Freundschaftsbeginn stand unter dem Symbol des Winckelmannschen Apoll. Und der alternde Goethe schreibt über Winckelmanns Stil: „Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgeteilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genötigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht."

Dies Phänomen, den Schulbegriffen des modernen Wissenschaftlers ganz unfaßbar, ist nicht so schwer zu deuten, wenn man frei von konventioneller Entstellung die Dinge betrachtet, wie sie sind. Kunst und Wissenschaft leiten sich nicht ab aus Begriff und Analyse, sondern aus der Schau. Wo die Schau des Schönen oder des Großen statt hat, da sucht der Schauende sie wieder adäquat zu vergegenwärtigen und dieser Ausdruck der Schau ist immer als dichterisch empfunden. In dieser höchsten Zone findet also keine Vermischung von Dichtung und Wissenschaft statt, sondern die Teilung ist hier noch nicht über das Gesamte Herr geworden. Diesen Augenblick, in welchem Winckelmann, durchaus Gelehrter bleibend, aber die Gelehrsamkeit als Mittel einer menschlich-übermenschlichen Idee verwertend, die Beschränkung des Gelehrten sprengt, den Gegensatz des Pedanten verwirklicht, könnte man, wenn man einen kirchlichen Ausdruck verwenden will, als die Erlösung des Gelehrten bezeichnen. Winckelmann war ein antiker Mensch. Er wollte nicht im Sinne moderner fortschrittlicher Wissenschaft nach seinen Kräften bescheiden mitwirken, sondern er wollte ein Ganzes, ein großer Mensch sein. Daher seine Ruhmsucht, die mit gewöhnlicher Eitelkeit nichts zu tun hat, seine Eifersucht, selbst Unbilligkeit gegen andere bedeutende Männer. Nur so kann man die hochfliegenden Worte verstehen, mit denen Goethe „die antike Natur" Winckelmanns deutet. „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glück-

Digitized by Google

licher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?" Deutlicher kann man nicht eine in sich selbst glückliche Erkenntnis, die vollkommen nur dem unbeschränkten Menschen zuteil werden kann, von der „entsagenden" Wissenschaft absondern.

Daß Winckelmann eine solche Erfüllung wirklich ist, hat Goethe nicht gesagt. Er spricht an dieser Stelle sehr bestimmt aus, wie die Wissenschaft, auch die antike, schon die menschliche Kraft zerstückelt und er fand in jenem nur die antike Persönlichkeit, das echte Lebensgefühl. Winckelmann tat die entscheidende und notwendige Tat — die Erfüllung war erst Goethe selbst. An ihn müssen wir uns wenden, wenn wir die durchbrechende neue Seele verstehen wollen, denn in ihm erfüllte sie sich in höchster Bewußtheit, die ihn befähigte, das Erlebte auch in höchster Klarheit darzustellen. Es ist bekannt, daß er in seinem Lebensgedicht dies Problem der Wissenschaft, das ihm ganz besonders am Herzen lag, symbolisch dargestellt hat, und es wäre sonderbar, wenn das große Erlebnis Winckelmann darin keinen Platz gefunden hätte. Goethe hat das Problem des Gelehrten nicht nur als Denker und Dichter betrachtet, sondern — wie wir weiter unten erinnern werden — in seiner vielgestaltigen Persönlichkeit auch das Schicksal des Gelehrten mit Leidenschaft und Schmerzen erlebt, so daß wir den Faust nicht literarisch-symbolisch, sondern als reales Dokument der Geschichte des Gelehrten betrachten dürfen.

Das Problem ist umrissen durch die Entgegenstellung des Pedanten Wagner, des Genies Faust. Faust ist kein schlechthin heroischer Mensch: die Weltscheu des Gelehrten fehlt ihm nicht.

„Es wird mir der Versuch nicht glücken;
Ich wußte nie, mich in die Welt zu schicken,
Vor andern fühl ich mich so klein;
Ich werde stets verlegen sein."

Um so vollständiger fehlt ihm die andere Grundeigenschaft des Gelehrten: die Entsagung. Auch die gedämpfte, reine Lust des Epikureers lockt ihn nicht: „Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne Und von der Erde jede höchste Lust." Sein Streben ist titanisch, darum kann sich auch sein Erkennen nicht im Gelehrten-Bezirk der vier Fakultäten befriedigen, es ist antikisch-philosophisch auf das Weltganze gerichtet. „Daß ich erkenne, was die Welt, im Innersten zusammenhält." Aber sein Wille vermag sich überhaupt im Erkennen nicht zu erschöpfen, er ist unendlich, weil er allein im Gott-gleich-sein befriedigt sein würde. Will man nun erfahren, was Goethe als Vorbild geben wollte, so ist es töricht, dies im greisenhaften, erblindeten Faust, in seinem technischen Erringen des Strandgeländes zu sehen. Hiermit soll nur die Fortdauer des Strebens auch im geschwächten Leibe bezeichnet sein. Das wahre Vorbild kann nur im himmlischen Nachspiel gesucht werden: der jugendkräftige Faust findet seine Erfüllung in der selig-brünstigen Schau. Mit der Schau der Engel auf die Schönheit des All beginnt der Prolog im Himmel, und mit der brünstigen Schau des geläuterten Menschen schließt das Spiel. Das ist dieselbe Erlösung des erkennenden Menschen wie Winckelmann sie erlebte.

Wagner ist, zumal wenn man auch den II. Teil berücksichtigt, kein bestimmter Gelehrtentyp, sondern einfach der Gegensatz zu Faust, der Gelehrte, der mit der Gelehrsamkeit an sich zufrieden ist. Er begehrt nicht die leiblichen Flügel, weil er die geistigen zu haben sich einbildet. Die Askese dem Leben gegenüber ist ihm angeboren. Er ist der trockene Gelehrte, der Schleicher, der sich bei „Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit" begnügt, der Pedant, der sich an Regenwürmern freut. Im II. Teil des Faust wird aber das Symbol zur Allegorie, Wagner wird ein Bild für die Gelehrsamkeit überhaupt. Auf der Bühne zwar ist er der naturwissenschaftliche Erfinder und seine Erzeugung des Homunculus ironisiert den wissenschaftlichen Fortschrittswahn. Der geistigen Deutung nach ist es aber viel eher der Philologe: aus

Digitized by Google

seiner Gelehrsamkeit wächst ein Geistwesen, das seiner Entstehung wegen nicht leibhaft-wirklich ist, aber es ist zugleich nicht mehr gelehrtenhaft: es ist der Geist, der Wirklichkeit werden will. Eine befriedigende Deutung dieser wunderlichen Figur ist mir nicht bekannt und hier muß man, wenn ich nicht irre, das Erlebnis Winckelmann suchen. Natürlich hat Goethe nicht Winckelmann in Homunculus abbilden wollen, ihn nicht als Modell benutzt, aber in der Allegorie Faust entspricht der Homunculus vor allem dem historischen Ereignis und Goethes persönlichem Erlebnis „Winckelmann".

Aus der humanistischen Gelehrsamkeit stammt das Ideal der griechischen Schönheit, die für Goethe die höchste ward. Homunculus führt Faust dorthin, nicht mehr Gelehrter, sondern schauender Enthusiast[1]). Er sieht dichterisch in seinem Geiste, was allein Faust retten kann: Leda, die Zeugung Helenas, „die lieblichste der Szenen". So hoch Goethe auch Winckelmann verehrte, so konnte er in ihm doch die höchste Erfüllung nicht sehen: die blieb seine eigene Aufgabe. So sehr Winckelmann die Pedanterie überwand, so weitete er sich doch nicht wie Goethe zur weltbildenden vorbildlichen Persönlichkeit, sondern in der Wirkung nach außen blieb er der auf Denken und Wissen beschränkte Mensch. Das Glasgefäß, in das Homunculus eingeschlossen bleibt, kein Hemmnis für die Sicht, wohl aber für die Auswirkung, bezeichnet drastisch diesen der Wissenschaft entstammenden hellsichtigen Geist, der — durch die Schau des Schönsten der Gelehrtenhaftigkeit überhoben — dennoch ungestalte Kraft, feuriges Sehnen bleibt, weil ihm der Leib fehlt. Goethe scheint sagen zu wollen, daß der einmal aus dem leibhaften Leben gesonderte Geist der Wissenschaft von sich aus nie zum Ziele gelangen kann: er muß sich zurückauflösen in das Gesamtleben, in das Meer der Liebe. Durch den Enthusiasmus wird die Form des Gelehrten zersprengt — und man weiß nicht, ob man das den Tod oder die Erlösung des Gelehrten nennen soll. Homunculus sagt den Spruch, der unbewußt der Leitspruch der Wissenschaft zu sein scheint: „Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge, Bescheiden doch, daß ich das Glas nicht sprenge." Aber im Willen zum leibhaften Leben, bei der Erscheinung der Aphrodite-ähnlichen Galatee zersprengt sein Enthusiasmus dennoch das Gefäß. Sein Licht ergießt sich und erzeugt in der erotisch-mystischen Nacht das Wunder des Meerleuchtens. Der in die Elemente zurückgeströmte Geist ist nicht wirkungslos: Helena kann vorübergehende Wirklichkeit werden. —

Was Goethe an Winckelmann verehrt, ist der besondere Gehalt seiner Gelehrsamkeit, die griechische Kunst, das griechische Denken. In dieser Entschlossenheit, „sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, zu beschäftigen", das

---

[1]) *So ist auch Winckelmanns Kunstgeschichte, wie Goethe berichtet, sein Führer während der italienischen Reise und damit zur Idee des Griechentums. Homunculus ist im Gegensatz zur väterlichen Gelehrtenhaftigkeit ganz auf Tätigkeit gestellt. „... Dieweil ich bin, muß ich auch tätig sein," sind seine ersten Worte. Ebenso beginnt Goethe die kurze Lebensbeschreibung Winckelmanns mit der Gegenüberstellung, daß „vorzügliche Geister" öfters, eine Art Scheu vor dem wirklichen Leben empfinden", bei Winckelmann aber das Bedürfnis war „auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern". Daß Homunculus den Mephisto als Vetter bezeichnet, soll wohl das „Heidnische" an Winckelmanns Klassizismus betonen. Wie Mephisto Faust zu Gretchen, so „verführt" ihn Homunculus zu Helena. Vielleicht ist aber auch die Unfruchtbarkeit des reinen Geistes gemeint. Fruchtbar ist die leiblich-schöne Wirklichkeit. Mephisto, dem Negierenden, fehlen die Zeugungsorgane. Homunculus ist Hermaphrodit, womit wohl das Zwitterwesen zwischen Wirklichkeit und Denken gemeint ist. Wagner kann, als asketischer Gelehrter, allein künstlich zeugen. Faust allein ist das zeugerische Genie. — 1827 sagt Goethe über Winckelmann zu Eckermann: Er ist dem Kolumbus ähnlich, als er die neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahndungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn lieset, aber man wird etwas.*

Digitized by Google

Geringere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche zu betrachten, sieht er das Geheimnis der Winckelmannschen Kraft. Aber außer dieser Übereinstimmung in dieser Wertnorm sind die beiden durch eine gleiche Tendenz und Methode verbunden. Auch Winckelmann wird getrieben von der faustischen Tendenz, das Welt-Ganze zu fassen, so daß er den Plan hegt, nach Vollendung seines archäologischen Hauptwerkes die Natur zu studieren. Von der Gelehrten-Philosophie war dies Einheits-Streben weit unterschieden, denn er wollte kein logisches System, keine Arbeitsteilung der Wissenschaft, sondern „er arbeitet nie planmäßig immer aus Instinkt und mit Leidenschaft." Aber die Naturwissenschaft, bei Winckelmann nur Plan, wurde bei Goethe Wirklichkeit und, da er mit seinen wissenschaftlichen Direktiven dem Zeitalter fast ein Jahrhundert voraus war, so war sie in seinem langen Leben eine unversiegliche Quelle des Verdrusses.

Dem Ideal der Wissenschaft, wie es in akademischen Festreden prangt, scheint jede selbstsüchtige Neigung zu widersprechen. In der Tat gibt es Asketen, man kann sagen, Heilige der Wissenschaft, die ungetrübt von jedem Ehrgeiz, ungetrübt selbst von der Lust am schönen Stoff, nur der objektiven Erkenntnis dienen. Aber wir reden hier nicht vom Kantischen Tugend-Ideal, nicht von abstrakter Wissenschaft, sondern von der Wissenschaft als einer wirklichen Erscheinung des Lebens. Auszuscheiden haben wir vom wesentlichen Charakter des Gelehrten nur die materielle Selbstsucht, den gesellschaftlichen Ehrgeiz, nicht aber Selbstsucht und Ehrgeiz, die auf das wissenschaftliche Gebiet beschränkt bleiben. Dieser Egoismus ist eine ergiebige Triebkraft der Wissenschaft. Wer vom Wert seiner Erkenntnis überzeugt ist, will überzeugen, Schüler heranbilden: so bildet sich die Autorität im wissenschaftlichen Leben aus. So entstehen aber auch im „friedlichen Garten" der Wissenschaft heftige Kämpfe, die dessen Wesen nicht widersprechen: auch der Garten gedeiht nur durch Jätung des Unkrautes, Rodung minder edler Gewächse. Wem die Erkenntnis nichts ist als ein geistiger Zeitvertreib, der mag es monieren, wenn es in diesen Sphären zum rücksichtslosen Kampf kommt, denn er kann den Grund dieser Leidenschaft nicht nachempfinden. Wem es ernst ist um die Erkenntnis, der freut sich dieses Kampfes und er wird, wenn nur einmal die Sache selbst laut wird, die olympische Grobheit mehr schätzen als akademische Formalitäten. So hatte Goethe, der siebzigjährige, seine helle Freude daran, als die formalistische Behandlungsweise in der französischen Akademie durch jene „Explosion" zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire gesprengt wurde. Er „jubelt", er bekennt eine „unglaubliche Freude", daß die Sache, die seit je seine Sache war, in freie Diskussion, vor ein großes Publikum gekommen sei, und nicht wieder in die geheimen Ausschüsse, hinter die geschlossenen Türen der Akademie zu verweisen sei, und er nimmt an, „es werden die wissenschaftlichen Untersuchungen in diesem Felde seither bei unseren Nachbarn mit mehr Freiheit und auf eine geistreichere Weise behandelt werden."

Aber es liegt in der menschlichen Unvollkommenheit begründet, daß in diesem Kampf nicht immer die Wahrheit siegt. Der Begriff der Autorität ist verwandt dem der Mode. Auch die Mode trachtet nach Schönheit, aber sie pflegt mehr zu gelten als wahre Schönheit, und so gelten wissenschaftliche Meinung und Dogma mehr als die Wahrheit selbst. Die Folge ist, daß die geltende Autorität sich der neu keimenden Kenntnis oft feindselig widersetzt. Kommt nun zu diesen in der Natur der Sache liegenden Konflikten noch, daß der Ehrgeiz stärker ist als die Redlichkeit, so wird nur allzu leicht der geistige Kampf plötzlich ins Häßliche und Niedrig-Gehässige ausarten.

Es sind also besonders zwei Arten von Konflikten in der Wissenschaft verborgen. Die erste ist der Wettbewerb der forschenden Kräfte, der Prioritäts-Streit. Sie ist so verständlich und durch so viele Beispiele, welche das Leben großer Männer vergiftete, bekannt, daß wir uns bei ihr nicht aufhalten dürfen. Das größte Beispiel

Digitized by Google

ist vielleicht der um die Infinitesimalrechnung zwischen Leibniz und Newton, ein menschlich besonders drastischer der zwischen den Brüdern Hunter. Die zweite Art führt uns tiefer in die Seele des Gelehrten, so daß wir das besonders eindringliche Beispiel Goethe nicht übergehen können.

Die erste Entdeckung des jungen Naturforschers Goethe war die des menschlichen Zwischenkiefers. Beschreibend-anatomisch eine winzige Tatsache, vergleichend-anatomisch von großem Interesse, da sie ein besonders bezeichnendes Glied in einer ganz neuen Naturbetrachtung, in der „genetischen" bildete. Ein objektiver Unterschied zwischen Mensch und Tier war beseitigt, ein Vorgefühl der Deszendenz-Theorie laut geworden, der Mensch als edles Tier der Natur eingegliedert — so wurde das winzige Knöchelchen ein Symbol der philosophischen Richtung Goethes auf das lebendige, Einige All. Goethe schickte die schön gedruckte, mit zahlreichen Abbildungen versehene Arbeit an den berühmten Anatomen Camper, der eben maßgebend gelehrt hatte, daß der Mensch sich durch das Fehlen jenes os intermaxillare von den Tieren unterscheide. Wenn nun Goethe gehofft hatte, daß die zuständigen Autoritäten die neue und fruchtbare genetische Methode dankbar annehmen sollten, so befand er sich, wie er später einsah, in einem naiven Irrtum. Von einem Neuling und Dilettanten erwarten die Autoritäten, daß er bescheiden in den gewiesenen Bahnen weiterschreite. Sie erwarten kleine sachliche Beiträge, aber ein weiter und neuer Gesichtskreis, allgemeine Ideen, Ausdruck philosophischer Gesinnung ist bei ihnen unbeliebt. Das hätte Goethe hinnehmen müssen. Er eilte der Zeit voraus: so konnte niemand die Wichtigkeit seines Fundes verstehen. Aber merkwürdig war es, daß man selbst die Richtigkeit der bescheidenen Tatsache ablehnte. Camper nahm die Arbeit wohlwollend auf, lobte den Fleiß und teilte Goethe mit — der Mensch habe kein os intermaxillare. Blumenbach stellte sich auf seine Seite und Sömmering wollte ihm leichthin den Fund ausreden. Derart dauerte es vierzig Jahre, bis die Wissenschaft diese Entdeckung anerkannte.

Gewiß einer der alltäglichen Vorgänge, die der erfahrene Mann als unabänderlich hinnimmt, aber für den Jüngling, der mit Enthusiasmus in die Hallen der Wissenschaft eintritt, der sich noch für seine Lehrer begeistert, eine überaus schmerzliche Enttäuschung. Wir wählten dies Beispiel, weil Goethe es nicht nur als Gelehrter erlebte, sondern noch als weltweiser Greis es aussprach. Er nahm den verehrten Männern ihr Verhalten nicht übel, aber die Art, wie er es als natürlich aufnahm, ist für den Charakter des Gelehrten wenig schmeichelhaft, und daß er so oft in spätesten Jahren darauf zurückkam, beweist, wie tief die schmerzliche Enttäuschung ihn betroffen hatte. Noch während dieses Vorganges schrieb er: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon sagt." So sagt der Jüngling, aber der alte Mann hats immer wieder bekräftigt.

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet glaubt ihr sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt das meint ihr gelte nicht."

Fast 40 Jahre nach jener Enttäuschung schrieb er über denselben Vorgang: „Nun zeugt es freilich von einer besonderen Unbekanntschaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbstsinn, wenn ein laienhafter Schüler den Gildemeistern zu widersprechen wagt, ja, was noch töriger ist, sie zu überzeugen gedenkt. Fortgesetzte vieljährige Versuche haben mich eines anderen belehrt, mich belehrt, daß immer wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Überzeugung verknöchern und die Organe des

Digitized by Google

Anschauens völlig verstumpfen. Indessen ist es heilsam, daß man dergleichen nicht allzu zeitig erfährt, weil sonst jugendlicher Frei- und Wahrheitssinn durch Mißmut gelähmt würde." Zehn weitere Jahre danach nannte er die Sendung der Arbeit an Camper eine „unbesonnene Gutmütigkeit". Man könne „einen Meister nicht von seinem Mißgriff überzeugen, weil er ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimiert ward."

Aber Goethe macht bei dieser Gelegenheit noch eine andere Erfahrung in der Gelehrten-Republik: seine gelehrten Freunde begriffen nicht, warum er das Knöchelchen so wichtig nahm und sich bei der Ablehnung durch die Autoritäten nicht beruhigen möchte. Diese dem gewöhnlichen Menschen so natürliche Stellungnahme war aber Goethe viel verhaßter als der Widerspruch selbst. „So darf auch endlich nicht unbemerkt bleiben, daß in dem Laufe des Sprechens über diesen Gegenstand bedeutende Männer zuletzt die Frage aufwarfen, ob es denn wirklich der Mühe wert sei, darauf immer wieder zurückzukommen? Sollen wir auch hierüber aufrichtig sprechen, so ist dieses Ablehnen schlimmer als Widerspruch; denn es enthält ein Verneinen des Interesses, wodurch jedes wissenschaftliche Streben völlig aufgehoben wird." Um diese Empfindung zu verstehen, muß man sich des Unterschiedes zwischen Gelehrten im beschränkten Wortsinne und dem philosophisch gerichteten Geist erinnern. Der Gelehrte sammelt möglichst viele Kenntnisse, die einzelne ist ihm daher nicht allzu wichtig und er kann leicht von der einen zur andern überspringen. Er ist der Hüter des großen Gedächtnisschatzes und ob man seine Münzen in Münzen anderer Prägung von gleichem Werte umtauscht, ist ihm nicht wichtig. Für Goethe war die Gelehrsamkeit aber ein Organ der Weltweisheit, der Zwischenkieferfund ein Siegel seiner genetischen Methode, seiner Idee des großen Zusammenhanges allen organischen Lebens: darum hat er sein Lebelang an dieser Entdeckung gehangen. Der Philosoph erzürnt sich, wenn er in einem einfachen, handgreiflichen Falle die Gegner nicht überzeugen kann, denn wie soll er hoffen, in höheren Fragen zu überzeugen oder die Eitelkeit des Rechthabenwollens zu überwinden? Die Gegner aber verstehen nicht den Ernst seiner Überzeugung, sie nennen umgekehrt jenen rechthaberisch, haarspaltend, sophistisch. Es ist der klassische Gegensatz von Plato und den Sophisten (wobei Sokrates-Plato auf der Seite steht, die man vulgär sophistisch nennt, während die Sophisten die weniger systematischen, weniger gewissenhaften Lehrer des Allgemeinwissens sind, worunter die Wortklauberei und Trug-Logik nur einen kleinen Teil bildet). Es ist die heftige Leidenschaft des Philosophen, die sich bei Plato in der subtilen dialektischen Methode äußert, die dem gewöhnlichen Menschen als sophistische Pedanterie erscheinen muß, bei Goethe nicht in der logischen Deduktion, aber entsprechend in der subtilen scheinbar pedantischen Beschreibung in seiner Farbenlehre und in der unermüdlichen, durch die gesamte Geschichte der Naturwissenschaft verfolgten Polemik gegen Newton. Er war sich dieser Parallele wohl bewußt, denn von niemand hat er in dieser Polemik mit so überirdischer Verehrung gesprochen wie von Plato und seine modernen Gegner nannte er Sophisten. Schon 1803, also lange vor der eigentlichen Polemik, sagt er zu Riemer: „durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben."

Man mag nun Goethes bitteren Skeptizismus gegen die Gelehrten übertrieben und ungerecht finden — eins soll man nicht übersehen: es ist nicht der Dichter, auch nicht der Philosoph, sondern der unermüdliche Gelehrte, der an seinen Zunftgenossen so verbitternde Erfahrungen gemacht hat.

* *
*

Digitized by Google

Ist Goethe nun ein Gelehrter oder der Gegensatz des Gelehrten? — Es fördert nicht die begriffliche Klarheit, daß wir ihn als beides darstellten, aber das Lebendige ist nur durch Lebendiges darzustellen, nicht durch abgezogene Begriffe. Fassen wir aber in eins, was dieser geschichtliche Vorgang uns lehrt. Der Gelehrte, der Nichts-als-Gelehrte, hat den Trieb, seine Kenntnisse zu spezialisieren. System ist ihm die schematische Ordnung der Dinge, die ohne jeden lebendigen Wert nur dient, die Einzelkenntnisse sauber und übersichtlich zu ordnen. Ins Extrem fortgesetzt endet diese Richtung beim pedantischen Narren. In dem andern wehrt sich der Mensch gegen den bloßen Gelehrten und hält die Verbindung mit dem Gesamtmenschlichen aufrecht. Um den Charakter des Gelehrten zu verstehen, muß man aber diese Spannung zwischen spezialistischer Gelehrsamkeit und „Erlösung" im Lebendig-Geistigen, die aber die Gelehrsamkeit als Organ in sich bewahren kann, zugrunde legen.

Der Gelehrtentypus des 19. Jahrhunderts, wenn wir darunter die von Goethe nicht mehr, von Nietzsche noch nicht beeinflußten Charaktere verstehen, verdeutlicht dies und führt es zugleich weiter. Goethe und die spezialisierende Richtung stehen sich nicht wie zwei Hälften, sondern wie ein Ganzes der Hälfte gegenüber, denn jener verbindet die sinnlich-konkrete Einzelforschung mit der Idee. Die der spezialistischen Forschung entgegengesetzte Hälfte darf man als romantische Denkweise bezeichnen. Diese vernachlässigt das Einzelfaktum, jene die Idee. Beide Richtungen konnten von Goethe ausgehen, blieben aber Goethisch nur, solange sie vereint blieben. Die spezialistische Forschung konnte — ihrem Wesen gemäß — Goethe nicht fassen, daher wurde diese Reihe unterbrochen und Goethes Verdienste um die Wissenschaft ziemlich vergessen. Die Romantik verehrt Goethe aufs höchste, so daß ihre theoretischen Irrungen auch ihm zugerechnet werden, obwohl er ihre Tendenzen unzweideutig ablehnte.

Für den Gehalt der Wissenschaft sind die Anregungen der Romantik besonders in Geschichte, Sprachkunde und Kunstwissenschaft außerordentlich fruchtbar gewesen, aber für den Charakter des Gelehrten unter den Bedingungen des 19. Jahrhunderts ist diese Betrachtung nicht entscheidend. Wenn im 17. und 18. Jahrhundert das Symbol des Gelehrten die Perücke der Pedanterie wurde, wenn in der Winckelmann-Goethe-Epoche das Genie geherrscht hatte, so wollte nun der Gelehrte Richter sein: sein Werkzeug war das scharfe Richtschwert der Kritik.

Vordem war die Kritik fast ein Sport gewesen, durch Kant wurde sie oberstes, methodisches Prinzip aller Erkenntnis. Aber bei dem Gründer des Kritizismus hielt sich die Kritik, das kritische Organ selbst kritisierend, derart in Schranken, daß man darüber streiten kann, ob er den Unglauben gegen den Glauben, oder den Glauben gegen den Unglauben gerettet hat. Die romantischen Philosophen und die übrige Wissenschaft gründeten sich nun auf die entgegengesetzten Seiten dieses Kritizismus. In diesem historischen Konflikt scheint mir der Schlüssel für das Verständnis des kritischen Gelehrten gegeben zu sein.

Jene romantischen Philosophen setzten die Kritik gegen die Erscheinungswelt, gegen die Erfahrung fort und verhalfen so dem Ich, dem Geist, dem Willen zur absoluten Freiheit, zum Despotismus. So hoch nun im Rausch der Herrschaft ihr Aufschwung war, so konnte diese dogmatisch der Erfahrung widersprechende Despotie des Geistes nicht allzu lange währen: die entgegengesetzte exakte Naturwissenschaft, die fortschreitende Erfahrung der Biologie konnte als Kritik alles Geistigen, aller Idee ihr eine schmähliche Niederlage bereiten. Die materialistische Wissenschaft hat diesen Sieg, diese zufällige historische Konstellation bis zum letzten ausgenutzt. Nicht nur der überhebliche Geist, sondern die wahre Erkenntnis, welche Idee und Materie gerecht verbindet, wurden aus ihrem eigensten Gebiet ausgetrieben. Die Materie herrschte in Natur- und Geisteskunde, ja schließlich in der Kunst selbst.

Wieweit nun in der spezialistischen Erforschung dieser Vorgänge eine richtige

Digitized by Google

Einsicht gewonnen ist, hat mit unserm Thema nichts zu tun. Wir fragen hier nur, welche allgemeine Vorstellung hiervon den Gelehrtenstand im allgemeinen beherrscht. Es herrschte aber jahrzehntelang, vielfach noch jetzt, die Vorstellung, daß mit jenem Siege der exakten Wissenschaft endlich der philosophische Kram der früheren Jahrhunderte aufgeräumt sei und nun erst die echte Wissenschaft zum Durchbruch gekommen sei. Ich habe an anderer Stelle[1]) ausgeführt, wie aus dem vorübergehenden Gegensatz von romantisch-subjektivistischer Philosophie und exakter Naturwissenschaft ein ewiger Gegensatz von echter Philosophie und Naturwissenschaft überhaupt konstruiert wurde. Man vergaß dabei völlig, daß der Stolz dieser neuen Naturwissenschaft, ihr oberstes Prinzip, das Energie-Gesetz nichts anderes ist als die rechnerische Anwendung und Verengerung des uralten Gesetzes der Philosophie, des Substanzgesetzes von Parmenides war. Wie diese mechanistische Richtung der Naturwissenschaft nun auch im Geistigen herrschend wurde, kann hier wiederum nicht verfolgt werden. Wir haben zu fragen, wie der Kritizismus auf den Gesamtgeist wirkt. Ist er nicht das beste und einzige Mittel, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen? — Das gilt nicht unbedingt. Der Kritik hält nichts stand, ist doch für den radikalen Kritiker selbst die Existenz der Welt eine unbewiesene, ja unerlaubte Hypothese. Da man aber doch schließlich etwas gelten lassen muß, so erhält sich im kritischen Zeitalter am besten die Materie an sich, der tastbare Stoff. Die stärksten formenden Geistkräfte werden von der Kritik zersetzt, aber der einfältigste Aberglaube hat in der kritischen Wissenschaft Bestand, wenn er eben nicht als lebendige Kraft, sondern als „Stoff", als bloßes Faktum in der Geschichte des Geistes aufgefaßt wird. Die geistigen Gebilde, die seelischen Kräfte, so zweifellos auch dem natürlichen Verstande ihre Wirklichkeit ist, sind dennoch nie im groben Sinne zu „erfassen", wie es die tastbaren harten Körper sind. So erweist sich der Kritizismus als scharfes Lösungsmittel alles Wissens, in dem nur unlösliche Materie als formloser Rückstand zu Boden sinkt. Der aus der Natur-Philosophie stammende Begriff des Materialismus gilt ja mit Recht auch für die entsprechende Richtung in der Geschichte. Nahe verwandt sind Historismus und Relativismus: überall ist es der Glaube an den toten, „objektiven" Stoff, die Zerstörung der formenden Kräfte.

Diese Entwertung des Geistigen ist die Resignation. Was blieb nun für den Menschen mit geistigem Bedürfnis, als auch die gesteigerten politischen Hoffnungen im Jahre 1849 zerschellten? Es blieb einmal der Weg, aus der Resignation, der Abkehr von der Welt eine Erlösungslehre, eine Art neuer Religion zu schaffen. Plötzlich gelangte die so lange unterdrückte Lehre Schopenhauers zur Herrschaft und mit ihr verknüpft weitete sich die Wagnersche Oper zu einer enthusiastischen Volksbewegung aus. Dieser Enthusiasmus aber war offensichtlich eine Fortsetzung der romantischen Linie und geriet daher in scharfen Gegensatz zur objektiven Wissenschaft. Für den Gelehrten blieb ein anderer Trost. Wenn auch alles mit Ausnahme der objektiven Materie zerstört wurde — eins blieb dennoch: eben der kritische Geist selbst, welcher zerstörte. Auch die Zerstörung gewährt ein süßes Machtgefühl. Auch der Pedant des 18. Jahrhunderts war hochmütig, aber dieser etwas lächerliche Hochmut auf wirkliches oder eingebildetes Gedächtniswissen kam im Leben nicht zur Macht. Der überindividuelle Hochmut der kritischen Wissenschaft gewann tatsächlich die Herrschaft im geistigen Leben überhaupt, denn er kann nur durch den schöpferischen Geist zurückgedrängt werden und der gerade wächst in dieser Atmosphäre so schwer.

Dies ist der neue Typus des 19. Jahrhunderts: der hochmütige, kritische Gelehrte. Die Welt schreitet fort und am Ziel der Entwicklung steht der kritische Gelehrte.

---

[1]) *„Medizin und Philosophie", Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurologie. Bd. LIII. (Vortrag im Verein f. Neur. u. Psychiatrie zu Berlin.)*

Digitized by Google

Man studiert die Antike nicht mehr, um von ihr zu empfangen, was uns verloren ging, sondern um ihr wohlwollend zu bescheinigen, daß auch in ihr etwas von der kritischen Wissenschaft sich regt. Alles andere als dieser kritische Geist verfiel ja dem mechanistischen Entwertungsprozeß. Man lächelte über Winckelmanns und Goethes Griechen-Enthusiasmus und stellte fest, daß die Griechen vermutlich nach Knoblauch gerochen hätten und, wie die unsittlichen Vasenbilder bewiesen, keineswegs Musterknaben der Kalokagathie gewesen seien. Fragt man solche Koryphäen der Philologie, was denn die Philologie für einen Zweck habe, wenn die Griechen nichts Besseres hatten als wir, so werden sie diese Frage sehr unwissenschaftlich finden. Ihr Ideal ist ja nicht eine schöne Form des Lebens, sondern die kritische Wissenschaft an sich. Es gab herrliche einsame Landschaften, die entwertet sind durch die Bahn, die recht viele Fremden zuführt, die Hotelkästen, die sie bewirten sollen. Man begreift nicht, warum die vielen Fremden immer noch hinfahren — aber der Verkehr ist nun mal darauf eingestellt. Solches Verkehrsmittel zur antiken Kultur ist die rein-kritische Wissenschaft.

Es wäre unsinnig zu behaupten, daß dieser Charakter kritischen Hochmutes allen Gelehrten des 19. Jahrhunderts eigen ist. Die früher bezeichneten Charaktere des asketischen Gelehrten, der eine schöne Lebensform sucht, des enthusiastischen Gelehrten, der von einem schönen Gehalt erfüllt ist, dauern fort, aber sie werden durch die neue Situation mehr gehemmt als gefördert. — Es ist hier der Ort, auf die Prinzipien der Charakterologie, die uns hier nicht beschäftigen sollen, im Vorbeigehen zu deuten. Der Kern des Charakters ist angeboren und diese Anlagen werden in den Jahrhunderten nicht stark wechseln. Dennoch ist die allgemeine Lage des Geistes für die im Gelehrtenstande erscheinenden und herrschenden Charaktere von großer Bedeutung. Das, was man allgemein Charakter nennt, ist mehr als die ursprüngliche Anlage, denn auch die Umwelt, die herrschenden Prinzipien formen noch den sich entwickelnden Charakter. Das ist eine direkte Wirkung der Zeit auf den Einzel-Charakter. Indirekt wirkt sie aber, indem sie je nach den geltenden Prinzipien gewisse Charaktere anlockt, andere abstößt, also durch Auswahl, oder sie hemmt und fördert, also das Gesamtbild der Charaktergruppen beeinflußt. Das herrschende Prinzip ist, der fortschreitenden Wissensmasse und der Ausbildung der Methoden entsprechend, der Kritizismus. Dieser bewirkt, wie gesagt, durch Zersetzung der Werte die Resignation (bezogen auf die Außenwelt), zugleich (bezogen auf die Kritik selbst) den Hochmut, der kein leerer Dünkel, sondern Ausdruck einer wirklichen, wenn auch zerstörenden Macht ist. Ist unsere These richtig, so ist in Anwendung auf die Personen nur nachzuweisen, daß die Gelehrten, soweit sie dem radikalen Kritizismus fröhnen, zerstörend wirken, und soweit sie nicht zerstörend wirken, aus andern Quellen gespeist sein müssen. Da ist denn zuerst zu bedenken, daß die Gelehrten des 19. Jahrhunderts als Personen in der Goethezeit wurzeln. Ranke z. B. hat die großen Gesichtspunkte bewahrt und hat die Kritik nur als eins der Mittel, nicht als Wissenschaft selbst angesehen, weil in ihm die Verehrung des Altertums, die Idee überhaupt noch wirken. Ein besonders lehrreicher Fall ist der führende Philologe Ritschl. Als Person ist er noch ganz von der Goethe-Kultur durchdrungen, liebenswürdig, geistvoll, in tieferem Sinne gebildet. Methodisch aber stellt er sich ganz auf die Resignation, d. i. Historismus und Kritik ein. Er endet denn auch in Quisquilien. Seine beiden bedeutenden Schüler, seine Dioskuren sind das Freundespaar Nietzsche und Rohde. Aber als Nietzsche mit der „Geburt der Tragödie" ans Licht tritt, da entscheidet sich Ritschl gegen die lebendige Wiedergeburt des Griechentums, denn wichtiger als dies ist ihm die kritische Wissenschaft.

Die erstickende Gewalt des wissenschaftlichen Betriebes in Nietzsches Zeitalter offenbart sich an Rohde mit einer so unheimlichen Gewalt und in einem so herzzerreißenden Geschick, daß ich dies Beispiel hier beschreiben würde, wenn ich dies nicht

Digitized by Google

schon an einer anderen Stelle vorweggenommen hätte. Nietzsche und Rohde bemerkten die Schwäche des verehrten Lehrers. Rohde aber ahnte instinktiv die ihm drohende Gefahr und während er noch ganz von Nietzsches Genius mitgerissen wurde, schimpfte er viel bitterer als dieser über die Gelehrten, über die Resignation der Wissenschaft überhaupt. Nichts war beiden lächerlicher als der Gelehrten-Dünkel. Aber es dauert nicht lange, bis Rohde bekennt, daß er selbst „im akademischen Sumpfe" versinke, der noch „den verwegensten Hecht zum aufgeblähten Frosch" mache. Solche drastischen Äußerungen, die nur dem Gefühl seiner persönlichen Gefährdung entspringen, sind in seinen Briefen an Nietzsche zahlreich. Aber diese Erkenntnis schützte ihn nicht. Als Nietzsches größte Werke erschienen, da konnte er sich nur mit Professoren-Dünkel gegen das eigene Gewissen verhärten. Seine philologische Leistung war die größte in seiner Zeit, aber das half ihm nichts: er ging in kläglichster Resignation zugrunde.

Gegen die geistige Verdorrung in der spezialistischen Wissenschaft scheint mir die Blickrichtung auf das Ganze, vor allem aber die Verehrung der schöpferischen Kräfte das Heilmittel zu sein. Aber kein Mißverständnis würde mir peinlicher sein, als die Deutung, die Gelehrten sollten in ihren Werken selbst philosophisch oder gar dichterisch tätig sein. Die philosophische Selbstbesinnung soll nur den Zweck haben, daß jeder seine Person, sein Werk im geistigen Reich richtig einordnet. Wer sich ganz dem spezialistischen Fach ergibt, also nur ein Beet im Garten der Wissenschaft bestellt, muß wissen, daß er aus dieser spezialistischen Kenntnis niemals ein lebendiges Urteil über Homer, Plato, Dante gewinnen kann. Er muß sich nach schöpferischen Geistern umblicken, von denen er die fruchtbaren Direktiven für die Spezialforschung empfängt. Wenn nun aber diese Spezialisten, mächtig durch ihre Zahl, verkünden, diese enge spezialistische Forschung sei eben die oberste geistige Tätigkeit, wenn sie Philosophie und Dichtung von ihrem engen Standpunkt kritisieren wollen, so ist dies der kritizistische Hochmut des 19. Jahrhunderts, welcher dem Charakter des Gelehrten so gefährlich ist. Also nicht das ist zu beklagen, daß die Gelehrten sich zu wenig mit Philosophie beschäftigen, sondern eher ist zu beklagen, daß sie ohne Sinn für die Rangordnung im Geistigen von einem bloßen intellektuellen Wissen aus über die früheren Werke des Geistes urteilen, schließlich selbst philosophische Systeme bilden, oder gar künstlerische Anmaßungen bekunden.

Vielleicht bleibt dies immer noch undeutlich, wenn nicht einige Charaktere als Beispiele benannt werden. Rohde ist nicht deswegen so zerrissen, weil er sich auf die spezialistische Wissenschaft beschränkt, sondern weil er im enthusiastischen Verkehr mit Nietzsche den Ruf zum Höchsten vernommen hatte. Er konnte sich gegen diesen Ruf nur wehren durch professoralen Hochmut — den er im Grunde doch verachtete.

Als Gegenbild ist Jacob Burckhardt zu nennen. Er ist dem Charakter nach nicht Gelehrter des 19. Jahrhunderts, sondern der reine Typus des humanistischen Gelehrten. Seine Scheu vor dem wirklichen Leben, seine Resignation trennen ihn von Nietzsche, der ihn verehrungsvoll aufsucht. Er verachtet allen Fortschritt, aber auch die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, darum fehlt der kritizistische Hochmut. Er verachtet die spezialisierende Arbeitsteilung, darum fehlt ihm die trockene Objektivität. Ihm ist der Gehalt das Wichtige: in seiner Mönchsklause fühlt er nicht ohne Enthusiasmus die bildenden Künste der Antike und der Renaissance. Es war natürlich, daß die kritizistischen Gelehrten ihm mangelnde Spezialistenausbildung, Förderung des Dilettantismus vorwarfen. Die Weisheit seiner Einordnung zeigte sich darin, daß er sich vom wirklichen Leben ängstlich fernhielt und mit mönchischer Entsagung das Glück in seiner Klause fand: darum wich er dem Reformator Nietzsche, dessen große Eigenschaften wenige wie er zu würdigen verstanden, behutsam aus dem Wege.

Ein klassischer Typus jener Zeit, zugleich ein Beispiel, wohin es führt, wenn die spezialistische Wissenschaft nicht von philosophischer Weisheit getragen, sondern

Digitized by Google

umgekehrt aus sich die Philosophie erzeugen will, ist David Friedrich Strauß. Er ist der reine Gelehrten-Charakter: etwas scheu und schwächlich, unpraktisch, zum tätigen Leben ungeeignet, in der Ehe unglücklich. Dieser gewiß unheroische Theolog legt mit der historisch-kritischen Methode die Axt an die Wurzel der Kirche. Daß die fortgeschrittene Theologie kritisch ihr eigenes Vaterhaus zerstört, ist ein Symbol des kritizistischen Alters. Dies aber ist alles sachliche, saubere Konsequenz der Wissenschaft, deren Organ der Gelehrte ist. Nun aber glaubt sich diese dürre Seele mittels ihrer ärmlichen Aufklärung berufen, die Welt mit einer Art neuer Religion zu beglücken. Wie sich dieser kritische Gelehrte in seinem „Alten und neuen Glauben" an den schöpferischen Geistern der Vergangenheit ohne jede Spur eines kritischen Urteils vergreift, das könnte allen Kritikern zum warnenden Beispiel dienen. In dieselbe Linie gehören die Versuche Haeckels und Ostwalds, aus dem Materialismus oder der Energetik eine neue Weltanschauung, ein Religions-Surrogat zu schaffen, gleichsam aus einem Sandkorn einen Obstbaum zu ziehen. Die reine wissenschaftliche Kritik wirkt, indem sie grundsätzlich auf Wertung verzichtet, tatsächlich negierend. Ihr fehlen, um Goethes Symbole zu verwenden, wie ihrem Ahnherrn Mephisto, dem Geist der Negierung, die Zeugungsorgane und sie muß wie dieser, wenn sie eine „absurde Liebschaft" anwandelt, am Ende blamiert dastehen.

Die Kritik ist ein notwendiges Organ der Wissenschaft, aber der Despotismus der Kritik zerstört den Sinn der Wissenschaft und den Charakter der Gelehrten. Diese Meinung schlägt dem auch heute noch nicht überwundenen Glauben, daß die Kritik, je schärfer sie ist, desto schneller in den Himmel der objektiven Wahrheit führe, ins Gesicht und wenn ihre eingehende Begründung hier nicht hergehört, so ist eine Erklärung doch notwendig. Um ein Bild vorwegzunehmen: Wie die leiblichen Organe von der Seele, so muß unsere Erkenntnis durch eine lebendige Idee zusammengehalten werden. Wie sich ohne Seele der Körper, so zersetzt sich die Wissenschaft ohne Idee. Die Zersetzung beginnt damit, daß die kritischen Kräfte die schöpferischen überwuchern. Ob man nun die Wahrheit in der lebendigen Idee oder in den toten Resten, die der kritische Prozeß übrig läßt, finden will — darüber ist nicht zu streiten, das beruht auf individueller Veranlagung. Der kritische Prozeß überwindet konsequent auch den Atomismus: er führt zur Lehre, daß wir überhaupt nichts erkennen, sondern nur beschreiben können, zum Agnostizismus, Historismus, Relativismus. Wie diese Lehre auf den Charakter des Gelehrten wirkt, hängt von seinen übrigen Eigenschaften ab. Der strenge — nicht epikureische — Asket kann in dieser ewig fortzusetzenden Beschreibung der Dinge zufrieden sein. Andere wandern beruflich in dieser Bahn fort und sind außerhalb des Berufes, in ihrem individuellen Dasein glücklich. Aber diese wird man kaum als Gelehrte von innerem Beruf ansehen. Wer wirklich aus dieser Gelehrsamkeit Freude schöpfen will, der muß es im kritischen Hochmut versuchen — und das gelingt nur den geistig Flachen, den rein Intellektuellen. Die tieferen Naturen gehen wie Rohde in dieser Resignation elend zugrunde, wenn sie nicht, wie Deussen, in eine weltflüchtige Religion sich retten.

Für den Kulturforscher würde von hohem Interesse sein, zu verfolgen, wie diese im wissenschaftlichen Bezirk entstandene trübe Resignation sich im Gesamt-Geist auswirkt. Daß diese Wirkung sehr stark ist, ist allbekannt. Die schöpferische Kraft wurde verdrängt durch das Interesse am Stoff. So zeigt es schon der Historismus der Epigonen, dann der Naturalismus, der schließlich zur Karikatur: der Freude an der Gosse, der Ächtung des Schönen ausartete. Ibsen ist darum so interessant, weil er sich mit dem Stoff nicht begnügt, sondern nach höchstem Lebenswert strebt. Aber er ist Forscher, nicht Dichter, wie er mit der Beichte seiner Impotenz beweist: „Ich frage meist, Antworten ist mein Amt nicht."

Das ist die Resignation, die über den Charakter des Gelehrten entschied, sich aber als „Verdüsterung" Europas auswirkte. Was Ursache, was Folge ist, wollen

Digitized by Google

wir damit nicht entschieden haben, aber wohl ist es erlaubt, noch einmal den Blick zurückzuwenden, ob die Entwicklung auch einen anderen Weg hätte nehmen können. Goethe ist die Epoche zwischen zwei Zeitaltern, man möchte sagen, eine Welt für sich, in deren einzelnen Gliedern die Möglichkeiten des 19. Jahrhunderts beschlossen lagen. Wie wir ausführten, spaltete sich schon in seiner Zeit die Forschung in die romantische und die spezialistisch-materialistische Richtung. Mit dem Siege der letzteren wurde aber die Goethische Forschung so gründlich verschüttet, daß auch heute noch die meisten Gebildeten nicht ahnen, einen wie gewaltigen Teil seine Lebenskraft er dieser undankbaren gelehrten Forschung geopfert hat.

Diese Irrlehre des 19. Jahrhunderts muß aufgelöst werden, um Goethe klar zu sehen. Ich finde zufällig eine für die Auffassung der Gelehrten durchaus typische Äußerung, die ich um so lieber zitiere, als sie von einem keineswegs radikalen und geistfeindlichen, sondern einem sogar dem Materialismus schon entwachsenen, für seelische Fragen interessierten Forscher stammt. Er schreibt: „Die wichtigste Errungenschaft der Neuzeit in dieser Hinsicht ist daher eine methodologische; sie hat einerseits dem kritischen induktiven Denken den ersten Rang in der Würdigung der Gebildeten verschafft, und andererseits hat sie die fanatischen Ansprüche der Vertreter suggestiver Denkgebiete wesentlich beschränkt. Aber sie hat selbst auf wissenschaftlichem Gebiete direkt nach der Vernunftkritik Kant's die beinahe unglaubliche neuplatonische „Begriffsdichtung" eines Schelling und Hegel nicht verhindern können, über welche die drei Jahrzehnte voll naturwissenschaftlicher Spekulation für den geistigen Fortschritt verloren gingen; ... Weniger verwunderlich ist, daß eine Reihe meist minder bedeutender Naturforscher dem freilich groben Denkfehler erlegen sind, im erklärten Gegensatz zum religiösen Spiritualismus eine rein materialistische ebenfalls dogmatische Theorie aufzustellen, während der allein wissenschaftliche Standpunkt in den letzten Fragen der des „Agnostizismus" ist." (Friedmann, „Wahnideen im Völkerleben".)

Diese Stelle der auch sonst lesenswerten und über das Fachgebiet hinaus geschätzten Arbeit ist für Kritik und Irrtum des 19. Jahrhunderts in seiner Entwicklung ein Dokument von klassischer Klarheit. Woher der Haß gegen die romantische Philosophie? Weil sie die Feind der „kritischen induktiven Methode ist". Und was war nun die Frucht dieser kritischen Methode? Zuerst der Materialismus und als auch dieser als metaphysisches Dogma erkannt und überwunden war: die aschgraue Resignation, der „Agnostizismus". Und was hat die Romantik verschuldet? — Daß diese Resignation volle 3 Jahrzehnte später als möglich uns beglückt hat. Um zu verstehen, was es mit dem „suggestiven Denkgebiet" auf sich hat, muß man allerdings den psychologischen Leitgedanken jener Schrift kennen. Friedmann erklärt, keineswegs ohne Grund, daß nicht das logische Begründen, sondern die „Vorstellung" auf die Menschen wirkt, und diese Wirkung nennt er Suggestion. Darin liegt unbewußt eine richtige Kritik des modernen Gelehrtentums, das die Wirkung des logischen und begrifflichen Denkens gewaltig überschätzt. Aber Friedmann baut diesen wesentlichen Gedanken nicht aus, sondern er bleibt unter der Illusion stehen, daß im begrifflichen Denken allein wissenschaftliche Wahrheit gegeben sei. Wohl anerkennt er auch die großen und edlen Wirkungen der „Suggestion", also des anschaulichen Denkens, aber sein Ideal bleibt doch dessen Überwindung durch das begriffliche Beweisen. Er übersieht ganz, daß doch nur ein kleiner Teil aller Vorstellungen über den Augenblick hinauswirkt. Seine Fassung: die Vorstellungen wirken suggestiv, ist viel zu allgemein. Ich möchte statt dessen sagen: nur das anschauliche Denken kann fruchtbar sein. Gibt man das zu, so gesteht man, daß Friedmann mit den Gelehrten des 19. Jahrhunderts gegen den schöpferischen Geist kämpft. So wird denn auch sein Zitat anschaulich: Im ersten Range sitzt das „kritische induktive Denken" und am Ausgange lauert der „Agnostizismus", der nun freilich mit Mephisto sagen

Digitized by Google

darf: „Ein großer Aufwand schmählich, ward vertan!" Wir aber werden fragen dürfen, ob es nicht eine zeugungsfähige Methode mit weniger trübem Ausgange gibt.

Goethe war zu weise, um aus dem kritisch-induktiven Denken allein die Wahrheit zu erwarten. Die Ansicht, ähnlich von intellektuellen Männern und von sentimentalen Frauen gepflegt, daß der Kritiker zu klug sei, zu viel wisse, und dadurch die gewissermaßen nur eingebildeten, auf das Gefühl wirkenden Werte zerstöre, ist ja grundfalsch. Der Kritiker erkennt zu wenig, er zerstört durch Einseitigkeit des Wissens, durch mangelnde Selbstbesinnung. Goethe schreibt 1827 — als Naturforscher an einen Naturforscher — das Prinzip echten Erkennens: „Schauen, wissen, ahnen, glauben und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken, wenn wir unseren wichtigen, obgleich schweren Beruf erfüllen wollen". Das ist der befreiende Schiedsspruch: induktiv-kritisches Denken ist eins der Fühlhörner — nicht mehr und nicht weniger. Ein solcher Mann entbehrt allerdings den süßen Genuß des kritischen Hochmutes, denn er weiß, daß im ärgsten Aberglauben eine Erkenntnis versteckt liegen kann, die der kritischen Wissenschaft ewig verschlossen bleibt.

Vielleicht wird man tadeln, daß ich immer wieder auf ein historisches Faktum und seine Deutung zurückkomme, anstatt die einzelnen Eigenschaften des Gelehrten, seinen triebhaften Fleiß und sein Sich-gehen-lassen, seine Selbstlosigkeit und seinen Geiz, seinen Verstand und seine Weltfremdheit, seine Konzentration und seine Zerstreutheit, sein technisches Machtgefühl und seine Menschenscheu beschreibe. Aber alle diese Tugenden und Laster werden ins rechte Licht rücken, wenn wir nur die Norm des Gelehrten geschaut haben. Zwei Norm-Ideen liegen heute im Kampfe und wenn wir uns am Kampfe nicht beteiligen, wollen wir doch eindringlich und anschaulich darstellen, welche beiden Charaktertypen hier meist unbewußt zugrunde liegen. Dafür ist mir aber kein anderes so geeignetes Beispiel bekannt wie der Gegensatz Goethes (und wohl auch Nietzsches) gegen das kritisch-induktive Gelehrtentum des 19. Jahrhunderts.

So möge man mir erlauben, den aufgenommenen Faden durch das Labyrinth zuverfolgen. Ist unsere Auffassung richtig, so muß sich auch in Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten erweisen, daß sie nicht einer unglücklichen Marotte eines Dichters entsprossen sind, sondern daß in Goethes Persönlichkeit auch ein Vorbild für den Gelehrten steckt.

Das für die Wissenschaft folgenreichste, weit über die Naturwissenschaft hinaus wirksame Ergebnis des 19. Jahrhunderts war der Sieg der Deszendenztheorie. Diese wirkliche Blutsverwandtschaft der Tiere und Menschen hat Goethe deutlich, wenn auch nur gelegentlich ausgesprochen, aber schon sein Erstling, jene Arbeit über den Zwischenkiefer ist vollkommen auf dies Ziel eingestellt. Das war 1784. Der moderne kritische Gelehrte, der wie Friedmann darüber im Reinen ist, daß nur der verworrene metaphysische Geist die sicheren Fortschritte der induktiven Wissenschaft gehemmt hat, müßte sich doch vor Erstaunen nicht fassen können, wenn er sieht, daß das historische Geschehen das genaue Gegenteil davon beweist. Woher kann Goethes Idee genährt sein? Von Spinozas Pantheismus, von Herders genetischer Geschichtsbetrachtung. Und was verdarb ihm schließlich die Lust an der Arbeit? — Die induktive Wissenschaft der kompetenten Gelehrten, die er doch als seine Lehrer verehrte. Dem Kritizisten muß bei seiner Gottähnlichkeit bange werden, wenn er diese Tatsache sieht: der induktive Gelehrte kann aus seinem Erfahrungsschatze nicht nur die fruchtbare Wahrheit nicht erzeugen, er glaubt sie nicht einmal, wenn sie ihm gezeigt und bewiesen wird, er kritisiert sie in Grund und Boden. — Vielleicht nur eine zufällige, unglückliche Konstellation? Wir wollen weiter sehen. Goethe ging, als ihm nicht einmal das bescheidene Einzel-Faktum geglaubt wurde, daran, seine

Digitized by Google

Idee im Großen darzustellen. So entstanden seine großen Studien über die Metamorphose der Pflanze, denen sich die entsprechenden Beobachtungen der Zoologie anschließen, z. B. die (teilweise bestätigte) Bemerkung, daß die Schädelknochen umgewandelte Wirbel sind. Es ging ihm nicht besser. Die Gelehrten empfanden die große genetische Idee als Einmischung dichterischer Einfälle in das Gebiet und wußten ebensowenig wie die Laien etwas damit anzufangen, die unterhalten sein wollten, ohne die Kosten des Nachdenkens zu tragen. So durfte Geoffroy de St. Hilaire 1831 mit Recht sagen: „Als Goethe mit seiner Schrift im Jahre 1790 hervortrat, wurde sie wenig beachtet, ja man war nahe daran, sie für eine Verirrung zu halten. Wohl lag ein Irrtum zu Grunde, aber ein solcher, wie nur das Genie ihn begehen kann. Goethe hatte nämlich nur darin Unrecht, seine Abhandlung fast ein halbes Jahrhundert zu früh erscheinen zu lassen, ehe es noch Botaniker gab, die sie zu studieren und zu verstehen fähig waren." (Nach S. Kalischer.) Aber Hilaire befand sich im Irrtum, als er annahm, mit seinem Kampf gegen Cuvier nun dieser genetischen Idee zum Siege verholfen zu haben. Goethe hatte, wie gesagt, aus Herzensgrunde gejubelt, als selbst die Tagespresse für Hilaire eintrat. Aber es war alles vergebens. In der Wissenschaft siegte der induktive nüchterne Cuvier mit seinen Erfahrungseinzelheiten so vollständig, daß die Deszendenztheorie unter dem Boden der „fortschreitenden" Wissenschaft begraben liegen blieb. Cuvier wußte, was er tat. „Ich weiß wohl," sagte er in einer Eingabe an die Akademie am 5. April 1830, „ich weiß, daß für gewisse Geister hinter dieser Theorie der Analogien, wenigstens verworrenerweise, eine andere sehr alte Theorie sich verbergen mag, die, schon längst widerlegt, von einigen Deutschen wieder hervorgesucht worden, um das pantheistische System zu begünstigen, welches sie Naturphilosophie nennen." Er wußte, daß er damit Goethe traf. Das ist die Gesinnung des 19. Jahrhunderts; so lamentieren sie heute noch über die bösen Romantiker, nur vergessend, daß nicht diese, sondern Goethe gemeint war. Und sie müssen es vergessen, denn sonst müßten sie ja eingestehen, daß nicht die Romantiker drei Jahrzehnte den Fortschritt der Wissenschaft aufgehalten, sondern daß gerade die induktive Wissenschaft acht volle Jahrzehnte diese Entwicklungsidee unterdrückt hat.

Da ich das Wort „Fortschritt" nur ironisch verwende, so liegt der Einwand nahe: was ist damit geschadet, daß eine Idee 80 Jahre später zur Geltung kommt. Aber sie kommt gar nicht mehr zur Geltung, es ist nur ein Teil von ihr, der nach einer solchen Entwicklung der Wissenschaft noch sich durchsetzt. Goethe ist durch Cuvier um die Verwirklichung seiner Idee betrogen. Wie vollständig die Tradition durch Cuviers Sieg abgerissen war, ist kaum zu begreifen. Darwins Lehren „wurden — wie R. Hertwig sagt — als etwas durchaus Neues aufgenommen; so sehr war die wissenschaftliche Tradition verloren gegangen." Wohl nannte Darwin in der 1858 erscheinenden „Entstehung der Arten" Goethe als seinen Vorgänger in Deutschland; aber nicht, weil er an ihn anknüpfte, sondern nur, weil er ihn bei St. Hilaire erwähnt fand. Der Gedanke, daß bei der deutschen „Naturphilosophie" etwas für ihn zu holen sein könnte, kam dem Manne des 19. Jahrhunderts wohl nicht; auch wäre er nicht befähigt gewesen, Erfüller der Goetheschen Idee in ihrer kosmischen Breite zu werden. Was ihm in der mechanistisch gesonnenen Zeit zu Hilfe kam, war gerade das enge Prinzip der Zuchtwahl, welches die Entstehung der Arten mechanisch verständlich machte und alle schöpferischen Kräfte auszuschalten schien. Geistfeindlich, flach-aufklärerisch wie seine Nachfolger war Darwin persönlich zwar nicht: er ist ein schöner Typus des asketischen Gelehrten, der den Frieden der Wissenschaft sucht und sich ganz dem Dienst einer Idee hingibt. Daß aber der Begriff der Zuchtwahl zu eng war, empfand er selbst und griff auf den Lamarckismus zurück. Dieser ist nun wiederum durch die moderne Erblichkeitsforschung widerlegt. Wer also nicht resigniert auf alle Erklärung verzichten und nur das Gesehene beschreiben will, der wird auf Goethes Prinzipien zurückgreifen und Nietzsches kräftigen Spruch nicht ablehnen:

Digitized by Google

Darwin neben Goethe setzen
Heißt die Majestät verletzen
Majestatem genii.

Es ist verständlich, daß der streng-induktive Forscher, wenn er einmal doch zu Hypothesen die Zuflucht nehmen muß, weniger Glück hat als der mehr intuitive. Ihm fehlt das Ideen-Auge, wenn er auch wie der Blinde die nächsten Gegenstände mit um so geübterem Gefühl betastet. Demgemäß nehmen sich Cuviers Meinungen über die geologischen Epochen neben Goethes tiefen Einsichten einfältig aus. Aber nur über Goethes naturwissenschaftliches Hauptwerk haben wir noch einige Worte zu sagen, weil dies nicht ohne Goethes Verschulden auch heute noch zu Mißverständnissen führt. Nach 19 jähriger Arbeit gab er seine Farbenlehre heraus und bis zum Tode hat er für dies sein Schmerzenskind gekämpft. Blieben seine anderen naturwissenschaftlichen Werke unbeachtet, weil sie der Zeit vorausgingen, so fand dies den geschlossenen Widerstand der Fachgelehrten, weil seine Polemik gegen Newton fehlerhaft war. So mag dies Werk viel dazu beigetragen haben, daß Goethes Fähigkeit zur gelehrten Forschung verhängnisvoll unterschätzt wurde. Goethe hätte die Polemik gegen Newton nicht in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellen dürfen, aber in dem sich steigernden Affekt des Wettkampfes verrückte sich das Ziel vor seinen Augen. So ist es möglich, daß heute noch Kritiker Goethes Farbenlehre damit abtun, Newton sei im Recht. Aber nicht das ist das Wesentliche. Goethes Umfang ist weit größer als der Newtons. Er ging aus von den „physiologischen" Farben und das ist der philosophisch-naturwissenschaftlich richtige Weg. Mag die Physik Goethe ablehnen, so ist es denn doch wohl von größerer Bedeutung, daß die Physiologie (einen wesentlichen Teil der Psychologie einschließend) in ihm ihren großen Vorläufer zu feiern hat. So wenigstens hat es der, der es wissen muß, der anerkannte Gründer der Physiologie. mit nicht zu überbietender Entschiedenheit bekundet. Johannes Müller schreibt 1826 an Goethe: „denn ich finde einen so engen Zusammenhang zwischen dem, was Sie uns gegeben, und dem, was ich daraus weiter habe bilden können, daß ich so kühn sein könnte, für alle Folgen Sie selbst verantwortlich zu machen." Aber auch dies Verdienst Goethes wurde verschüttet. Man sieht, Cuviers und Newtons Erfahrung sind nur der Vorwand, mit denen Goethes Geist im Gelehrtentum erstickt wurde: die wahren Ursachen sind einerseits das ideenlose Kriechen im Erfahrungsstoff und andererseits das mechanistische Dogma. Die Materialisten behandelten ja auch Johannes Müller als rückständig und wie hätte diese Richtung z. B. in der Entartungsforschung sich einem so hohen Gesichtspunkt unterordnen können, wie Goethe ihn nebenher bei der Besprechung der pathologischen Farben erwähnt: „Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organische und physische Gesetze; denn wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es ins allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist und durch welche sie zusammengehalten wird." Dem Mechanisten wars gemäß, umgekehrt den schöpferischen Menschen als krankhaft zu betrachten, im richtigen Instinkt, daß alles Schöpferische die mechanistische Weltordnung widerlegt.

Somit wird jeder beurteilen können, wer mehr vom Wesen echter Erkenntnis verwirklicht: Goethe oder die kritisch-induktiven Forscher, und es bleibt nur noch zu erinnern, daß dies Wissen Goethes aus seinem echten Gelehrten-Charakter entspringt. Er begnügt sich ja nicht mit der noch so klaren Idee, er sucht ihr sein Leben lang die mannigfachsten eigenen und gelesenen Beobachtungen unterzuordnen, die Idee selbst durch die Tatsachen zu bereichern und zu modifizieren. Und wie verfolgt er überall die gelehrten Publikationen, um heftig dreinzufahren, wenn seine Fest-

Digitized by Google

stellungen nicht gewürdigt und anerkannt werden. Selten ist ein physikalisches Kapitel mit einem solchen Aufwand von Beobachtungen, subtilen Einzelheiten geschrieben als Goethes Farbenlehre, deren beschreibender Teil auch die Anerkennung der Gegner fand. Er ist nicht nur der Dichter, der auf Inspiration wartet, sondern der sammelnde Gelehrte, der unermüdlich und bei allen Gelegenheiten seinen Gedächtnisschatz vermehrt. Sein Haß gegen Newtons Person, bloß weil sie in der physikalischen Deutung nicht übereinstimmen, ist ganz gelehrtenhaft und bisweilen selbst ein wenig pedantisch. Die echte Leidenschaft des Gelehrten äußert sich darin, daß er die Spuren seiner Farbentheorie bis in die frühe Antike verfolgt und seine „Materialien" sogleich zu Fragmenten für eine Geschichte der Wissenschaft anschwellen. Daß er hierbei nur die großen Lücken in der historischen Überlieferung ausfüllt mit den herrlichsten Aphorismen seiner Weltweisheit, daß also der leere Raum seine schöpferischen Kräfte auslöst, welche durch die Menge des Stoffes gehemmt wurden, erinnert uns daran, daß hier der volle und leidenschaftliche Charakter des Gelehrten doch eingebettet war in eine weltumfassende Persönlichkeit: ein einzigartiges Phänomen, das für unsern gegenwärtigen Zweck belehrender ist, als der Charakter anderer, selbst in der gelehrten Forschung erfolgreicherer Gelehrten sein würde.

* * *

Durch die Untersuchung, welche Beziehungen zwischen dem Charakter und dem Körperbau bestehen, hat die Charakterforschung einen neuen Impuls erhalten. Kretschmer[1]) unterscheidet bekanntlich als die beiden Haupttypen den zyklothymen und den schizothymen Charakter. Man darf bei dieser Einteilung nicht vergessen — wie es voreiligen Kritikern geschah — daß dies eben an sich gesunde Charaktere sind, also mit der Einreihung keine psychiatrische Diagnose gestellt ist. Ich sehe gerade den Hauptvorzug der Betrachtungsweise Kretschmers darin, daß er allerhand Züge, die man zuerst als pathologisch bezeichnet, einfach als Seiten des Charakters kennen lehrt. Und zweitens darf man nicht vergessen, daß die Mehrzahl der Menschen nicht einer der beiden Gruppen angehört, sondern eine Legierung beider Typen darstellt.

Naturgemäß wird man den eigentlichen Gelehrten, der sich aus der handelnden „Welt" zurückzieht, bei den Schizothymen, und zwar den körperlich Asthenischen zuerst suchen. Dementsprechend finden wir bei Kretschmer unter den ganz kurzen Charakterisierungen der „Durchschnittsmenschen" den Typ, der das Bild des reinen Gelehrten, des asketischen und auch enthusiastischen in sich enthält: es ist der Typ des „weltfremden Idealisten". Kretschmer verzeichnet darunter die Unsicherheit gegenüber dem realen Leben, die Schüchternheit, die Wärme allein für die eigene Idee, das „Reich", das sie sich „still, abseits" in ihren Ideen bauen. „Die Verachtung von Schmuck und äußerer Bequemlichkeit des Lebens kann bis zur erschreckenden Nüchternheit, ja äußerer Verwahrlosung gehen." „Andere wieder haben in ihrer kindlichen Weltfremdheit, ihrer durchaus stoisch echten Bedürfnislosigkeit und Aufopferung etwas Rührendes und selbst Großes."

Unter Kretschmers zyklothymen Typen (körperlich: „Pykniker", zur Korpulenz neigend) findet man keinen, der zum Gelehrten eine nahe Beziehung hat. Am ehesten ist der Gelehrte ohne höheren Rang unter dem Typus des „stillen Gemütsmenschen" zu denken. Er stellt dann das epikureische Ideal in grober Verflachung dar.

Anders als bei diesen Durchschnittstemperamenten liegt die Sache bei den Genialen. „Es ist interessant, sagt Kretschmer, wie sich der körperliche Typus der Gelehrten im Laufe der letzten Jahrhunderte durchschnittlich verschoben hat. Domi-

[1]) *Kretschmer, Körperbau und Charakter. Berlin 1921.*

Digitized by Google

nierten in alter Zeit besonders unter den Theologen, Philosophen und Juristen mehr die langen, schmalen scharfgeschnittenen Gesichter, Gestalten wie Erasmus, Melanchthon, Spinoza und Kant, so haben seit dem 19. Jahrhundert die pyknischen Figuren speziell in den Naturwissenschaften sehr überhand genommen." Das ist an sich glaubhaft: die Schizothymen sind die gewaltsamen Bahnbrecher, die Zyklothymen die bequemeren Nachfolger. (Leider ist das benutzte Material wenig vergleichbar, denn wenn Kr. die Pykniker besonders unter den Ärzten findet, so kann dies dadurch erklärt werden, daß die Ärzte mehr Praktiker als Gelehrte sind.) Nun bekennt Kretschmer, daß gerade bei den großen Persönlichkeiten die Typen stark gemischt, „legiert" sind und dies scheint mir das wesentliche Prinzip zu sein, das Kretschmer mehrmals ausgesprochen, aber im ganzen doch nicht ganz ausgewertet hat. Dies ist der Grund, aus dem wir Kretschmers Zweiteilung nicht dieser ganzen charakterologischen Untersuchung zu Grunde legen konnten, sondern eine Dreiteilung gefordert haben würden. Sind nämlich die Mehrzahl der Menschen eine Legierung, zumal aber die großen Menschen, so muß man in die Mitte die Norm stellen, die vollkommen ist und nicht als bloße zufällige Mischung, eigentlich das System störend, gleichsam nur geduldet wird. Auf die beiden Seiten der Norm, aber ohne jedes pathologische Vorurteil, wären dann die beiden Typen Kretschmers zu stellen. Damit will ich nicht bestreiten, daß die Methode der Zweiteilung heuristisch ihre Vorzüge hat.

Was ich hiermit meine, läßt sich an unserem Beispiel sogleich konkret belegen. Es ist eine Stütze für meine Methode, Goethe in den Mittelpunkt der Untersuchung zu stellen, daß Kretschmer als Gelehrtentypus, und zwar als den zyklothymen, vor allem Goethe bespricht. Und als besonders bezeichnend für ihn und diesen Typus überhaupt hebt er (die Betonung durch Sperrdruck stammt von ihm) „eine ganz instinktive und betonte Abneigung gegen alles stark Systematisierende, theoretisch Konstruktive und Metaphysische", gegen alles „nicht in der sinnlichen Empirie begründete" hervor. Also Goethe gehört hier ganz deutlich zu den beschreibenden, empirischen Forschern. Aber seltsam! Von Goethe stammt, eben anläßlich des Streites Cuvier—St. Hilaire eine charakterologische Beschreibung des Typus des induktiven, beschreibenden Gelehrten und des von der Idee, vom Subjekt ausgehenden, die so wesentlich für die Charakterologie des Gelehrten ist, daß ich ihre Bekanntschaft voraussetzen muß. Es ist der Aufsatz „Principes de Philosophie Zoologique", der in seinen Werken unter der Sammlung „Zur Naturwissenschaft im allgemeinen" zu finden ist. Nur ein Satz möge auf das Wesentliche deuten: „Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterscheidender, das Vorliegende genau Beschreibender, und gewöhnt sich eine Herrschaft über eine unermeßliche Breite; Geoffroy de St. Hilaire hingegen ist im Stillen um die Analogien der Geschöpfe und ihre geheimnisvollen Verwandtschaften bemüht; jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgesetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; dieser hegt das Ganze im inneren Sinne und lebt in der Überzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden." Das scheinen also ungefähr die beiden Typen Kretschmers, nur daß Goethe eben nicht auf die Seite des Empirikers Cuvier gehört, sondern sich fast mit St. Hilaire identifiziert.

Es handelt sich hier nicht um einen Einwand gegen Kretschmers Theorie, denn auch er rechnet ja Goethe zu den gemischten Typen, und er findet bei ihm „Sinn für Mystisch-Metaphysisches". Aber von diesen Stimmungen reden wir hier nicht, sondern allein von seiner besonnenen, gelehrten Forschung. Wir reden hier vom Wesen des Erkennens bei verschiedenen Charakteren. Da könnte man mit besserem Recht die Bezeichnungen Kretschmers umkehren: Goethe liebte das Systematisierende, theoretisch Konstruktive und Metaphysische. Die Beweise dafür sind bereits erbracht. Alle seine so weit verzweigten Beobachtungen waren systematisch eingestellt auf die Idee des einheitlich organischen Lebens und diese stammt aus dem Pantheismus,

Digitized by Google

den er Spinoza verdankte. Sein unerbittlicher Kampf gegen Newton ist ja verständlich nur aus dem überwiegend systematischen Interesse.

Offenbar wollte Kretschmer sagen, Goethe habe eine Abneigung gegen das Abstrakte und Begriffliche gehabt, und soweit würde er recht gehabt haben. Versteht man unter Metaphysik den logisch-begrifflichen Aufbau einer Welt, die von der Sinnen-Welt getrennt ist, so war Goethe allerdings Anti-Metaphysiker. Versteht man darunter die Fähigkeit, im Einzelding das Ewige, in der Sinnenwelt selbst das Göttliche zu sehen, so war Goethe ein vorbildlicher Metaphysiker aus Instinkt. Mit Kant's Vernunftkritik, diesem analytischen und begrifflichen Zerstören der Metaphysik konnte er nichts anfangen. Sehr freudig stimmt er aber der Maxime der Urteilskraft zu, Kunst und Natur unter den gleichen Prinzipien zu betrachten.

Dies erinnert uns, daß wir vorhin den Faden nicht ans Ende verfolgten, denn unversehens stoßen wir hier auf den Knoten. Goethe stellt sich mit Recht immer als den hin, der vom Zentrum zur Peripherie schreitet, während der induktive Forscher von der Peripherie zum Zentrum gehe oder auf der Peripherie verharre. So stellt er sich in Platos Nähe und rückt von Aristoteles ab. Aber man muß dies Symbol weiter ausführen: die polaren Gegensätze liegen naturgemäß beide auf der Peripherie. Der eine Pol ist die reine Beschreibung, der andere das abstrakte Gesetz, die mathematische und logische Deduktion. Goethe selbst steht im Zentrum, am Ort der schöpferischen Idee, welche notwendig anschaulich ist. Darin entwirrt sich der Knoten, daß man das abstrakte Gesetz und die anschauliche Idee wieder scheiden lernt, was allerdings im 19. Jahrhundert, welchem die Platonischen Ideen schlechthin als mißdeutete abstrakte Begriffe gelten, schwer möglich war.

Für diesen Unterschied ist Goethe das klassische Beispiel. Da er nicht romantischer Subjektivist ist, kann er ja nicht dauernd im Zentrum verharren, sondern er geht immer wieder den Weg zur Peripherie. Da nun geht er in der Richtung des induktiven Poles, während der abstrakte ihm verschlossen bleibt. (Bei Plato überwiegt eher der andere Pol.) So kommt es, daß Goethe die Verbindung mit den Erfahrungsschätzen Cuviers sucht, der ganz dem induktiven Pol angehört, diesen Forscher deswegen hochschätzt, und doch wieder ein wenig verachtet, weil ihm die Idee mangelt. Dagegen ist ihm der logisch ordnende Linné schon wesensfremd, der begrifflich-beweisende Kant unverständlich, der mathematische Newton aber nahezu ein Verbrecher.

Wenn also dem schizothymen Charakter das Abstrakte, Mathematische, Doktrinäre angehört, so hat Kretschmer recht, Goethe als überwiegend zyklothym anzusehen. Sein Irrtum besteht darin, die Abstraktion mit der zentralen Idee und mit dem Metaphysischen gleichzusetzen und mithin Goethe aus dem Zentrum in den Pol der nur beschreibenden Forschung zu schieben. Klärt schon Goethes Darstellung der Gegensatzpaare Plato und Aristoteles, St. Hilaire und Cuvier über seine wahre Gesinnung auf, so ist ein drastischer Ausspruch über den systematischen Gründer der induktiven Methode noch bezeichnender. Der Kanzler Baco, schreibt er 1808 an Jacobi, komme ihm vor, „wie ein Herkules, der einen Stall von dialektischem Miste reinigt, um ihn mit Erfahrungsmiste füllen zu lassen." Das besagt: was Goethe an der „Metaphysik" verachtet, ist die begriffliche („dialektische") Methode, die sinnenfeindliche Spekulation. Aber der Duft des Ideales der „reinen Beschreibung", im 19. Jahrhundert als wahre Wissenschaft proklamiert, ist seinen Geruchsnerven keineswegs verlockender.

Die beiden, in ihrer Absolutheit von Goethe mißachteten Forschungsweisen, die induktive und die abstrakte, sind die Brillengläser des 19. Jahrhunderts. Diese Brillengläser sind zweckbewußt derart geschliffen, daß man an der schöpferischen Mitte vorbeischielen kann, daß man sie aus dem Weltbilde fortlügen kann. Um Goethe plastisch zu sehen, muß man sie absetzen und mit natürlicher Blickrichtung schauen.

Digitized by Google

Daß sich Kretschmer an diesem Punkte versah, ist ein starker Beweis für die Macht geltender Begriffe: denn er selbst ist ja ein Beispiel für die Gesinnung, die induktive Beschreibung einer anschaulichen Idee unterzuordnen.

Goethe, der eine solche Fülle von Sinnenstoff verbraucht, steht dadurch dem beschreibenden Forscher, d. h. also dem Gelehrten im engeren Sinne nahe. Schiller und Fichte (die „schizothymen") meinen, wenn der eine den „Brotgelehrten" verächtlich analysiert, der andere von der „Bestimmung des Gelehrten" redet, als ihr eigenes Forscherideal den subjektivistischen ethischen Gesetzgeber. Sie wirken nicht durch Darstellung, sondern durch Pathos. Es ist nun für unsern Zweck von hohem Werte, daß Goethes Forscher-Charakter von dem so anders gerichteten Schiller aus innigster Kenntnis beurteilt wurde. Auch hier muß ich wieder auf die Quelle, zumal die ersten Briefe des Briefwechsels zwischen beiden verweisen.

Es war ein großer symbolhafter Augenblick, als 1794 Goethe und Schiller in der naturforschenden Gesellschaft zusammentrafen. Schiller klagte über diese zerstückelnde Art, die Natur zu behandeln. „Ich erwiderte darauf," berichtet Goethe, „daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen." So redet der Metaphysiker und zeichnet dem andern die „Urpflanze" auf. „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee," sagt Schiller. Ein wenig unwillig, erwidert Goethe, dann sei es ja wunderbar, daß er eine Idee so sinnlich anschaue. Vielleicht ist er sich erst von da an, durch den philosophierenden Schiller ganz seiner eigenen wunderbaren Kraft, die Ideen anschaulich vor sich zu sehen, völlig bewußt geworden.

Schiller schrieb nach jenem Gespräch den berühmten Brief, in welchem er Goethe den Spiegel vorhält und ihn zu neuem Wirken ermutigt. Man darf sich nicht dadurch irre machen lassen, daß der Kantianer sein begriffliches Denken als Zentrum ansieht und Goethes Weg darum als den von der Peripherie zum Zentrum ansieht, denn das Wesentliche hat darum doch niemand besser gesehen als Schiller. Was er immer wieder an Goethe rühmt, ist das Intuitive und wenn er in sich die Einheit, in Goethe „die Mannigfaltigkeit" sieht, so nennt er sie „die Mannigfaltigkeit der Ideen", nicht der Erfahrung. Er weiß sich selbst als den logischen Denker, als den „Philosophen" im modernen Sinne; aber er weiß, daß Goethes Instinkt erzeugt, was der abstrakte Philosoph zergliedert. „In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen der eigene Reichtum verborgen." Goethe habe „wenig Ursache, von der Philosophie zu borgen, die nur von Ihnen lernen kann." Der Brief ist uns deswegen von so hoher Bedeutung, weil hier nicht der Ästhetiker über den Dichter, sondern der Philosoph über den Seher spricht. „Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf." Diesem Wort muß man nachgehen, wenn man recht verstehen will, was es mit Schillers und was mit Goethes Zentrum auf sich habe, ja welches die geistige Landschaft ist, in welcher der Charakter des Gelehrten wahrhaft gedeihen kann.

Ich finde, daß ein dritter Philosoph, der an diesem Freundesverkehr teilhat, sehr kompetent über die beiden urteilt und unsere Auffassung bestätigt. Wilhelm v. Humboldt schreibt 1832 an Goethe: „Es hat mir in jener glücklichen Zeit, wo ich mit Ihnen und Schiller zusammen lebte, immer geschienen, daß Sie um kein Haar weniger eine philosophierende und grübelnde Natur waren, als er. Nur war er zugleich mehr eine dialektische, da es gerade in der Ihrigen liegt, nichts durch die Dialektik für abgemacht zu halten." Goethe war, wenn man nur die Worte im eigent-

Digitized by Google

lichen Sinne nimmt, ein größerer Philosoph als Kant, aber er war zu weise, die Dinge durch die begriffliche „Dialektik für abgemacht zu halten".

* * *

Das Ausscheiden dessen, was unter dem Namen Goethes oder auch der Platonischen Idee erfaßt wird, aus dem Horizont des Gelehrten (d. h. als Richtgestirn überhaupt, nicht als Stoff für den Spezialisten) scheint die Ursache dafür zu sein, daß der Charakter des Gelehrten im 19. Jahrhundert sich nicht voll entfalten konnte. Irgendwie mußte man nach dieser Verarmung wieder an die Gesinnung des 18. Jahrhunderts an den Rationalismus anknüpfen und einige Worte Goethes, der das 18. und 19. Jahrhundert im vollsten Sinne des Wortes verbindet, werden uns mehr als lange historische Analysen besagen. Er sagt vom 18. Jahrhundert: „Bei seinen großen Verdiensten hegte und pflegte es manche Mängel und tat den vorhergehenden Jahrhunderten, besonders den weniger ausgebildeten, gar mannigfaltiges Unrecht. Man kann es in diesem Sinne wohl das selbstkluge nennen, indem es sich auf eine gewisse klare Verständigkeit sehr viel einbildete und alles nach einem einmal gegebenen Maßstabe abzumessen sich gewöhnte. Zweifelsucht und entscheidendes Absprechen wechselten miteinander, um eine und dieselbe Wirkung hervorzubringen: eine dünkelhafte Selbstgenügsamkeit und ein Ablehnen alles dessen, was sich nicht sogleich erreichen noch übersehen ließ[1]).

„Wo findet sich die Ehrfurcht für hohe unerreichbare Forderungen? Wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe sich senkenden Ernst? Wie selten ist die Nachsicht gegen kühnes, mißlungenes Bestreben! Wie selten die Geduld gegen den langsam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzose oder der trockene Deutsche mehr gefehlt, und inwiefern beide wechselseitig zu diesem weitverbreiteten Tone beigetragen, ist hier der Ort nicht zu untersuchen." Goethe setzt diese Charakterisierung noch weiter fort (Mat. zur Gesch. d. Farbenlehre: Baco von Verulam) um mit einer vernichtenden Verspottung dieses Aufklärungs-Dünkels zu schließen. Allerdings befreie man wackere Männer hilfreich vom Verdacht der Zauberei, aber schon tue es wieder not, daß man diese Männer aus den Händen ihrer Exorzisten befreie, „welche, um die Gespenster zu vertreiben, sich's zur heiligen Pflicht machen, den Geist selbst zu verjagen."

Man sieht: inhaltlich ist zwar die Lage im 19. Jahrhundert verändert, an Stelle des Optimismus die Resignation, an Stelle des rationalistischen Hochmutes der kritizistische getreten — sonst ist nichts gebessert und Goethes Beschreibung noch gültig. Der Mangel an Ehrfurcht untergräbt weiter die schöpferischen Kräfte. Der gelehrte Spezialist setzte sich durch und ließ nur die Pole des wissenschaftlichen Verfahrens gelten: das bloße Beschreiben oder das abstrakte Denken.

Gern würden wir nun den Charakter des Gelehrten des 20. Jahrhunderts zeichnen, aber es sind wohl vielerlei neue Ansätze und neue Versuche vorhanden, doch schwerlich schon ein gültiges oder auch nur faßbares Bild. So dürfte man hier nur die Charakterisierung des Mannes verlangen, der wie Goethe zwischen den Jahrhunderten steht und der dem Gelehrten-Ideal des 19. Jahrhunderts die tödliche Wunde beigebracht hat: Friedrich Nietzsche. Aber ich müßte mich wiederholen, denn ich habe in „Wagner und Nietzsche" den Charakter und die Entwicklung Nietzsches gerade in der Front gegen das 19. Jahrhundert dargestellt. Ich darf mich hier also auf eine andeutende Skizze beschränken.

Nietzsche ist wie Goethe gleichsam im Nebenberuf Gelehrter, aber, wo er in diesem

---

[1]) *Wagner und Nietzsche. Kampf gegen das 19. Jahrhundert. Bei Ferdinand Hirt, Breslau 1924.*

Digitized by Google

Nebenberuf lebt, auch vorbildlicher, runder Gelehrten-Charakter. Er ist Prediger von Geburt, da aber der Kritizismus des 19. Jahrhunderts diese Auswirkung im bürgerlichen Sinne verhindert, gerät er auf die Bahn des Philologen und wird wie Jacob Burckhardt ein schönes Beispiel des asketisch-enthusiastischen Gelehrten. Er ist nahe daran, in den Alpen ein „Kloster" für verwandte Geister einzurichten. Bis an sein Ende lebt er wie ein armer Student in möblierten Zimmern, bedacht, sein bescheidenes Einkommen für seine Werke zu sparen, niemals eine Zeile zum Gelderwerb schreibend. Er weiß gerade die asketischen Tugenden des Gelehrten zu schätzen: er rühmt seine Unterordnung unter das gemeinsame Ziel, seine soldatischen Tugenden, den subtilen Fleiß und Ernst, mit dem antike Texte interpretiert werden. Aber diese Mönchstugenden sind ihm doch nur Mittel zum Zweck. Schon als Student wird er sich über die Schwäche des modernen Gelehrten klar, und bekennt unumwunden, daß die Gelehrten keiner schöpferischen Gedanken fähig seien, daß diese nur dem Genie verdankt und dann in die Wissenschaft übernommen würden. Darum sucht er den Anschluß an Schopenhauer und Wagner. Die Philologie ist ihm nur das Mittel, dessen der Enthusiasmus, den er von Winckelmann, Goethe, Hölderlin übernimmt, zur Auswirkung bedarf. Das ist der Glaube, der allein dem Mönch Sinn verleiht. Verächtlich und lächerlich war ihm der kritische Hochmut und die spezialistische Wichtigtuerei des Gelehrten. Wilamowitz hatte vom Standpunkt des damaligen Gelehrten-Ethos durchaus recht, wenn er „die Geburt der Tragödie" und ihren Hölderlinschen Enthusiasmus als blutjunger Doktor wütend befehdete und dagegen auf das aus der Resignation entstandene, von der Gilde anerkannte Ideal des kritischen Hochmutes pochte: „die im Prinzip wissenschaftliches Gemeingut gewordene historisch-kritische Methode."

Was Nietzsche zu einem so außerordentlichen Beispiel macht, ist das, daß er die Zustände des 19. Jahrhunderts so von Grund aus selbst erlitten hat, — aber aus allem hat er den entgegengesetzten Ausweg gesucht. Die Resignation hat er erlebt bis zum vollständigen Zusammenbruch der Gesundheit (Zeit von „Menschliches, Allzumenschliches"), aber diese Resignation verdichtete sich nicht zum Ideal des kritischen Hochmutes, sondern zum buddhistischen oder zum asketischen Ideal Epikurs. Der „Gartengott" Epikur ist ein immer wieder von ihm geliebtes Symbol und nahe verwandt damit ist eine Neigung zum Goethisch-Sokratischen „Kynismus". Er lehnt — in dieser resignierten Stimmung — den Idealismus, „den Staatsdienst, die Förderung der Wissenschaft", kurz den Dienst an „der ganzen Menschheit" ab und verweist auf die Bedürfnisse des Einzelnen innerhalb der 24 Tagesstunden. Schon Sokrates habe mit einem Worte Homers auf den wirklichen Umkreis der Sorgen hingewiesen: „Das ist es und nur das, was mir zu Hause an Gutem und Schlimmem begegnet." Das ist die klare Ablehnung der fortschrittlichen und abstrakten Wissenschaft.

In der richtigen Erkenntnis, daß ohne ein neues Vorbild keine fruchtbare Entwicklung möglich sei und daß die Wissenschaft es nicht erzeugen könne, suchte er das heroische Vorbild, versuchte es selbst (mit Anklängen an Heraklit und an Hölderlin) in Zarathustra zu erzeugen. Aber er mußte erfahren, daß für dies titanische Ziel seine dichterische Kraft zuletzt nicht ausreichte. So versuchte er wieder als Erkennender, nicht ohne die Mittel der modernen Kritik und Gelehrsamkeit sein Ziel zu erreichen. Aber man darf nicht vergessen: dieser Kritizismus, so scharf, schneidend, zersetzend er ist, ist ein anderer Kritizismus, als die Charaktereigenschaft des 19. Jahrhunderts. Nietzsche hat nicht den Hochmut des Kritisierens, sondern er will durch den Nihilismus den Nihilismus selbst überwinden, um wieder zum Etwas zu kommen. Das ist, wie er wohl weiß, seine ultima ratio. Er hat recht in seiner Negation, recht auch in der Position, daß nur der schaffende Geist helfen könne — aber er selbst hat nicht diese äußerste schöpferische Kraft.

* * *

Digitized by Google

Die alte Kultur ist zu Ende und das Reich, in dem die Gelehrsamkeit ihren vollen geistigen Sinn hätte, müßte neubegründet werden. Viele Anzeichen deuten darauf, daß der Hochmut verdunstet, aber um so stärker wird die Resignation, die auf jeden geistigen Anspruch des Gelehrten überhaupt verzichtet und in der Universität nichts sieht, als die Fachschule für die Einzelberufe. Da würde man von einem Charakter des Gelehrten kaum noch reden dürfen und die Gelehrsamkeit nur noch als nützliches Arbeitswerkzeug gelten lassen. Doch zeigt sich an vielen Stellen eine Sehnsucht nach einer Erneuerung des wirklichen geistigen Lebens, nach einer staatbildenden Kraft, einer Ehrfurcht, die sich zu den schöpferischen Kräften wendet und eine neue Rangordnung anerkennt, welche die Voraussetzung für die Ausbildung der Charaktere ist. Ob nun die Erneuerung des Gelehrtentums in engem Anschluß an die Tradition möglich ist, oder ob auch noch eine jahrhundert lange Periode ohne echtes Gelehrtentum durchschritten werden muß, darüber möchte ich — um die kritischen Objektivität des Gelehrten nicht zu verletzen — mich jeder Prophezeiung enthalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches

Von LUDWIG KLAGES (Kilchberg bei Zürich)

Digitized by Google

Digitized by Google

Erster Teil: NIETZSCHES FORSCHUNGSZIEL UND METHODE

Vorbemerkung

Als wir vor rund anderthalb Jahrzehnten unsere damals bereits jahrelang gehaltenen Vorlesungen über Charakterkunde auszugsweise unter der Aufschrift „Prinzipien der Charakterologie" herausgaben und damit unter Verwendung einer Namensprägung des seinerzeit ziemlich vergessenen Bahnsen (1867) zum erstenmal systematisch und mit Hilfe der bewußtseinswissenschaftlichen Untersuchungsmittel der Gegenwart eine Forschungsrichtung wiederaufnahmen, welche die Romantik gepflegt und die Zwischenzeit gewissermaßen offiziell vernachlässigt hatte, fanden einige Kritiker sogar den Namen für ihre Ohren schmerzhaft und beleidigend, während sie für eben so wohlklingend wie belehrend hielten gemischtsprachige Bildungen in der Art von „Individualpsychologie" oder gar Zusammenstellungen wie „differentielle Psychologie", die allerdings keinen Zweifel ließen, daß ihren Befürwortern nicht einmal die Findung des Problems geglückt war. Inzwischen hat sich die geistige Stimmungslage wunderlich verändert. Das Wort „Charakterologie" beginnt in ernstlichen Wettbewerb zu treten mit dem seit 1850 fast ausschließlich beliebten „Psychologie", und die früheren Bemängler sind längst eifrig bemüht, sich den Anschein zu geben, als hätten sie von Kindesbeinen an nichts so leidenschaftlich herbeigesehnt, nichts so nachhaltig und gründlich durchdacht als eine Wissenschaft von der Persönlichkeit und den Spielarten der persönlichen Charaktere. Die von uns als unerläßlich erwiesene Spaltung der Eigenschaftsunterlage in Geist und Seele steht im Begriffe, wenigstens verbal zum Allgemeingut des Denkens zu werden, und gar die physiognomischen Bemühungen, deren Bedeutung und Tragweite wir mit der Grundlegung der Ausdruckslehre bewährten, schießen dermaßen ins Kraut, wenn auch vorerst noch mehr extra muros, daß einem angesichts so vieler Apostel und Seher und Erzgescheiten um den Verstand der Menschheit bange werden müßte, falls da überhaupt noch sonderlich viel zu verderben wäre.

Da wir, wie vorstehende Sätze schon durchblicken lassen, in alledem weit mehr eine Schlagwörtermode als Äußerungen des nach innen gerichteten Wahrheitswillens zu sehen geneigt sind, so wissen wir es zu verschmerzen, wenn unsere Schriften gerade von solchen Autoren sorgfältigst verschwiegen werden, die das verhältnismäßig Beste, was sie anbieten, und in einigen Fällen fast ihr gesamtes „geistiges Eigentum" daraus bezogen haben; und getrösten uns im übrigen mit Goethes:

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage!

Allein der geistige Diebstahl, soweit er nicht gerade Erfindungen und Patente betrifft, unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkte vom materiellen Diebstahl, indem er zwar gleich diesem dem persönlichen Vorteil des Plagiators zu dienen, durchaus aber nicht das gestohlene Gut, nämlich den angeeigneten Neubefund, zu be-

Digitized by Google

wahren vermag. Echte Erkenntnisse (also nicht bloß Kenntnisse) leben in jedem, der sie durch Vermittlung eines anderen erwarb, genau nur in dem Ausmaß fort, als er sie wieder hervorzubringen oder besser zu erneuern vermochte; wohingegen sie bei bloß äußerlicher Herübernahme eben zu technisch und geschäftlich allenfalls tauglichen Schlagwörtern entarten, denen fortan keinerlei erkenntnisvermehrende Zeugungskraft innewohnt. Das gilt sogar noch für physikalische Wahrheiten. Jeder schöpferische Physiker wird etwa den Galilei oder sonst einen Vorgänger von überragender Bedeutung neu entdecken, und jeder seiner eigenen Befunde bedeutet unfehlbar zugleich eine bis dahin noch unbekannte Auslegung von Befunden der Vorgeschichte.

Deshalb ist es nicht nur eine Forderung der persönlichen Anständigkeit, sondern in noch weit höherem Grade der Sache selbst, daß man von den eigenen Findungen die Provenienzen enthülle und insbesondere, soweit nur irgend erreichbar, die Impulse aufdecke, die das Denken der Gegenwart gemein hat mit dem Denken verwandter Abschnitte der Vergangenheit. Wir haben das nach bestem Vermögen, wenn auch mit äußerster Kürze, zu leisten versucht im ersten Kapitel der „Prinzipien", und es sei uns vergönnt, hier einige darauf bezügliche Stellen wörtlich wiederzugeben. „Da das Innenleben auch heute noch ein wenig tiefer ist, als es im Spiegel der herkömmlichen Psychologie erscheint, und daher dem Forschungstriebe mancherlei Anstöße gibt, die außerhalb ihrer Allgemeinbetrachtungen liegen, so hat sie in Wirklichkeit nicht geleistet, was man am ehesten von ihr fordern mußte: die kritische Grundlegung der „Geisteswissenschaften". Schon weil weder Philologie, Geschichtswissenschaft, Völkerkunde noch Psychiatrie und praktische Menschenkenntnis bei ihr eine brauchbare Hilfe finden, wie wir das eingangs hervorgehoben, muß mit der Zeit eine neue Behandlung des Stoffes sich bahnbrechen, die ohne Verzicht auf das verfeinerte Wissen von den Erkenntnisprozessen doch ihre Aufgabe sucht im Verstehen der ganzen Formenfülle des seelischen Lebens. — Einer solchen aber fehlt es durchaus nicht an Vorläufern und selbst nicht an einer gewissen Überlieferung, auch wenn wir absehen von den Weisen aller Zeiten und Völker, die niemals im Sinne des Intellektualismus Psychologie getrieben. Und zwar ist der eigentlich psychologische Trieb vor allem lebendig in der „Romantik" genannten Epoche des deutschen Geisteslebens, aus der wir hinsichtlich seelenkundlicher Forschung nur Carl Gustav Carus anführen; zwar nicht den größten Namen, jedoch einen Mann, in dessen Natur das schweifende Element jener Tage hinreichend kluge Besonnenheit vorfand, um, statt zu verströmen in ahnenden Imaginationen, der Verdichtung fähig zu werden zu einer des Ausbaues und der Erweiterung noch harrenden Lehre. Ihn und gleichartige Ansätze zeitgenössischer Geister hat wie so manchen fruchtbaren Keim der dreißiger und vierziger Jahre die kommende Entwicklung dann hinweggespült, so daß wir heute über eine Kluft der Zeit hinweg die Kette neu zu knüpfen haben. — Das aber könnten wir nicht mit so sicherem Blick für alles Wahlverwandte ohne die gewaltige Leistung desjenigen Mannes aus allerjüngster Vergangenheit, dessen Erscheinung, wenn sie nicht neuer Hoffnung Raum gibt, so doch den Hingang alternder Völker mit einem stolzen Leuchten kränzt: ohne die Leistung Friedrich Nietzsches. Aus Gründen, deren Zergliederung hier zu weit führen würde, speist die tiefste Glut metaphysischen Schauens in ihm fast nur den Strahl der Kritik und schärft ihn zu einer noch niemals erreichten Durchdringungskraft. Das Instrument aber seines Sehertums ist die mit den Pfeilen des schärfsten Verstandes bewaffnete Gabe der „Unterscheidung der Geister". An ihm zuerst wieder mindestens seit dem Mittelalter und in den vertrauteren Formen unmittelbarster Gegenwart haben wir ein Beispiel der Tausendjahrblume des ganz großen Seelendurchschauers und Geisterkenners, der die Konturen feuergeborener Wahrheiten nicht wie die Dichter unter den blumigen Matten phantasievoller Gefühle begräbt.... Der eigentliche

Digitized by Google

Wurf seines Philosophierens aber ist die Verflüchtigung nicht etwa bloß der Ethik, sondern des intellektuellen Phänomens überhaupt, das zum erstenmal in der uns bekannten Weltgeschichte paradoxerweise auf seine Gesinnung, d. h. auf seinen biologischen Wert geprüft wird und zwar ohne Voreingenommenheit und Wohlwollen mit den Augen der Geistesfeindschaft. „Die Falschheit eines Urteils ist noch kein Einwand gegen ein Urteil“: ein Satz, dessen Folgen wir ablesen an seinem positiveren Gegenstück: Richtigkeit macht ein Urteil noch nicht berechtigt oder Wahrheit ist kein Wert an sich. Auch das nach Gründen und Zwecken orientierte Denkorgan erweist sich als triebbedingt und auch seine Maßstäbe sind subjektive. Man kann für und wider die Logik Partei ergreifen und — das ist die bedeutendste Wendung Nietzsches — man tut das letztere, sofern man auf Seiten des Lebens steht, als welches ungeistig und alogisch ist. Leben und Geist fallen auseinander, und zwar ist nach Auffassung Nietzsches der Geist eine Krankheitsform des Lebens“ (S. 9—10).

So gewiß es nun die hier bekundete Stellungnahme zu Carus gewesen ist, die dessen eben jetzt anhebende Auferstehung veranlaßte, so gewiß wird die neuerdings immer entschiedener einsetzende Befassung mit Nietzsche vornehmlich aus anderen Quellen gespeist, deren genauere Würdigung nicht hierher gehört. Läuft es doch darauf hinaus, ihn — loszuwerden, und wäre es zehnmal unter der Maske schönrednerischer Verehrung! Demgegenüber mögen obige Sätze eine Art von Programm bezeichnen, das wir nunmehr auszuführen und teilweise auch zu verbessern unternehmen. Indem wir dabei das größte Gewicht darauf legen, daß ohne Verwertung zentraler Befunde Nietzsches eine Wissenschaft von der Persönlichkeit niemals gelingen könne, hoffen wir zugleich sichtbar zu machen die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen die echte Charakterologie zu ringen hat und dergestalt gleich auch zurückzuweisen die allzu billige Redseligkeit, die beliebige Typisierungen, wie sie zum Hausgebrauch jedermann sich aussinnen mag, mit jener zu verwechseln uns überreden will. — Da die Neuherausgabe unserer seit mehr als drei Jahren vergriffenen „Prinzipien“ bedeutende Umgestaltungsarbeiten erfordern würde, zu denen es uns bisher an Zeit gebrach, verfolgen unsere Ausführungen naturgemäß den Nebenzweck, das dort Gebotene wenigstens in einigen Stücken sowohl zu ergänzen als aber auch zu berichtigen.

Wir zerlegen die Arbeit in zwei Teile: dieser erste entwickelt Nietzsches Forschungsziel und Methode, der zweite wird Anwendungen und Ergebnisse bringen sowie eine abschließende Kritik. Für die im ersten Teil herbeizuziehenden Werke Nietzsches wählen wir folgende Abkürzungen:

GdT = Die Geburt der Tragödie
U = Unzeitgemäße Betrachtungen
MA = Menschliches Allzumenschliches
W = Der Wanderer und sein Schaffen
M = Morgenröte
F = Die fröhliche Wissenschaft
Z = Also sprach Zarathustra
J = Jenseits von Gut und Böse
ZG = Zur Genealogie der Moral
FW = Der Fall Wagner
NcW = Nietzsche contra Wagner
G = Götzendämmerung
A = Der Antichrist
SuE = Schriften und Entwürfe.

Fortlassungen innerhalb der wiedergegebenen Textstellen werden durch Punkte bezeichnet.

Digitized by Google

Nietzsche als Seelenforscher

Daß Schillers unzähligemale zitierter Ausspruch von der Parteien Haß und Gunst wohl auf niemanden je in höherem Grade als auf Nietzsche gepaßt, liegt teils in der leidenschaftlichen Vehemenz seiner Ausdrucksweise, teils in der Kampfstellung begründet, die er gegenüber ausnahmslos allen „Idealen" der Menschheit einnimmt: er zerspaltet sie mit dem Schwerte der Dialektik und verbrennt sie im Feuer seines Hasses. Allein der darum unvermeidliche Streitlärm der Literaten, von denen die einen ihn mit Schimpf und Schande oder dem noch beredteren Verschweigen bedeckten, die anderen ihn überschwänglich priesen und bewußt oder unbewußt nachahmten, ist längst im Abklingen begriffen, wo nicht schon völlig abgeklungen, während ein Nachhall dessen allerdings sich erhalten hat in den nicht endenwollenden Erörterungen über Nietzsches Leistungs- und Begabungstypus. Selbst die Gegner geben es heute zu, er gehöre zu den merkwürdigsten Erscheinungen aller uns bekannt gewordenen Bildungsabschnitte; bald aber soll er ein Philosoph, bald ein Prophet, bald ein Dichter, bald ein Sprachkünstler und Stilist, bald ein Rhetor und dergleichen mehr gewesen sein; ja wir erinnern uns, irgendwann mit Beziehung auf ihn die ebenso gezierte wie abgeschmackte Neubildung „Erkenntnislyriker" gelesen zu haben!

Auch wenn wir nicht (aus hier zu weit führenden Gründen) die Überzeugung gewonnen hätten, daß die bisherige Gliederung der Leistungszwecke und Begabungen für nicht wenige Köpfe des 19. Jahrhunderts und darunter einige der stärksten nicht mehr ausreiche und — bei Lichtung der altherkömmlichen Typen, wohin auch das sicher absterbende „Genie" zu rechnen! — nach Ergänzung verlange durch allererst neu zu findende Grundgestalten, ginge uns doch unmittelbar kaum etwas an die Frage nach Nietzsches Tendenzen und Hauptbegabung sowie die davon fast unzertrennliche nach seiner kulturellen Bedeutung. Möchte es damit nämlich wie immer stehen, so läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß der Lieblingsgegenstand seiner Betrachtungen und Verkündungen das Wesen des Menschen war und daß er uns fort und fort Aufschlüsse zu erteilen glaubte über die Seelenbeschaffenheit teils geschichtlicher Einzelpersonen, teils von Völkern, Rassen, Kulturen. Wenn er sich überdies keine Gelegenheit entgehen läßt, sich selbst einen Psychologen oder mit Vorliebe auch einen „Seelenerrater" zu nennen, ja, ohne Umschweife die Forderung stellt, „daß die Psychologie wieder als Herrin der Wissenschaften anerkannt werde, zu deren Dienste und Vorbereitung die übrigen Wissenschaften da sind" (J), so dürfte es, wie uns scheint, doch nahe liegen, vor allem einmal zu prüfen, ob er als Seelenforscher irgend etwas entdeckte, das den Bestand des unverlierbaren Wissens vermehrte. Wir meinen sogar, es könne über seinen Typus, seine Schaffensabsichten, seine kulturgeschichtliche Bedingtheit usw. gar nichts von Belang entschieden werden, ehe nicht jenes entschieden wurde, und wollen zum mindesten mit allem Nachdruck ausgemacht haben, daß uns hier lediglich die Abwägung des Wahrheitsgehalts seiner seelenkundlichen Befunde beschäftige, sei er im übrigen laut Zeugnis seines Werkes hauptsächlich Denker oder Dichter oder Religionsstifter usw. gewesen.

Wir wünschen nun, um es vorauszuschicken, die Anschauung zu vertreten, daß mit Nietzsche die Seelenforschung (= Psychologie) im allereigensten Sinne überhaupt erst begonnen habe, versäumen aber nicht, sofort hinzuzufügen, wie das gemeint und inwiefern zumal es verträglich sei mit jeder beliebigen Hochschätzung der seelenkundlichen Entdeckungen früherer Denker. Wir halten Größenvergleichungen auf dem Gebiete der Begabungen für eine Hauptangelegenheit der Dutzendmenschen und meinen, es habe noch keinen Denker und Dichter von Rang gegeben, dessen Werke dem echten Liebhaber nicht eine Fülle tiefster Einsichten in das Wesen des Menschen bescheren könnten. Wer möchte sich anheischig machen, auch nur annähernd auszuschöpfen, was an dergleichen Schätzen die Hinterlassenschaften eines Laotse,

Digitized by Google

Tschuangtse, Platon, Cervantes, Shakespeare, Goethe, Novalis bergen, um aus der unübersehlichen Namenreihe nur wenige weltbekannte herauszugreifen! Solche Männer sind stets auch „Seelenerrater" und haben zusammengenommen eine Steigerung der Selbstbesinnung ermöglicht, im Verhältnis wozu die Beiträge schulgelehrter Psychologie wie eine wunderlich pedantische Spielerei der Durchschnittsverständigkeit anmuten. Jenes Beginnliche aber, das wir demgegenüber aus Nietzsches Forschungsrichtung herauszuhören glauben, liegt in der Besonderheit eines Erkenntniszweckes, hinzugerechnet die Besonderheit der Mittel zum Zweck (Methode), zwei innig zusammengehörige Sachverhalte, deren Tauglichkeit zur Untergründung vornehmlich einer Wissenschaft von den Charakteren am Ende mit einem einzigen Satze wäre zur Kenntnis zu bringen. Allein, nur wenn wir den schrittweise vorbereiten, laufen wir nicht Gefahr, vieldeutig zu erscheinen. Bevor wir indes mit Schreiten beginnen, sei es erlaubt, unter Anknüpfung an halb Persönliches die gleiche Aufgabe ein wenig farbiger, lockender, verheißungsvoller aufleuchten zu lassen.

Die jüngere Generation von heute, soweit sie das dreißigste Jahr noch nicht überschritten, kann bei aufnahmewilligster Vertiefung in Nietzsches Werke die Seelenbrandungen niemals mehr nachfühlen, denen aus dem nämlichen Anlaß in den neunziger Jahren eine ungefähr gleichaltrige, nur sehr viel dünner gesäte Jugend ausgesetzt war. Verfasser dieser Zeilen hat dem wenigstens zugeschaut, weil damals sein Lebensweg die Laufbahn einiger Persönlichkeiten kreuzte, für die der Anhauch des Nietzscheschen Geistes ein Ereignis bedeutete, das sich allenfalls nur vergleichen ließe einem besinnungraubenden Taifun oder Erdbeben oder Vulkanausbruch. Wenn man so etwas miterlebte, hat man es immerhin leichter, eine eigentümliche Erfahrung zu buchen, die indessen auch jeder empfängliche Leser der Gegenwart bestätigen wird, sobald er nur erst darauf zu achten begann. Liest nämlich jemand irgendeine Schrift Nietzsches zum erstenmale und in einem Zuge durch, so wird er, ob das Vernommene ihn anzog oder abstieß, die seelische Nachwirkung eher noch der eines Böcklinbildes ähnlich finden oder einer Espagnola bei Scirocco auf dem Golf von Neapel, als der seelischen Nachwirkung der Lektüre von Platons „Staat" oder Spinozas „Ethik" oder Schopenhauers „Vierfacher Wurzel des Satzes vom Grunde". Es wandelt ihn wohl das Gefühl eines leisen Schwindels an oder einer Art Atemnot, wie als habe er zu schnell allersteilste Höhen erklommen oder als sei er durch einen wolkenbruchartigen Regen hindurchgeschritten. Nietzsche, kaum daß wir zu lesen begonnen haben, nötigt uns, einen Zauberwagen zu besteigen, der mit reißender Schnelligkeit Gegend auf Gegend durchfliegt, Höhlen der Erdtiefe mit vergletscherten Gebirgsgraten tauschend, alles indes verbunden durch ein wesentlich entfremdendes, oft schreckhaftes, drohendes, immer plötzliches und überraschendes Licht.

Gerade, weil man sich darüber selten deutlich Rechenschaft gibt, hat von der hier flüchtig umrissenen Stimmung der Widerschein im Bewußtsein die noch ganz überwiegend verbreitete Ansicht gezeitigt, Nietzsche lasse in seinen Gedankengängen jede Folgerichtigkeit vermissen, wende sich launisch und gleichsam nur anschmeckend bald dem, bald jenem Probleme zu oder finde gar ein grausames Vergnügen daran, heute zu schmähen, was er gestern verherrlichte. Von solchem Tadel die Kehrseite wäre allerdings unstreitig die Anerkennung eines zuvor noch nicht dagewesenen Reichtums an gedanklichen Fern- und Tiefblicken, angesichts dessen es verwegen erschiene, von einem Hauptbefund seines Forschens zu sprechen und den gar fangen zu wollen in einem einzigen Satz! Niemanden gab es bisher und konnte es geben, der im Stollen- und Gängegewirr dieses Gedankenbergwerks alle Erzadern zu kennen sich vermessen durfte, und niemand vermöchte auch nur zu vermuten, für wie viele Generationen manche Probleme Nietzsches sich erneuern müssen, bis Antworten darauf erfolgten, hinter deren andersartiger Problematik die erzeugerische verschwände. Nicht Dutzende, nein Hunderte von Sätzen ließen sich aufgreifen, deren jeder das Thema abgeben

Digitized by Google

könnte für eine Untersuchung von Buchumfang, wenn man ihm nachginge in alle Winkel und Heimlichkeiten. „Ein anderes ist der Gedanke, ein anderes die Tat, ein anderes das Bild der Tat. Das Rad des Grundes rollt nicht zwischen ihnen." (Z) In welche Tiefen, Weiten, Höhen wüchse das Werk, das es unternähme, auch nur vorstehende „These" vollständig auszulegen und nachzuprüfen und die Straßen zu Ende zu gehen, die sie gleich einem mehrteiligen Wegweiser anzeigt!

Allein die Unübersehlichkeit der Gedanken zusamt einer Wandelbarkeit der gleichsam wie im Wetterschein aufzuckenden „Ansichten", die ihren Träger von sich selber zu glauben berechtigte: „nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt," bedeutet so wenig Chaos, Verworrenheit oder Selbstverneinung, daß mindestens uns kein Denker bekannt geworden, dessen Geistesflug noch pfeilgerader als Nietzsches dahinschoß! Es gibt dafür zwei Belege, deren Beweiswert kaum zu erschüttern ist. — Zunächst sind es immer dieselben Fragen, die durch Nietzsches gesamtes Schaffen gehen, und die werden an den verschiedensten Stellen entweder schlechtweg auf dieselbe Weise, obzwar natürlich mit wechselnder und die Beleuchtung ändernder Rede, entschieden, oder der eine Aphorismus nimmt die Betrachtung an eben dem Punkte wieder auf, wo ein anderer sie fallen ließ, unerachtet inzwischen zehn oder fünfzehn oder zwanzig Jahre verflossen! Nur wenige Belege dafür!

Die GdT bringt im Jahre 1871 unter anderem eine Enthüllung des Sokratismus, deren Wesentliches mit folgenden Sätzen daraus zu umschreiben wäre: „Mit Staunen erkannte er (Sokrates), daß alle jene Berühmtheiten selbst (nämlich Staatsmänner, Redner, Dichter, Künstler) über ihren Beruf ohne .. sichere Einsicht seien und denselben nur aus Instinkt trieben. „Nur aus Instinkt": mit diesem Ausdruck berühren wir Herz und Mittelpunkt der Sokratischen Tendenz. Mit ihm verurteilt der Sokratismus ebenso die bestehende Kunst wie die bestehende Ethik: wohin er seine prüfenden Blicke richtet, sieht er den Mangel der Einsicht und die Macht des Wahns und schließt aus diesem Mangel auf die innerliche Verkehrtheit und Verwerflichkeit des Vorhandenen. Von diesem einen Punkte aus glaubte Sokrates das Dasein korrigieren zu müssen: er, der Einzelne, tritt mit der Miene der Nichtachtung und der Überlegenheit .. in eine Welt hinein, deren Zipfel mit Ehrfurcht zu erhaschen wir uns zum größten Glücke rechnen würden." Nicht weniger als siebzehn Jahre später, nämlich 88, ist das „Problem des Sokrates" in der G auf genau dieselbe Tonart gestimmt, zugleich aber weitergeführt bis zur Vermittlung der Einsicht in die Ursachen der Überfruchtung des theoretischen Triebes: Sokrates habe für eine hoffnungslos weit gediehene Anarchie der Instinkte den, wenn auch trügenden, Anschein eines Gegenmittels erfunden, indem er das Tageslicht der Vernunft in Permanenz herzustellen bemüht gewesen. — Dasselbe Buch behandelt teils mit blendender Ironie unter dem Titel: „Wie die ‚wahre Welt' endlich zur Fabel wurde," teils sachlich streng das Problem der Beziehungen zwischen Erscheinung, Wirklichkeit, Sein und bringt dabei unter anderem folgende besonders einschlägige Äußerungen: „Die Vernunft ist die Ursache, daß wir das Zeugnis der Sinne fälschen. Sofern die Sinne das Werden, das Vergehen, den Wechsel zeigen, lügen sie nicht.... Aber damit wird Heraklit ewig recht behalten, daß das Sein eine leere Fiktion ist. Die „scheinbare" Welt ist die einzige: die „wahre" Welt ist nur hinzugelogen." Ferner: „Die Kennzeichen, welche man dem ‚wahren Sein' der Dinge gegeben hat, sind die Kennzeichen des Nichtseins, des Nichts: man hat die ‚wahre Welt' aus dem Widerspruch zur wirklichen Welt aufgebaut." Aber in MA, also zehn Jahre vorher, heißt es (16. Weisheitsspruch): „Der menschliche Intellekt hat die Erscheinung erscheinen lassen und seine irrtümlichen Grundauffassungen in die Dinge hineingetragen ... Das, was wir jetzt die Welt nennen, ist das Resultat einer Menge von Irrtümern und Phantasien, welche .. allmählich entstanden, ineinander verwachsen sind und uns jetzt als aufgesammelter Schatz der ganzen Vergangenheit vererbt werden ..." Wer möchte

Digitized by Google

es verkennen, daß im Verhältnis zu den früheren Worten die späteren deren Fortsetzung und nähere Ausführung bedeuten!

Von Grund aus soll Nietzsche seine Anschauungen geändert haben über Wagner. Allein tatsächlich von Grund aus geändert hat sich nur seine Bewertung Wagners, wohingegen inbetreff seiner Auffassung Wagners in den frühesten Bekundungen bereits stärkste Auftakte zu den spätesten nachweisbar sind. Versuchen wir es, aus FW und NcW (88) die „Summe" zu ziehen, so geschähe es am ehesten mit Hilfe folgender Sätze: „Bei Wagner steht im Anfang die Halluzination: nicht von Tönen, sondern von Gebärden. Zu ihnen sucht er erst die Tonsemiotik." „War Wagner überhaupt ein Musiker? Jedenfalls war er etwas anderes mehr: nämlich ein unvergleichlicher Histrio .. das erstaunlichste Theatergenie, das die Deutschen gehabt haben ... Er war auch als Musiker nur das, was er überhaupt war: er wurde Musiker, er wurde Dichter, weil der Tyrann in ihm, sein Schauspielergenie ihn dazu zwang." „... Wenn es Wagners Theorie gewesen ist, „das Drama ist der Zweck, die Musik ist immer nur das Mittel", seine Praxis dagegen war von Anfang bis zu Ende, „die Attitüde ist der Zweck, das Drama, auch die Musik ist immer nur ihr Mittel." „Die Musik als Mittel zur Verdeutlichung .. der dramatischen Gebärde und Schauspielersinnenfälligkeit; und das Wagnerische Drama nur eine Gelegenheit zu vielen interessanten Attitüden." Was aber lesen wir 1876 in „Richard Wagner in Bayreuth" (U)? „Wenn man versucht hat, die großartigen Entwicklungen aus innerlichen Hemmungen .. herzuleiten, wenn z. B. für Goethe das Dichten eine Art Auskunftsmittel für einen verfehlten Malerberuf war, wenn man von Schillers Dramen als von einer versetzten Volksberedsamkeit reden kann, wenn Wagner selbst die Förderung der Musik durch die Deutschen unter anderen auch so sich zu deuten sucht, daß sie des verführerischen Antriebs einer natürlich-melodischen Stimmbegabung entbehrend, die Tonkunst etwa mit dem gleichen tiefgehenden Ernste aufzufassen genötigt waren, wie ihre Reformatoren das Christentum —: wenn man in ähnlicher Weise Wagners Entwicklung mit einer solchen inneren Hemmung in Verbindung setzen wollte, so dürfte man wohl in ihm eine schauspielerische Urbegabung annehmen (von uns gesperrt), welche .. in der Hereinziehung aller Künste zu einer großen schauspielerischen Offenbarung ihre Auskunft und ihre Rettung fand." Ein dann folgendes „Aber", sachlich ebensowenig abschwächend wie die Bedingungsform vorstehender Äußerung, verrät uns nur, daß Nietzsches zutreffende Auffassung schon anfangs in Fehde lag mit einer Verehrung, die, wie wir nicht zweifeln, vorwiegend persönliche Gründe hatte.

Oder man vergleiche die erstaunliche Psychologie des Gelehrten und der Gelehrsamkeit in „Schopenhauer als Erzieher" von 74 (U) mit dem sechsten Hauptstück von J (85) betitelt „Wir Gelehrten" oder endlich mit dem 23. und 25. Kapitel der Abhandlung über die Bedeutung asketischer Ideale in ZG (87), und man wird nicht in Abrede stellen, daß auch hier der Verfasser über die Zwischenjahre hinweg inhaltlich sozusagen lückenlos fortfahre. — Ebenso steht es mit seinen zahlreichen Aussprüchen über Demokratie, Freiheit, Staat, Sozialismus, Askese, ebenso mit seiner Psychologie der Geschlechter, seiner Kritik der Begabungen und des sog. Genies und so ins Unabsehliche fort. So außerordentlich fürwahr ist die Folgerichtigkeit und Einstimmigkeit der Leitgedanken in den verschiedensten Schriften dieses Seelenforschers, daß seine Gegner mehr als mit der üblichen Bestreitungsart einige Aussicht hätten, wenn sie ihm zu häufige Wiederholungen vorwürfen! Der Selbstwiderspruch, den freilich auch wir werden geltend machen — er ist fundamentalster Art und wurde vielleicht gerade deshalb, wie es scheint, von allen Beredern übersehen — betrifft nicht die Abfolge, Wandlung und Entwicklung seiner Gedanken, sondern mehr oder minder jeden Hauptgedanken selbst und spaltet alle seine Werke, die frühesten nicht minder als die spätesten, ja oft schon die einzelne Seite und

Digitized by Google

sogar nicht selten den einzelnen Satz! Doch davon wird erst im zweiten Teile zu reden sein.

Schwerer noch wiegt die fast beispiellose Einheitlichkeit des Nietzscheschen Stils! Goethe war sicher ein bedeutender Prosastilist. Vergleicht man aber etwa die Liebeserklärung Werthers an Lotte mit der des Hauptmanns an die Charlotte der „Wahlverwandtschaften", so stößt man auf dermaßen große Verschiedenheiten der Sprachbehandlung, daß man beide Werke schwerlich dem gleichen Verfasser zuwiese, wüßte man über ihre Herkunft nicht schon Bescheid. Genau das Gegenteil gilt von Nietzsche. Wohl ging er vom breit ausladenden und beredt auseinandersetzenden Periodenstil seiner lehrhaften Werke der Frühzeit mehr und mehr zum leidenschaftlich flackernden Stil einer richterlichen Rhetorik über, in der Florettstöße des Hasses mit Hammerschlägen des Zornes wechseln, (nicht ohne allmählich wieder zum Anfang zurückzubiegen); aber, selbst wenn wir den in biblischer Feierlichkeit einherschreitenden Zarathustra aufschlagen: stets finden wir dieselben Eigentümlichkeiten des Tonfalls, denselben Charakter der Wendungen und Bilder, dieselbe Vorliebe für Gleichnisse, die trotz überreichlichem Zuströmen sich nie miteinander vermengen, dieselbe vielfarbige Durchsichtigkeit, kurz, eine Gleichförmigkeit der Sprachbehandlung, deren im Sinne Nietzsches vielleicht „allzunietzschesche" Eigenart es schlechterdings verunmöglicht, auch nur irgendeine Seite von ihm nicht zu erkennen! Das ist aber unfehlbar der Ausdruck einer seelisch-geistigen Gleichförmigkeit ungewöhnlichster Art. Und so werden wir denn nicht länger in einer Mischung verschiedener Quellen, sondern in einer einzigen Quelle gleich auch den Ursprung der oben angedeuteten Reichhaltigkeit samt ihren sinnverwirrenden Folgen suchen; oder, im Gleichnis vom Zauberwagen gesprochen, wir werden vertrauen dürfen, der wilden Fahrt sei ein Ziel gesteckt, das durchaus nur mit solchem Gefährt erreicht werden könne. Und hier nun schließen wir mit der Bemerkung: wir kennen vom Ziele eine wesentliche Seite, nachdem wir den Grundgedanken von Nietzsches Seelenkunde erkannt, und wir bemächtigen uns der Zauberei des Wagens durch Aufdeckung seiner seelenkundlichen Methode.

Fremdichkenntnis und Selbsterforschung.

Wir erleichtern uns die Abgrenzung von Nietzsches ganz andersartiger Wesenswissenschaft gegen die gar nicht mehr junge Kathederpsychologie, die im 19. Jahrhundert nur eine bislang beispiellose Blüte verzeichnen konnte, durch Anwendung eigener Untersuchungsergebnisse, die nicht in jedem Stück Nietzsches Billigung gefunden hätten. Wir werden dadurch von seinen Forschungen wie auch Findungen gleichsam holzschnittmäßig den Umriß entworfen haben, dessen Linienzüge davon unbetroffen bleiben, daß wir uns zu ihrer Erzeugung eines Instrumentes bedienten, welches Nietzsche — wie wir sehen werden, zu seinem Nachteil — verschmähte.

Apollons weltberühmter Schwellenspruch „Erkenne dich selbst" hatte und hat neben seinem offenbaren einen geheimen Sinn, der den alten Esoterikern bekannt war. Indem der offenbare Sinn, den wir zuerst erwägen, an einen jeden die Aufforderung richtet, das eigene Wesen zu erforschen, hat er ein Vorurteil begünstigen helfen, dessen Widerlegung uns schrittweise zu seiner verborgenen Bedeutung hinüberführe, das Vorurteil nämlich, es liege uns näher, vom Eigenich als vom Fremdich Kenntnis zu nehmen. Wir zeigen zuvörderst die Wahrheit des Gegenteils.

Zunächst einmal verrät uns der flüchtigste Blick auf die Geistesgeschichte aller, besonders aber der europäischen Völker, daß die Außenwelt den frühesten, die Innerlichkeit einen sehr viel späteren Gegenstand des Fragens, Suchens und Findens gebildet habe, gleichgültig ob man beim Worte Innerlichkeit mehr an den Geist oder mehr an die Seele denke. Dem Ichbewußtsein geht allgemein das Sachbewußtsein

Digitized by Google

voraus. Die Griechen z. B., die eigentlichen Erfinder der Philosophie, besaßen längst umfassende Systeme über Entstehung und Beschaffenheit des Weltalls, ehe sie anfingen, sich auf die Seele und den denkenden Geist zu besinnen. Dasselbe gilt in anderer Weise vom kleinen Kinde, dessen anfängliche Wahrnehmungsleistungen an äußeren Eindrücken orientiert sind und das weit eher den eigenen Fuß zu betasten und in der Folge sogar zu fixieren lernt, als es der Zugehörigkeit dieses Fußes zu sich und zu persönlichen Willensregungen innewird.

Würfe hier jemand im Hinblick auf die „Naturvölker" ein, ihr ursprüngliches Verständnis beziehe sich nicht sowohl auf Sachen als vielmehr auf lebende Wesen und zwar großenteils dämonischen Charakters, so brauchten wir zwecks Einbeziehung auch aller dahingehörigen Tatbestände unserem Satze ja nur die Gestalt zu geben, es werde eher die Erscheinung der Innerlichkeit als diese an sich selber erfaßt, hätten damit indessen den Weg schon eingeschlagen auf Erörterung der Beziehungen von Fremdichkenntnis zur Selbsterforschung. — Wie die Wahrnehmungsleistungen des Säuglings von äußeren Eindrücken ausgehen, so sind es hinwieder Wahrnehmungsgegenstände, mit denen zuerst sich seine Auffassung seelischer Sachverhalte verbindet. Das unmündige Kind hat bereits lange Zorn oder Zärtlichkeit in den Mienen der es betreuenden Personen bemerkt und jenen mit Furcht, diesen mit Neigung erwidert, bevor es davon zu wissen beginnt, daß es selber fürchten und lieben könne, und dergestalt zu denken vermag, was wir mit Wörtern wie Furcht oder Liebe meinen. So gewiß das sachbesinnliche Urteil „dort steht ein Baum" gefällt sein muß, damit das selbstbesinnliche Urteil „ich sehe, daß dort ein Baum steht" stattfinden könne, so gewiß geht die Auffassung von Fremdzuständen der Besinnung auf Eigenzustände voraus und zwar nicht am wenigsten hinsichtlich jener dämonischen Vorkommnisse, die wir mit unzähligen Redewendungen selbst heute noch ahnungslos an den Tag sprechen, so wenn wir etwa von einem Gewitter äußern, es ziehe „drohend" am Himmel herauf! Sollte die jetzt einzuschaltende Zwischenbetrachtung einigen Schwierigkeiten begegnen, so bitten wir, deren Auflösung von späteren Ausführungen zu erwarten und sich vorerst an ihren sogleich zu eröffnenden Zweck zu halten.

Im Zustande lediglich des Erlebens stehen wir in polarer Verbindung mit etwas Zuerlebendem, und das trägt im Verhältnis zum Lebensvorgange allemal den Charakter der Fremdheit; wovon wir uns am raschesten überzeugen am Sinneserlebnis. Wir sehen Farben, Linien, Gestalten; hören Geräusche, Klänge, Töne; riechen Düfte; schmecken Salziges, Süßes, Bitteres, Saures; tasten Hartes, Weiches, Rauhes, Glattes Trockenes, Nasses, Warmes, Kaltes; aber wir sehen nicht unser Sehen, hören nicht unser Hören, riechen nicht unser Riechen, schmecken nicht unser Schmecken, tasten nicht unser Tasten; kurz, wir erleben niemals unser Erleben, sondern ein dem Erleben wie auch der erlebenden Seele Fremdes und dank solcher Fremdheit die Wirklichkeit des Erlebten, also die Wirklichkeit der Farbe, des Klanges, der Wärme und so fort. Das deutsche Wort „Gegenstand", aus dem lat. objectum übertragen, hat die Philosophen wieder und wieder veranlaßt, den Gegenstand als das zu bestimmen, was dem denkenden Geist „gegenüberstehe" oder „entgegenstehe"; wogegen auch gar nichts einzuwenden. Weil man jedoch übersah, daß ein Gegenüber jeglichen Sinn verlöre ohne das Außereinander der sich entgegenstehenden Punkte, haben insbesondere neuere Seelenforscher den uralten Ideologismus, auf den wir zurückkommen werden, nun auch psychologisch zu stützen versucht mit der Behauptung, eben darin bestehe die Leistung des geistigen Aktes, daß er etwas ohnedies bloß in der Seele oder denn im Bewußtsein Vorhandenes aus der Seele heraus und ihr gegenüberstelle und dergestalt, wie niemand verkennen wird, die Wirklichkeit selber erzeuge! Angesichts solcher Verirrungen kann man es nicht zu oft wiederholen: die Besinnungstat stellt uns nichts gegenüber; „sie macht nur „dingfest", trennt aus dem Insgesamt einer fließenden Wirklichkeit wie aus dem Verbande mit der erlebenden Seele, begrenzt und scheidet

Digitized by Google

und unterscheidet das schon vorhandene Gegenüber des Bildes!“[1]) Gäbe es in der Wirklichkeit des Geschehens nicht eine Polarität zwischen der Erscheinung und dem Erlebtwerden der Erscheinung, so fände der Geist kein Gegenüber vor, auf das seine Tat des Feststellens abzielen könnte, und nicht einmal der sinnliche Auffassungsakt wäre zustande gekommen. — Damit indes haben wir hinsichtlich der unbezweifelbaren Priorität der Fremdbesinnung die Ursache aufgedeckt.

Fußt nämlich alles denkende Vergegenständlichen auf dem Erleben der Wirklichkeit und gehört zum Gehalt der erlebbaren Wirklichkeit ihr Charakter der Seelenfremdheit, so wird das Seeleneigene (wie ebenso das Bewußtseinseigene) nur auf dem Umwege über das Wahrnehmungsding und in Gegenstellung zu ihm gefunden, und es bedarf offenbar einer mehr als gewöhnlichen Geistesanspannung, um es seinerseits an die Gegenstandsstelle zu rücken. Mit der lakonischen Wendung: „Das Du ist älter als das Ich“ bringt Nietzsche in schattenwerfendes Licht einen Sachverhalt, dessen Gegenteil für ein Axiom zu halten mindestens seit Descartes zum guten Ton gehörte und zwar nicht nur der Ideologen, sondern sogar auch der „Sensualisten“! Der Andere tritt mir in der Form der Erscheinung entgegen, also als primäre Wirklichkeit, das Eigenich muß sich zuerst sich selbst entfremden, damit es erfaßbar sei; der Andere liegt in der nach außen gehenden Blickrichtung, die dem ursprünglichen Menschen wie auch dem Kinde natürlich ist, das Eigenich wird nur durch Umkehrung der natürlichen Richtung aufgefaßt oder kürzer durch „Reflexion“. Wer es aber angesichts einer hinterdrein wie etwas Selbstverständliches anmutenden Wahrheit bezweifeln sollte, daß an die Legende von der „unmittelbaren Selbstgewißheit“ des Bewußtseins und der Innerlichkeit anderthalb Jahrtausende lang unerschütterlich geglaubt wurde, sei nur an den noch immer zugkräftigen Schulpsychologen Wundt verwiesen, der die Seelenkunde gegen die Naturwissenschaft abgrenzen zu können glaubt mit der Festsetzung, jene beruhe auf unmittelbarer, diese dagegen auf bloß mittelbarer Erfahrung! Hält man daneben ein einziges Satzbruchstück Nietzsches von der Art des folgenden: „Anstelle jener „unmittelbaren Gewißheit“, an welche das Volk (!) im gegebenen Falle glauben mag, bekommt der Philosoph eine Reihe von Fragen der Metaphysik in die Hand, recht eigentlich Gewissensfragen des Intellekts ....“ (J), so hat man zugleich ein für allemal begriffen, was die Gastrolle eines schöpferischen Denkers von der rücksichtslos angriffsbereiten Unabhängigkeit Nietzsches in der „Wissenschaft“ für diese bedeuten mochte und weshalb man sich dort selbst heute noch nicht völlig vom Schrecken darüber erholte. — Wenn derart das „Erkenne dich selbst“ uns tatsächlich eine Aufgabe von besonderer Schwierigkeit zumutet, so erhebt sich umso dringender die Frage, wieso der Anschein des Gegenteils platzgreifen konnte und welchem Mißverständnis zufolge die Selbsterforschung vermutlich eine falsche Richtung genommen habe. Inzwischen wünschen wir vorweg zu erfahren, warum überhaupt gerade Selbsterforschung für eine Wissenschaft vom Charakter erforderlich sei, und leiten die Antwort mit einer Vorbetrachtung darüber ein, daß von ihr nicht erhofft werden dürfe Steigerung der persönlichen „Menschenkenntnis“.

Die Fähigkeit dazu kann zwar wie jede Fähigkeit geübt und vernachlässigt, nicht aber durch Lehren übertragen, durch Lernen erworben werden und deckt sich im mindesten nicht mit der Befähigung zur Wesensforschung, unerachtet sich beide Gaben im selben Charakter bisweilen leidlich zusammenfinden. Goethe war mehr oder minder beides, ein bedeutender Menschenkenner und ein bedeutender Seelenforscher; Nietzsche dieses im höchsten Grade, jenes allenfalls ein wenig nebenher; aber schon die sicherlich virtuose Menschenkenntnis eines so glänzenden Schriftstellers wie des Abbé Galiani hat mit Wissenschaft von der Seele kaum noch etwas zu schaffen und mag uns die nicht eben fernliegende Erkenntnis vermitteln helfen, daß die größten Menschen-

[1]) *Aus unserer Schrift „Vom Wesen des Bewußtseins“ (Barth, Leipzig), S. 57.*

Digitized by Google

kennerschaften unter politischen Naturen (= Tätern) gefunden werden, also innerhalb nicht der bildenden und schreibenden, sondern ausübenden Berufe, die heute, summarisch gesprochen, vom Hotelportier über den Rechtsanwalt bis zum Hochfinanzer reichen, ehemals vom Lakai über den Fürsten zum regierenden Minister und endlich bis zum Staatsmanne großen Stils, eingerechnet, wie sich versteht, die Lenker des Kirchenstaats. Es dürfte schwerlich je einen Schriftsteller (von Profession) gegeben haben, der es an Menschenkenntnis hätte aufnehmen können mit den Wallenstein, Richelieu, Friedrich, Napoleon, Bismarck; allein, wie viele kurzweilige Aussprüche und äußerst kluge Sentenzen wir derartigen Männern verdanken mögen, niemand wird es ernstlich vertreten wollen, sie hätten in nennenswerter Weise die Wissenschaft von der Seele erweitert; und mehr als das noch haben wir zu betonen, daß ihrer keiner an Menschenkenntnis wäre reicher geworden durch Studium allervorzüglichster Werke der Psychologie.

Zwar bietet zumal die „Renaissance" Persönlichkeiten dar, in denen mit stark politischen Triebfedern stark denkerische widersprüchlich gekoppelt sind; doch selbst hier würde uns genauere Untersuchung das anlagemäßige Vorwalten bald des Antriebs zur Sachbesinnung über den zur Selbstbesinnung, bald zur Selbstbesinnung über den zur Sachbesinnung enthüllen; und vollends in minder übergänglichen Zeiten lassen sich die Charaktere wenigstens einigermaßen hälften unter anderen in Praktiker und Theoretiker. Als eine Spielart des vorwiegend nach innen blickenden Theoretikers wird der Seelenforscher durch die Nötigung zum Nach-außen-Blicken von der ihm natürlichen Richtung abgezogen, als eine Spielart des vorwiegend nach außen blickenden Praktikers, der Täter umgekehrt ebenso durch die Nötigung zum Nach-innen-Blicken; weshalb jeder der beiden von Übungen in der Verfahrungsweise des anderen für die eigene nicht nur keine Förderung, sondern sogar Behinderung zu erwarten hätte[1]). — Dazu kommt noch, daß sie sog. Menschenkenntnis (wir schrieben oben deswegen „Menschenkenntnis") nicht so sehr eine Kenntnis als eine Haltung ist, die mit Kenntnissen und Erkenntnissen nicht ohne Entartungsgefahr überladen würde. Mag ein hervorragender Politiker uns zwischendurch Weisheitsregeln bescheren: nicht in deren Anwendung besteht seine Politik und nicht aus ihnen hat er seine Menschenkenntnis, sondern dank jenen vorintellektuellen Erkennungen, vermöge deren das Tier wenigstens viele seiner natürlichen Feinde meidet, ohne deren Feindlichkeit noch erfahren zu haben, und ebenso keiner Erfahrung bedarf, um sich zu Lebensgemeinschaften anzuschließen an mancher seiner natürlichen Helfer und Freunde; worüber uns im kleinen belehren mag die Fähigkeit der zartfühlenden Frau, ihr Betragen den Stimmungen einer geliebten Person mit einer Genauigkeit anzupassen, die nicht nur ihr eigenes Urteilsvermögen unter Umständen erheblich, sondern sogar die Selbstbesinnungsreichweite der fraglichen Fremdperson überschreitet!

Auch ohne daß wir einen Standpunkt eingenommen hätten, der es verbietet, wesenswissenschaftlichen Erkenntnissen unmittelbare Tauglichkeit zur Beeinflussung menschlichen Handelns beizumessen, würden wir uns um die erzieherischen, ja gesetzgeberischen Ziele, denen Nietzsche seine seelenkundlichen Aufschlüsse unterordnete, gleichwohl vorderhand deswegen nicht zu kümmern haben, weil uns betontermaßen lediglich die Abwägung jener Aufschlüsse obliegt. Im Hinblick auf die für nachprüfungswürdig erkannte Frage aber, ob überhaupt und zu welchem Ende es im Dienste einer

---

[1]) *Das schließt natürlich im mindesten nicht aus, daß der Lebenspraktiker der Ergebnisse des Seelenforschers analog sich bediene, wie etwa der Ingenieur sich bedient der Ergebnisse des Physikers. Vielmehr wird er das zu seinem Vorteil sicherlich tun. Wir besitzen heute eine Charakterdiagnostik, die auf einigen Gebieten Treffliches leistet und tatsächlich z. B. von Großindustriellen vielfach auch schon mit Erfolg in Anspruch genommen wird. Gerade diese Männer fühlen sich deshalb aber keineswegs bewogen, nun auch ihrerseits Charakterologen werden zu wollen, und sie tun recht daran!*

Digitized by Google

Wissenschaft vom Charakter der Selbsterforschung bedürfe, sei es uns verstattet, auf einen Scheideweg hinzuweisen, der die einen Denker nach rechts, die anderen nach links verlockte. Persönliche Charaktere, so überlegen die einen, können nichts anderes sein als Spielarten des Charakters der Menschheit, daher wir, um Charaktere zu ergründen, in erster Reihe den Menschheitscharakter ergründen müßten; das Wesen der Menschheit, überlegen die anderen, kann nur induktiv gefunden werden aufgrund genauester Kenntnisnahme seiner Spielarten, daher wir, um es zu ergründen, zuerst die Einzelcharaktere erforschen müßten. Unschwer ließe sich zeigen, daß seit Jahrtausenden beide Richtungen sich durchkreuzen und mehr oder minder befehden in sämtlichen „Geisteswissenschaften"; hier aber wünschen wir auszuführen, daß die Vertreter beider, nur aber in entgegengesetzter Weise, Selbsterforschung treiben, und daß es nun gerade der Geheimsinn des Tempelspruches gewesen ist, der beide verleitete, die Sache zu leicht zu nehmen.

Es war Aristoteles, der mit seiner *νόησις νοήσεως* das Unterscheidungsmerkmal des denkenden Bewußtseins namhaft machte und damit des Bewußtseins selber, in derjenigen Bedeutung nämlich, die dem Worte ausschließlich sollte verliehen werden. Wer mit Bewußtsein einen Vorgang der Außenwelt auffaßt, der wird früher oder später auch sein Auffassen und demgemäß sein Vermögen dazu erfassen; und wenn der erste Besinnungsschritt sich unfehlbar auf die Sache bezieht, so könnte doch grundsätzlich schon der zweite sich rückbeziehen auf das beziehende Selbst. Kann einer überhaupt urteilen, so wird er auch irgendwann urteilen, daß er sehe, höre, liebe, fühle, wolle und so fort, und es wird ihm am Ende nicht länger entgehen, daß er — Urteile fälle! Treibt er damit aber nicht Selbsterforschung und geht er nicht solcherart gradeswegs auf das Wesen des Menschen los, insofern es offenbar nur dem Menschen gegeben ist, dieser Besinnungsweise zu huldigen?

Nicht nur die Meinung, man treibe dergestalt die eigentlichste und wesentlichste Selbsterforschung, sondern sogar eine darauf fußende Abart der Weltanschauung beginnt in Griechenland spätestens mit Protagoras, dessen hohe Bedeutung in der Geistesgeschichte für die Nachwelt verdunkelt wurde durch die erfolgreichere Schriftstellerei des ohne seine Vorläuferschaft gar nicht denkbaren Platon. Die Gelehrten sind sich darüber noch nicht einig geworden, ob sein berühmter Satz: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind", den Menschen als Gattung oder den Einzelmenschen im Auge habe. Wir begnügen uns mit bloßer Angabe der eigenen Überzeugung, da uns Begründung von unserem Gegenstande zu weit abführen würde: gewillt, Vorrechte zu beschützen, wenn auch leider nicht mehr des Blutes, so doch der überlegenen Persönlichkeit, meinte Protagoras den Einzelmenschen, (worüber die wenigen von ihm sonst noch erhaltenen Worte übrigens gar keinen Zweifel lassen); aber es liegt in seinem Satze bereits die Gegenmeinung, mit der — nach Platon — ein Sokrates ihn bekriegte. Denn keineswegs will er zum Ausdruck bringen, Protagoras sei das Maß aller Dinge, sondern im Gegenteil, jeder Beliebige sei es! Biegt er nun damit unverkennbar in den Allgemeinbegriff ein, so erhebt sich des weiteren die Frage, was gerade dem Menschen diesen Vorzug gewährleiste; worauf die Antwort nur lauten kann: seine Teilhaberschaft an der Fähigkeit zu „messen", zu wägen, zu zählen, mit einem Worte zu — urteilen. Es hat noch ein wenig gedauert, bis sich der Geist (Nus, Ratio), zum Gesetzgeber der Welt aufwarf, und es war die christliche Wende erforderlich, damit er sich gleich auch zum Schöpfer der Welt aufwerfe; allein sogar die Keimzelle des „cogito ergo sum" wie nicht minder des bloß scheinbar dazu gegensätzlichen „esse est percipi" wäre unschwer zu finden und nachzuweisen schon im gefährlichen Doppelsinn des protagoräischen Satzes, unerachtet sein Vater ein erkenntniswissenschaftlicher Herakliteer war!

Folgende Formel würde das kenntlich machen: weil der Mensch und nur der Mensch urteilen kann, entscheidet er über Sein und Nichtsein; denn Sein und Nichtsein gibt

Digitized by Google

es nur im Urteil darüber. Wir weisen sogleich auf den zwiefachen Irrtum hin, den solche Auffassung bergen würde, wofern sie von ihrem Gegenstande, dem denkenden Menschen, das Wesen glaubte umschrieben zu haben: sie nimmt ihn als Träger ausschließlich des Urteilsvermögens, und sie vertauscht eben deshalb die Wirklichkeit mit dem Sein. Der erste Irrtum hat zur Folge gehabt, daß mehr als zwei Jahrtausende lang die, wenn es erlaubt ist zu sagen, offizielle Selbsterforschung verwechselt wurde mit Erforschung des Erkenntnisvermögens. „Philosophie auf „Erkenntnistheorie" reduziert, tatsächlich nicht mehr als eine schüchterne Epochistik und Enthaltsamkeitslehre . ., das ist Philosophie in den letzten Zügen . .," so Nietzsche in „Jenseits". Nun, schüchtern ist diese sog. Erkenntnistheorie nicht gewesen, die im Laufe der Zeit die gesamte Wissenschaft von der Seele verschlungen hat, derart daß die „Psychologen" von Gefühlen, Affekten, Trieben, Träumen, Eindrücken usw. in aller Unschuld als von „Bewußtseinstatsachen" reden und methodisch wie gehaltlich das Leben der Seele an Begriffe aufteilen, die sie entlehnten der Lehre von den Entstehungsbedingungen des — Wissens davon. Ja, läßt nicht Nietzsche selber eine Nachwirkung des protagoräischen Irrtums merken, wenn er mit Sätzen wie: „Erst am Ende der Erkenntnis aller Dinge wird der Mensch sich selber erkannt haben," dem Menschen eine Art Spitzenstellung einräumt, die gerade ein Geist, der in der menschlichen Innerlichkeit dem „göttlichen Tiere" nachgeht, nur aus der Preiswürdigkeit der Urteilsgabe verstehen könnte! Darum nicht weniger bewährt sich die Stoßkraft seiner Kritik nirgends unwiderstehlicher als im Zertrümmern der hybriden Erdichtung, es könne ein cogitare ohne das vivere geben und Erkenntnisinhalte ohne Erlebnisinhalte!

Hinsichtlich des zweiten Irrtums genügt es, an den recht eigentlich weltgeschichtlichen Kampf zu erinnern, aus dem sich das griechische Denken gebar, ja das gesamteuropäische bis auf den heutigen Tag, an den Kampf des Heraklitismus mit dem Eleatismus, und an den schon durch Platons Philosophie besiegelten Scheinsieg des letzteren, um jeden Zweifel darüber zu zerstreuen, daß damals bereits die Wirklichkeit mit dem Sein vertauscht worden sei. Doch damit nicht genug: tief verstrickt in der „Männer unstetes Lebensirrsal" (Euripides) erlotete der Grieche auf seine Weise auch den Veranlassungsgrund, indem er, ohne freilich die Rolle des Ichs zu durchschauen, das Ich tatsächlich vergottete durch Hinausverlegung in den geistigsten seiner Olympier: Apollon. „Denn im Grunde können wir auf Existenz gar keinen Anspruch machen, sondern eine jede sterbliche Natur schwebt immer zwischen Entstehung und Untergang und gibt bloß . . eine dunkle und ungewisse Meinung von sich selbst. Strengt man nun seinen Verstand an, um sie völlig und ganz zu fassen, so geht es demselben wie einem stark zusammengepreßten Wasser. Denn so wie das letztere durch das Pressen und Zusammendrücken zerrinnt und sich ganz verliert, ebenso verirrt sich das Nachdenken, wenn es einer gar zu deutlichen Vorstellung von irgendeinem den Zufällen und Veränderungen unterworfenen Wesen nachjagt, bald zu dem Ursprunge, bald zu dem Untergange desselben, ohne etwas . . wirklich Existierendes erhaschen zu können . . . Aber von Gott muß man sagen: Er ist; und er ist nach keiner bestimmten Zeit, sondern nach einer unbeweglichen, zeitlosen und unveränderlichen Ewigkeit, bei welcher das Vergangene, Zukünftige und Neue durchaus nicht stattfindet, die eine einzige ist und mit einem einzigen Jetzt das Immersein ausfüllt." (Aus Plutarchs „Über das ‚ei' im Tempel zu Delphi".) Dächten wir darnach den Geheimsinn des „Erkenne dich selbst" folgendermaßen aufgedeckt: erkenne im Selbst das Urbild und den Quell alles Seins, so sähen wir mit ihm vorausbedeutet die Bahnlinie der Metaphysik von Protagoras bis auf Fichte, nein, bis zum Anhub Nietzsches; da denn sogar dieser heftigste Widersacher des Glaubens an „Existenzen" den Folgen davon noch weit weniger entging als den Folgen des soeben zuvor umrissenen Irrtums. — Wiederum aber gilt, daß deswegen keineswegs abgeschwächt wurde die Wucht seines Angriffs. „Der Mensch hat seine drei „inneren Tatsachen", das, woran er am festesten glaubte,

Digitized by Google

den Willen, den Geist, das Ich aus sich herausprojiziert; er nahm erst den Begriff Sein aus dem Begriff Ich heraus, er hat die „Dinge" als seiend gesetzt nach seinem .. Begriff des Ichs als Ursache: was wunder, daß er später in den Dingen immer nur wiederfand, was er in sie gesteckt hatte!" Mit solchen Worten (aus G), denen sich eine schier unabsehliche Reihe Inhaltsverwandter beigesellen ließe, entlarvt Nietzsche nicht nur wahrheitsgemäß eine älteste Fiktion, sondern ergreift er auch „als Feind und Vorforderer Gottes" (MA) Partei für die Wirklichkeit des Werdens und Vergehens und somit für eben jene schwer zu fassende Vielfältigkeit des Inneren, deren Allzumenschliches Plutarch glaubte beklagen zu sollen angesichts der Einheit und Einerleiheit des Olympiers.

Hatten wir dergestalt zunächst nur ermittelt, daß die Selbsterforschung auf zwei voneinander grundverschiedene Seiten der Innerlichkeit gestoßen, die nach ihren Bekundungen für das Bewußtsein Erkenntnisvermögen und Erlebnisvermögen oder metaphysisch gesprochen, Geist und Seele zu heißen verdienen würden, so hat uns der flüchtige Rückblick auf die eigentümliche Entwicklung der Wesensforschung, wenn wir nicht irren, nebenher die Überzeugung verschafft, es sei von den beiden Seiten der Innerlichkeit durchaus nur die eine, nämlich der Geist, gewesen, der den Tempelspruch selber soufflierte, und es habe sich denn unzähligemal wiederholt, daß der Träger des denkenden Kopfes, nachdem er ohne besondere Mühe in sich den — denkenden Kopf entdeckt und in ihm, um ein wenig vorzugreifen, den Grund der Machtüberlegenheit des Menschen über die Tiere sowie seiner selbst über andere Menschen, eben diesen denkenden Kopf für das „wahre" Wesen auch der eigenen Person zu erachten und die Hauptaufgabe der Seelenforschung in dessen Verherrlichung zu erblicken sich gedrungen fühlte, im Verhältnis wozu die Erkundung der Seelen von vornherein nur den Rest zu betreffen schien, der nach Ablösung seines „höheren" und adelnden Teils vom Menschen immerhin überbleibe. Und wir vermuten auch schon, daß die um Erkenntnis der Sondercharaktere bemühten Gegner es schwerlich vermeiden konnten, die „Eigenschaften" moralistisch als Abwandlungsarten eines Musters zu verstehen, das seinen Anspruch auf „Normalität" doch nur dank jener Vereinseitigung des Allgemeincharakters der Menschheit erschlichen hatte. Allein, es wird Zeit, daran zu erinnern, daß der geistesgeschichtliche Sachverhalt uns im größten Stile verbeispielt hat, was wir jetzt an einigen allersimpelsten Fällen anschaulich machen: die Abhängigkeit keineswegs zwar der Menschkenntnis, wohl aber wirklich der Charakterwissenschaft von Befunden der Selbsterforschung.

Bleiben wir noch beim Urteilen oder besser beim Auffassen, dem Ermöglichungsgrunde des Urteils, so leuchtet es zuvörderst ein, daß erst ein Miterlebnis uns befähige, etwa in derjenigen Augeneinstellung, die wir bezeichnend ein „Fixieren" nennen, nicht bloß das Zur-Ruhe-Kommen einer rotatorischen Bewegung, sondern ein Blicken wahrzunehmen und ohne das mindeste Deuten und Schließen ihr zu entnehmen den Spannungsgrad des Beachters. So gewiß es nun keineswegs der Selbstbesinnung bedarf, um mit der Auffassung eines Angesichts zugleich aufzufassen den Zustand der Aufmerksamkeit oder Zerstreutheit und selbst die Eigenschaft mehr als gewöhnlicher Achtsamkeit oder Unachtsamkeit seines Trägers, so gewiß erschwänge die abgetönteste Kenntnisnahme doch nicht das leiseste Verständnis der fraglichen Eigenschaften! Den Weg zu ihm betreten wir erst mit der Frage: was geschieht mir selber, wenn ich blicke, beachte, aufmerksam bin? Und gesetzt, es sei uns auch nur der geringfügige Befund beschieden, es gebe eine willkürliche und eine unwillkürliche Aufmerksamkeit, so hätten wir immerhin etwas völlig außerhalb aller Kennerschaften Liegendes gefunden, das uns weiterführen könnte zur Ermittlung von Zusammenhängen, die keiner noch so umfassenden Fremdichdurchschauung zufielen.

Ein anderes Beispiel! Schon die Tiere (wie hernachmals der Mensch) wissen sich einander fürchterlich zu machen durch Vergrößerung ihrer Volumina und außerdem

Digitized by Google

durch Hervorbringung lauter Geräusche. Laute Geräusche haben etwas Schreckhaftes, und an jedem übergewöhnlichen Volumen, zumal aber an jeder übergewöhnlichen Höhenausdehnung haftet die Qualität des Imposanten. Ein anderes nun ist es, vermöge solcher und sonstiger Ausdruckszüge zutreffend einschätzen die Machtmittel eines Charakters und dergestalt wissen, mit wem man es zu tun habe; wieder ein anderes, sich die Frage stellen, warum „imponiert" mir eigentlich der Mächtige? Dränge aber die an ihr sich entfachende Selbstbesinnung bis zu der Einsicht durch, man setze im Geiste die eigene Person an die Stelle des Mächtigen und erlebe als eigenartig beglückend das dadurch gesteigerte Selbstgefühl, so wäre wiederum ein Erkenntnisgewinn erzielt, den keine bloß nach außen gerichtete Empfänglichkeit hätte vermitteln können.

Wenden wir endlich zu unserem geistesgeschichtlichen Beispiel zurück, so hätte die seit Platon fertig ausgebildete Unterscheidung von Geist und Seele die Antwort auf die Frage sein können: fällt mein besinnlicher Zustand zusammen mit meinem Lebendigsein, und wenn etwa nicht, was ist es, wodurch beide gegeneinander sich abheben? Wenn sie stattdessen weit mehr auf die Frage Bescheid gibt, wie man die Herrschaft gewinne über das (erleidende) Verflochtensein in eine Welt des unablässigen Wandels, so kann es uns nicht entgehen, daß gerade die Selbsterforschung, der auch wir Unerläßlichkeit zuerkannten, trotz äußerstem Scharfsinn ihrer Träger nicht davor bewahrt sei, folgenschwerste Irrtümer auszuhecken und zwar mit einer Art von Zwangsläufigkeit, die uns veranlassen muß, uns selber nicht eher dagegen gefeit zu glauben, bevor es uns nicht gelang, ihren Ursprungsort aufzufinden. Wir brauchen ja nur nebeneinanderzuhalten zwei so gewaltige Dialektiker wie Sokrates und Descartes, um es packend vor Augen zu sehen, wie eine sich souverän dünkende Selbstbetrachtung zweier äußerst charakterverschiedenen und um Jahrtausende auseinandergerückten Denker im Labyrinth der Innerlichkeit dem Minotaurus der einen und selben Seelenverneinung zum Opfer fällt. Lehrte nämlich jener, Untugenden, Schwächen und Mängel beständen in der Abwesenheit der Einsicht, woraus sich ergebe, daß selbst die hochvortreffliche Handlung, falls ohne Einsicht und „nur aus Instinkt" vollbracht, allermindestens wertlos sei, und lehrte hinwieder dieser, die Gemütsbewegungen seien Störungen, die dem (denkenden) Geiste durch „verworrene" Vorstellungen widerführen, so sind beide bei noch so großer Verschiedenheit ihrer Methoden der Selbsterforschung zum Erstaunen einig darin, die ganze Welt der Gefühle für eine zu klärende Trübung der Innerlichkeit und demgemäß den unauszählbaren Spielartenreichtum lebendiger Charaktere gleichsam für eine Leiter zu halten, deren oberste Sprosse die reine res cogitans wäre, auf die der Begriff der Mannigfaltigkeit, ja selbst der Mehrheitsbegriff fürder gar keine Anwendung fände. Und die Sophisten, die den Trieben und Leidenschaften scheinbar die größte Schätzung entgegenbrachten, waren heimlich dem nämlichen Wahne verfallen, indem sie um seines Erlebens und Erleidens willen dem Menschen absprechen zu müssen glaubten das — Vermögen der Wahrheitsfindung.

Wir lassen es noch dahingestellt, inwiefern sogar Nietzsche dem Netz dieser Irrungen nicht völlig zu entschlüpfen vermochte, und wir sind zumal noch nicht weit genug, um sein Forschungsziel aufzuzeigen und seine Straße dahin; aber wir können an seiner Geisteshaltung jetzt diejenige Seite kenntlich machen, die ihn zu beidem befähigte. Er als erster betätigte mit nirgends abirrender Treffsicherheit, was selbst die Größten unter den neueren Weisen nur zufallsmäßig auszuüben vermochten: eine Selbsterforschung, die ihre Probleme wie auch die Fingerzeige zu deren Lösung empfängt von der Zeichensprache der Charaktere des Fremdichs. Nietzsche entdeckt die eigene Innerlichkeit, soweit sie ihm Spiegel zu werden vermochte der fremden Innerlichkeit, und er durchleuchtet die Charaktere des Fremdichs mit Hilfe der solchergestalt gewonnenen Selbsterkenntnis.

Digitized by Google

Faßt man das Wort Physiognomik in einem weitesten Sinne, wonach es bedeuten würde die Lehre von den Erscheinungen des menschlichen Wesens, insonderheit unter Einschluß sämtlicher Äußerungen und Niederschläge menschlichen Gestaltungsdranges, so dürfte man Nietzsche den bisher größten Physiognomiker nennen und hätte alsdann hinzuzufügen, daß nur auf physiognomischer Grundlage Charakterkunde allererst möglich sei. Warum er dabei mit nie ähnlich dagewesener Schwungkraft die Richtung auf seelenkundliche Erforschung der Kulturen nahm, wird sich in der Folge ergeben. Dagegen würde es die Aufgabe, die wir uns stellten, überschreiten, wollten wir eine Antwort versuchen auf die sehr weit führende Frage, warum die heute so genannte Kulturpsychologie niemals gelingen könne, es sei denn unter Anlehnung an die Psychologie bedeutender Zeitgenossen. Es genügt dazu im äußersten Falle ein einziger, und dieser eine war für Nietzsche unzweifelhaft Wagner. Es genügt aber schließlich dieser eine, um im Gegenschein seines Wesens das eigene Wesen zu entdecken und damit sogleich dessen Gesamtgehalt an Vergangenheit; wohingegen ohne den einen, mit dessen wirklichem oder bloß vermeintem Genius zu ringen und im Geisterringkampf uns zu messen wir mindestens einmal uns innerlich mußten gezwungen fühlen, das eigene Wesen unentdeckt bliebe und demgemäß auch nicht entdeckt werden könnte, was es kraft seiner verborgenen Zusammenhänge mit ihnen aufzuschließen vermöchte vom Wesen der Völker, Kulturen, Moralen. Das nun möge auf sich beruhen. — Ehe wir jetzt Nietzsches Forschungsziel nachweisen, wollen wir uns vergewissern, daß und aus welchen Gründen mehr als einer der wirklichen Weisen, weit entfernt, dem Glauben an irgendeine experientia evidentissima der Innerlichkeit zu huldigen, Selbsterkenntnis für die schwierigste Aufgabe menschlichen Forschens, wo nicht gar für etwas Chimärisches, zu halten geneigt war.

Nietzsches Grundthema: die Selbsttäuschung.

Wenn Goethe einer der größten Selbstkenner, die je gelebt, der Selbsterkenntnismöglichkeit mit entschiedenstem Mißtrauen begegnet, so wird uns das mehr zu denken geben als siebengescheite Offenbarungen im Munde solcher, die noch dem Volksglauben an die unmittelbare Bewußtseingewißheit fröhnen, und uns begierig machen nach seinen Gründen dafür. „Hierbei bekenne ich," schreibt er 1823, „daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne dich selbst, immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und .. zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt ... Ich habe daher in reiferen Jahren große Aufmerksamkeit gehegt, inwiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen wie an so viel Spiegeln, über mich selbst .. deutlicher werden könnte." Eine Abhandlung wäre erforderlich, um alle Gedanken festzuhalten, die vorstehende Sätze aufwecken könnten, und es fiele davon wahrscheinlich ein neues Licht auf das beinahe leidenschaftliche Interesse der meisten Menschen an Fremdurteilen über das eigene Wesen. Hier begnügen wir uns mit dem Hinweis auf die autoritative Bestätigung, die der soeben von uns umschriebenen und von Nietzsche vorbildlich geübten physiognomischen Weise der Seelenforschung dadurch zuteil geworden. Genau auf dieselbe Tonart ist Goethes bekannte Äußerung zum Kanzler Müller aus dem Jahre 1824 gestimmt: „Ich behaupte, der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser als ich mich selbst." Und abermals das gleiche wiederholt er gegen Eckermann 1829. Würde man sein Gesamtwerk auf alle Aussprüche durchmustern, die sich mit dem Problem der Selbsterkenntnis befassen, man fände mit seiner Altersüberzeugung schwerlich auch nur einen davon im Widerspruch. Meint man aber, es trage an solcher Skepsis die im Augenmenschen Goethe naturgemäß vorwaltende Sachbesinnung Schuld, hinzuge-

Digitized by Google

rechnet seine Bevorzugung der tätigen vor der beschaulichen Lebensführung, so belehren uns drei Verse des „Tasso", vom Weltmann Antonio an den eigenbezüglichen Titelhelden gerichtet, daß Goethe, der Denker von der Vergeblichkeit der „Introspektion" die Gründe durchschaut hatte:

Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen, denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.

Schopenhauer, der wahrscheinlich sogar ein besserer Menschenkenner als Metaphysiker, sicher aber ein besserer Psychologe war, hat zumal in seinen kleineren Schriften zahlreiche methodisch treffende Bemerkungen ausgestreut, von denen die folgende unsere Aufmerksamkeit verdient: „Warum trotz allen Spiegeln weiß man eigentlich nicht, wie man aussieht und kann daher nicht die eigene Person wie die jedes Bekannten der Phantasie vergegenwärtigen? eine Schwierigkeit, welche dem γνῶθι σαὐτον schon beim ersten Schritte entgegensteht ... Man vermag nicht auf sein eigenes Bild im Spiegel den Blick der Entfremdung zu werfen, welcher die Bedingung der Objektivität der Auffassung desselben ist; weil nämlich dieser Blick zuletzt auf dem moralischen Egoismus, mit seinem tiefgefühlten Nichtich beruht, als welche erfordert sind, um alle Mängel .. ohne Abzug wahrzunehmen, wodurch allererst das Bild sich treu und wahr darstellt. Stattdessen nämlich flüstert beim Anblick der eigenen Person im Spiegel eben jener Egoismus uns allezeit ein vorkehrendes „es ist kein Nichtich, sondern Ich" zu, welches als ein Nolimetangere wirkt und die rein objektive Auffassung verhindert ..." (Aus „Psychologische Bemerkungen" § 331). — Hier finden wir es deutlich ausgesprochen, daß die falsche Selbsteinschätzung, die auch nach den voraufgegangenen Tassoversen das Haupthindernis der Selbstbeurteilung bildete, etwas metaphysisch Unvermeidliches sei und sogar den Bedeutungsgehalt der Wahrnehmungsgegenstände zu überfärben drohe. Gesetzt, es verhielte sich so, wäre dann im Spiegel der Selbstbesinnung nicht aber auch der Fremdcharakter und am Ende das Bild der Menschheit selber mit Verzerrung gefährdet? Nicht, daß wir zu fehlgreifender Selbstbewertung neigen, was vonseiten des einen offenbar mehr als vonseiten des anderen geschähe, sondern erst eine Art von Unentrinnbarkeit des Vorkommnisses würde die Wissenschaft vom Charakter aufs äußerste erschweren, wo nicht ihre Möglichkeit in Frage stellen.

Unmittelbarer Gegenstand der Zunftspsychologie sind mindestens seit Aristoteles nach der darin noch zutreffenden Auffassung des Altertums gewisse Lebensvorgänge, nach der irrigen der Neuzeit sog. Bewußtseinsvorgänge, allemal aber Vorgänge, deren Unterscheidung, Gruppierung und Verknüpfung vom Ausmaß und der Bedeutung ihrer Beiträge zur Ermöglichung eines vermeintlich obersten Vorganges, des Vorgangs nämlich der Erkenntniserzeugung, abhängt; welchem gemäß ihre allenfalls verbal zu umgehenden, sachlich aber unentbehrlichen Unterlagen im Lichte von Fähigkeiten, „Vermögen", Gaben erscheinen und alle sonstigen Charaktereigenschaften eine vom Niederen zum Höheren aufsteigende Reihe bilden nach Maßgabe ihrer unterschiedlichen Förderlichkeit für die Betätigung des Verstandes. Unmittelbarer Gegenstand gleichermaßen der praktischen wie theoretischer Lebensweisheit und dergestalt auch der Schulwissenschaft, insoweit ihr Denken das künstlich umhegte Sondergebiet nur um Fußbreite überschreitet[1]), sind die vom allgemeinen Sprachgebrauch vorge-

[1]) *Will man sich davon grell überzeugen, so nehme man einen beliebigen Fachpsychologen zur Hand, der auch sonst noch über menschliches Wesen sich zu äußern Gelegenheit hatte, und man wird allemal die fast komische Feststellung machen, daß er einer doppelten Buchführung huldigt, indem er in seiner natürlichen Charakterauffassung völlig seine Psychologie, in seiner Psychologie völlig seine natürliche Charakterauffassung scheint*

Digitized by Google

bildeten Charaktereigenschaften, deren Anzahl Legion ist, von denen aber nur so wenige auf intellektualistische Einteilungsbedürfnisse Rücksicht nehmen, daß die Wissenschaft frühe schon in Fachwörtersprachen der Seelenkunde zu schwelgen Veranlassung fand. Allein, obwohl der Verpflichtung ledig, den Grad ihrer Tauglichkeit zur Erkenntnisvermehrung anzuzeigen, tragen doch ausnahmslos alle Charaktereigenschaftsnamen, und wir dürfen unbedenklich hinzufügen sämtlicher Sprachen, einen bald nur schwach vernehmlichen, bald den Wortsinn vorlaut übertönenden, niemals aber gänzlich zum Schweigen zu bringenden Wertakzent, dergestalt daß jede Schilderung sogar der Außenwelt, sobald sie aus dem bloßen Beschreiben ins Charakterisieren gerät, unfehlbar wertabstufende Form annimmt.

Man zuerkenne jemandem Liebefähigkeit, Enthusiasmus, Hingebungsvermögen oder Wohlwollen, Güte, Zartgefühl oder Duldsamkeit, Nachsicht, Versöhnlichkeit oder Entschlossenheit, Tatkraft, Mut oder Treue, Gerechtigkeitssinn, Gesinnungsstärke oder Selbstbeherrschung, Mäßigung, Gewissenhaftigkeit oder Beharrlichkeit, Ausdauer, Standhaftigkeit oder Wahrheitsliebe, Offenheit, Aufrichtigkeit oder Würde, Ritterlichkeit, Ernst oder auch nur Klarheit, Geistesschärfe, Phantasie, und er scheint dadurch gelobt zu sein; man zuerkenne ihm Selbstsucht, Unempfänglichkeit, Neid oder Mißgunst, Bosheit, Schadenfreude oder Härte, Stumpfheit, Grausamkeit oder Unschlüssigkeit, Willensschwäche, Furchtsamkeit oder Treulosigkeit, Parteilichkeit, Unzuverlässigkeit oder Maßlosigkeit, Zügellosigkeit, Haltlosigkeit oder Wankelmut, Unselbständigkeit, Verführbarkeit oder Verschlagenheit, Argwohn, Hinterlist oder Hochmut, Aufgeblasenheit, Seichtigkeit oder auch nur Verworrenheit, Phantastik, Vergeßlichkeit, und er scheint dadurch getadelt zu sein. Wir sind ganz außerstande, von menschlichen Charakteren zu sprechen, ohne ihnen damit selbst gegen unsere Absicht gleich auch eine „Art Sittenzensur" zu erteilen, wie es Nietzsche in W einmal

---

vergessen zu haben! Wir wäh en zwei Beispiele, ein großes und ein kleines, die um mehr als zwei Jahrtausende auseinanderliegen.

Schlagen wir des Aristoteles Schrift „Über die Seele" auf, so hören wir von den Sinnesfunktionen, vom Wahrnehmen, Meinen, Denken, von der Vernunft, vom Trieb und von der Selbstbeweglichkeit; womit die Hauptbegriffe dieser Seelenkunde so ziemlich erschöpft wären. Schlagen wir seine „Ethik" auf, so hören wir denselben Denker, ungehindert von seiner Psychologie, in einer charakterologisch noch heute wertvollen Weise philosophieren nicht nur über Affekte wie: Zorn, Furcht, Trotz, Neid, Freude, Liebe, Haß, Eifersucht, Mitleid, sondern auch über Eigenschaften wie: Tapferkeit, Zügellosigkeit, Unempfindlichkeit, Freigebigkeit, Knauserei, Trunksucht, Großtuerei, Ehrgeiz, Sanftmut, Jähzorn, Gewandtheit, Scham, Angst, Schadenfreude, Gerechtigkeitssinn, Tapferkeit, Hoffnungsfreudigkeit, Selbstvertrauen, Gewinnsucht, Eigensinn, Streitliebe, Wahrhaftigkeit usw.

Das zweite Beispiel: Wir müßten ein kleines Lexikon von Kategorien zusammenstellen, wollten wir sämtliche Charaktereigenschaften aufzählen, deren sich in seiner „Psychiatrie" ein Kraepelin bei seinen vortrefflichen (wenn auch nicht gerade wortkargen!) Zustandsschilderungen und Wesensbeschreibungen und ohne Zweifel mit Recht bedient. Wir beschränken uns darauf folgende anzuführen: Schuldbewußtsein, Leidenschaftlichkeit, Planlosigkeit, Depression, Mißtrauen, Reizbarkeit, Unlenksamkeit, Störrischkeit, Anpassungsvermögen, Widerstandskraft, Unbeugsamkeit, Empfindlichkeit, Zähigkeit, Eigensinn, Widerspenstigkeit, Betätigungsdrang, Spottlust, Streitsucht, Spitzfindigkeit, Tatkraft, Launenhaftigkeit, Sprunghaftigkeit, Ausdauer, Unstetheit, Einfachheit, Verstimmbarkeit, Trotz. Aber derselbe Forscher bringt es beim Versuch, Fachpsychologie zu treiben, fertig, uns zu versichern, die Haupteigenschaften der Persönlichkeit seien: Leistungsfähigkeit, Übungsfähigkeit, Übungsfestigkeit, Spezialgedächtnis, Anregbarkeit, Ermüdbarkeit, Erholungsfähigkeit, Schlaftiefe, Ablenkbarkeit, Gewöhnungsfähigkeit. — Man denke sich die Aufgabe gestellt, aus diesen „Haupteigenschaften" die obigen abzuleiten, und man wird nicht zögern zuzugeben, daß die eine Buchführung nichts von der anderen wisse!

Digitized by Google

launig beklagt. Es ist zum verwundern, mit wie weitgehender Übereinstimmung noch allerkleinste Wertunterschiede von jedem der Sprache Kundigen herausgehört werden und wie in der Auffassung charakterisierender Auslassungen über das eigene Wesen die Merkfähigkeitsgrenzen für Wertabtönungen sich zu erweitern scheinen! Von einer Wallung getrieben, die sich entrüstet oder ironisch Luft machen möchte, wählt selbst die geistige Beschränktheit die Worte unbemüht sicher nach ihrem Gehalt an verletzender Schärfe und Spitzigkeit, und niemand hinwieder ohne krankhaften Mangel an Taktgefühl bringt es im Zustande des Gleichmuts fertig, eine Eigenschaftsangabe von selbst nur angedeutetem Beigeschmack der Geringschätzigkeit dem Betroffenen mit genau denselben Worten mitzuteilen wie einer dritten Person; daher durch Zwischenträgereien manche unbedachte, aber harmlose Äußerung in die Beleuchtungsfarbe der Falschheit gerückt wird.

Das Eigentümliche des Sachverhalts tritt noch auffälliger hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß mit stärkster Wertbetonung behaftete Namen von Persönlichkeitseigenschaften die Wertbetonung verlieren bei Anwendung zur bloßen Beschreibung von Dingen. Sprechen wir doch nicht nur von hartem Gestein und weicher Butter, sondern auch von harten und weichen Gemütern, nicht nur von warmen und kalten Öfen, sondern auch von warmen und kalten Herzen; ebenso von bitterem Kummer, heller Freude, heißer Liebe, klarem Geist, trüber Stimmung, dumpfer Qual usw. Doch ehe wir weitergehen, wollen wir den Doppelgebrauch erklären, weil darüber immer noch vielfach die phantastische Meinung umläuft, Dingeigenschaften könnten auf Charaktere „übertragen" werden.

Übertragungen, deren es in Hülle und Fülle gibt, beruhen auf anschaulicher Ähnlichkeit der durch sie verglichenen Tatbestände. Nenne ich die Stütze einer Tischplatte deren Fuß oder Bein, so habe ich sie kraft anschaulicher Funktionsähnlichkeit mit der Stütze eines menschlichen oder tierischen Rumpfes verglichen. Die Ofenwärme dagegen hat keinerlei anschauliche Ähnlichkeit mit dem „warmen" Rot einer Pfingstrose, die Rauhigkeit eines Felles nicht mit dem „rauhen" Klima des Hochlands von Tibet, die Schärfe des Messers nicht mit dem „scharfen" Pfiff der Lokomotive. Niemand bildet sich ein, er könne die Wärme einer Farbe, die Rauhigkeit eines Klimas, die Schärfe eines Pfiffes durch Betastung ermitteln, wie er wirklich durch Betastung ermittelt hat die gleichbenannten Dingeigenschaften. Werden dessenungeachtet grundsätzlich alle Namen von Dingeigenschaften auch in angeblich übertragener Bedeutung verwendet, so rührt das in Wahrheit davon her, daß sämtliche Qualitäten, auf denen die Findung der Dingeigenschaften fußt, erlebt werden können durchaus nur als Charaktere! Tauche ich meine Hand jetzt in warmes und darauf in kaltes Wasser, so erlebe ich mit der Verschiedenheit des Warmen und Kalten zugleich die Verschiedenheit des Charakters der Wärme vom Charakter der Kälte. So wenig sind es irgendwelche Dingeigenschaften, die durch einen unausdenkbaren Vergleichungsvorgang auf Charaktere übertragen würden, daß es vielmehr der Verstandestätigkeit des Hinwegsehens und Ablösens (= Abstrahierens) vom Charakter der Qualitäten bedarf, um in ihnen die Dingeigenschaften allererst aufzufinden! Während daher die Wärme des Sonnenlichtes gegenständlich nicht kann verglichen werden mit der Wärme der Tinten eines Gemäldes von Rubens, so liegt im Charakter etwa des „warmen Rot" allerdings der Charakter der Sonnenwärme, und dieser Charakter nun ist kein anderer, als den wir meinen mit der Wärme eines menschlichen Gemütes[1]).

Je mehr wir durch die Art des Satzgefüges die ganz freilich niemals auszulöschenden Gefühlsfarben von den Wörtern abtrennen, umso mehr gelangen wir zu jener nahezu ausdruckslos lediglich mitteilenden Sprache, die den Naturwissenschaften als das Verlautbarungsmuster strengster „Sachlichkeit" vorschwebt. Erläutere ich z. B.

[1]) *Tiefer dringende Aufschlüsse darüber in „Wesen des Bewußtseins", S. 29—36.*

Digitized by Google

physikalisch die Eigenschaften des Eises oder mache ich jemandem die Bemerkung, der See sei zugefroren und morgen beginne der Eislauf, so bleibt der gefühlerregende Bedeutungsgehalt der Wörter Eis und eisig unterhalb der Merklichkeitsgrenzen. Spreche ich indes noch so neutral auch nur von „eisigem Winterwetter", so hat sich unmerklich schon eingeschlichen etwas von demjenigen Charakter des Eises, den mit suggestiver Eindringlichkeit zur Geltung zu bringen die Hauptaufgabe des ausdrückenden Wortgebrauchs aller Dichtung ist. Berichte ich aber gar, die Volksmenge habe in „eisigem Schweigen" verharrt, so liegt auf dem „eisig" ein Wertakzent, welchem zufolge das fragliche Schweigen über den, dem es gilt, den Stab bricht. — Wir werden unten sehen, daß die Gefühlsfarben Unterlagen für die Wertakzente abgeben. Um uns jedoch die Darlegung nicht unnötig zu erschweren, unterscheiden wir vorderhand von den Wertcharakteren überhaupt die besonderen Wertcharaktere, die sich einmischen in jede Kennzeichnung des Wesens der Menschen, und wollen die Erlebnisgattung, mit der sich jene bekunden, die der Gefühlsfarben oder Gefühlstöne nennen, die Erlebnisgattung, mit der sich diese bekunden, die der klar ausgesprochenne Wertgefühle. Für festgestellt dürfen wir erachten: ermangeln unsere Worte im Satzgefüge, soweit nur möglich, der Gefühlsbetonung, so meinen sie — bedeutungsgemäß leblose — Dinge, treten dagegen die Gefühlsfarben sinnprägend hervor, so meinen sie — bedeutungsgemäß lebendige — Wesen. Auf die sofort sich meldende Frage: was meinen unsere Worte im Fall des Übergewichts ihrer Wertakzente, lautet die Antwort: das persönliche Ich.

Um jeden Zweifel darüber zu bannen, halte man nebeneinander folgende Doppelurteile: eine Haupteigenschaft der Eiderdaunen ist Weichheit, eine Haupteigenschaft des Granits aber Härte; und: die Haupteigenschaft Peters ist Weichheit, die Haupteigenschaft Pauls aber Härte. Man überzeugt sich sofort, daß die Wertunterschiedlichkeit, die damit den beiden Personen Peter und Paul unter anderem zweifellos beigelegt wurde, nicht etwa schon im Bedeutungsgegensatz der Wörter Weichheit und Härte liege; denn nicht die gegenständliche Härte und auch noch nicht der Charakter der Härte ist wertabträglich, wohl aber ist es die Charakterhärte eines persönlichen Ichs[1]). — Da die von uns vertretene und die Gesamtdarlegung untergründende Anschauung, das persönliche Ich sei ein wirkliches Wesen und außerdem ein von allen ichlosen Wesen grundsätzlich und metaphysisch verschiedenes Wesen, theoretisch von Nietzsche nicht geteilt wird, legen wir sogleich von den Beweisgründen dafür wenigstens soviel vor, als erforderlich, um Einblick zu gewinnen in die unterscheidende Natur des Ichs und im Anschluß daran alsbald das Ziel aufzuzeigen, dem Nietzsches Seelenforschung trotz seiner gegenteiligen Ichauffassung in geradester Linie zustrebte. Zuvor jedoch müssen wir seine abweichende Ichauffassung provisorisch zur Kenntnis bringen.

„Wenn ich den Vorgang zerlege, der in dem Satz „ich denke" ausgedrückt ist, so bekomme ich eine Reihe von verwegenen Behauptungen, deren Begründung schwer, vielleicht unmöglich ist, zum Beispiel, daß ich es bin, der denkt, daß überhaupt ein Etwas es sein muß, das denkt, daß Denken eine Tätigkeit und Wirkung seitens eines Wesens ist, welches als Ursache gedacht wird, daß es ein „Ich" gibt, endlich, daß es

---

[1]) *Die Wertakzente ermangeln übrigens nicht der Beweglichkeit. Im „Landgraf werde hart" scheint die Härte wünschenswert, und wenn wir sagen, jemand habe unter schwierigen Umständen kalte Entschlossenheit bewiesen oder er sei seinen Widersachern mit kalter Höflichkeit entgegengetreten, so haftet sogar der Kälte der Gefühlston des Auszeichnenden an. Hier verdankt das Wort die veränderte Farbe jedesmal seinem Verhältns zur überwiegenden Farbe des Zusammenhanges: Härte etwa erfreut durch den Kontrast zu einem Übermaß von Weichheit. Kälte als Ausdruck der Unbestechlichkeit oder heroischer Größe. Besteht im Sprachgebrauch die Geneigtheit, dergleichen Verbindungen oft zu wiederholen, so bahnen sich Bedeutungswandlungen an; allein davon bleibt unberührt die Abhängigkeit der Wertbetonungen von der Zuordnung der Eigenschaften zum persönlichen Ich.*

Digitized by Google

bereits feststeht, was mit Denken gemeint ist ... Was gibt mir das Recht, von einem Ich und gar von einem Ich als Ursache und endlich noch von einem Ich als Gedankenursache zu reden? ..." Es ist eine Fälschung zu sagen: „das Subjekt „ich" ist die Bedingung des Prädikats „denke". Es denkt: aber daß dies „es" gerade jenes alte berühmte „Ich" sei, ist .. nur eine Annahme .. Zuletzt ist schon mit diesem „es denkt" zuviel getan: schon dies „es" enthält eine Auslegung des Vorgangs und gehört nicht zum Vorgange selbst. Man schließt hier nach der grammatischen Gewohnheit „denken ist eine Tätigkeit, zu jeder Tätigkeit gehört Einer, der tätig ist, folglich —". Ungefähr nach dem gleichen Schema suchte die ältere Atomistik zu der „Kraft" die wirkt, noch jenes Klümpchen Materie, worin sie sitzt .. das Atom ..." (J). „Die Sprache gehört ihrer Entstehung nach in die Zeit der rudimentärsten Form von Psychologie: wir kommen in ein grobes Fetischwesen hinein, wenn wir uns die Grundvoraussetzungen der Sprachmetaphysik, auf deutsch: der Vernunft, zum Bewußtsein bringen. Das sieht überall Täter und Tun, das glaubt an Willen als Ursache überhaupt; das glaubt ans „Ich", ans Ich als Sein, ans Ich als Substanz ..." (G). „Und gar das Ich, das Ich ist zur Fabel geworden, zur Fiktion, zum Wortspiel: das hat ganz und gar aufgehört zu denken, zu fühlen und zu wollen!" (G). Es stände schlimm um seine „psychologischen Errungenschaften", hätte Nietzsche Ernst gemacht mit vorstehend angedeuteter Meinung, die er an vielen Stellen ähnlich zum Ausdruck bringt. Allein, obwohl auch sie dem mittelpünktlichen Irrtum entsproßte, der sein Denken überhaupt durch einen unaufheblichen Selbstwiderspruch entzweite, und zumal nicht wenig verstärken half die Dosis seines Werkes an echter Skepsis, so verhält er sich denkerisch gleichwohl durchweg gemäß der genau entgegengesetzten Anschauungsweise, die wir jetzt mit dem allein schon tragfähigen Grunde zu stützen uns anschicken, und hat insbesondere sein hier bekundetes Mißtrauen gegen Grammatik und Sprache unaufhörlich Lügen gestraft, indem er sich mit kaum ähnlich dagewesener Empfänglichkeit gerade von der Sprache aufs glücklichste befruchten ließ.

Wir lassen es dahingestellt, ob und mit welchen Denkmitteln der Heraklitismus könnte vollendet werden zum metaphysischen Zentralbegriff eines unterlagslosen Geschehens; denn daran ist kein Zweifel, daß der Vorgang der Urteilsbildung und gar erst der übrigens davon unabtrennlichen Urteilskundgabe in einem urteilsfähigen Eigenwesen entspringe. Auch Nietzsche meint nicht und kann nicht meinen, es denke etwa das All oder der Raum oder die Zeit, und er meint vollends nicht, das Denken ermangle des Ursprungsortes. Wenn er von der Seele „als einem Gesellschaftsbau der Triebe und Affekte" spricht oder hundertfältig Wendungen wie diese beliebt: „Ein Mensch, der will, befiehlt einem Etwas in sich, das gehorcht .." (J), so hat er das verfehmte „Subjekt" nicht nur wieder zugelassen, sondern es sogar als Analogon des Ichs gefaßt; ganz davon zu schweigen, daß seine Lieblingsformel vom „Willen zur Macht" ohne die Annahme von tätig rivalisierenden Zentren natürlich jeglichen Sinn verlöre. — Allein die Gebundenheit aller Urteilsbildung an einen Ort im Raume und an eine Stelle in der Zeit oder kürzer an ein Jetzt und Hier würde nicht minder gelten von jedem Lebensvorgange und wäre deshalb noch gar nicht geeignet, das Dasein des Ichs zu beweisen. Da es natürlich nicht auf den Namen ankommt, den wir ja auch durch andere Namen ersetzen könnten, sondern auf die Sache, die der Name bedeuten soll, so bezeichnen wir das urteilsfähige Etwas passend mit X und hätten demgemäß anzugeben, was zum lebendigen Eigenwesen hinzukommen müsse, damit es ein denkfähiges Eigenwesen zu heißen verdiene. Nun weist der Begriff vom lebendigen Eigenwesen jedenfalls drei Beziehungsmerkmale auf, deren keines fehlen könnte ohne Verflüchtigung seiner selbst: das lebendige Eigenwesen hat einen lebendigen Körper, es lebt, solange es lebt, ununterbrochen, und es ist eine zeitliche Wirklichkeit, welchem gemäß jeder folgende Augenblick seines Lebendigseins mitbestimmt wird von sämtlichen Voraugenblicken und somit von deren jedem auch artlich abweicht. Zum All-

Digitized by Google

gemeinbegriff der Stetigkeit verörtlichter Lebensvorgänge verhalten sich die besonderen Bedingungen der Sinnlichkeit und Selbstbewegung, der Erkennungen, Wiedererkennungen und Verhaltungen, welche das Tier mit uns teilt, wie zum Aufzug des Gewebes der Einschlag; aber keine nur zeitliche Vitalität brächte es von sich aus zur Erzeugung des Urteilsaktes, wie folgende einfache Überlegung lehrt.

Hat jemand im Zeitpunkt a sachbesinnlich geurteilt: dort steht ein Baum, so kann er im Zeitpunkt b selbstbesinnlich urteilen: ich erinnere mich, daß dort ein Baum stand. Die Stetigkeit der Lebensvorgänge ermöglicht animalische Erkennungen und Wiedererkennungen, sie ermöglicht nicht den Einerleiheitsgedanken. Ist der Lebensträger, weil eingebettet in die zeitliche Wirklichkeit, im Augenblick b jedenfalls nicht mehr derselbe, der er war im Augenblick a, wie vermöchte er dann mit dem späteren Urteil sich zu beziehen auf das frühere Urteil, und wie vollends, falls ihm auch dazu noch die wundertätige Einwirkung eines Gottes verhülfe, könnte er wähnen, daß er, der jetzt Bezugnehmende derselbe sei mit dem Bezugnehmenden im Augenblick a, wo ihm doch vielmehr die Andersheit seiner Vitalität gegenständlich würde! Auf Nietzsches Frage: was gibt mir das Recht, von einem Ich zu reden, erfolgt die Gegenfrage: gesetzt, das wäre ein Wahn, wie willst du die Möglichkeit solchen Wahns plausibel machen aus einem durch und durch vergänglichen Wesen? Nietzsche hatte recht, den Begriff des Seins und des Dinges für eine Selbstprojektion des Ichs zu halten; aber es läßt sich nur aus einer Tendenz erklären, wenn er bei der Bemühung, das Projizierende ebenfalls aufzulösen, die Frage überhaupt nicht zu bemerken scheint, wie aus lauter Vorgängen im Menschen der Wahn sich konnte zusammenbrauen, er sei, und wie dergestalt ein ganz und gar vorgangsartiges Wesen durch Selbstprojektion befähigt wurde zur Erfindung einer ganz und gar seinsartigen Welt! Hier und aber auch nur hier besteht der ontologische Beweis zu Recht. Die Daseinsmöglichkeit des Einerleiheitsgedankens erfordert zwingend, daß seinem Träger wirklich innewohne ein im Zeitstrom mit sich identisch bleibendes X; und eben dieses nennen wir dessen Ichheit.

Die Einreden der ganzen und halben „Sensualisten" stellen sich als Mißverständnisse dar, die absonderlich töricht wären ohne die zugrundeliegenden Vorurteile: so z. B. der Hinweis auf die unbezweifelbare Intermittenz des Ichbewußtseins, da doch das Ichbewußtsein mit dem Ich (als Unterlage) ebensowenig zusammenfällt wie die Besinnung auf ein Ding mit dem Dinge selber; oder die an und für sich zutreffende Bemerkung, das Ichgefühl unterliege beständigen Schwankungen, indem es bald Gehobenheit, bald Niedergeschlagenheit melde, worüber wir sehr ausführlich werden zu handeln haben. Allein, wie verschieden immer sich einer zuständlich beschaffen fühle und wie sehr er wechseln möge in der Beurteilung seiner Eigenschaften, stets bezieht er die Zustände wie auch die Eigenschaften zwangsläufig auf ein selbiges Etwas, nämlich sein Ich, und somit auf etwas im Wechsel der Zustände zeitbeständig Beharrendes. Wie wir angesichts des Wahrnehmungsgegenstandes, etwa eines Baumes, nicht nur die Beleuchtungsfarbe, die momentane Bewegung der Blätter und Zweige, die der Jahreszeit entsprechende Zuständlichkeit von ihm abziehen müssen, sondern auch noch unsere jeweilige „Ansicht", um zum Baumdinge selber zu kommen, ebenso erfassen wir an der eigenen Persönlichkeit deren Ichheit nur durch Fortnahme aller Zustände und Eigenschaften, und endlich die Ichheit „an sich" durch Entörtlichung des verbleibenden Restes. Die dermaßen abstrakte Ichbesinnung ist aber unverkennbar eines und dasselbe mit Existenzbesinnung oder Daseinsbesinnung, und Daseinsbesinnung hinwieder ist eines und dasselbe mit Besinnung auf identische Beharrung oder auf Daseinsdauer. Ich kann nicht an mich als an ein Ich denken, ohne zu denken, daß ich bin (= existiere), und ich kann nicht denken, daß ich existiere, ohne meinem Existieren (längere oder kürzere) Dauer zu leihen. — Da eine bewußtseinswissenschaftliche Vertiefung des Befundes an dieser Stelle nicht mehr geplant ist, so sei hier be-

Digitized by Google

weislos nur noch bemerkt, daß Dauer, Beständigkeit, Beharrlichkeit, gleichgültig ob bezogen gedacht auf die wirklich beständige Ichheit einer Person oder auf die scheinbeständige Dingheit eines Wahrnehmungsanlasses, nicht verwechselt werden dürfe mit Stetigkeit. Stetig sind ausnahmslos Vorgänge, während mit „Beständigkeit", „Beharrlichkeit", „Dauer" auf das Zeitlich-veränderliche bezogen wird die außerzeitliche Bedingung des wirklich oder vermeintlich Dauernden[1]). —

Mit der Begründung der Verschiedenheit des Ichs von der Vitalität oder der Seele des Eigenwesens wurde schon mitbegründet seine Verschiedenheit vom Körper des Eigenwesens. Äußert ein Vierzigjähriger: ich war mit zwanzig Jahren in Südamerika, so kann er gewiß nicht seinen gegenwärtigen Körper meinen, an dem auch nicht ein Atom mehr des Körpers gefunden würde, der seinem Ich, wenn es gefällt, zur Herberge diente vor zwanzig Jahren; und er kann ebensowenig, bedenkt er es recht, seine Seele meinen, die sicherlich nicht mehr die Seele des Jünglings ist, und von der imgrunde niemand bezweifelt, sie begleite mit Wachsen, Blühen und Welken das Wachstum und Welktum des Leibes, genau wie es oben Plutarch vom Menschen selber ergreifend geschildert. Meint er nun dessenungeachtet mit jenem Ich, das vor zwanzig Jahren in Südamerika war, etwas mit seinem Ich von heute Identisches, das er — Geistesgesundheit vorausgesetzt — mit niemandem und mit nichts in der Welt zu verwechseln Gefahr liefe, so hat er, versteht sich, unwillkürlich in seiner stillstandlos veränderlichen Vitalität einen realen Beziehungspunkt angesetzt, der durch alle Wandlungen jener hindurch einer und immer derselbe blieb, und an dem die Zeit wortwörtlich vorbeiläuft. Hier haben wir das Urbild des Daseins. Streifen wir ihm die Fessel des Hier und Jetzt herunter, so bleibt das abstrakte Sein zurück, das Parmenides entdeckte und mit dessen Hilfe späte Mystik das Wesen Apollons auslegte. — Sind darnach im persönlichen Eigenwesen widerstreitend miteinander gekoppelt eine sich wandelnde Vitalität und das unveränderliche Ich (oder, metaphysisch gesprochen, eine räumlich und zeitlich erscheinende Seele mit dem außerraumzeitlichen Geiste), so erlebt im Verhältnis zum unablässigen Vergehen der seelischen Wirklichkeit die Person ihr Ich oder Selbst als etwas dem Untergangsstrome sich Widersetzendes. Oder: Daseinsgefühl ist unausweichlich behaftet mit dem Antrieb zur Daseinsbehauptung. Aus der Besinnung auf diese gewann Nietzsche seinen „Willen zur Macht", den er Zug um Zug wie ein zur Macht hinstrebendes Subjekt handhabt, dann aber aus mangelnder Einsicht in die Natur des Ichs und aus — anderen Gründen bedauerlicherweise in die außermenschliche Welt hineinträgt.

Da wir noch reichlich Gelegenheit haben werden, das Irreführende der Formel vom Willen zur Macht zu zeigen, verabsäumen wir nicht, zu ihrem Lobe geltend zu machen, daß sie in der Hand ihres Meisters vorzügliche Dienste leiste zwecks Zertrümmerung der Darwinischen und beinahe allgemein biologischen Legende eines weltverbreiteten „Selbsterhaltungstriebes", dem wir aus anderen Gründen einen Seitenblick schenken müssen. Gesetzt, unsere vorige Ableitung habe Gewicht, so gibt es Selbsterhaltungen natürlich nur dort, wo es Selbste gibt, also nur in persönlichen Wesen,

---

[1]) *Sollte schließlich jemand aus Namensscheu das Wörtchen „Ich" oder „Selbst" durchaus vermeiden wollen und es vorziehen, von „Einheit des Bewußtseins" zu sprechen, so möchte auch das hingehen, wofern er im Auge behielte, daß er damit nicht ganz unmißverständlich bezeichnet habe die Bedingung der Einerleiheit des intermittierenden Bewußtseins in bezug auf den Zeitverlauf und daß die etwas wesentlich anderes sei als die Zeitlichkeit des vitalen Zusammenhanges, dem sie angeschlossen. Inzwischen, wer es ernstlich versuchen wollte, die persönlichen Fürwörter ich du er durch „meine Bewußtseinseinheit", „deine Bewußtseinseinheit", „seine Bewußtseinseinheit" zu ersetzen, käme wohl am schnellsten von solcher Geschmacklosigkeit wieder ab, weil er denn doch nicht umhin könnte, zu bemerken, daß die verschmähten Fürwörter sich hinterrücks wieder eingeschlichen mittelst der „mein" und „dein" und „sein"!*

Digitized by Google

und die Hineinfälschung von Selbsterhaltungen in die Tiere, von den Pflanzen gar nicht zu reden, hätte deren Regungen samt und sonders im Sinne berechnender Absichtlichkeit mißverstanden und dergestalt die Unschuld der Natur bis in die Knochen vergiftet. Umgekehrt einem nicht minder verderblichen Irrtum verfiele jedoch, wer die vom Ich unabtrennliche Daseinsbehauptung gleichsetzen wollte den tierischen Fürsorgetrieben, die aus Platzmangel oder Keimeüberreichtum — wie man es nehmen will — auf diesem Planeten schon im Tierreich unzählige Kämpfe veranlassen (ein Sachverhalt, der unter die „kontingenten", d. h. metaphysisch unableitbaren zählt), oder auch nur den persönlichen Egoismen, von denen, streng genommen, eine Spielart wäre der Wille zur Macht, in der Bedeutung nämlich des Herrschtriebes. — Zur Erleichterung der weiteren Darlegung schalten wir einige Begriffsbestimmungen ein.

Die Tiere haben lediglich Triebe, und das sind vitale Bewegungsursachen; die Menschen haben ebenfalls Triebe, vornehmlich jedoch Triebfedern, eine Name, mit dem wir das Fremdwort Interesse verdeutschen, und das sind Willensursachen. Genauer ist die Triebfeder die dispositionelle Vorbedingung einer gattungsmäßig abzugrenzenden Willensrichtung. In den jeweiligen Haupttriebfedern haben wir aufzusuchen, was wir soeben die Daseinsbehauptung nannten; denn eine Haupttriebfeder verdient ihren Namen gerade insoweit, als sich mit ihr das Ich des Trägers identifiziert. Da die Haupttriebfeder z. B. eines leidenschaftlichen Forschers sein Erkenntnisinteresse ist, so bekundet sich seine Selbstbehauptung in der Zähigkeit, mit der er an seinen theoretischen Überzeugungen festhält, ihnen möglicherweise sein körperliches Wohlbefinden und seine wirtschaftliche Existenz zum Opfer bringend. Ein einziges Beispiel dieser Art, dem sich hundert andere anreihen ließen, offenbart uns die grundsätzliche Verschiedenheit nicht nur des animalischen Triebes vom menschlichen Interesse überhaupt, sondern zumal auch des tierischen Fürsorgetriebes von der Daseinsbehauptungstendenz eines Eigenwesens, dessen Seele gewissermaßen um eine geistige Achse kreist, und enthüllt uns zugleich, in welcher Hinsicht unserem Philosophen etwas Richtiges vorgeschwebt habe, als er, der durchaus vom Wesen des Menschen ausging, die Daseinsbehauptung im Sinne eines Willens zur Macht auszulegen für gut fand. Indem der Forscher, von dem wir sprachen, sich mit seinen theoretischen Überzeugungen verselbigt, muß er alle damit unverträglichen Überzeugungen zu widerlegen und insofern zu beseitigen trachten; und indem ihn an jedem beliebigen Sachverhalt nichts so gewaltig reizt, als ihn geistig zu durchdringen, strebt er eine Art von Herrschaft über die Gesamtwelt an, die er ohne Frage zu seinem geistigen Eigentum machen will. Er hat, wie Nietzsche es unübertrefflich ausdrückt, den „Willen zur Denkbarkeit" alles Wirklichen.

Hat man begriffen, daß Ichbewußtsein die Existenz eines Ichs erheische, daß im Verhältnis zur zeitlich-veränderlichen Seele seines Trägers das Ich etwas zeitbeständig Beharrendes sei und endlich, daß demgemäß das persönliche Eigenwesen seinen Erlebnissen = (Erleidnissen) mit Taten der Daseinsbehauptung begegnen müsse, so braucht es nur weniger Überlegungsschritte, um einzusehen, warum jede Charaktereigenschaft der Person einen Wertakzent trage und weshalb vom Ichbewußtsein schlechterdings nicht getrennt werden könne Ichwertbewußtsein. Der Übersichtlichkeit halber wollen wir den, wenn auch kurzen, Weg dahin in zwei Teilstrecken zerlegen. — Jedem ist es geläufig, Wollen und Können auseinanderzuhalten oder die Absicht und ihre Verwirklichung. Man pflegt das zu betonen für die Kämpfe und Wettkämpfe der Menschen untereinander, man überträgt es mit Vorliebe auf die technische und sportliche Vergewaltigung der Landschaft (vgl. „Angriff" auf den Mount Everest, „Bezwingung" des Mont Blanc, „Eroberung" des Luftmeeres und was dergleichen Wichtigtuereien des menschlichen Durchsetzungswillens mehr sind); aber man pflegt es nicht immer entsprechend in Anschlag zu bringen für die Tatsache der Selbsttätigkeit überhaupt.

Digitized by Google

Will ich ein Problem lösen, es wird gelingen oder nicht gelingen; will ich mich beherrschen, es wird gelingen oder nicht gelingen; will ich mich demütigen, ich werde es können oder nicht können; will ich nach dem Vorbild buddhistischer Mönche meine Seele abstumpfen gegen den Reizwert aller sinnlichen Eindrücke, ich werde erfahren, daß es von anderen Mächten abhänge, meinem Wollen ebenso fremd und unangemessen wie der Gegenwind einem Segler, ob und wieweit es gelinge; will ich vergessen oder einschlafen oder auf sonstige Weise dem Ichbewußtsein als einem Kerker entschlüpfen, es wird sich nicht anders erweisen! Wäre also selbst die Abtötung des Wollens oder der Verzicht auf Daseinsbehauptung mein vorgestecktes Ziel: auch mein darauf gerichtetes Wollen kann nicht umhin, sich als mächtig oder unmächtig zu bewähren. Da die gesamte Außenwelt dem Bewußtsein nur durch ichzugehörige Lebensvorgänge vermittelt wird, und da es abermals ichzugehörige Lebensvorgänge sind, mit deren Hilfe jede Wirkung des Bewußtseins auf die Außenwelt stattfindet, so haben wir den Gegensatz und Widerstreit in der persönlichen Seele selber zu suchen und sehen uns zuvörderst zu der Entscheidung genötigt: wenn das Ich im Verhältnis zur Grundlage des immerflutenden Erlebens, kürzer im Verhältnis zur Seele, eine Tendenz zur Behauptung ist, so wird im Widerschein des Bewußtseins von ihm sein Dasein zu einem beständigen Wechsel von Sieg und Niederlage, von Vermögen und Unvermögen, von Macht und Unmacht, ja mit kühnerer Wendung von Sein und Nichtsein; kürzer zum beständigen Wechsel erlebter Steigerung oder Minderung seines Daseins selber.

Was wir damit gekennzeichnet haben, ist das Ichgefühl oder richtiger die Ichseite aller Gefühle; denn logisch läßt sich natürlich das bloße Dasein weder steigern noch mindern! Es gibt kaum einen anschaulicheren Beweis für die außerordentliche Bedeutung der Ichgefühle im Lebensspielraum der Persönlichkeit als die denkwürdige Tatsache, daß man den ihnen eigentümlichen Gegensatz von Lust und Unlust mit den Polaritäten der Lebensgefühle oder vielmehr der Lebensseite aller Gefühle verwechselte und die zum Ich antagonistischen Widerfahrnisse der Seele auflösen zu können wähnte in Befriedigungen und Unbefriedigungen eines Selbsterhaltungstriebes oder denn einer Machttendenz. (Man vergleiche etwa Spinoza, Hume, Herbart, Schopenhauer, Lipps!) Um solchen Nihilismus zurückzuweisen, empfiehlt es sich, mittelst geringfügiger Bedeutungserweiterung der Wörter Erfolg und Mißerfolg zu definieren: Lustgefühle sind Erfolgsgefühle, Unlustgefühle Mißerfolgsgefühle; da denn niemand mehr Gefahr laufen dürfte, Lust und Unlust fürderhin gleichzusetzen der sinnlichen Polarität von Wollust und Angst, der seelischen Polarität von Entzückung und Grauen! Erreiche ich den für mich wichtigen Zug nicht mehr, so erfolgt ein, wenn auch schnell abklingendes, Unlustgefühl; erreiche ich ihn wider Erwarten doch, etwa weil er Verspätung hatte, so erfolgt ein, wenn auch schnell abklingendes, Lustgefühl. Allein der wäre am Tisch des Lebens ein bejammernswerter Hungerleider, der sich ernstlich einreden könnte, die fragliche Lust sei eines und dasselbe mit sinnlicher Wollust oder seelischem Überschwang! Soviel indessen bleibt wahr: das persönliche Eigenwesen kann Lust wie aber auch Unlust fühlen beim Gedanken z. B. an das Erlebnis sinnlicher Wollust, und es findet sogar tatsächlich entweder das eine oder das andere statt, je nachdem der Bewußtseinsträger die Fähigkeit des Erlebens sinnlicher Wollust zu den wertvollen oder wertwidrigen Eigenschaften seines Charakters zählt! Damit haben wir die erste Etappe unseres Weges erreicht und halten einen Augenblick Umschau.

So wenig es ein Eigenwesen gibt, das durch und durch Ich oder purer Geist wäre, so genügt doch der Einblick in die Ichnatur der Person zur Erklärung jener Verallgemeinerung und Graduierung ihrer Lebensbedingungen, ohne die der wesentlich messende Wertbegriff nicht hätte entstehen können. Weil bloße Daseinsbehauptung qualitätlos ist, scheint sie unterschiedslos jedem beliebigen Ichträger anzuhaften, und weil ihre Bedingungen genau wie die ihnen nachgebildeten physikalischen

Digitized by Google

Kräfte nur aus dem Gesichtspunkt eines Mehr oder Minder an Fähigkeit zur Behauptung miteinander vergleichbar sind, so müßte das stärkere Behauptungsvermögen dem Träger des schwächeren selbst dann noch imponieren, wenn die Menschheit bis zu dem Punkt entlebendigt wäre, daß sie um qualitative Werte nicht mehr wüßte! Sogar ein Richard III., von dem wir hören, er sei gewillt, ein Bösewicht zu werden, und der jede seiner Verruchtheiten gutheißt, fände sich dank seiner Ichheit veranlaßt, den erfolgreicheren Verbrecher entweder zu bewundern oder zu beneiden, und würde damit den Glauben an den Wert gewisser Eigenschaften bekunden, mit deren Hilfe man aus den schauerlichsten Untaten unangefochten hervorginge. Auch für ihn gäbe es noch eine Daseinswürdigkeit, ohne die er nicht auskäme, ob sie gleich nur in seiner Gewißheit bestände, die Schändlichkeiten, die er vorhätte, auch vollbringen zu können. Sollte freilich das Verbrechertum mit der Zeit nicht bloß allgemein, sondern sogar legitim werden, so würde ein wiederkehrender Nietzsche schwerlich zum andernmal den Cesare Borgia's Weihrauch streuen und dürfte stattdessen seine Lehre vom Willen zur Macht in einigen Stücken revidieren. —

Man folgt freilich einem richtigen Gefühl, wenn man den Ursprungsort von Wertbegriffen für gewöhnlich gerade nicht in der Selbstsucht vermutet, und es ließe sich darüber streiten, ob die Schätzung lediglich des Könnens, des Vermögens, der Macht, also bei gänzlicher Gleichgültigkeit gegen die Artung der Ziele, noch unter die eigentlichen Wertungen falle. Allein, was diesen das Sondergepräge verleiht, demzufolge sie mit den persönlichen Egoismen zu hadern pflegen, liegt nicht sowohl in ihrer personunabhängigen Allgemeinheit als vielmehr darin, daß der Anspruch auf Gültigkeit von Qualitäten veranlaßt wird und das bedeutet von Wirklichkeiten, die nicht aus der Daseinsbehauptung (des Geistes), sondern aus der Lebensseite der Persönlichkeit stammen; womit wir den zweiten Teil unseres Weges betreten haben. — Wir brauchen ja nur der gänzlich niemals fehlenden Lebensseite der Person zu gedenken, um zu begreifen, daß erst die Lebensfähigkeit dem Behauptungswillen Daseinsfähigkeit zu sichern vermöge. Daraus ergibt sich eine nach Zeiten, Kulturen und Eigenwesen schwankende Übertragung von Nötigungen des Erlebens in Gegenforderungen des Geistes, die für den nackten Behauptungswillen des persönlichen Ichs eine Schranke bedeuten und deren Erfüllbarkeit (in den Grenzen ihrer Vernehmlichkeit) mit Hilfe der Eigenschaften des persönlichen Charakters für diesen hinfürder die unerläßliche Bedingung seines Wertes bildet, nunmehr in engster Bedeutung des Wortes verstanden. Die damit angedeuteten Wertgegensätze hätten sonach nicht zu entstehen vermocht ohne die gepolten Lebensqualitäten der Helle und Dunkelheit, Wärme und Kälte, Fülle und Leere usw., die sich in entsprechenden Gefühlsfarben kundgeben; und sie hätten abermals nicht zu entstehen vermocht ohne Übersetzung solcher Qualitäten in die Behauptungssprache des ihre Einvergeistung anstrebenden Geistes, die sich kundgibt in wiederum gefühlsbetonten Ansprüchen auf Allgemeingültigkeit. Spaltet dergestalt der innere Widerstreit des persönlichen Eigenwesens unverkennbar schon dessen Ichseite, so dürfen wir vorausvermuten, daß der in sich selbst zerklüftete Behauptungswille nach Auswegen suchen und den Bedrohungen seines Gleichgewichts durch Wertefälschungen vorzubeugen trachten werde. —

Das persönliche Eigenwesen muß an irgend etwas in sich glauben können oder es ginge zugrunde. Das Wissen der Person um Eigenschaften ihrer selbst, die den Glauben an die wirkliche oder vermeinte Lebensfähigkeit ihres Ichs untergraben, nimmt ihr von dem Vermögen, durch das sie als Ich besteht, vom Vermögen sich zu behaupten. Die Besinnung auf das persönliche Ich ist darum unabtrennlich von der Besinnung auf dessen Wert oder Unwert, was die deutsche Sprache bestätigt, indem sie mit Selbstbewußtsein tatsächlich Selbstwertbewußtsein meint. Da es nun keinen Sterblichen gab und gibt, dessen von ihm für zulässig oder geboten er-

Digitized by Google

achtetes Wollen mit seinem Können jederzeit im Gleichgewicht stände, und da es sogar unzählige Sterbliche gibt, hinter deren von ihnen für zulässig oder geboten erachtetem Wollen ihr Vollbringen habituell zurückbleibt, so ist die Selbstschätzung jedes Menschen bald stärkeren, bald schwächeren, bald nur gelegentlichen, bald sehr oft sich wiederholenden Attacken ausgesetzt, aus denen sie bald siegend, bald unterliegend hervorgeht. Unterläge sie vorübergehend völlig, so daß ihr Träger an sich selber gar keine Eigenschaften von Wert und stattdessen ausschließlich wertwidrige Eigenschaften zu sehen vermeinen würde, so geriete er in den Zustand der Verzweiflung, ein Wort, das wir uns einen Augenblick genauer ansehen müssen. In „verzweifeln", durch Vorsilbe aus „zweifeln" gebildet, (das seinerseits mit „zwei" und „Zwist" zusammengehört und auf die indogermanische Wurzel dwo führt) ist die negative Seite des Zweifels dermaßen überbetont, daß man wohl sagen darf, ein Verzweifelnder zweifle an allem und jedem, oder er „glaube" an gar nichts mehr. Soll das nun etwa heißen, er glaube nicht mehr an das Dasein der Erde oder der Sonne oder des eigenen Körpers, oder denn er zweifle, wie ein Protagoras, Aristipp, Pyrrhon, Timon, Karneades, Aenesidem, Sextus Empiricus, Montaigne, Charron, Hume gezweifelt? Gewiß nicht! Er bezweifelt nichts von alledem, sondern er bezweifelt bloß und aber bis in den Grund seinen eigenen Wert. Bemächtigt sich seiner deswegen nun gänzliche Verzweiflung, so sehen wir es dadurch überzeugend bestätigt, daß nach Verlust der Selbstschätzung die Daseinsbehauptung der Persönlichkeit dahinschwinde und durch keine Bezugnahme auf Gegenstände der Außenwelt und deren Werte bewahrt werden könne vor dem Zusammenbruch. Der „Verzweiflung" genannte Gefühlszustand wird darum auch nur einem geistigen Eigenwesen, also allein dem Menschen, erlebbar und durchaus nicht dem Tiere, dessen äußerste Todesangst mit ihm nicht die mindeste Ähnlichkeit aufweist. Führt doch sogar jede einigermaßen anhaltende Verzweiflung unausweichlich zum Selbstmord, der allemal tatsächlich Ichmord ist und nur zwecks Auslöschung des Bewußtseins dessen vitale Grundlagen gleich mitzerstört; womit jedoch, beiläufig angemerkt, keineswegs ausgesprochen sein soll, Selbstmord müsse immer aus Verzweiflung entspringen.

Befindet sich danach jeder Zweifel am eigenen Wert auf dem Wege zu einem Ziel, das, wenn erreicht, unerträglich wäre, so verstehen wir es, daß zufolge seiner Daseinsbehauptungstendenz das Ich darauf aus sein müsse, diesen Weg zu blockieren. Das wird nun zumal auf zweierlei Weise erreicht: durch den Gebrauch von Betäubungsmitteln und durch die Selbsttäuschung. Vom Narkosetrieb haben wir zu bemerken, daß er auf Veränderung der Gegenstände des Bewußtseins abziele und, alles in allem genommen, die Flucht aus der Wirklichkeit der Dinge in die Wirklichkeit der Träume anstrebe. Die aber ist mehrdeutig. Entweder sie findet um ihrer selbst willen statt und hat dann mit der Frage der Selbstschätzung ebensowenig zu schaffen wie etwa Naturschwärmerei, oder sie findet wirklich zwecks Bannung nagender Zweifel statt; dann aber ist sie nur in denjenigen Fällen ein weiter nicht ableitbares Mittel dazu, wo ihre Bestimmung vom Narkotiker gewußt wird, wohingegen sie in allen übrigen Fällen bloß eine Sonderausprägung des Hauptmittels bildet, das wir forthin allein ins Auge fassen, nämlich der Selbsttäuschung.

Wenn ein Goethe, ein Schopenhauer die Schwierigkeit, wo nicht Unmöglichkeit der Selbsterkenntnis aus Irrungen der Selbstschätzung glaubten verstehen zu sollen, so haben wir jetzt aus der Natur des Ichs ermittelt, warum dergleichen sogar als unvermeidlich erscheinen könnte; und wenn hinwieder die Selbsterforschung nicht entbehrt werden kann behufs Auslegung aller Daten, die wir durch Auffassung der Charaktere des Fremdichs, der Charaktere sogar von ichlosen Wesen gewannen, so wird vom Hange zur Selbstwertfälschung die Charakterwissenschaft selber in Frage gestellt. Überschätze ich z. B. mich selbst, so unterschätze ich damit die Charaktere anderer Personen, und überschätzt sich der Mensch als solcher, so unterschätzt er

Digitized by Google

damit alle außermenschlichen Wesen und verfälscht das Gesamtbild der Welt. Weit verderblicher endlich als beides und in ihren Wirkungen über alle Begriffe gehend ist die Fälschung der Maße und Gewichte, ohne Voraussetzung deren die Selbstwertfälschung sei es des Einzelnen, sei es der Menschheit im ganzen, gemeinhin gar nicht gelänge! — Der Gedankengang hat uns aber auch offenbart, daß wir des Tatbestandes der Selbsttäuschung und ihrer Beweggründe innezuwerden vermögen; und können wir ihrer innewerden, so können wir auch sie zum Gegenstande des Forschens machen und den Schleichwegen nachzuspüren versuchen, auf denen es ihr gelang und gelingt, die Bilder menschlichen Wesens, die Bilder des Wesens der Wirklichkeit mit Scheinbildern zu übertünchen, die dem Machthunger des Geistes schmeicheln. Nietzsche war der erste (eine Ausnahme abgerechnet), der es grundsätzlich und gründlich begriff, daß Wesenslehre nur möglich sei im Ausmaß der Zersetzung aller Fiktionen des Geltungstriebes und Bedeutungsverlangens, und er wurde damit im eingangs erwähnten Sinne der „erste Psychologe". (Auf die einzige Ausnahme und auch, worin sie es nicht sei, kommen wir später.) Er hat erkannt, daß es weder eine personelle noch eine generelle Selbsterkenntnis und dann aber auch keine Wissenschaft vom Charakter geben könne, es sei denn, man habe zuvor alle Selbsttäuschungen durchschaut und dadurch vernichtet.

Ehe wir sein Forschungsziel genauer kennzeichnen, bringen wir zum bisher Gesagten einige erläuternde Zusätze. Alle Selbsttäuschungen sind Selbstwerttäuschungen, und jede Selbstwerttäuschung besteht darin, daß man eine Eigenschaft vermeintlichen Wertes sich zuerkennt und ebendamit eine entgegengesetzte Eigenschaft vermeintlichen Unwertes sich aberkennt. Es ist seelenwissenschaftlich nicht gleichgültig, ob es mehr das Verlangen nach dem Besitz eines Wertes oder mehr die Flucht vor dem Besitz eines Unwertes war, was die Täuschung herbeigeführt: der Erfolg jedoch bleibt derselbe. Hält sich ein Furchtsamer aus Schätzung des Mutes für mutig, so glaubt er zugleich an die Abwesenheit der Furchtsamkeit; hält er sich aus Widerwillen gegen diese für nicht furchtsam, so glaubt er zugleich an die Anwesenheit irgendeines Grades von Mut. Aus Gründen, die wir später noch streifen werden, nehmen Nietzsches Erwägungen ihren Ausgang ganz überwiegend vom Unzulänglichkeitserlebnis des Menschen und suchen den Hauptquell aller Täuschungen in der Vermeidung des Wissens um seine Mängel und vermeintlichen Niedrigkeiten.

Ferner ist folgendes zu beachten. Sagt jemand geflissentlich die Unwahrheit, so täuscht er einen anderen, nicht aber sich selbst. Täuscht er andererseits sich selbst, so kann nicht er es und so muß es ein Es, ein Trieb, ein Bedürfnis gewesen sein oder, nietzschisch zu reden, ein „Notstand", was ihm den Glauben an etwas so nicht Vorhandenes ähnlich einflößte, wie er ihn einem anderen einflößen könnte durch Lügen. Der Täuschungsvorgang verläuft somit immerdar diesseits des Bewußtseins, und nur sein Ergebnis ist „Bewußtseinstatsache". Dank seinem leidenschaftlichen Haß gegen die bis ins Unterwasser von ihm aufgewühlten Selbsttäuschungsmotive nennt Nietzsche dasselbe, was er anderswo als Selbsttäuschung, Selbstbetrug, Selbstverblendung usw. bezeichnet, mit Vorliebe auch „Verlogenheit", was mit dem gängigen Wortsinn allenfalls verträglich wäre, bisweilen aber selbst „Lüge", was sprachgebräuchlich bedeuten würde die geflissentliche Wahrheitsentstellung; allein er meint ohne Ausnahme die „unbewußte" und keineswegs die bewußte und echte Lüge. „Denn man täusche sich hierüber nicht," heißt es in ZG, „was das eigentlichste Merkmal moderner Seelen ausmacht, das ist nicht die Lüge, sondern die eingefleischte Unschuld in der moralistischen Verlogenheit ... Unsere Gebildeten von heute, unsere ‚Guten' lügen nicht, das ist wahr; aber es gereicht ihnen nicht zur Ehre! Die eigentliche Lüge, die echte, resolute, ‚ehrliche' Lüge .. wäre für sie etwas bei weitem zu Strenges, zu Starkes; es würde verlangen, was man von ihnen nicht verlangen darf, daß sie die Augen gegen sich selbst aufmachten, daß sie zwischen ‚wahr' und ‚falsch'

Digitized by Google

bei sich selber zu unterscheiden wüßten .. Ihnen geziemt allein die unehrliche Lüge. Alles was sich heute als „guter Mensch" fühlt, ist vollkommen unfähig, zu irgendeiner Sache anders zu stehen als unehrlich verlogen .. unschuldig verlogen .. tugendhaft verlogen." An vielen Dutzend Stellen seiner Werke findet sich das Gleiche.

Aber, so möchte man fragen: kann einer sich nicht auch unterschätzen? Sicherlich! Allein wir werden erfahren, daß Selbstunterschätzung nach Nietzsche nur verstanden werden dürfe als ein — sogar recht häufiges — Mittel der Überschätzung. Hier mögen folgende Andeutungen genügen. Man unterschätzt sich aus überspanntem Bedeutungsbedürfnis, und man kompensiert auch mit diesem uneingeständliche Gefühle des Ungenügens, ob das auch nicht immer dermaßen grell an den Tag komme wie vonseiten der Bekenntnisfanatiker, die ihre Niedrigkeiten ausbreiten, um mit ihrem Wahrhaftigkeitsmut zu paradieren. Ja, die Selbsterniedrigung und insonderheit die vor dem eigenen Bewußtsein, zunächst also ohne Seitenblick auf Beifall, bildet unfehlbar die Kehrseite einer Selbsterhöhung, die anders nicht wäre feil gewesen und mit der ausnahmslos sich verhehlt eine erlebte Insuffizienz: nimmt doch der vor einem Phantasma, z. B. seines Gottes, Sicherniedrigende eben dadurch an einer Herrlichkeit teil, die buchstäblich „über jede Kritik erhaben" ist. Man erinnere sich schon hier des: „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden!" Alle Demut der „Heiligkeit" ist nach Nietzsche unbewußte Scheinheiligkeit. „Wenn nämlich ein Glaube nützlicher, wirkungsvoller, überzeugender ist als die bewußte Heuchelei, so wird aus Instinkt die Heuchelei alsbald zur Unschuld: erster Satz zum Verständnis großer Heiliger" (G).

Damit zur schärferen Kennzeichnung überlenkend, werfen wir nacheinander drei Fragen auf: ob Nietzsche eine Theorie der Selbsttäuschungen entwickelt habe — ob Vorgänger zu nennen seien und, inwiefern er ihnen gegenüber etwas grundsätzlich Neues biete — ob sein Ziel, die Aufdeckung aller Selbsttäuschungen, nicht etwas bloß Negatives bedeute. — Zur ersten Frage: Er hat keine Theorie der Selbsttäuschungen entwickelt; aber er hat die von ihm gefundenen Hilfsmittel, um der Selbsttäuschung in jeder Form auf die Spur zu kommen, dermaßen weitausgreifend, erfolgreich und eindringend angewandt, daß den ihn beerbenden Forschern in der Beziehung nicht sonderlich mehr zu tun bliebe, als die grundsätzlichen Befunde herauszuholen und sie thematisch einheitlich miteinander zu verknüpfen. Sollte man aber selbst einem kommenden Theoretiker der Selbsttäuschung, der eine mustergültig einfache Formel fände, die aus einem Prinzip alle nur erdenklichen Selbsttäuschungen abzuleiten gestatten würde (und wir halten eine solche Formel für aufstellbar), den höchsten Preis zuerteilen, so möge man nicht vergessen, daß die Newtone immer erst möglich sind nach Vorangang der Kopernikus, Galilei und Kepler, deren Entdeckungen darum nicht aufhören, die entscheidenderen zu sein, weil sie ohne Kenntnis des „Gesetzes" geschahen, das aus ihnen wäre zu abstrahieren gewesen.

Die zweite Frage haben wir natürlich nicht gestellt, um in neuerdings beliebter Manier den Beziehungen Nietzsches nachzugehen zu allen möglichen Denkern der Vorgeschichte, womit sich im Handumdrehen einige Bände füllen ließen, sondern sie soll uns als Sprungbrett dienen zu den Eigentümlichkeiten seines Forschungszieles und den in ihrem Dienste ausgebildeten Methoden. Nicht in chronologischer Reihenfolge greifen wir daher einiges scheinbar Verwandte wie auch wirklich Gegensätzliches auf, sondern nach Maßgabe seiner Fähigkeit, Nietzsches Geisteshaltung zugweise aufzuhellen. — Hier schalten wir ein: gesetzt, der Wertakzent gewisser Eigenschaften erweise sich als Fälschung durch ein anders nicht zu erfüllendes Machtbedürfnis des Geistes, so fiele die Aufdeckung dessen ohne weiteres zusammen mit einer Umwertung der fraglichen Eigenschaften, und das Ergebnis trüge darum nicht minder den Charakter lediglich einer Erkenntnis. Obwohl nun auch Nietzsche der-

Digitized by Google

gleichen Aufschlüsse mit Vorliebe zu Forderungen an die besser unterrichtete Menschheit benutzt, womit aber wir es nicht unmittelbar zu tun haben, so wird ihn doch deswegen niemand jenen Philosophenschulen an die Seite stellen, deren immerhin anzuerkennende Seelenforschungen ausgesprochenermaßen einer Art von praktischen Lebensweisheit zu dienen bestimmt waren. Vergleichen wir ihn nichtsdestoweniger etwa mit Stoikern oder Epikureern, in Anbetracht nämlich ihrer mancherlei scharfsinnigen Auslassungen über den Menschen, so treten im Gegenschein sogleich charakteristische Neuheiten des Nietzscheschen Denkens hervor.

Beide Gruppen, deren gegenseitige Sticheleien mehr aus Ähnlichkeit als aus Unähnlichkeit verstanden sein wollen, lehren übereinstimmend: Lerne das Leben ertragen und laß dich durch nichts aus der Fassung bringen; da denn bei den Stoikern freilich die zur Schau getragene Maske des Gleichmuts nur schlecht zu verhehlen pflegt den entschiedenen Willen, das Leben zu unterjochen. „Si vis tibi omnia subjicere (!) te subice rationi", äußert verräterisch genug Seneca; und selbst der scheinbar so resignierte Marc Aurel bekennt: „Für meine Seele ist alles gleichgültig, was nicht eine Wirkung von ihr ist!" Weit entfernt, sich nur eine Minute mit der bisher gebräuchlichen Überlegung aufzuhalten, was an dergleichen Grundsätzen etwa zu loben, was zu tadeln sei und welcher Wert ihnen zukomme für die Auffassung der Charaktere des Menschen, fragt Nietzsche: Wie, ihr findet also das Leben unerträglich? Ihr haltet euch für befugt, an ihm Kritik zu üben und uns Denkmittel zu empfehlen, wie man es mehr oder minder — loswerde? Sollte das nicht anzeigen, daß bei euch etwas nicht in Ordnung war? „Diese Weisesten aller Zeiten, man sollte sie sich erst aus der Nähe ansehen! Waren sie vielleicht allesamt auf den Beinen nicht mehr fest? ... Erschiene die Wahrheit vielleicht auf Erden als Rabe, den ein kleiner Geruch von Aas begeistert?" (G).

Wir können erst im zweiten Teil aufdecken, was für eine Bewandtnis es eigentlich mit diesem „Leben" habe, von dem wir hören, sein Wert könne „nicht abgeschätzt werden .. von einem Lebenden nicht, weil ein solcher Partei, ja sogar Streitobjekt ist .. von einem Toten nicht aus einem anderen Grunde" (G), und dessen unbedingter Wert gleichwohl von Nietzsche offenbar vorausgesetzt wird. Aber wir können dennoch schon hier den Leitgedanken angeben, der, wie immer er in jener Lebenseinschätzung gründe, unsern Denker veranlaßt, von vornherein anzunehmen, alle Weisheitsregeln wurzelten schließlich in einer Selbsttäuschung ihrer Erfinder. „Einem Philosophen geht nichts mehr wider den Geschmack als der Mensch, sofern er wünscht. Sieht er den Menschen nur in seinem Tun, sieht er dies tapferste, listigste, ausdauerndste Tier, verirrt selbst in labyrinthische Notlagen, wie bewunderungswürdig erscheint ihm der Mensch! ... Aber der Philosoph verachtet den wünschenden Menschen, auch den „wünschbaren" Menschen, und überhaupt alle Wünschbarkeiten, alle Ideale des Menschen. Wenn ein Philosoph Nihilist sein könnte, so würde er es sein, weil er das Nichts hinter allen Idealen des Menschen findet. Oder noch nicht einmal das Nichts, sondern nur das Nichtswürdige .. alle Art Hefen aus dem ausgetrunkenen Becher des Lebens" (G).

Wollten wir die hiermit angedeutete Tendenz auf Zersetzung aller (wirklichkeitsflüchtigen) Wünschbarkeiten oder Ideale im Sinne Nietzsches begründen, so wäre etwa zu sagen: insoweit bloß gewünscht wird, zeugt das fragliche Wunschbild von einem unerfüllbaren Bedürfnis, einem Notstande des Behauptungswillens oder in Nietzsches Sprache des Willens zur Macht; und insoweit aus dergleichen Wünschen Setzungen, Meinungen, Wertungen hervorgehen, sind es Fiktionen, mit denen sich ein Schein der Erfüllung für diese selber ausgibt. Dergestalt aber findet eine systematische Verfälschung des Wesens statt; oder: geurteilte Ichwerte sind samt und sonders Scheinwerte, mit denen sich das Bewußtsein des Willens zur Macht über erlebte Unwerte (= Lebensunfähigkeiten) seiner hinwegbetrügt. Daraus ergibt sich ein

Digitized by Google

heuristisches Prinzip. Nicht wie bisher dürfen wir fragen: welches Gefühl spricht sich in einer Wünschbarkeit aus, und möchte sie auch sich allgemeinster Billigung erfreuen; sondern wir müssen fragen: welcher Mangel versteckt sich hinter der Idealbedürftigkeit dieses Gefühls? Oder mit leichter Abwandlung eines geflügelten Wortes einmal so platterdings, wie möglich, gesprochen: welcher Wunsch war hier der Vater des Fürwahrhaltens? — Einige Auslassungen Nietzsches und vorgreiflich namhaft zu machende Anwendungen werden uns die ganz außerordentliche Tragweite des Prinzips vermuten lassen.

„Wenn ich etwas vor allen Psychologen voraus habe, so ist es das, daß mein Blick geschärft ist für jene schwierigste und verfänglichste Art des Rückschlusses, in der die meisten Fehler gemacht werden, des Rückschlusses vom Werk auf den Urheber, von der Tat auf den Täter, vom Ideal auf den, der es nötig hat, von jeder Denk- und Wertungsweise auf das dahinter kommandierende Bedürfnis" (Ncw). „Der Erfolg war immer der größte Lügner, und auch das Werk, die Tat ist ein Erfolg. Der große Staatsmann, der Eroberer, der Entdecker ist in seine Schöpfungen verkleidet, versteckt bis ins Unerkennbare; das Werk, das des Künstlers, des Philosophen erfindet erst den, welcher es geschaffen hat .." (NcW). „Ein Homer hätte keinen Achill, ein Goethe keinen Faust gedichtet, wenn Homer ein Achill, wenn Goethe ein Faust gewesen wäre" (ZG). Man beachte schon hier, daß Nietzsche entweder vergißt oder, was wahrscheinlicher, geflissentlich vermeidet, die Umkehrung anzufügen: ein Faust wäre nicht „im Genuß nach Begierde verschmachtet" und „unbefriedigt jeden Augenblick" weitergestürmt, wofern er gleich Goethe es vermocht hätte, einen Faust zu — dichten! „Unser Glaube an andere verrät, worin wir gern an uns selber glauben möchten" (Z). „Dort, wo unsere Mängel liegen, ergeht sich unsere Schwärmerei. Den schwärmerischen Satz „Liebet eure Feinde" haben Juden erfinden müssen, die besten Hasser, die es gegeben hat; und die schönste Verherrlichung der Keuschheit ist von solchen gedichtet worden, die in ihrer Jugend wüst und abscheulich gelebt haben" (M). Die Summe: „Ideale" sind „heilig gesprochene Lügen" (M). Dazu einige Stichproben von Anwendungen im engeren Sinne.

Rousseau'scher Naturkult: „Gedrückt und halb zerquetscht durch hochmütige Kasten .. durch schlechte Erziehung verderbt und vor sich selbst durch lächerliche Sitten beschämt, ruft der Mensch in seiner Not ‚die heilige Natur' an und fühlt plötzlich, daß sie von ihm so fern ist wie irgendein epikureischer Gott ... Und wenn er ruft: „.. nur der natürliche Mensch ist menschlich', so verachtet er sich und sehnt sich über sich selbst hinaus .." (U). Wille zur Wissenschaft: „Dein Wissen vollendet nicht die Natur, sondern tötet nur Deine eigene. Miß einmal Deine Höhe als Wissender an Deiner Tiefe als Könnender" (U). „Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit" (G). Jenseitsglaube und „besseres Leben": „Von einer andern Welt als dieser zu fabeln, hat gar keinen Sinn, vorausgesetzt, daß nicht ein Instinkt der Verleumdung, Verkleinerung, Verdächtigung des Lebens in uns mächtig ist: im letzteren Falle rächen wir uns am Leben mit der Phantasmagorie eines „anderen", eines „besseren Lebens" (G). „Wozu ein Jenseits, wenn es nicht das Mittel wäre, das Diesseits zu beschmutzen?" (G). Schuldbegriff: „Die Schuld wird überall gesucht, wo ein Mißerfolg ist; denn dieser bringt eine Verstimmung mit sich, gegen welche das einzige Heilmittel unwillkürlich angewendet wird: eine neue Erregung des Machtgefühles; und diese findet sich in der Verurteilung des „Schuldigen". Dieser Schuldige ist .. das Opfer der Schwachen, Gedemütigten, Herabgestimmten, welche irgend woran sich beweisen wollen, daß sie noch Stärke haben. Auch sich selber verurteilen, kann ein Mittel sein, nach einer Niederlage sich zum Gefühl der Stärke zu verhelfen" (M). Wir untersuchen erst im zweiten Teil Nietzsches höchst eigentümliches und aufschlußreiches Verhältnis zum Wahrheits- oder Erkenntniswillen; aber wir bieten schon hier einige Belege für die verwegenen Anzweifelungen,

Digitized by Google

zu denen ihn seine Methode des Enttäuschens inbezug auf den Wahrheitswillen veranlaßte.

Es liegt im Wesen dessen, was wir Wahrheit oder Erkenntnis heißen, daß keine Wahrheit die allesumfassende Wahrheit, keine Erkenntnis die allerletzte Erkenntnis zu sein vermag. Schwebt nun unserem Erkenntnistrieb gleichwohl so etwas vor wie eine endgültige Erfüllung und Befriedigung, über die hinaus nichts mehr zu weiteren Erkenntnisbemühungen locken könnte, so ist auch die „Wahrheit" zur bloßen Wünschbarkeit geworden, und der Erkenntniswille arbeitet im Dienste eines Ideals. Dann aber hätten wir zu fragen: welches Unvermögen des Willens zur Macht hat sich verkleidet in den Glauben an Wahrheit? „Dieser unbedingte Wille zur Wahrheit: was ist er? Ist er der Wille, sich nicht täuschen zu lassen? Ist er der Wille, nicht zu täuschen? „Nietzsche beweist, daß er nicht der Wille sei, sich nicht täuschen zu lassen, und fährt dann fort: „Also kann der Glaube an die Wissenschaft, der nun einmal unbestreitbar da ist, nicht aus einem solchen Nützlichkeitskalkül seinen Ursprung genommen haben, sondern vielmehr trotzdem, daß ihm die .. Gefährlichkeit .. der „Wahrheit um jeden Preis" fortwährend bewiesen wird .. Folglich bedeutet „Wille zur Wahrheit" .. „ich will nicht täuschen, auch mich selbst nicht", und hiermit sind wir auf dem Boden der Moral. Denn man frage sich nur gründlich: „warum willst du dich nicht täuschen?", namentlich, wenn es den Anschein haben sollte — und es hat den Anschein! — als wenn das Leben auf Anschein, ich meine auf Irrtum, Betrug, Verstellung, Blendung, Selbstverblendung angelegt wäre .. Es könnte ein solcher Vorsatz vielleicht .. eine Donquichoterie, ein kleiner schwärmerischer Aberwitz sein; er könnte aber auch noch etwas Schlimmeres sein, nämlich ein lebenfeindliches, zerstörerisches Prinzip. „Wille zur Wahrheit" das könnte ein versteckter Wille zum Tode sein ... Es ist kein Zweifel, der Wahrhaftige, in jenem verwegenen und letzten Sinn, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, bejaht damit eine andere Welt als die des Lebens .. und .. muß er nicht eben damit diese Welt, unsere Welt — verneinen?" (F). Und damit man ermesse, wie sehr das Stemmeisen, das Nietzsche handhabt, auch den fachphilosophischen Kunststahlfächern gefährlich werde, bieten wir noch folgende Stelle: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich, fragte sich Kant; und was antwortete er eigentlich? Vermöge eines Vermögens ... Wie macht doch das Opium schlafen? ‚Vermöge eines Vermögens', nämlich der virtus dormitiva, antwortet jener Arzt bei Molière .. Aber dergleichen Antworten gehören in die Komödie, und es ist endlich an der Zeit, die Kantische Frage .. durch eine andere Frage zu ersetzen: ‚warum ist der Glaube an solches Urteile nötig?' ... Oder deutlich geredet und grob und gründlich: synthetische Urteile a priori sollten gar nicht ‚möglich sein': wir haben kein Recht auf sie, in unserem Munde sind es lauter falsche Urteile. Nur ist allerdings der Glaube an ihre Wahrheit nötig, als ein Vordergrundsglaube .., der in die Perspektivenoptik des Lebens gehört" (J).

Wir setzen später auseinander, inwieweit Nietzsche tatsächlich teilhat am echten Skeptizismus, inwieweit nicht, und worin der Sinn wie aber auch der Unsinn einer grundsätzlich zweiflerischen Geistesverfassung liege. Diesen, beiläufig bemerkt, haben Logiker und Erkenntnisforscher längst ans Licht gezogen; jener, soviel wir sehen, wurde niemals hinreichend aufgeschlossen und zwar am wenigsten von den — Skeptikern selbst. Angesichts der soeben vernommenen Äußerungen beschäftigt uns hier indessen die Frage, wodurch nach Mitteln und Ziel Nietzsches Geisteshaltung sich unterscheide von der Geisteshaltung der Skeptiker, denen er sicher um einiges näher steht als den Positivisten unter den Lebensweisen. Dabei lassen wir jedoch beiseite den vornehmlich erkenntnistheoretischen Skeptizismus des Altertums und vollends den nur erkenntnistheoretischen eines Hume, dessen Verhältnis zu Nietzsches Art der Wahrheitsbezweiflung erst geklärt werden kann nach gründlicher Durch-

Digitized by Google

leuchtung dieser, und halten uns an die neueren Franzosen wie Montaigne, Charron, De la Rochefoucauld, deren Nietzsche teilweise selber bald ablehnend, bald aber auch anerkennend gedenkt. Er hat, wie vorausgeschickt werde, seine Verwandtschaft mit ihnen wahrscheinlich überschätzt.

Was zunächst die typischen Renaissanceskeptiker wie Montaigne oder Charron anbelangt, so sind sie schon deshalb durch eine unüberbrückliche Kluft von Nietzsche getrennt, weil sie — mit Kants berühmter Formel — „das Wissen aufheben wollten, um zum Glauben Platz zu bekommen." Würfe man ein, auch hinter Nietzsches Zerstörung von Wissensanmaßungen stehe ein Glaube, so wäre zu erwidern, daß im Verhältnis zu einem Denker, der den Quell der allerverderblichsten Selbsttäuschungen in den Glaubensidealen des Christentums zu finden meint, eingerechnet deren unkirchlich moralistischer Erfüllungsformen, mit dem Charakter der Vorläuferschaft unmöglich Autoren belehnbar seien, deren wie immer beschaffene Zweifel sie nicht verhindern, der uneingeschränkten Billigung eben jener Wunschbilder das Wort zu reden. Ferner aber wurzelt die zweiflerische Haltung aller Renaissancedenker, soweit sie zweifeln, in der Gesinnung des sog. Individualismus, an dem Nietzsche nur bescheidenen Maßes und aus wesentlich anderen Gründen teilhat, und die pièce de résistance ihrer Infragestellungen bildet der Hinweis auf die Meinungsverschiedenheiten sei es von Völkern, sei es von Einzelmenschen; wohingegen Nietzsche gerade den allgemeinsten und bestgeglaubten Werten den Krieg erklärt. Somit war er vollauf berechtigt, diese Art von Skepsis gleichfalls unter die Lupe zu nehmen, wie es unter anderem mit folgenden Sätzen geschieht: „Der Skeptiker nämlich .. erschrickt allzuleicht; sein Gewissen ist darauf eingeschult, bei jedem Nein, ja schon bei einem entschlossenen .. Ja zu zucken ... Ja und Nein — das geht ihm wider die Moral; umgekehrt liebt er es, seiner Tugend mit der edlen Enthaltung ein Fest zu machen, etwa, indem er mit Montaigne spricht: „was weiß ich ?" Oder mit Sokrates: „ich weiß, daß ich nichts weiß" ... Also tröstet sich ein Skeptiker; und es ist wahr, daß er einigen Trost nötig hat; Skepsis nämlich .. entsteht jedesmal, wenn sich in .. plötzlicher Weise lang voneinander getrennte Rassen oder Stände kreuzen. In dem neuen Geschlechte, das gleichsam verschiedene Maße .. ins Blut vererbt bekommt, ist alles Unruhe, Störung, Zweifel, Versuch .. Was aber in solchen Mischlingen am tiefsten krank wird .., das ist der Wille" (J).

Noch kürzer können wir uns über einen De la Rochefoucauld fassen, der übrigens mehr zu den moralischen Pessimisten gehört. Er fahndet nach den kleinen und kleinlichen Triebfedern des Menschen und will uns mit geistreichen Sentenzen für die Überzeugung gewinnen, daß, wenn nicht alle, so doch die meisten Handlungen aus Eigenschaften wie Eigenliebe, Trägheit, Eitelkeit, Besorgnis, Neid, Eifersucht, Selbstzufriedenheit, Ehrgeiz, Mißtrauen, Furchtsamkeit hervorgehen. Demgegenüber Nietzsche: „Die Sittlichkeit leugnen, das kann einmal heißen: leugnen, daß die sittlichen Motive, welche die Menschen angeben, wirklich sie zu ihren Handlungen getrieben haben; es ist also die Behauptung, daß die Sittlichkeit in Worten bestehe und zur groben und feinen Betrügerei (namentlich Selbstbetrügerei) der Menschen gehöre .. Sodann kann es heißen: leugnen, daß die sittlichen Urteile auf Wahrheiten bernhen. Hier wird zugegeben, daß sie Motive des Handelns wirklich sind, daß aber auf diese Weise Irrtümer .. die Menschen zu ihren moralischen Handlungen treiben. Dies ist mein Gesichtspunkt: doch möchte ich am wenigsten verkennen, daß in sehr vielen Fällen ein feines Mißtrauen nach Art des ersten Gesichtspunktes, also im Geiste des La Rochefoucauld, auch im Rechte und jedenfalls vom höchsten allgemeinen Nutzen ist" (M).

Enger unfraglich ist Nietzsches Verwandtschaft mit den griechischen Sophisten. In Platons „Theätet" wird als protagoräisch vorgetragen: obwohl man nicht einfach Richtiges und Falsches unterscheiden dürfe, da für jeden richtig sei, was er dafür

Digitized by Google

halte, so gebe es doch bessere und schlechtere Meinungen, und der Weise tue deshalb recht daran, durch überzeugende Reden den Unweisen derart zu verwandeln, daß er die eigene schlechtere mit der besseren Meinung des Weisen vertausche. Ersetzten wir hier das „besser" und „schlechter" durch „stärker" und „schwächer", so läge immerhin eine Beziehung vor zu Nietzsches freilich nicht durchgehend festgehaltener Lehre: es gebe Grade des Irrtums und Annäherungen an die Wahrheit, und die stärkere Persönlichkeit bekunde sich darin, daß sie die minder täuschungshaltige Wahrheit vertrage. Wenn wir gar den Sophisten Kallikles in Platons „Gorgias" erklären hören: „Gesetz und Brauch stellen immer die schwachen Menschen und die Menge auf. Für sich selbst und in ihrem eigenen Interesse geben sie Gesetz und erteilen Lob und Tadel. Dadurch wollen sie die stärkeren Menschen, welche die Kraft besäßen, sich mehr Vorteile zu verschaffen als sie, einschüchtern, damit sie dies nicht tun, als ob es schlecht oder unrecht wäre, mehr Vorteile zu haben als andere; und das versteht man unter Unrechttun, wenn jemand mehr Vorteile als andere zu gewinnen sucht; denn sie, die Minderwertigen, sind freilich zufrieden, wenn sie gleiches Recht haben . ." (und ähnliches den Trasymachos, auch nach hinterlassenen Aussprüchen von ihm), so werden wir unwillkürlich an Nietzsches Herren- und Sklavenmoral erinnert, ja einigermaßen selbst an seine Lehre vom „Ressentiment". Selbst aber davon abgesehen, daß die fraglichen Sophisten wiederum individualistisch haltmachen vor dem bloßen Belieben des „Stärkeren" und uns nicht angeben, worin eigentlich seine Stärke bestehe, wo er doch so häufig vor den Schwachen zurückweichen muß, so begänne doch Nietzsches Hauptaufgabe erst mit der Frage: wie konnten lebensschwache Werte über lebensstarke Werte Herr werden? Die mit größter Kürze zu skizzierende Antwort gibt das Entscheidende seiner Methode.

Der Wille zur Macht unter Bedingungen, die wir noch übergehen müssen, in äußerste Lebensschwierigkeiten geratend, veranlaßt seine Träger, genauer eine Gruppe derselben, ihre Lebensunzulänglichkeiten für oberste Werte, die unerreichlichen Lebenswerte aber — ungefähr nach dem Saure-Trauben-Rezept — für wertwidrig zu halten. Es kann das von vornherein unwillkürlich, es kann auch geflissentlich geschehen: in jedem Fall wird die Herkunft der fraglichen Wertbegriffe alsbald vergessen. Folge: die Scheinwerte sind fortan Gegenstand jeder beliebigen Glaubensinbrunst. „Im Sohn wird Überzeugung, was im Vater noch Lüge war . ." (A). Nietzsches Enthüllungsarbeit, wie man bemerkt, gilt den generellen Selbsttäuschungen und vollendet sich mit der Aufrollung ihrer Geschichte: er ist der Entwicklungstheoretiker des Wertcharakters der Allgemeinbegriffe.

Hier tritt von der Gegensätzlichkeit seiner Methode zu den schulpsychologischen seit Aristoteles die Wurzel zutage. Mögen die ihr Augenmerk mehr den Erlebnissen oder mehr den Bewußtseinstatsachen zuwenden, sie nehmen ihren Gegenstand für „gegeben", zerlegen ihn in Teilgegenstände, um möglichst bei Elementen oder „einfachen Vorgängen" (samt den Anlagen dazu) sich zu beruhigen. Dem hält Nietzsche entgegen: die Einfachheit eines Seelenvorganges, selbst wenn sie feststände, beweist nichts für dessen Ursprünglichkeit; denn an allen Erlebnissen sind einverleibte Überzeugungen beteiligt und somit vitalisierte Urteile einer vielhundertjährigen Menschheitsvergangenheit!

„„Vertraue Deinem Gefühle!" — Aber Gefühle sind nichts Letztes, Ursprüngliches, hinter den Gefühlen stehen Urteile und Wertschätzungen, welche in der Form von Gefühlen (Neigungen, Abneigungen) uns vererbt sind. Die Inspiration, die aus dem Gefühle stammt, ist das Enkelkind eines Urteils und oft eines falschen, und jedenfalls nicht deines eigenen!" (M). „Wir leben in den Überresten der Empfindungen unserer Urahnen . ." (SuE). „Nicht nur die Vernunft von Jahrtausenden, auch ihr Wahnsinn bricht an uns aus." (Z).

Wir enthalten uns hier jeder Kritik vorstehender Sätze; denn es kommt uns nur

Digitized by Google

darauf an, die erstaunliche Neuartigkeit von Nietzsches Methode ans Licht zu ziehen. Im Vorbeigehen können wir sofort die Frage entscheiden nach seinem Verhältnis zu solchen Denkern, die man gemeinhin Entwicklungstheoretiker nennt, wie Darwin, Rée, Spencer usw. Die Antwort lautet: er ist ihr gefährlichster Gegner. Sie nämlich meinen, das Tier, den „Naturmenschen", das Kind erforschen zu müssen, ehe sie noch sich selbst erforschten, und so deuten sie die Vorgeschichte der Menschheit unter Zugrundelegung der moralischen Wertbegriffe von heute. Was sie aus der Seele des Tieres, des Urmenschen, des Kindes herauslesen, haben sie selber zuvor hineingetragen! Wie der Geologe aus übereinandergelagerten Schichten eine zeitliche Abfolge von Bildungshergängen ermittelt, so kann der Seelenforscher nur insoweit der Entstehungsgeschichte der Scheinwerte auf die Spur zu kommen hoffen, als er sie ermitteln lernt aus gegenwärtig noch wirksamen „Idealen", zu deren Erlebnisreflex in der eigenen Seele er durch äußerste Selbstentfremdung diejenige Distanz gewann, die erforderlich ist, um ihn sich gegenständlich zu machen ohne Einmischung von Geltungsansprüchen des Willens zur Macht.

Wir könnten unsere Abwägung von Vorgängern Nietzsches beschließen, wäre nicht noch zu gedenken des früher einmal vielleicht überschätzten, heute beträchtlich unterschätzten und jedenfalls bisher größten Theoretikers des Anarchismus, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Max Stirner schrieb! Läse jemand mit der Kompaßnadel in Händen, die wir zur Durchquerung der Werke Nietzsches geboten haben, zum erstenmal Stirner, so möchte er zunächst dafür halten, sie passe auf ihn genau so; und schriebe er dann alle Stellen des „Einzigen" aus, die, wenn nicht der Form nach, so doch dem Sinn und der Sache nach auch bei Nietzsche Platz fänden und zu denen sich wirklich dort Parallelstellen aufweisen ließen, so dürften sie in ihrer Gesamtheit leicht die Hälfte des Stirner'schen Buches umfassen. Stirner, wie schon bemerkt, ein theoretischer Anarchist, zersetzt die Normen des „liberalen" Bürgers, des „Bourgeois" in allen Gestaltungsformen (wie Humanität, Sozialismus, Kommunismus, Staat usw.) und bedient sich dabei nicht nur der uns bekannt gewordenen Enttäuschungstechnik, sondern geht auch den geistesgeschichtlichen Vorbedingungen nach bis tief hinein in die Wesenszüge des Christentums. Vergleichen wir damit, was etwa Nietzsches „Unzeitgemäße" zur Entwertung des „Bildungsphilisters" (in weitester Wortbedeutung) unternehmen, so müssen wir sogar zugestehen, daß Stirner oft radikaler, weniger umwegig, vivisektorisch genauer verfahre und allerletzte Ergebnisse nicht selten mit kürzeren Worten biete.

Hier eine flüchtige Blütenlese! Das Eigene wird durch das „Eingegebne" verdrängt; denn die Erziehung geht darauf aus, „Gefühle in uns zu erzeugen .. statt die Erzeugung derselben uns zu überlassen". „Daß ein Absolutes sei .. stand als Glaube bei denen fest, die alle Kraft ihres Geistes darauf verwandten, es zu erkennen .." „An die Sittlichkeit selbst wagt man sich nicht mit der Frage, ob sie nicht selbst ein Truggebilde sei." „Die christliche Anschauungsweise hat .. allmählich ehrliche Wörter zu unehrlichen umgestempelt." „Gott, welcher Geist ist, lebt allein. Es lebt nichts als das Gespenst." „Der Katholik ist .. nur Laie, der Protestant ist selbst Geistlicher. Das eben ist .. der Fluch der Reformationsperiode, daß das Geistliche vollständig wurde." „Der Spion und Laurer ‚Gewissen' überwacht (jetzt) jede Regung .." „Hat nicht das Christentum gleich im Beginne zugestanden, daß es die Gesetzesherrschaft des Judentums nur schärfer anziehen wolle?" Die Bourgeoisie „hat den Herrn offenbart .., ohne dessen Gesetz nichts berechtigt ist." „Das Recht ist der Geist der Gesellschaft. Hat die Gesellschaft einen Willen, so ist dieser Wille eben das Recht .." „Die menschliche Religion ist nur die letzte Metamorphose der christlichen Religion." „Man glaubt, nicht mehr sein zu können als Mensch, vielmehr kann man nicht weniger sein." „Des Staates Betragen ist Gewalttätigkeit, und seine Gewalt nennt er das ‚Recht', die der Einzelnen ‚Verbrechen'."

Digitized by Google

„Die Schwachen, das wissen wir längst, das sind die .. Uneigennützigen". Wir haben von jetzt an „Herabsetzung und Entheiligung des Denkens" zu betreiben und „die Gottes- und Gewissensstimme für Teufelswerk zu halten."[1])

Völliger kann man nicht enttäuschen, gründlicher nicht aufräumen, schärfer die Zusammenhänge nicht herauspräparieren der humanitären Wertbegriffe so des bourgeoisen wie des kommunistischen Staatsbürgers mit den Wertbegriffen des Christentums, und Nietzsche, soweit er im selben Fahrwasser segelt, kommt um keine Schiffslänge weiter. Hier sind wir wirklich auf einen Vorläufer gestoßen, die eine oben vorbedeutete Ausnahme, auf den Vorläufer von Nietzsches Methode. Allein der bezweckt mit ihr etwas völlig anderes! Wir halten es für äußerst unwahrscheinlich, daß Nietzsche den „Einzigen" gekannt habe. Hätte er ihn nämlich gekannt, er hätte ihn leidenschaftlich angegriffen und zwar nicht mit Pfeilschüssen und Degenstößen, wie er sie einem Dühring, einem von Hartmann gönnte, sondern mit jenen schwersten Äxten und Hämmern, die er aus seiner Rüstkammer holt, so oft es dem Sokrates oder gar einem Saulus-Paulus gilt. Denn an Stirner hat er den ernst zu nehmenden Antipoden fast noch unter den Zeitgenossen!

Zunächst, so sagten wir oben, scheine unser Kompaß auch für Stirners Gedankenschiff zu passen; bald aber, fügen wir jetzt hinzu, würde man bemerken, daß die Fahrt in — entgegengesetzter Richtung gehe! Wir schicken voraus: Stirner hat nahezu immer und jedenfalls weit öfter als Nietzsche recht, wo er verneint; er hat uneingeschränkt immer unrecht, wo er bejaht. Der „Einzige" ist und bleibt ein Monument. Indem er uns über kühnstes Vermuten hinaus offenbart, bis zu welchem Grade der Geist seine eigenen Erzeugnisse auflösen könne, liefert er einen unschätzbaren Beleg für dessen im Kern verneinendes Wesen. Stirner und nicht etwa der Stümper Fichte entkleidet das Ich der letzten Schlacke anhaftender Vitalität (des letzten „Lumpen", wie er es nennt); Stirner und nicht der Lebensphilosoph Nietzsche vertritt mit „furchteinflößender" Folgerichtigkeit den nackten Willen zur Macht. Nun aber zeigt es sich, daß die bloße Behauptungstendenz des Nichts, daß der reine — Zerstörungswille zurückbleibe! Während Nietzsche die christlichen Ideale durch Unterwühlung zertrümmert, zertrümmert sie Stirner durch die letztmögliche Überbietung. Er wußte das und — will es gar nicht anders! „Ich bin nicht mehr Lump, sondern bins gewesen." (E. 165). „Nehmen wir daher die Weisung .. an, .. uns nur wohlzufühlen im — Auflösen" (168). „.. Nicht das Ich ist Alles, sondern das Ich zerstört Alles" (223). Aber freilich: nachdem dieser schier dämonische Dialektiker alle Scheinwerte zermalmt hat und sämtlicher Selbsttäuschungen ledig wurde, tauscht er sie alle gegen eine Generalselbsttäuschung ein: gegen die Selbsttäuschung, das Abstraktum mit Namen Daseinswille sei lebensfähig! Der Tag, an dem Stirners Programm auch nur die Willensüberzeugung aller würde (ein immer noch vitaler

---

[1]) *Es muß übrigens trotz der sogleich aufzudeckenden Gegensätzlichkeit beider Denker in den Lebensstimmungen, die den Geist zu so furchtbaren Verneinungen befähigen, wie beide sie üben, irgend etwas Gemeinsames liegen; denn anders wüßten wir es nicht zu erklären, daß ein Stirner, so oft er vorübergehend die Stichflamme der stahlschneidenden Kritik mit dem Fackelschein des Pathos vertauscht, eine an Nietzsche sogar erinnernde Beleuchtung aufweist. „O du mein vielgequältes deutsches Volk, was war deine Qual? Es war die Qual eines Gedankens, der keinen Leib sich erschaffen kann, die Qual eines spukenden Geistes, der vor jedem Hahngeschrei in nichts zerrinnt und doch nach Erlösung und Erfüllung schmachtet. Auch in mir hast du lange gelebt, du lieber — Gedanke, du lieber — Spuk. Fast wähnte ich schon das Wort deiner Erlösung gefunden, für den irrenden Geist Fleisch und Bein entdeckt zu haben: da höre ich sie läuten, die Glocken, die dich zur ewigen Ruhe bringen, da verhallt die letzte Hoffnung, da summt die letzte Liebe aus, da scheide ich aus dem öden Hause der Verstorbenen und kehre ein zu den — Lebendigen ... (E 253).*

Digitized by Google

Sachverhalt), wäre der „jüngste" Tag" der Menschheit und — wird es vielleicht sein. —

Kehrt man aus Stirner zu Nietzsche zurück (gleichwie aus dem Polareis nach Griechenland), so wird man erst mit frohem Erschrecken inne, wieviel an seinem Willen zur Macht gerade nicht Willen zur Macht, sondern zu — weit etwas anderem sei! Doch davon erst später und hier nur noch eines: sein Wille zur Macht, in Wirklichkeit sogar ein Wesen, ist mindestens ein Prinzip; Stirners Einzigenich dagegen ist kein Prinzip, geschweige ein Wesen, sondern lediglich die hinzugedachte Unterlage der Aktualität des Sichbehauptens. Es existiert nur in der Selbstbehauptung, und es hört auf zu existieren mit dem Aufhören der Selbstbehauptung. Es ist die berühmte causa sui, und damit wurde vom Wesen der Ichheit das bisher Tiefste aufgeschlossen. „Ich setze Mich nicht voraus, weil Ich Mich jeden Augenblick überhaupt erst .. schaffe .. Ich bin Schöpfer und Geschöpf in Einem" (178). „Ich bin nur dadurch Ich, daß Ich Mich mache .." (270). Wer diese Sätze schwierig oder dunkel findet, hat Stirners Einzigenich noch nicht verstanden und weiß erst vollends nicht um das Ich Bescheid. Ein Ichwesen (= persönliches Ich), fügen wir hinzu, ist nur dadurch Ichwesen, daß in ihm die permanente Anlage besteht, fort und fort instantane Akte der Setzung des Daseins zu vollbringen. Aber: abgetrennt von der Vitalität, an der sie vorkommt, wird die Fähigkeit der Daseinserzeugung in der raumzeitlichen Welt nicht mehr angetroffen! Demgegenüber erscheint Nietzsches Wille zur Macht als Lebenswille eines eigenartigen Herrschtriebes, so zwar, daß gar nicht der Wille zur Macht mißt und maßregelt, sondern daß vielmehr er selber gemaßregelt wird — und nicht gelinde! — von Forderungen, deren Auffindung unerhörten Tiefblicken in die Natur des ichlosen Lebens zu danken war. Kein Zweifel, Nietzsche hätte den Stirner in Grund und Boden kritisiert als den letzten, aber auch allerletzten Wutschrei des christlichen Nihilismus! Denn der „Einzige" verneint nicht mehr bloß uneingeständlich, sondern mit dem offenen Visir des erklärten Anarchisten sämtliche Grundlagen der stärksten Bejahungen Nietzsches wie: Herkunft, Blut, Rasse, Stand, Verantwortlichkeit! Dürften wir Nietzsches prachtvolle Wendung vom Catilina als der „Präexistenzform jedes Cäsar" (G) für ein gewagtes Gleichnis entleihen, so würden wir sagen: Nietzsche verhalte sich zu Stirner wie der Cäsar zum voraufgegangenen Catilina; und der Cäsar macht mit den Catilinariern bekanntlich kurzen Prozeß. Allein Stirner war kein Catilina, sondern nur dessen folgerichtiger Theoretiker, und Nietzsche war kein Cäsar, sondern nur dessen nicht folgerichtiger Theoretiker: denn „Freund Zarathustra kam" und mit ihm das Fest der — Überwindungen! Verschwiegen sei endlich nicht: auch Nietzsche hat am Stirnerismus teil, wie er an der Skepsis teilhat, wie er teilhat am Theologenunglauben an die Wirklichkeit! Indessen man würde das alles mißverstehen, bevor man nicht seine Positionen verstanden hätte und ihre Bedeutung für seine Auflösungstechnik. Darum bringen wir den Nachweis seiner Selbstwidersprüche erst am Schluß des zweiten Teils unserer Arbeit.

Wenige Worte genügen zu unserer dritten Frage, ob sein Ziel nur negative Bedeutung habe. Wir antworten mit zwei Meinungen, die freilich uns selbst Gewißheiten sind. Die erste: würde man den zivilisierten Durchschnittsmenschen, diese „Mißgeburt von Falschheit" (A), aller Selbsttäuschungen entkleiden, so bliebe nicht mal ein Skelett, sondern höchstens ein Aschenrest über; das andere wäre im Dunst aufgegangen! Die zweite: was eine Wissenschaft von der Seele so schwierig macht, ist nicht die — Seele, sondern es ist die Seelenmaskerade, die der Wille zur Macht zwischen sie und den Betrachter geschoben. Darum, wer alle Larven lüftend auch nur bis zur Seele gekommen wäre, hätte vom Forschungsweg der Charakterkunde weitaus die größere Strecke hinter sich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Verstandesmensch

Von ARTHUR KRONFELD (Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Sprachgebrauch bezeichnet den Verstandesmenschen mit den Attributen „nüchtern" und „kalt". Sie sollen besagen: er ist in seinen Erwägungen und Entschließungen gefühlsarm; er hat kein „warmes" Herz, sein Gefühl ist verdorrt. Er läßt bei seinen Handlungen die Abwägung von Zweck und Nutzen entscheiden. Ihr ordnet er alle anderen seelischen Regungen unter — sie mögen sein welche immer. Kritisch, kühl und phantasielos steht er der Außenwelt als Beobachter gegenüber; er erlebt sie als eine bloße Gegebenheit der Sinne und der denkenden Erfassung. Die Gemeinschaft beurteilt er vorwiegend im Hinblick auf ihre Zwecke und auf ihre Zweckmäßigkeit. Seine Stellung zu ihr regelt er nach dem Gesichtspunkt, inwieweit eigene Bedürfnisse und Ziele mit der Organisation der Gemeinschaft in Einklang gebracht und durch sie gefördert werden können. In gleicher Weise steht er auch zu dem einzelnen Mitmenschen. Ohne geradezu ein brutaler Egoist zu sein, der den Mitmenschen zum bloßen Mittel seiner eigenen Zwecke herabwürdigt, besitzt er doch keine andere Stellungnahme zu ihm als diejenige des Verstandes: inwiefern ist der Andere mir nützlich oder schädlich, meinen Interessen geneigt oder fremd, meinen Zielen gemäß oder entgegengesetzt? Diese eigenen Ziele aber vermag er hinsichtlich ihrer wahren Herkunft, ihres eigentlichen Ursprungs nicht zu erkennen. Er erfaßt sie lediglich in den trügerischen, ewig irrenden Spiegelungen seiner Reflexion — oder erfaßt statt ihrer Vorwände und Uneigentliches, das sich ihm als Ziel und Sinn von außen her, von dem Zufall seiner Situation her aufdrängt. Denn er kennt sich nicht, wiewohl er dies nicht weiß; er kennt nicht sein Herz und seine wahre innere Bestimmung.

Solchermaßen etwa grenzt die gewöhnliche Menschenkenntnis den Verstandesmenschen als besondere seelische Gestaltung ab und stattet sie noch mit mancherlei Einzelzügen aus, die sich aus dem Gesagten leicht ergeben. Einheitlichkeit und Geltung als charakterologischer Typus aber wird für dies Gebilde der naiven Menschenkenntnis mit ungezwungener Sicherheit vorausgesetzt.

Jedoch die naiv gesehenen Gestaltungen in ihrem Sein und Werden, ihrer Struktur und Dynamik voll zu erfassen, ist eine fast verwirrende Sache, deren Durchführung die naive Konzeption Lügen zu strafen scheint. Die deskriptive und genetische Rechtfertigung jener Konzeption, ihr Anspruch an Typik gibt eine ganze Reihe von Fragen auf. Und fast alle diese Fragen münden ins Grundsätzliche, sie berühren die allgemeinen Möglichkeiten und Begrenztheiten einer Charakterologie überhaupt.

Wenn wir vom Verstandesmenschen als von einem bestimmten menschlichen Typus sprechen, so umfassen wir damit eine vielfältige und in sich sehr verschieden geartete Mannigfaltigkeit charakterologischer Gestaltungen durch ein gemeinsames Merkmal. Wir heben gerade dieses Merkmal heraus und ordnen die individuellen Fälle dem dadurch bezeichneten Typus unter, unbeschadet ihrer sonstigen Verschiedenheiten: — nicht bloß deshalb, weil ihnen dies Merkmal gemeinsam ist — denn dann wäre die Abstraktion vielleicht schief und träfe nur zu wahrscheinlich etwas charakterologisch Unbezeichnendes. Sondern vielmehr deshalb, weil dies Merkmal für jeden unter den Typus fallenden konkreten Einzelfall eine besondere Bedeutsamkeit hat. Wir konstatieren hier bloß, daß wir so verfahren; an dem Methodenproblem der abstraktiven Typisierung im allgemeinen, deren ganze Fragwürdigkeit sich bereits hier ent-

Digitized by Google

hüllt, gehen wir getrost vorbei. Wir erklären als unsere Meinung: die Bedeutsamkeit einer Eigenschaft, das was wir hier als das charakterologisch Bezeichnende herausheben und wonach wir typisieren — das stellt für unsere empirische Absicht keine „Beziehung auf einen Wert" fest. Diese Beziehung kann bestehen, und besteht sogar wirklich — die Norm liege wo immer —: aber sie bildet weder einen Rechtsgrund noch ein Kriterium für unsere Typisierung. Vielmehr wenn wir von der Bedeutsamkeit eines Merkmals reden, dergestalt, daß wir es für eine Reihe verschiedener Einzelfälle charakterologisch bezeichnend finden und zum Abstraktionsgesichtspunkt für einen Typus machen, — so meinen wir damit lediglich einen empirisch-psychologischen Befund. Das herausgehobene Merkmal beherrscht die andern Eigenarten der Individualität; es verdeckt diejenigen, die seine Auswirkung hemmen könnten; es überbaut diejenigen, die ihm nicht entsprächen, kämen sie zur Entfaltung; es gibt den Ausschlag in der Reaktion: sowohl phänomenologisch — in ihrer „Form", ihrer Struktur, ihrem „Niveau", als auch dynamisch — im Hinblick auf ihre Motivation und die durch sie erteilte „Kraft" und „Richtung". Alle unter den Inbegriff Mensch fallenden Individualitäten haben, was wir „Verstand" nennen. Verstandesmenschen sind diejenigen, bei denen diese Gabe eine besondere Bedeutsamkeit für ihre charakterologische Struktur hat — und zwar nicht in dem Sinne eines Wertes oder Unwertes derselben, sondern in einem empirischen, deskriptiven und dynamischen Sinne.

* *
*

Es liegt nahe, in einem Merkmal, welches — unter dem Gesichtspunkte solcher empirischer Bedeutsamkeit — als Kriterium einer Typisierung herausgehoben wird, ein Anzeichen für ein inneres Gesetz der Reaktivität zu sehen. Klassifikatorische Merkmale bestehen de jure ja immer nur unter Zugrundelegung einer vorausgesetzten Theorie, deren Anspruch — sie mag richtig oder falsch sein — dahin geht, ihre Speziesbegriffe nach jeweilig bestimmenden inneren Gesetzmäßigkeiten zu bilden. Da sehen wir jedoch, wenn wir die Begriffsbildung des Verstandesmenschen daraufhin prüfen, daß die Verstandesherrschaft als Gesetz der Reaktivität gleichsam einer anderen Schicht charakterologischer Konzeptionen angehört als diejenigen Reaktionsgesetze, die wir sonst in der Charakterlehre aufstellen. Wir müssen uns zuvörderst diesen Unterschied möglichst deutlich machen, damit wir die Eigenart solcher Konzeption wirklich erfassen.

Wie bilden wir charakterologische Gesetze und Ordnungen? An anderer Stelle habe ich mich ausführlicher darüber geäußert; und will zur Klärung unserer Vorfrage jene Gedankengänge ganz kurz wiederholen. Der anscheinend nächste und natürlichste Weg wäre wohl der, eine beschreibende und zergliedernde Ordnung der menschlichen Charaktere und Typen aufzustellen, eine darstellende Charakterologie zu geben. Man könnte sich dies so denken, daß von den einfachsten psychischen Dispositionen und Beziehungen ausgegangen würde und nun ihre verschiedenen Kombinationen und Überschichtungen beschrieben würden, bis man auf diese Weise zu den Gestalten der konkreten Wirklichkeit käme. Aber zu diesen Wirklichkeitsgestalten kommt man so eben nicht. Es liegt im Wesen der Individualität, einmalig und unteilbar zu sein. Alle Abbildung kann nur solche Züge erfassen, die allgemein sind, solche die eine Individualität mit anderen Individualitäten gemeinsam hat. Die Typik verwischt gerade das Individuelle. Wir setzen mit der darstellenden Abstraktion eine pars pro toto. Kein Wunder, daß wir auf diese Weise einseitig gesehene Zerrbilder der Wirklichkeit erhalten. Von solchen Abstraktionen der praktischen Menschenkenntnis gilt, daß ein vorherrschender Einzelzug überwertet wird, und daß dennoch die psychologische Vieldeutigkeit ebenso bestehen bleibt wie das Erklärungsbedürfnis der Vor-

Digitized by Google

herrschaft des „typischen" Merkmals. (Man denke an „den" Lebenskünstler, „den" Asketen, „den" Beamten usw.) Eine darstellende Charakterologie auf dieser Basis kann nur dann Lebensnähe erreichen, wenn das herausgehobene Merkmal unter irgendeinem Gesichtspunkt wirklich das Formgesetz der individuellen Ganzheit abgibt. Dafür, daß dies der Fall ist, übernimmt aber die bloße Deskription und Abstraktion keinerlei Gewähr. Es kann so sein; und dann werden die von ihr ermittelten charakterologischen Typen „echte" sein. Aber der Rechtsgrund dieser Echtheit liegt nicht in der deskriptiven Methode ihrer Aufstellung. Es kann aber auch anders sein. Gewöhnlich ist es anders.

Den Rechtsgrund der Typisierung vermögen wir nur auf dem genetischen Wege zu finden: indem wir eine Individualität in dem, was psychologisch für sie bedeutsam ist, in dem Gesetz ihrer Reaktivität aus Anlage und Entwicklung, Milieu und Rückwirkung, Disposition und Erlebnis evolutiv bestimmen. Wir unterbauen dann die phänomenale Fassade durch eine psychodynamische und dispositionelle Fundierung. Wir können dabei bis ins Konstitutionsbiologische, bis in die Erblehre und die Physiologie der inneren Säfte zurückgehen. Es ist sogar gut, wenn wir dies tun. Denn wir konformieren uns so der konkretesten und detailliertesten Erfahrung. Die konstitutionsbiologischen Typisierungen der Menschen sind solche, deren Kriterien absolut eindeutig in (physischen) Gesetzen und Notwendigkeiten bezeichenbarer Art vorliegen. Was hier sicher erkannt ist, das steht fest und gilt. Unsere Forderung an alle Typik, das Gesetz einer Reaktivität zu bezeichnen, ist hier voll erfüllt. So wenig der biologische Regreß die Phänomenologie und Dynamik des Seelischen überflüssig macht, so wenig ist er bloß das unnotwendige Ergebnis einer medizinisch-einseitigen oder sonstwie privaten Empiristik.

Aber das seelische Korrelat der konstitutionellen Typen ist, unter dem Gesichtspunkt psychologischer Abstraktion gesehen, nichts Einfaches. Es ist recht kompliziert. Es ist auch, im Verhältnis zu der psychologischen Logik, recht zufällig. Mannigfache und heterogene psychische Dispositionsverhältnisse triebhafter und geistiger Art sind an jede konstitutionsbiologische Einheit gebunden; man kann sie als solche nur hinnehmen; sie decken sich in keiner Weise mit den, rein deskriptiv-psychologisch gewinnbaren, Abstraktionsformeln einer Typisierung. Dafür sind sie aber eben konkret vorhanden: der Widerschein ihrer biologischen Gesetzmäßigkeit.

Die Konzeption des Verstandesmenschen nun gehorcht sicherlich nicht dieser zweiten Art eines charakterologischen Gesetzes. Der Verstandesmensch ist nicht organismisch vorgebildet. Er entbehrt daher der letzten fundierenden Notwendigkeit eines charakterologischen Gesetzesbegriffes. Es wird so sein, daß die Verstandesherrschaft als Gesetz der Reaktivität sich den einzelnen konkreten Konstitutionstypen gleichsam überlagert. Man muß fragen: warum und wann geschieht das? Und ferner: es gibt also ebensoviele charakterologische Typen des Verstandesmenschen, als es charakterologische Konstitutionstypen gibt. Die Einheitlichkeit der Konzeption ist hinsichtlich der biologisch-genetischen Fundierung eine scheinbare.

Rein deskriptiv wird man eine Typisierung des Verstandesmenschen als abstraktive Einheit unschwer vollziehen können. Es entsteht die Frage, ob die Rechtsgründe dieser Typenbildung nicht ebenso unsolid sind wie diejenigen jener Konzeptionen der praktischen Menschenkenntnis, von denen wir vorhin gesprochen haben. Ob es sich nicht bloß um ein schematisierendes heteronomes Einteilungsmoment äußerlicher Art handelt. Nur die genetische Prüfung kann die Zweifel lösen.

Und damit wird die Typik des Verstandesmenschen zwar problematisch, die Aufgabe aber erst interessant. Es handelt sich nicht um einen konstitutionsbiologisch notwendigen Typus. Die genetische Frage kann sich also bloß auf die evolutiven Momente beziehen, auf die Gesetzmäßigkeiten des Milieus und des Erlebens, die den Verstandesmenschen züchten. Er ist durch seine Psychodynamik zu begreifen;

Digitized by Google

also durch dasjenige, was nicht Verstand an ihm ist. Und da er an kein bestimmtes biologisches Fundament gebunden ist, so muß die dynamische Konstellation seiner Entstehung und Entwicklung ein für alle Menschen gültiges, psychologisch allgemeines und notwendiges, im Wesen des Menschlichen wurzelndes Geschehen darstellen. Der Verstandesmensch ist charakterologisch bestimmt durch Das, wodurch er wird, was er ist.

* * *

Der Verstand ist dasjenige Instrument unserer Geistigkeit, welches ihr die Formen der eindeutigen objektivierenden Bestimmung gibt. Das im Verstande gegebene Bewußtsein ist ein gliederndes, absonderndes, zusammensetzendes, trennendes, beziehendes, bestimmendes Wiederholen und Widerspiegeln alles dessen, wessen der Geist, der Wirklichkeit oder der Möglichkeit nach, ursprünglich schon an sich teilhaftig ist. Wie sprachschöpferisch tief ist Lockes Bezeichnung „reflection" — also Widerspiegelung — für den Inbegriff dieser „mittelbaren" Bewußtseinsfunktionen; und wie beziehungsreich ist Kants Wort von dem „an sich leeren" Vermögen des Verstandes. Der einzelne Mensch erlebt sich selbst und die Welt mit einer ursprünglichen und unmittelbaren Evidenz. Aber ehe noch dieses Erleben wirklich wird, spiegelt bereits die Reflexion seine einzelnen Seiten und Formen, grenzt ab und bestimmt, ordnet und vergegenständlicht und ersetzt die Evidenz des Bewußtseins durch seine Deutlichkeit.

Wir sprechen hier nur von diesen Erlebensformen und von diesen Funktionen eines Bewußtwerdens; das Geltungsproblem berührt unsere, unphilosophische, Einstellung nicht.

Die Gesamtheit dieser Funktionen — eben dies was wir Verstand nennen — liegt als Ganzes geschlossen und vorgebildet in der geistigen Organisation des Menschen. Aber im Laufe der menschlichen Entwicklung aktualisieren sich diese Funktionen einzeln; sie lösen sich aus dem Unterbau der Triebe und Affekte heraus und geben dem Menschen neue Weisen des Bewußtwerdens, der Stellungnahme und des Entschlusses. Die äußeren Bedingungen, unter welchen sich diese Aktualisierung vollzieht, sind die gleichen, wie diejenigen menschlicher Entwicklung überhaupt. Es sind die Anpassungsvorgänge an Welt und Wirklichkeit, in denen sich die Verselbständigung des Verstandes allmählich und in empirischer Zufälligkeit abdrückt. Das Triebwesen, hineingestellt in die Wirklichkeit, hilflos und sich hilflos fühlend, mobilisiert alle seine psychischen Potenzen zur Erhaltung seiner selbst innerhalb dieser Wirklichkeit. Wir brauchen diesen Prozeß weder stammesgeschichtlich zu verfolgen — die Entwicklungspsychologie und die Psychologie der Primitiven hat dies getan —, noch ontogenetisch: Kinderpsychologie und Psychoanalyse sind hier an der Arbeit. Wir dürfen kurz zusammenfassen: Der Verstand ist eine späte Blüte menschlicher Seelenentwicklung; erlebnismäßig hochgetrieben von Furcht und Zweck, besiegt seine Entwicklung, aus der Schwäche geboren, das Erleben dieser Schwäche. Wirklichkeitsanpassung durch objektivierendes Erkennen und zweckmäßiges Entscheiden steigert sich allmählich und gleichlaufend mit dem Ausbau des abgesonderten, diskursiven, mittelbaren Bewußtseins, dieser intellektuellen Oberschicht, die über die Triebseele hinausragt. Die Motoren aber, die das Seelenleben bewegen, liegen nicht in dieser Oberschicht; sie liegen in der Triebseele. Und die Ereignisse der Oberschicht sind nur ein Abglanz der Evidenzen, die jenseits ihrer gründen.

* * *

Digitized by Google

Der Verstandesmensch wird nicht geboren. Der werdende Charakter entwickelt sich zum Verstandesmenschen hin, wenn äußere oder innere Bedingungen diese Entwicklung als eine Anpassung erheischen. Die Entwicklung zum Verstandesmenschen trägt also ein finales Gepräge. Sie muß eine Tendenz realisieren: Sie muß Schutz bieten, Rettung bedeuten, einen Ausweg bilden, einen Sieg darstellen, oder auch eine Flucht und das Eingeständnis einer Flucht, einen Verzicht, eine Selbstbescheidung, eine Sühne. Hinter all diesen erlebbaren Symbolen steht die gleiche Leitlinie einer final gerichteten Dynamik seelischer Anpassung, — der Anpassung an das seelische Lebenkönnen, mit dem eigenen Selbst und mit der Wirklichkeit leben-können.

Denn der Mensch in unserer Zeit muß drei Aufgaben Genüge tun, um dies seelische Lebenkönnen zu verwirklichen — diese Verwirklichung eben nennen wir „Charakter" in einer normativen Bedeutung. Er muß die reale konkrete Welt um sich herum willentlich insoweit meistern, daß er in ihr und mit ihr bestehen kann — bestehen in einem ganz materiellen Sinne, als körperliche und soziale Existenz. Er muß die Wirklichkeit geistig meistern, so daß er irgendein Bild und Symbol ihrer Ganzheit als gültig in sich erzeugt, aus welchem ihm auch Norm und Ort seines eigenen Ich zugewiesen wird. Er muß sich einen verbindlichen, mindestens symbolischen Inhalt vom Sinn des Seins geistig erringen. Und endlich: er muß innerlich irgendwie zu sich selber, zu seinem eigenen Ich stehen, gemäß irgendeinem Gebot, einer Verpflichtung, einem Wert. Er muß in den Grundlagen des Eigenwerterlebens fundiert sein.

Die Erfüllung von einer jeden dieser drei Aufgaben appelliert nicht etwa an den Verstand. Es gibt eine ursprüngliche naive Sicherheit und Evidenz im Erleben der Welt und des Ich, in der seelischen Haltung vor der Wirklichkeit, im zielstrebigen Wollen, das sich „natürlich" durchsetzt, indem es sich zugleich einordnet. Das Selbsterlebnis dieses naiven Gelingens stellt sich in der ausgeglichenen Tönung der Gefühle und Affekte, in dem ungezwungenen Ausbalanciertsein der Triebe dar. Dies ist weitgehend unabhängig von den sonstigen Charakterbeschaffenheiten und ihren konstitutionellen Voraussetzungen. Erziehung, äußere Erfahrung und Tradition geben Inhalte und Symbole und Gestaltungen der Einkleidung her, in welcher eine jede dieser Aufgaben sich naiv und zwanglos löst. Das sind die glücklichen, von Hause aus angepaßten Naturen, die weder durch eine besondere Situation noch durch eine besondere Schwäche zum Heraustreiben spezieller charakterologischer Tendenzen anpassender Art gezwungen sind.

Der triebsichere Mensch, der innerlich ausbalancierte, gefühlsklare und willensruhige Mensch wird seinen Verstand nur so weit entwickeln, als die sozialen Bedingungen seiner Existenz und die damit gegebenen konkreten Einzelaufgaben seine Individualität vor diese Forderung stellen. Sein Charakter, wie er auch sonst beschaffen sein mag, wird durch diese Ausbildung der intellektuellen Funktionen zwar verfeinert und in bestimmten Richtungen beeinflußt werden: aber nicht in seinen Grundlagen umgeschaffen.

Die innere Schwäche — ob sie nun als Furcht erlebt wird oder nicht —, welche das Verstandesmenschentum als Anpassung entwickelt, tritt im Werdegang des Individuums immer gelegentlich der Bewältigung von einer der drei charakterbildenden Grundaufgaben zutage. Die Grundlagen des Erlebens des eigenen Wertes, der Selbstbehauptung und Selbstdarstellung können schwanken. Das Schwanken kann durch äußere Erschütterungen erlebnismäßiger Art erzeugt werden; oder aber es bestehen schon konstitutionell Schwächen der Gefühlsentwicklung, Schwächen im Triebhaften und im Wollenkönnen. Man kann mit der Psychoanalyse studieren, welche Triebumsetzungen von zarter Kindheit an den Boden für eine derartige Erlebensreihe eigener Minderwertigkeit, Unzulänglichkeit, Hilflosigkeit abgeben. Schon im elementar Motorischen des Ausdrucks und der körperlichen Aktivität kann diese Einstellung zu den Grundlagen des Eigenwertes gegründet sein. Geltungsbedürfnis und Selbst-

Digitized by Google

behauptung erzwingen Auswege — die Schwäche überbaut sich durch die kritisch-kühle Bewußtheit der Reflexion. Der Akzent der Persönlichkeit verschiebt sich in dieser Richtung. Klugheit wird Wert und Stärke; sie hypertrophiert über der Leere, die durch das Fehlen ungefährdeter unmittelbarer Hingabemöglichkeit aufklafft. Auch kann das Erleben der Umwelt schmerzen; sei es, weil wehrlose sensitive Weichheit und Erschütterungsfähigkeit das Ausmaß solchen Erlebens bedrohlich werden ließe, sei es, weil wirklich das besondere Milieu von harter und quälender Einwirkung ist. Auch in diesen Fällen kann die Anpassungslinie über die Hypertrophierung des Verstandes verlaufen, unter Verdrängung und Verdorrung der bedrohlichen unmittelbaren Erlebensfähigkeiten. Schärfer noch hebt sich diese Dynamik ab, sobald die willentliche Stellungnahme zur Welt als beherrschende Aufgabe für den sich bildenden Charakter erscheint. Das Verhältnis zum Mitmenschen in all seinen vielfältigen Spiegelungen kann nur mit Hilfen geregelt werden, über die der ursprüngliche Charakterkeim noch nicht verfügt. Rivalität und Unterlegenheitsgefühle, Enttäuschungen des Ehrgeizes und des Liebesbedürfnisses, Demütigungen des Stolzes, ohnmächtiger Trotz und Ressentiment ertöten „das warme Gefühl", wenden den Menschen ganz in sich selbst zurück, und lassen ihm lediglich die kalte Bewußtheit von Lage und Zweck als Waffe der Selbstdurchsetzung. Beruf und soziale Vorwärtskommen drängen ja ohnehin die Mehrzahl der Menschen in diese Entwicklungsrichtung verständigen Verzichtenkönnens und geschickter, routinierter oder raffinierter Verständigkeit, unter welcher das individuelle Eigenleben bis auf bescheidene „private" Reste erstickt und verkümmert. Serviles Untergebenentum und kalte Streberei sind markante Enddarstellungen dieser Entwicklungslinie. Und auch die geistige Bewältigung des Seins vermag nicht immer, eine derartige Entwicklung zu verhindern. Steigert sich doch gerade das Siegesgefühl in der Bewältigung der Erkenntnisproblematik dann am stärksten, wenn die spitzen und überdeutlichen Formeln des Rationalisten einen Anschein von systematischer Ordnung und endgültiger Sicherheit verheißen. Analytik und Bewußtheit zerstören die Totalität, relativieren ihr Absolutes, begünstigen die mechanistische Konstruktion und negieren oder bezweifeln das Sinnhafte und Normative — welches gerade durch sie und in den Formeln des Rationalismus zergehen muß. Ist dies einmal erlebt, so ist das Klügste, weil Sicherste und Sicherndste, sich der vermeintlichen Rückständigkeit anzupassen, welche in allem Irrationalen erblickt wird, weil der rechnende Zweckverstand die Tiefe und Echtheit der unmittelbaren Evidenzen irrationaler Art anders nicht zu bewerten vermag. Kommt hinzu, daß diese irrationalen Evidenzen und Werte, wie in unserer traditionellen Kultur, nur zu häufig mit Sinnlosem durchsetzt sind, mit verfehlter Symbolik, mit Scheinwerten, mit innerer Antinomik — so „durchschaut" sie das Verstandesmenschentum, fühlt sich überlegen und — paßt sich dem nie Erfaßten, von ihm nie Erfaßbaren als getreueste Stütze an, um gerade dadurch seine innere Überlegenheit zu sichern. So kommen jene verlogenen und zynischen Verfechter eines Zweckkonservativismus auf allen Gebieten sozialen und kulturellen Seins zustande, die um ihres eigenen inneren Zieles willen ein allgemeines verfolgen, an das sie nicht glauben.

So ist der Verstandesmensch in all seinen Spielarten im Tiefsten fundamentlos. Er überbaut das Fundament, das er nicht hat, oder das ihm genommen wurde, gerade durch seinen Intellektualismus, durch dessen formale und leere Sicherungen.

* * *

So bilden sich die Lebensformen des Verstandesmenschentums heraus. Das Vorwiegen der einen oder anderen Seite desselben innerhalb eines gelebten Lebens bestimmt sich durch dessen jeweilige äußere und innere Umstände, und darauf braucht nicht

Digitized by Google

eingegangen zu werden. Innerhalb der kontemplativen, erfassenden Sphäre der Geistigkeit entwickelt sich der Dialektiker, stolz auf seinen Mangel an inhaltlich bestimmten Prinzipien, die ja nicht zu „beweisen", sondern nur zu erleben wären; diskussionssüchtig, logizistisch, formalistisch bis zum Rabulismus. In der milderen Form seiner geistigen Stellungnahme ist er eklektisch, in der schärferen skeptisch, relativistisch, und dabei tönen sich diese Stellungnahmen je nach den individuellen Temperamentsvoraussetzungen; die trockene Sachlichkeit der Resignation kann bis zu selbstgefälligem oder vergnügtem oder verzerrtem Zynismus gehen. Der intellektuelle Snob, dem wir im Literatentum nicht selten begegnen, macht ohne tiefere Beteiligung die jeweilige Geistesströmung der Zeit zur Mode rationalistischer Betriebsamkeit.

Eine besser angepaßte, der Wirklichkeit konformere Gestaltung des Verstandesmenschentums ist diejenige des Realisten. Er geht ganz in der reflektionellen Widerspiegelung der Objektseite auf, welche allein von der Totalität seiner Verstandeshaltung zugänglich ist. Das Widergespiegelte und also bestimmt und deutlich Gegebene ist allein das Existierende, das Maßgebliche. Hiernach bildet sich ihm Weltbild und Norm der Entschließung. Das geistige Produkt dieser Haltung ist irgendeine für die Totalität gehaltene, mechanistische Konstruktion von „Natur". Im Willentlichen tritt an die Stelle ethischer oder irrational-evidenter Normen der Zweck. Das Zweckmäßige ist das Gute und das Schöne; es ist auch das Wahre. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Zweckes, nach dem Endzweck, nach dem Selbstzweck wird entweder gar nicht gestellt, oder durch eine Verstandesdiallele umgangen.

Man kann innerhalb des Willensrealismus einige Sondertypen abgrenzen. Der Genußmensch sucht die Erfüllung seines Seins, die ihm der Verstand verweigert in den Zufälligkeiten der Lust; kann er deren Wert auch nicht normhaft rechtfertigen, so bilden ihre Relativitäten doch einen schönen Untergrund für den skeptischen Relativismus seiner Verständigkeit überhaupt. Der Machtmensch sieht den Zweck seines Lebens in jener äußeren Geltung und Selbstdurchsetzung, welche ihm die Fundamentlosigkeit der inneren wohltuend verschleiert. Die soziale Ordnung ist ihm das Gegebene, sowie alle Natur für den Verstandesmenschen das schlechthin Gegebene ist; innerhalb ihrer ein Maximum an äußerer Wirkung zu erhalten, erscheint ihm die stärkstmögliche Erfüllung seines Seins. Auch der Mitmensch ist ihm gegeben, Gegenstand verstandesmäßiger Zweckeinstellungen; er ist Mittel für die Verstandeszwecke. So wird der Zweckmensch zum Taktiker, der die Menschen in den Dienst seiner eigenen Zielstrebigkeit einfängt; er wird zum Streber, der den Nebenmenschen zum Werkzeug herabdrückt. Weniger aktive Formen des Zweckmenschentums sind die auf materielle Güter gerichteten und in ihrem Erwerb sich erschöpfenden Spielformen des Philisters und des Bourgeois, des „Geschäftsmannes" in der ganzen Fülle der durch unsere soziale Mannigfaltigkeit geschaffenen Arbeitsteilungen.

* *
*

Wir haben hier nicht vom sozialen und kulturellen Wert oder Unwert des Verstandesmenschentums und seiner einzelnen Spielformen zu sprechen; wir verbleiben in der bloßen Darstellung. Um diese aber abzuschließen, ist nötig, noch eines Zuges zu gedenken, der für die Charakterologie dieser Gruppe allgemein gültig ist. Wir sprachen von der inneren Fundamentlosigkeit alles Verstandesmenschentums. Wir sprachen davon, daß der Verstand, daß der Ausbau der Oberschicht mittelbarer Bewußtseinsfunktionen, beim Verstandesmenschen eine Leere, einen Mangel überbrücke und verdecke. Wir müssen jetzt hinzufügen: tatsächlich besteht diese Leere eigentlich nicht. Es wäre wider das Wesen des Menschlichen überhaupt, wenn sie wirklich bestände. Tatsächlich wäre auch der Verstandesmensch, wenn er das nicht

Digitized by Google

wäre, was er geworden ist, des Bewußtseins fähig, daß Norm und Sinn seines Selbst jenseits aller Verständigkeit in ihm zu unmittelbarer Evidenz und Verbindlichkeit zu gelangen vermöchten. Die Tragik des Verstandesmenschentums liegt nicht darin, daß ein Anpassungsvorgang, eine Hypertrophierung reflektioneller Formen, einen wirklichen Defekt verschleiert. Die Tragik liegt darin, daß dieser Defekt eigentlich gar nicht besteht, daß jene Hypertrophierung des Verstandes ein Irrweg war, und daß der Verstandesmensch kraft der Entwicklung, die er genommen hat, dies nicht weiß und niemals wissen kann. Die Selbsttäuschung, durch welche der an sich leere Verstand sich vergebens darin erschöpft, das Fundament für Sinn und Geltung einer Existenz abzugeben, wird in dem Augenblicke tragisch, wo ihre Unnötigkeit sich herausstellt. Es ist ein Glück und ein Beweis für die Wirksamkeit der Anpassung, die im Verstandesmenschentum vorliegt, daß dieses Wissen um die objektive Unwahrhaftigkeit seines Typus dem Verstandesmenschen wesensmäßig verschlossen bleiben muß.

Digitized by Google

Immanuel Kants geistige Gestalt

Von ARTHUR LIEBERT (Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Ebenso unübersehbar zahlreich, innerlich naturgemäß unfertig und verschiedenartig wie die Begriffsbestimmungen des Wesens der Philosophie[1]) sind auch die Auffassungen über die Eigenart und den Sinn des Kritizismus. Darin bekundet sich jedoch nicht sowohl eine Schwäche als vielmehr die Größe derjenigen Geisteshaltung und Systematik, die wir als philosophischen Kritizismus zu bezeichnen pflegen. In der Mannigfaltigkeit und Vielfalt, ja Heterogenität der über ihn gelieferten Definitionen prägt sich nichts anderes als die unvergleichliche äußere und innere Verwickeltheit seiner Geschichte, seiner Voraussetzungen, seiner Struktur aus[2]). Jedes erneute tiefere Bemühen, in sein Wesen einzudringen, deckt neue Schwierigkeiten, neue Eigentümlichkeiten auf. Es scheint, als wenn sich die Gesamtproblematik der Philosophie überhaupt ganz unmißverständlich in der Problematik des Kritizismus zu einem überwältigenden Bilde zusammendränge. Das ist kein Zufall. Denn Kants Kritizismus nimmt in der Geschichte und Entwicklung des philosophischen Geistes eine zentrale Stellung ein. Wie die Gesamtbewegung dieses Geistes seit seiner ersten Regung in der griechischen Spekulation zu den Aufgaben und Fragen und zu den Lösungseigentümlichkeiten der kantischen Philosophie hinführt[3]), so ist auch durch diese be-

[1]) *Heinrich Rickerts zutreffende Behauptung: „Auf die Frage, was Philosophie überhaupt sei, gibt es heute keine Antwort, die sich allgemeiner Anerkennung erfreut" (Die Probleme der Geschichtsphilosophie; 1924, S. 4), läßt sich in prinzipieller Beziehung dahin verallgemeinern, daß die innere Unabgeschlossenheit zu der aus systematischen Voraussetzungen sich ergebenden Grundeigentümlichkeit der Philosophie gehört. Damit soll aber dem Relativismus oder Skeptizismus mit keiner Silbe das Wort geredet werden. Die „Problematik" bildet eines der wichtigsten konstitutiven Merkmale eines geistigen Tatbestandes; in ihr spricht sich geradezu eine seiner „Gesetzlichkeiten" aus.*

[2]) *Unter den Kantianern und Neukantianern ist es vor allem Hans Vaihinger, der mehrfach in seinen Veröffentlichungen auf die „Widerspruchsfülle" des Kantischen Systems hingewiesen, ferner in scharfsinnigen Untersuchungen zahlreiche Divergenzen in demselben aufgedeckt, zugleich aber berechtigtermaßen in dieser Widerspruchsfülle einen bedeutenden Vorzug und einen Beweis für den hohen Reichtum dieses Systems erblickt hat. So Vaihinger z. B. in der Abhandlung: „Kant — ein Metaphysiker?"; Sigwart-Festschrift, 1900, S. 153f. u. ö. Außerdem in: „Kants antithetische Geistesart"; Nietzsche-Festschrift 1921, S. 154f. Vgl. meinen Aufsatz: „Kants Geisteshaltung unter dem Gesichtspunkte der Antinomik"; Kant-Studien, Band XXV, 1920, S. 196—201.*

[3]) *Alle tiefer dringenden Darstellungen der Philosophie Kants unterstehen mit Notwendigkeit dem Gesichtspunkt, daß eigentlich die ganze europäische Geistesgeschichte die systematische und die historische Voraussetzung für die Entstehung des Kritizismus bildet. Leitend war diese Überzeugung besonders für Wilhelm Windelbands klassische Bücher. In der Tat hat sich in dem Werke Kants — wie kaum in einem anderen philosophischen System — das Geistesleben Europas seinen charakteristischen Ausdruck geschaffen. Deshalb hat der philosophische Kritizismus uns gegenüber eine höchste Verantwortlichkeit, wie wir auch ihm gegenüber eine solche höchste Verantwortung in uns tragen. Unter denjenigen Darstellungen, für die der oben genannte Gesichtspunkt maßgebend war, nimmt jetzt die erste Stelle das monumentale Werk von Eugen Kühnemann, Kant; 2 Bände, 1924 ein. Der erste Band bringt „den weltgeschichtlichen Hintergrund, von dem das Kantische Werk sich löst." Denn, so fügt Kühnemann hinzu, „im Denken Kants erreicht der europäische Geist und Bildungsgedanke die volle Klarheit des Selbstbewußtseins und begreift sich in seinen Gründen und tragenden Begriffen" (I, S. VI).*

Digitized by Google

kanntlich die ganze, auf sie folgende Entwicklung sachlich und prinzipiell bestimmt. Es liegt in der Idee des Kritizismus ein unaufhörlich weitertreibendes Moment, durch das jene Fülle innerhalb der nachkantischen Entwicklung, ja, auch die eigentümliche Eile und Bewegtheit in dieser Entwicklung bedingt sind. „Der Kritizismus ist die Grundlage für positive Weiterarbeit", sagt Heinrich Rickert in seinem jüngsten Buche: „Kant als Philosoph der modernen Kultur" S. VIII. Wir wollen hier aber sogleich beim Anfang unserer Darlegungen nicht nur seine Kraft, als Grundlage zu dienen, hervorheben, sondern auch die ihm immanente Tendenz zum „Weiter". Gerade aus diesem Umstand ergibt sich die folgenschwere Tatsache, daß die kantische Philosophie, wenn sie nicht nur ihrer spezifisch wissenschaftlichen Bedeutung nach, sondern in ihrem weltanschaulichen und ihrem weltgeschichtlichen Sinn ins Auge gefaßt wird, die Kraft eines Schicksals, ja eines unabweisbaren Verhängnisses besitzt. Wir müssen sie nicht sowohl als eine einzelne philosophische Theorie, der eine ganze Anzahl anderer Standpunkte und Auffassungen gleichgeordnet wäre, sehen lernen, sondern wir müssen sie als eine Schicksalsmacht verstehen und in ihrer Schicksalshaftigkeit würdigen.

Wohl stellen auch die anderen klassischen Systeme der Philosophie begriffliche Schicksalsgewalten dar. Wohl ist auch für und gegen sie mit Leidenschaft gestritten worden. Wohl gewann auch z. B. der Platonismus oder der Spinozismus die Bedeutung einer entscheidenden Glaubensgrundlage und Glaubensüberzeugung für ganze Zeitalter und Generationen. Es hat jedoch, wie die vorliegenden Ausführungen zu zeigen suchen, die Philosophie Kants in einem ganz einzigartigen Sinn und Ausmaß die Geltung eines Schicksals bekommen und dauernd in sich behalten, eines Schicksals, das in seinen Einzelzügen wie in seinem Gesamtbestand schlechthin unvergleichbar ist. Ich meine hier nicht, was ich mit besonderer Betonung hervorheben möchte, den empirisch und historisch feststellbaren Kant, wie er auf den Hochschulen gelehrt und in den Büchern dargestellt zu werden pflegt. Deshalb würde es auch keinen Einwand gegen die hier gebotenen Ausführungen bedeuten, falls darauf hingewiesen werden sollte, daß die geschichtliche und geschichtlich feststellbare Figur Immanuel Kants von den Schilderungen der vorliegenden Abhandlung in dieser oder jener Hinsicht abweicht, besonders daß in dem historischen Kant-Bilde die tragisch-heroischen Züge nicht vorhanden seien, von denen hier so oft die Rede ist. Ich weiß wohl: Der empirische Kant und demgemäß der Kant der allgemeinen Auffassung ruhen in vollster innerer Sicherheit auf den unbedingten Vernunftformen und Vernunftnormen des ethischen Idealismus. Die Weltanschauung, die er sich erkämpft hatte — übrigens nicht so ganz leicht und einfach —, und die die Grundlage seiner geistigen Existenz und seines ganzen Verhaltens zu den Menschen und zu den Dingen darstellt, ist in ihren Voraussetzungen, in ihrer Struktur und in der ihr erwiesenen Anerkennung nicht beunruhigt durch dialektische Antinomien. Die ethische Stimmung seiner Persönlichkeit, die Paul Menzer wiederholt zum Gegenstand eindringender und aufschlußreicher Untersuchungen gemacht hat, ist verhältnismäßig frei — aber auch nur verhältnismäßig — von jener aufregenden Problematik, die allererst bei dem Eindringen in ihre metaphysischen Grundschichten sichtbar wird[1]).

---

[1]) *Über Kants Persönlichkeit, über das Biographisch-Empirische seines Wesens und über die Formen und Eigenart seiner Weltanschauung unterrichtet eine größere Anzahl wertvoller Schriften und Abhandlungen, von denen hier genannt seien: Bruno Bauch, Die Persönlichkeit Kants. Kant-Studien, IX, 1904, S. 196 ff. — Paul Menzer, Kants Persönlichkeit; Kant-Festheft der Kant-Studien, Bd. XXIX, 1924, S. 1—20; — Josef Heller, Kants Persönlichkeit und Leben; Versuch einer Charakteristik; 1924. — Das große Werk von Karl Vorländer, Immanuel Kant, der Mann und das Werk; 2 Bände, 1924. — Albert Goedeckemeyer, Kants Lebensanschauung in ihren Grundzügen; 1921. — Eine besondere Erwähnung erfordert jedoch das Buch von Ernst Hor-*

Digitized by Google

Denn hinter dem sozusagen offiziellen Kant ist ein Kant als metaphysische Gesinnungsmacht lebendig und wirksam, die weit über alles das hinausgeht, was in den Büchern Kants selber und in den Darstellungen seiner Lehre zu lesen steht. Ich meine hier auch nicht den zeitlosen Inbegriff des rein gedanklichen Inventars der kantischen Lehre, nicht den theoretischen und eindeutig ausdrückbaren Gehalt seiner Leistung, insofern diese ein Kapitel in der Geschichte und Systematik der Philosophie darstellt, sondern einen nicht der Erkenntnis, sondern nur der Deutung zugänglichen Innenbezug von schicksalshafter Tragik und tragischer Notwendigkeit. Durchdenkt man die historischen und systematischen Bedingungen, unter denen Kant philosophierte, versetzt man sich in den eigentümlichen Geist seiner Deduktionen, versucht man den Sinn und die Tragweite seiner Ergebnisse zu ermessen, so wächst dem Blick Problem über Problem entgegen, so steigt in dem Betrachter eine tiefste Bewegtheit auf, so gelangt man — ich vermag keinen anderen Ausdruck zu finden — in den Zustand einer tragisch-heroischen Unruhe.

Damit soll fürwahr nicht mit einem einzigen Wort auch nur der geringste Einwand gegen die Größe der kantischen Leistung erhoben werden. Welches höhere Lob und welche tiefere Anerkennung könnten einem philosophischen System wohl zuteil werden als das uneingeschränkte Zugeständnis, daß es die Gewalt eines Schicksals habe. Die folgenden Erwägungen sind durchaus davon entfernt, die Hoheit dieses Schicksals vermindern zu wollen. Leider ist ja sogar die wissenschaftliche Sprache so stark mit Wertakzenten durchsetzt, daß es fast unmöglich ist, die verwendeten Ausdrücke ganz frei von dem Verdacht einer Bewertung zu halten.

Bei Berücksichtigung dieses Hinweises darf nun offen ausgesprochen werden, daß in der Philosophie Kants die Kraft einer höchsten theoretischen Tragik zum Ausdruck gelangt. Und da Kant uns zum Schicksal geworden ist, so ist durch ihn in das moderne Geistesleben diese Tragik eingedrungen. Wie in seiner Philosophie, so ist sie auch in unserem Denken und Erleben unverwischbar. Wer darüber jedoch klagt, der bekennt nur seine Kenntnis- und Ahnungslosigkeit in bezug auf die Geschichte des modernen europäischen Geisteslebens, der hat kein näheres Verhältnis zu dieser ganzen, großen, aufwühlenden Entwicklung. Er bekennt ferner nur einen Mangel an Heroismus. Er bekennt, daß er sich vor dem Wagnis scheut, das mit der Idee der Autonomie der Vernunft gegeben ist und in der Verpflichtung, die mit der Idee der Freiheit verbunden ist, sich ausspricht. Das Ansinnen und die Forderungen, die sich aus der Philosophie Kants ergeben, sind wahrlich keine leichten. Wer sich zu ihr gehörig fühlt, der bedarf nicht nur einer ununterbrochenen Helligkeit, Wachsamkeit und Wahrhaftigkeit des Bewußtseins, sondern ihm muß auch die Unruhe des Kampfes mehr wert sein als die bequeme Geborgenheit unter fremden Autoritäten. Wir werden sehen, worin die eigentümliche Tragik besteht, die in der kantischen Philosophie waltet, und die durch sie auch in uns eingezogen ist. Und wir werden weiter sehen, welch ein faustischer Heroismus dazu nötig ist, um die kritische Geisteshaltung dauernd in sich zu tragen.

---

neffer, Der Platonismus und die Gegenwart, 1920. In origineller und treffender Weise wird hier die leidenschaftliche, spannungsreiche Bewegtheit hervorgehoben, aus der die kritische Philosophie hervorwuchs, und die dauernd, selbst in den abstraktesten, rein wissenschaftstheoretischen Kapiteln, wirksam und fühlbar ist. Horneffer zeigt, daß Kant nichts weniger als eine nüchterne, rationalistische, den Verstandesregeln ohne weiteres unterworfene Natur gewesen ist, die sich von Anfang an von allem Sturm und Drang freigehalten hätte. In der Seele des Schöpfers der Vernunftkritik lebte die „Tragik des Menschentums schlechthin" (S. 67). Meine Untersuchung hat manche Berührungspunkte mit Horneffers Schrift. Allerdings geht sie andere Wege als diese u. z. sowohl in der Kennzeichnung als in der Wertung der Motive für diese Tragik. Vgl. meine Anzeige des Buches von Horneffer in dem soeben genannten Aufsatz: „Kants Geisteshaltung unter dem Gesichtspunkt der Antinomik" (Kant-Studien, Band XXV, 1920, S. 195ff.).

Digitized by Google

Der Standpunkt der schöpferischen Freiheit der Vernunft und der unbedingten Selbstverantwortlichkeit — das ist der Standpunkt der kritischen Philosophie. Ist das aber nicht, alle Problematik und alle theoretischen und sittlichen Schwierigkeiten zugegeben, die in diesem Standpunkt liegen, überhaupt der Standpunkt der Philosophie? Was würde aus dieser, wenn die Idee der Autonomie der Vernunft auch nur um eines Haares Breite vermindert würde? Ist aber der Standpunkt des Kritizismus der Standpunkt der Philosophie überhaupt, dann ist die Folgerung unabwendbar, daß der Dogmatismus einen anderen als philosophischen Kultursinn besitzt und den Ausdruck einer anderen, nicht-philosophischen Geisteshaltung darstellt. Daß damit gegen den Dogmatismus als solchen nicht das mindeste gesagt sein soll, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Ja, vielleicht ist der Dogmatismus dem Kritizismus sogar in einer bestimmten, unaufgebbaren Beziehung nötig. Aber er ist ihm nur nötig als sein Korrelat, wie auch umgekehrt der Kritizismus dem Dogmatismus nötig ist, sobald sich eine wirklich philosophische Gesinnung und der Trieb zu philosophischer Erkenntnis zu regen beginnen. Dann muß unweigerlich der wagemutige Schritt vom Dogmatismus und seiner Ruhe in die fruchtbare Erregung und Unruhe des Kritizismus vollzogen werden. Dann gilt es — den Sündenfall der Erkenntnis nicht zu scheuen; dann nämlich gilt es, den Mut zur Bejahung der Autonomie der Vernunft aufzubringen und zu betätigen. Kann es doch der Fall sein, daß wir nur dadurch schuldig werden bzw. schuldig geworden sind, daß wir die Frucht vom Baum der Erkenntnis nicht restlos gepflückt und verzehrt haben, d. h. daß auch hier die eigentliche Schuld in der Halbheit liegt. Stellen wir uns jedoch mit uneingeschränkter Entschlossenheit auf den kritischen Standpunkt der Freiheit der Vernunft, dann ist es nicht ausgeschlossen, daß wir dann wieder „in den Stand der Unschuld zurückfallen", wie Heinrich v. Kleists Marionettenfreund sagt. Möglich auch, daß dann „das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt" anhebt. (Vgl. H. v. Kleist, Über das Marionettentheater; Schlußworte.) —

Jede strengere und tiefere Erfassung der Idee des Kritizismus führt zu der Einsicht, daß der Dogmatismus nicht nur einem vorkritischen Zeitalter angehört und der Ausdruck einer vorkritischen Geisteshaltung ist, sondern daß er einen geradezu außer- oder vorphilosophischen Standpunkt darstellt, ohne daß mit dieser Behauptung irgendein Werturteil verbunden sein soll. Es wird die Aufgabe unserer Überlegungen sein, genau anzugeben, wo und unter welchen Bedingungen der Übergang des Kritizismus zum Dogmatismus innerlich notwendig wird, wo und unter welchen Bedingungen er um seiner selber willen an den Dogmatismus sich wendet und ihn in sich einbezieht (S. 277 ff.). Wir werden damit auf eine ebenso eigentümliche als unvermeidbare Paradoxie im Wesen des Kritizismus treffen, auf eine Paradoxie, die nicht nur aus allgemeinen theoretischen Gründen, sondern auch aus gesinnungshaften Motiven erwächst. Der Kritizismus wäre nämlich nicht von jener angedeuteten Tragik erfüllt, wenn ihm jene Paradoxie nicht eignete, oder wenn er derselben in irgendeiner Form ausweichen könnte. In der kantisch-kritischen Einstellung ist der tragisch-heroische Zug ganz innerlich mit dem paradoxalen verwebt, so daß man auch von einer tragischen und heroischen Paradoxie als einer maßgebenden Tendenz in der Struktur des Kritizismus sprechen kann. Dieser tragisch-paradoxale Einschlag stellt einen Bildungsfaktor im Ethos des Kritizismus dar, und deshalb will es mir nicht als ausreichend erscheinen, das Ethos des Kritizismus lediglich oder vorherrschend nach der ethischen Seite hin zu interpretieren.

Gewiß ist es richtig zu sagen, wie es jetzt wieder Heinrich Rickert in dem soeben genannten Buche „Kant als Philosoph der modernen Kultur" tut, daß ohne Kants Erkenntnistheorie alles andere wissenschaftlich in der Luft schwebt (S. VII). Gewiß ist es zutreffend, zu behaupten, daß Kant zwar den „Weltbegriff" der Philosophie von ihrem „Schulbegriff" getrennt, beide Begriffe der Philosophie aber dennoch

Digitized by Google

in eine enge Verbindung miteinander gebracht habe. Wir aber haben es in unserem Zusammenhang weder mit dem „Schulbegriff" noch mit dem „Weltbegriff" des Kritizismus zu tun — unser Augenmerk gilt vielmehr dem tragischen Ethos in diesem Standpunkt, das außer und neben den historischen und systematischen Voraussetzungen ebenfalls zu den entscheidenden konstitutiven Faktoren für seine Entstehung und für sein Weiterwirken gerechnet werden muß.

Aus dieser Auffassung des Wesens des Kritizismus ergibt sich mit Notwendigkeit die Erkenntnis, daß ihn alle die zahllosen Widerlegungsversuche, denen er seit seiner Entstehung immer wieder ausgesetzt war, eigentlich gar nicht getroffen haben, weil sie ihn nicht treffen konnten, solange diese Versuche aus einer rein theoretischen und wissenschaftlichen Gegnerschaft her erfolgten. Es soll damit keineswegs gesagt werden, daß die kritische Philosophie keine Gelegenheit zur Kritik böte, daß sie keine Blößen zeige, daß sie jenseits aller Verbesserungs- und Weiterentwicklungsmöglichkeiten stünde. So könnte nur ein orthodoxer, gegen das innere Leben und gegen die mannigfachen Bewegungen im Kritizismus blinder Kantianer urteilen. Wir aber sagen, daß die Paradoxien, von denen die kritische Systematik voll ist, ein bündiges Zeichen für das kraftvolle Leben dieser Geistesart ist, und daß dieses Leben — wie alles Leben — seine Schöpferkraft gerade in der Entwicklung fruchtbarer Paradoxien bekundet. Weil der Kritizismus selber seinen tiefsten Ursprung in einer metaphysischen Gesinnungsrichtung und in dem Mythus von der Autonomie der Vernunft besitzt, weil der kritische Rationalismus der Transzendentalphilosophie seinen Grund jenseits seiner selbst hat, so verfehlt eigentlich jede Opposition ihr Ziel, wenn sie ihn „widerlegen" will. Denn eine Gesinnungsmacht und ihr Niederschlag in einer philosophischen Systematik lassen sich durch Gegenbeweise nicht widerlegen. Jede Entdeckung von theoretischen Unzulänglichkeiten bei Kant, z. B. der Nachweis, daß seine berühmte Widerlegung der alten dogmatischen Gottesbeweise schwere Lücken zeige und also ihre Absicht nicht erreiche, trifft dennoch den Kritizismus als Geistesmacht und als Schicksal nicht im mindesten. Otto Liebmann hat einmal bemerkt, daß die Transzendentalphilosophie als Ganzes ihre Bedeutung für die Welt des philosophischen Gedankens nicht verlieren würde, selbst wenn es gelänge, festzustellen, daß sie in allen ihren Einzelheiten fehlerhaft wäre. Otto Liebmanns Urteil ist zweifellos richtig. Aber seine Überzeugung von der unerschütterlichen Bedeutung des kantischen Standpunktes bezieht sich nicht auf das in unserem Zusammenbang ins Auge gefaßte Moment. Liebmann meint die transzendentale Methode, deren Aufstellung und Verwendung in der Tat eine der größten und förderlichsten wissenschaftlichen Errungenschaften darstellt. Wir hingegen denken an jenes einzigartige tragisch-heroische und paradoxe Ethos in der Struktur der kritischen Geisteshaltung, die für uns überhaupt nicht den Charakter einer eigentlichen Theorie, eines begrifflich belegbaren und einwandfrei beweisbaren Standpunktes oder Gesichtspunktes besitzt. So können alle Widerlegungen, auch die, mit denen der Kritizismus noch in Zukunft bedacht werden mag, ruhig zu den Akten gelegt werden. In dieser Entscheidung spricht sich keine orthodoxe Verranntheit aus; es soll nur gesagt werden, daß diese „Tragik" ebensowenig „widerlegbar" ist wie der entgegengesetzte Standpunkt des Dogmatismus, den ich hier einmal der Kürze halber als den Standpunkt der Gesichertheit, der Ruhe, der Erlösung, der Erlöstheit, der Geborgenheit in der Absolutheit des Seins bezeichnen möchte.

* * *

Bevor ich nun im folgenden an die nähere Behandlung meines Themas herantrete, so liegt mir daran, zunächst noch einen Punkt von grundsätzlicher Bedeutung zu erörtern. Nach meiner bestimmten Überzeugung wird der Charakter und der Wert des menschlichen Lebens geregelt durch seine Beziehung zum Absoluten und in engstem Zusammenhang damit durch die Art, wie diese Beziehung hergestellt und gefaßt wird.

Digitized by Google

Auch hier stehen wir wieder vor einer ganz merkwürdigen, aber ganz notwendigen Paradoxie. Es gehört nämlich zu den Urantinomien des menschlichen Lebens, daß es seinen Sinn- und Wertgehalt nicht aus sich selbst, nicht aus seiner eigenen Kraft zu speisen und zu rechtfertigen vermag. Wir alle brauchen einen Beziehungspunkt jenseits unserer selbst; ihm muß für den empirischen Bestand unseres Daseins ein absoluter Wert darum eignen, weil ohne diesen unser Leben in seiner eigenen Empirie sich rettungslos auflösen und schlechthin zu einer Sinnlosigkeit entarten und erstarren würde. Auch in diesem Falle können wir erkennen, daß die Paradoxie weder eine Schwäche noch einen Fehler, sondern daß sie eine Stärke und eine Fruchtbarkeit bedeutet. So hat die Paradoxie selber darum einen Sinn, weil sie zum Sinn des Lebens gehört, und weil sich erst durch sie und in ihr der Sinn des Lebens konstituiert. Da diese Paradoxie aber schlechtweg unaufhebbar ist, strömt von ihr her dem Leben seine immanente Tragik zu.

Kommen wir nun wieder zu unserem Problem zurück. Das Leben des Menschen ist nicht denkbar und würde jede Art geschichtlichen Sinnes einbüßen, wenn es nicht in einem tragisch-paradoxalen Verhältnis zu einem Punkt jenseits seiner selbst stehen würde. Dieser Punkt jenseits des Lebens, nennen wir ihn kurz: das Absolute, ist keine Fiktion, kein Gegenstand der Einbildung[1]), sondern die metaphysische Gewähr für den Sinn und Wert des Lebens überhaupt. Und darum besitzt er die Bedeutung der allerstärksten Objektivität, einer Objektivität, die zwar ideeller Natur, dennoch oder gerade deswegen jegliche empirische Objektivität, und sei es selbst diejenige der Naturgesetze, an Bedeutsamkeit für uns unendlich überragt. Aus diesem Grunde bedeutet es auch ohne jeden Zweifel eine der ärgsten Verkennungen, ja eine Zerstörung des metaphysischen Gehaltes der Idee des Absoluten, wenn dieser Gehalt nur als ein Ausdruck unserer subjektiven Sehnsucht und unseres Verlangens nach Ewigkeit gedeutet wird. Eine solche psychologische Betrachtung trifft zwar das subjektive Motiv, aus dem heraus wir zum Absoluten streben. Sie trifft unser empirisches Ich und alle die empirisch-subjektiven Bezüge dieses Ich. Aber sie trifft ganz und gar nicht das, was uns dieses Absolute ist. Das Sein dieses Absoluten besteht in seiner metempirischen Bedeutsamkeit. Und die Sphäre der Bedeutungen, der Werte, der Sinnhaftigkeiten ist, wie wir durch Plato schon belehrt worden sind, und wie die Werttheorie der süd-westdeutschen Schule aufs neue überzeugend dargetan hat, keiner Psychologie zugänglich. Jede Psychologie, und mag es sich um die Experimentalpsychologie oder um die Strukturpsychologie, um die Individual- oder um die Sozialpsychologie handeln, hat es mit empirischen Gegebenheiten zu tun, nicht aber mit den Bedeutsamkeiten und den sinnhaften Geltungen dieser Gegebenheiten. So kann die Psychologie uns in vollem Umfang mit der Gegebenheit des menschlichen Lebens bekannt machen, mit seinen zeitlich-gesetzlichen Abläufen und den Verwebungen derselben, nicht aber mit dem metempirischen Sinn dieser Abläufe. Mit einem Wort: Das Problem des Absoluten ist und bleibt der Gegenstand einer Deutung durch die Metaphysik.

Nun aber handelt es sich darum, was das für eine Metaphysik ist! Welchen Wurzel- und Ausgangspunkt und welche Rechtsgrundlage, ja, überhaupt welchen Charakter und welchen Wert sie für den Menschen besitzt!

Eine Angelegenheit von schwerstwiegender Bedeutung, nicht nur in intellektueller,

[1]) *Die Unmöglichkeit, vom Standpunkt einer fiktionalistischen Philosophie aus (Hans Vaihinger) eine Begründung der Religion zu bieten, ja auch nur zu einem angemessenen Verständnis des Wesens des Absoluten im metaphysischen Sinne zu gelangen, legt in überzeugenden Ausführungen Heinrich Scholz, „Die Religionsphilosophie des Als-Ob" (1921) dar. Meine Abhandlung berührt sich in vielen und entscheidenden Partien mit den vortrefflichen Nachweisen von Scholz (vgl. auch Liebert, Problem der Geltung; 2. Aufl. S. 72ff. und 126ff.).*

Digitized by Google

sondern — weit darüber hinaus — in allgemein seelischer und kultureller Hinsicht. Wir Menschen der Gegenwart, die wir im Durchschnitt noch aus einer metaphysikleeren, wenn nicht sogar metaphysikfeindlichen Zeit stammen, wir Menschen der Gegenwart, die wir unsere Bildung einem grundsätzlich positivistisch-realistischen Gesinnungskreis und Zeitalter verdanken, vermögen uns nur sehr allmählich in die ungeheure Wichtigkeit jener Frage zu versetzen. Wir müssen die — vielen von uns anerzogene oder noch anhaftende — Meinung von der Unmöglichkeit oder Entbehrlichkeit und Überlebtheit der Metaphysik gründlich aus uns ausmerzen. Sie offenbart, wo sie aufrecht erhalten und verteidigt wird, eine Lücke und einen Mangel in der seelischen Verfassung des betreffenden Menschen bzw. der betreffenden Generation. Aus diesem Grunde ist die seit einigen Jahren einsetzende Wendung zur Metaphysik als ein Ausgleich jenes Mangels und als eine Wiederanknüpfung an die alte Tradition der Metaphysik mit Freude zu begrüßen[1]). Die Verbannung bzw. Verabschiedung der Metaphysik war in theoretischer Beziehung ein wissenschaftliches und philosophisches Unrecht. Sie war aber außerdem eine seelische Unmöglichkeit und eine Gefährdung der sittlichen und religiösen Kultur. Begreiflich, daß sich gegen die versuchte und auch zeitweise gelungene Fernhaltung und Unterdrückung der Metaphysik jetzt die Versuche zur Erneuerung des metaphysischen Geistes mit einer Art von oppositioneller Entschiedenheit richten. Es ist in diesen Wiederbelebungen der Metaphysik sogar ein gewisses Übermaß bemerkbar, und die Zeiten sind nicht allzu fern, in denen die wissenschaftliche und kritisch betriebene Philosophie wieder zu einer Eindämmung, wenn nicht sogar zu einer Zurückdrängung des metaphysischen Triebes und seiner Entladungen wird schreiten müssen. Die Liebe zur Metaphysik neigt zu einer Gewaltherrschaft, zu einer Bevormundung der positiven Einzelforschung, zu einer gewissen spekulativen Überheblichkeit, die sich leicht in die konkrete Arbeit der konkreten Wissenschaften einschleicht und einmischt und von diesen Wissenschaften mit Recht nicht ohne weiteres hingenommen werden kann.

Doch auch diese Entwicklung wäre, falls sie eintreten würde, nur ein neuer Beleg für die eminent wichtige, vielleicht entscheidende Tatsache, daß Menschen und Zeitalter kaum in etwas anderem sich so charakteristisch voneinander unterscheiden als in ihrem Verhältnis zur Metaphysik und in ihrer Auffassung vom Wesen und Wert derselben. Denn wenn Gehalt und Sinn des menschlichen Daseins bis hinein in seine Objektivationen in Recht und Staat, Wissenschaft und Kunst, Wirtschaft und Technik usw. sich bestimmen durch die Art und den Umfang seiner Beziehung zum Absoluten, so ist die Lebensbedeutung der Metaphysik ohne weiteres ersichtlich, da diese es ist, mit deren Hilfe der Mensch eine gedankliche Erfassung des Absoluten unternimmt, da sie es ist, durch die er sein Verhältnis zum Absoluten gedanklich zu regeln versucht. Nicht das ist das Maßgebende, ob ihm jene Erfassung tatsächlich gelingt, sondern daß und wie er sie ins Werk setzt, und welche Eigenart seine Auseinandersetzung mit der Welt der ewigen Werte annimmt. Jenseits jeder Sondertragik innerhalb der empirisch-geschichtlichen Umstände und Begebenheiten, auch jenseits jeder Sondertragik im Reiche der Kunst, und erhöbe sich unser Blick bis zur Größe der elementaren Kämpfe und Leiden des Menschen, von denen uns die griechische Tragödie oder Goethes Faust die erschütternden Bilder zeichnen, ist in des Menschen Brust eine ewige theoretische Tragik lebendig, die in jener metaphysischen Auseinandersetzung zu immer neuem Ausdruck kommt. Hier klafft, solange wir in dem Umkreis der Kritik und Theorie ehrlich bleiben und uns nicht durch Scheinlösungen oder leere Redensarten täuschen, ein in der Sache liegender unüberbrückbarer Bruch zwischen Absicht und Wunsch auf der einen und Erfüllung auf der anderen Seite. Denn sowohl die systematische Kritik der Metaphysik durch Kant als auch die psychologisch-genetische

[1]) *Vgl. Peter Wust, Die Auferstehung der Metaphysik; Leipzig 1920.*

Digitized by Google

Erforschung der Motive, die — subjektiv geschen — die Entstehung eines metaphysischen Systems bedingen und herbeiführen, haben uns davon überzeugt, daß keine metaphysische Anstrengung ihre Erdgebundenheit, ihre Abhängigkeit von der menschlichen Natur, ihre Verwurzelung in tausend empirischen und geschichtlichen Umständen zu verleugnen und zu tilgen vermag.

Gewiß, wir werden die Bemühungen um die Metaphysik niemals preisgeben; wir werden in immer wiederholten Anstürmen das Absolute mittels der logischen und theoretischen Formkräfte zu gewinnen streben. Aber wie ein Dämon sitzt die Erkenntnis uns im Nacken, daß allen diesen — heroischen — Anstrengungen ein Erdenrest, zu tragen peinlich, unverwischbar anhaftet, daß ihnen Menschliches — Allzu-Menschliches als unausrottbarer Einschlag eingewoben ist. Diese Erkenntnis ist das — vielleicht schmerzliche, so doch notwendige — Ergebnis einer über alle subjektive Willkür unendlich erhabenen Entwicklung des modernen europäischen Geisteslebens seit dem Beginn der sogenannten Neuzeit in der Renaissance und im Humanismus, seit dem Hervortreten und der Ausbildung der modernen Erfahrungswissenschaften, negativ gesprochen, seit der Auflösung der alten dogmatischen Metaphysik der substantialen Formen. Anthropologie, Psychologie, historische und systematische Kritik haben Schritt für Schritt die eigentümliche, ich möchte fast sagen: religiöse Naivität zerstört, die die seelische Voraussetzung für die Bildung und für die Anerkennung und Durchsetzung der ontologistischen Metaphysik darstellt. Wir stehen — und damit müssen wir nun eben rechnen und uns abfinden — den Versuchen um eine Ontologie innerlich anders gegenüber als das Mittelalter. Eine ungeheure, Jahrhunderte umfassende geistesgeschichtliche, psychologische und philosophische Arbeit hat uns zutiefst verändert; der unwiderstehlich vordringende kritische Intellektualismus hat auch der Metaphysik gegenüber, so heilig diese uns sein mag, eine Stimmung wachsamer Pietätlosigkeit und eines durch die Aufklärungen seitens der modernen Wissenschaften immer aufs neue genährten Mißtrauens hervorgerufen. Daß diese Entwicklung nicht geradezu zu unserem Glück und zur Mehrung unserer seelischen Ruhe beigetragen hat, daß durch die Aufrichtung der tausendmal vergeblich bestürmten Schranke zwischen Glauben und Wissen unserem Innenleben ein gut Teil der ach so begehrten Harmonie verloren ging, ist eine Sache für sich, die aber die allergrößte Beachtung fordert.

Es wäre nämlich eine ebenso reizvolle als lohnende und notwendige Aufgabe, einmal mit genaueren Untersuchungen dem Einfluß nachzugehen, den wissenschaftliche Theorien und Wissenschaftssysteme, ganz gleich welchem besonderem Gebiet sie gelten mögen, auf das Seelenleben der unter ihrer Herrschaft aufwachsenden Generationen ausüben. Einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe versucht die vorliegende Abhandlung zu bieten, indem sie die merkwürdige und so überaus folgenreiche Einwirkung der neuzeitlichen historischen, psychologischen und philosophischen Kritik auf unser seelisch-sittliches Verhältnis zum Absoluten und auf den so entstandenen Geist unserer Bemühungen, dieses Absoluten mittels der Metaphysik habhaft zu werden, zu kennzeichnen unternimmt.

Bei unseren Erforschungen und Betrachtungen des Geisteslebens pflegen wir unser Hauptaugenmerk auf die materiale Seite der in ihm auftretenden Wissensformen, Methoden, Theorien usw. zu richten. Wie aber diese Wissensformen, Methoden, Theorien usw. aus der geschichtlichen Lage und der seelischen Eigenart einer Zeit erwachsen, so wirken sie auch auf den Geist der Zeit in bestimmender Weise zurück. Sie formen ihn, befördern oder hemmen ihn, vermehren oder mindern das in ihm wirksame Quantum an schöpferischer Energie. Diese oft schicksalsmächtige Beeinflussung äußert sich am deutlichsten und greifbarsten gerade in den außertheoretischen Bezirken der Kunst, der Religion, der Technik, des Rechts, der allgemeinen Lebenshaltung und Lebensauffassung und ist hier am leichtesten zu studieren. Aber sie macht sich darüber

Digitized by Google

hinaus in einem nicht immer so leicht faßbaren Wandel in der Lebensstimmung, in einer leise vorangehenden Veränderung der Gesinnung, der Wertgefühle, in einer Umbildung der keineswegs in allen Fällen in formulierten Urteilen zum Ausdruck gelangenden Einstellungen der Menschen zu den ewigen Fragen und Antworten der Metaphysik geltend. Wie außerordentlich zahlreich und wie unübersehbar miteinander verwebt sind die Bildungsfaktoren für die geistige Gestalt einer Zeit. Was von ihnen an das Tageslicht tritt, erlaubt nicht immer einen einwandfreien Rückschluß auf die Zahl und die Art der im Hintergrunde wirksamen Tendenzen. Wir bleiben hier auf einfühlende Deutungen, an Stelle von sicheren Erkenntnissen, angewiesen und beschränkt. So läßt sich auch nur eine mittelbare Folgerung in bezug auf den inneren Umschwung in der Struktur der metaphysischen Gedankenfügung der Neuzeit entwickeln, allerdings eine Folgerung, die aus der Vertiefung in den Zusammenhang und in den Charakter der modernen Erkenntnisarbeit gewonnen ist. Und was schließlich aus der systematischen Kritik der Metaphysik als Ergebnis in positivem und negativem Sinne erreicht ist, das steht in innerster Verbindung mit der allmählichen Zersetzung der alten Metaphysik durch die gesamte geschichtliche Bewegung und durch die ganze Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung der modernen Zeit. Die Tragik dieser Zeit findet ihr klarstes Spiegelbild in der Tragik der modernen Metaphysik. Denn die zu zweit genannte Tragik ist unmittelbar aus der erstgenannten hervorgegangen.

Indem nun Kant mit unvergleichlichem Scharfsinn und mit strengster systematischer Begründung die Unhaltbarkeit der alten dogmatischen Metaphysik aufdeckt, schließt er nicht nur einen Jahrhunderte langen gedanklichen Entwicklungsprozeß ab, sondern er bringt — und erst darin erleuchtet sich die Einzigartigkeit seiner Leistung und die klassische Größe seiner Stellung — in dem tragischen Bilde, das seine Zerstörung jener Form der Metaphysik darstellt, auch die Tragik eines ganzen, langen Zeitalters zum Ausdruck. Ja, noch mehr: Die Tragik dieses Zeitalters, d. h. der nicht gewollte und trotzdem nicht zu verhindernde Auflösungsvorgang der alten Metaphysik, die schwere Antinomie zwischen dem Wunsch nach einer Metaphysik und ihrem tatsächlichen Erscheinen auf der einen Seite und der rettungslosen Lockerung und Zerbröckelung aller metaphysischen Gebilde auf der anderen, findet in Kants Stellung zur Metaphysik ihr adäquates Abbild. Mit starken Worten bekennt er — u. z. nicht nur einmal oder nur gelegentlich — er habe das Schicksal, in die Metaphysik verliebt zu sein. Ist er diesem Schicksal gram? Ja und nein! Hat er seiner Liebe zur Metaphysik die ihr gemäße und auch ihn innerlich restlos befriedigende Verwirklichung und Erfüllung gegeben oder zu geben vermocht? Ja und nein! Wir wissen, und gerade die philosophische und historische Forschung unserer Tage hat es erkannt und betont es mit Recht sehr häufig und nachdrücklich, daß Immanuel Kant nicht nur Erkenntnistheoretiker, sondern auch Metaphysiker gewesen sei und Metaphysiker habe sein wollen, daß er nicht nur eine Theorie der Erkenntnis, sondern auch eine Theorie der Wirklichkeit gegeben habe und habe geben wollen[1]). Aber er war doch ein Metaphysiker in einem neuen Sinne, d. h. er war in der Tat der Zerstörer oder besser: der Vollender und systematische Organisator des sich allmählich restlos auswirkenden Zerstörungsprozesses der alten Metaphysik und damit der Schaffer an einem neuen Weltbild, an einer neuen, an einer tieftragischen geistigen Gestaltung und Gestalt.

Denn es gilt, sich immer und nachdrücklich gegenwärtig zu halten: Was hier der Auflösung und Zerstörung verfiel, war — seiner allgemeinen Kulturbedeutung nach gewertet — sehr viel mehr als eine spezielle philosophische Theorie oder Spezialwissenschaft. Es war ein Stück des Innenlebens der voraufgehenden Generationen u. z. kein

[1]) *Vgl. das soeben erschienene Werk von Max Wundt, Kant als Metaphysiker. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert. 1924.*

Digitized by Google

geringfügiges. Seine Beseitigung zerbrach einen wesentlichen Teil des Gebäudes dieser Welt, und es mildert die Schwere dieses Verlustes und die Tragik dieses Zusammenbruches nur wenig, wenn nun sofort darauf hingewiesen wird, daß durch die Kritik Kants ja „nur" der Wissenschaftscharakter der Metaphysik verneint wurde. In dem Bewußtsein der früheren Jahrhunderte gab es nicht die erst durch Kant mit heroischer Konsequenz aufgerichtete Schranke zwischen der festen, logischen Wissenschaft auf der einen Seite und dem Glauben auf der anderen. Wir wissen, wie sehr die älteren Philosophen sich darum bemüht hatten, die Verträglichkeit und die vernunftmäßige Zusammengehörigkeit von Wissen und Glauben darzutun, ein Bemühen, dem auch Leibniz noch oblag. Mit der alten Metaphysik ging ein höchst kostbares Gut der sittlichen und religiösen Tradition zu Grunde, das durch die Anlehnung an die mathematische Naturwissenschaft in seiner Existenz und in seiner — allgemein-kulturellen und seelischen — Bedeutung auf das Beste gesichert schien. Die Zerstörung der Wissenschaftlichkeit der Metaphysik zerstörte mehr als bloß eine „Wissenschaft"; sie zerstörte auch einen Glauben, eine Weltanschauung, sie untergrub ein altes, in höchster Verehrung stehendes Verhältnis zum Absoluten. Was die kantische Kritik dann an die Stelle des Zerstörten setzen mochte — ganz gleich: Eine liebe Gestalt des Lebens war grau geworden, eine tiefe Unruhe und Besorgtheit mußte zwangsläufig sich einstellen.

Diese Unruhe, die nicht sowohl in einzelnen Persönlichkeiten als vielmehr in der ganzen Gesinnung und in dem Lebensgefühl der folgenden Zeitalter und der folgenden Stufen der geistigen und der philosophischen Entwicklung — schon in dem wechselreichen Hervortreten so vieler und so verschiedenartiger kantischer Schulen und philosophischer Systeme — deutlich und lehrreich genug sich bekundet, mußte außerordentlich gesteigert werden durch den kantischen Nachweis, daß die Metaphysik nicht Wissenschaft im Sinne der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft sei. Denn die traditionelle Metaphysik hatte doch zum Zweck ihrer unangreifbaren Sicherung gerade diese Naturwissenschaften als Unterbau und als Methode benutzt. Wie war es eigentlich zu verstehen, daß das metaphysische Gebäude jeder wissenschaftlichen Zuverlässigkeit ermangeln sollte, da doch seine Grundlage als solche von dem großen Kritiker selber anerkannt wurde, da doch auch für Kant die mathematischen Naturwissenschaften das klassische Muster strenger Wissenschaften darstellten? Für die Metaphysik lehnte er diesen Unterbau ab. Aber das Bewußtsein der Jahrhunderte hatte gelernt, jenen Wissenschaften zu vertrauen. Wie furchtbar mußte demnach die seelische Erschütterung werden, als sich herausstellte, daß trotz der unvergleichlichen Solidität dieses Unterbaues auf ihm die „luftigen metaphysischen Türme" errichtet werden konnten! Und mußte es dem durch eine großartige Tradition gestärkten Rationalismus, der sich tief in die Gemüter eingegraben hatte, nicht als ein Sprung ins Ungewisse, mußte es dem ganzen Zeitalter nicht als ein ungeheures Wagnis erscheinen, wenn ihm zugemutet wurde, jene so solide Grundlage durch den „praktischen Vernunftglauben" als die von Kant einzig und allein zugelassene Voraussetzung für die Metaphysik zu ersetzen?!

Wir sprachen davon, daß jedes Zeitalter, wie jeder einzelne Mensch, eine höchste sittliche Pflicht in der Aufgabe besitzt, sein Verhältnis zum Absoluten irgendwie zu klären und zu festigen. Das Jahrhundert der Aufklärung, das Jahrhundert des Rationalismus hatte diese Regelung und Festigung gewonnen mit dem gewaltigen Hilfsmittel der mathematisch begründeten Erfahrungswissenschaften, mochten das die Erfahrungswissenschaften der Natur (Descartes) oder diejenigen der Geschichte sein (Vico usw.). Das Schicksal dieses Jahrhunderts fand seine Ruhe in der Geltung und in der uneingeschränkten Anerkennung des methodischen und systematischen Rationalismus. Daraus ergibt sich unzweideutig, daß auch dieser Rationalismus, so sehr er rein wissenschaftlicher Herkunft und rein logischen Gepräges zu sein sich bemühte, dennoch über den Wertkreis der bloßen Wissenschaften sehr weit hinausragte, daß er

Digitized by Google

selber zu einer Sache der Gesinnung und zu einem übertheoretischen Glauben emporwuchs, daß er selber, weil sich in ihm ein Schicksal verankerte, zur Kraft eines Schicksals erstarkte.

Und nun sollte diese Kraft, wie Kant gezeigt hatte, nicht ausreichen, um das Gebäude der Metaphysik zu tragen, dessen Errichtung der Zeit als ihre Hauptaufgabe so sehr am Herzen gelegen hatte?! Öffnet sich hier nicht eine neue Gefahr, eine neue Tragik? Konnte, ja mußte der Zusammenbruch der alten Metaphysik nicht auch — rein gefühlsmäßig! — ein Mißtrauen, einen Argwohn gegen die uneingeschränkte Geltung und Anwendbarkeit der mathematischen Naturwissenschaften aufkeimen lassen? Ein innerer Vorgang, der in seiner — wieder seelisch gesehen — Tragweite der Mehrzahl der Zeitgenossen zunächst vielleicht nicht voll zum Bewußtsein kam. Aber er hat sich allmählich mit Notwendigkeit ausgewirkt; und er ist dann in der bekannten Opposition gegen den Rationalismus auf vielen Gebieten zutage getreten. Ist es übertrieben, wenn man Kant, diesem angeblichen Erzrationalisten, „schuld" gibt an der Entstehung dieser Opposition? Bekundet sich nicht auch in dieser Beziehung, in dieser weit- und weiterführenden Auswirkung seiner kritischen Tat seine weltgeschichtliche Stellung? Ist es zuviel gesagt, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß die Geringschätzung der mathematischen Naturwissenschaften durch die Romantik eine Unterstützung erfahren hatte durch den Nachweis Kants, sogar von diesen Wissenschaften aus sei eine Metaphysik und der theoretische Aufstieg zum Absoluten eine Sache der Unmöglichkeit? Kant ist nicht nur in einer Hinsicht, nicht nur auf Grund einer Richtung seiner Leistung ein Schicksal: Er ist eine Schicksalswende überhaupt. Niemals wieder ist nach seiner Kritik eine so geschlossene, eine in sich so gefestigte Form der Metaphysik aufgetreten. Von allen möglichen Voraussetzungen aus und mittels der verschiedenartigsten Gesichtspunkte und Methoden sind die Versuche, zu einer Metaphysik zu gelangen, in Angriff genommen worden. Das vielgestaltige und bewegte Ringen um die Metaphysik, das die auf Kant folgenden Jahrzehnte aufweisen, sind ein Ausdruck der Aufgewühltheit, sie sind eine Äußerung der heftigen Unruhe, die durch ihn nicht nur in die Metaphysik, sondern überhaupt in unser Verhältnis zum Absoluten eingeströmt sind. Denn abgesehen von der dialektischen Methode konnte keine andere Methode sich so ausgezeichnet eignen für die Aufgaben und Zwecke gerade der Metaphysik, als die mathematisch-konstruktive Betrachtungsweise das vermochte.

Woran lag das? Nicht nur, wie es zunächst scheinen könnte, an der durch diese Betrachtungsweise gebotenen Möglichkeit zu einer streng einheitlichen und logischen Systematik, nicht nur an der z. B. von einem Kopf allerersten Ranges wie Descartes wunderbar ausgenutzten Möglichkeit zur Errichtung eines Weltbildes von imponierend einleuchtender Ordnung, die ebenso die Gesetzmäßigkeit des mechanischen Geschehens wie den Zusammenhang in der Seele des Einzelnen und die Vernunft in der Gliederung der Gesellschaft umfaßte und zu eindringlich klarem Ausdruck brachte. Wohl befriedigte die methodische und konstruktive Fähigkeit auch die strengsten wissenschaftlichen Forderungen; wohl schien sie der ganzen modernen Wissenschaft, zumal dem Kampf derselben gegen den mittelalterlichen Autoritätenglauben und gegen den — angeblichen — Formalismus der Scholastik ein beruhigendes Recht und eine Überlegenheit gegen alle Zweifel, auch gegen alle Angriffe seitens der kirchlichen Dogmatik zu bieten. Wohl schien sie die Strenge der Form mit der Möglichkeit, auch die gegenständliche Welt der Erfahrung aufzunehmen, die scheinbar von dem leeren Begriffsapparat der Scholastik nicht umspannt, ja nicht einmal berücksichtigt worden war, auf das Glänzendste miteinander zu verbinden: Sie gewährte mit der Wissenschaftlichkeit zugleich einen Reichtum an Inhalt, eine Fülle an Erfahrungserkenntnissen.

Doch alles das war es im Grunde nicht, wodurch sich die mathematischen Naturwissenschaften so sehr der Gunst empfahlen und ihre Anwendung beglaubigten. Ihr

Digitized by Google

Ansehen erhielt einen außerordentlichen Zuwachs durch ein jenseits aller Rationalität und aller Beweisbarkeit stehendes Moment, durch einen metaphysisch-ontologistischen Grundzug, der ihnen ihre charakteristische Eignung dazu verlieh, um der auf ihnen errichteten Metaphysik als Fundament zu dienen. Sie galten als das absolut adäquate Abbild der absoluten Wirklichkeit; in ihnen dachte, erlebte, genoß der Mathematiker und Philosoph beseligt jene Wirklichkeit. In ihnen und durch sie erhob er sich über alle irdischen Abhängigkeiten, über alle einengenden Anthropomorphismen. Darin prägt sich ihr überintellektueller, ihr sozusagen religiöser Reiz und Wert aus. Und zugleich ist es dieser metaphysisch-ontologistische Grundzug der modernen mathematischen Naturwissenschaften, in dem eine tiefe Gemeinsamkeit zwischen der mittelalterlichen und der neuzeitlichen Denkart sich zeigt. In dieser Beziehung verbleibt auch der wissenschaftliche Geist der Renaissance und der Aufklärung noch innerhalb der intellektuellen Grundstimmung und Gedankenbildung des Aristoteles und der — Scholastik. Bis dann auch in dieser Hinsicht durch Kant der große Umschwung hervorgerufen wurde.

Jene Gemeinsamkeit bekundet sich in hervorstechender Weise darin, daß den Prinzipien und Konstruktionsformen der mathematischen Naturwissenschaften doch eine mehr als bloß logische Objektivität zugesprochen wurde. Sie galten noch — trotz aller durch Descartes, Leibniz u. a. bewirkten erkenntnistheoretischen Fortschritte — als Wesensformen der Dinge. Die Harmonie dieser mathematischen Systematik war ein Niederschlag, ein Abglanz der mathematischen Harmonie der Wirklichkeit. Die Philosophie baute ihre Systematik darum nach dem Vorbild der mathematisch-kosmischen Prinzipien; weil der oberste Weltbaumeister gemäß jener Prinzipien die Gesetzmäßigkeit der Welt aufgerichtet hatte. Und beglaubigten sich die Prinzipien der mathematischen Naturwissenschaften nicht gerade, abgesehen von ihrer Rationalität, die sie als Sprößlinge und Schößlinge des autonomen Verstandes erscheinen ließen, auch noch durch ihre ontologistische Abhängigkeit von den durch Gott gesetzten Formen und Prinzipien der Welt? Der Ontologismus dieser Naturwissenschaften ist der mittelalterliche Zug in dieser modernen Erkenntnisweise; er ist durch keine rein logische Interpretation aus ihnen wegzudisputieren; er steht mit ihrem Logismus und ihrem Verstandesautonomismus in einem beachtenswerten Spannungsverhältnis. Er ist es, der mit berücksichtigt sein will, soll die gesamte Kulturbedeutung und der übertheoretische Kultursinn der mathematischen Naturwissenschaften voll erfaßt werden. Auch oder gerade in ihnen erblickte der intellektuelle Mensch der Neuzeit, auch oder gerade in ihnen sah auch der „Aufklärer" einen ontologischen Halt, eine zwar durch die Wissenschaft gebotene, aber letztlich überwissenschaftlich gültige und brauchbare Gewähr seiner Gebundenheit an die objektive Einheit und Macht des Kosmos und seiner Geborgenheit in dieser.

Es ist leicht zu ermessen, welches seelische, welches sittliche, ja, welches religiöse Gewicht diese Wissenschaften eben um ihres — nicht nur systematischen, sondern gerade — ontologischen Charakters willen für die Menschen ihrer Zeiten besitzen mußten. Und es ist ebenso leicht zu ermessen, was es bedeutete, wenn Kant, nach allen den Vorarbeiten und Vorbereitungen durch seine erkenntnistheoretischen Vorläufer, den mathematischen Naturwissenschaften diesen ontologistischen Zug und Einschlag bis auf den letzten Rest raubte. Er war eben nicht nur ein Reformator in Sachen der Metaphysik und der allgemeinen Weltanschauung, sondern auch ein Reformator, ja Revolutionär in Sachen der Wertung des metaphysischen und allgemeinweltanschaulichen Gehaltes der Wissenschaften. Sollte diese Revolution, diese Tilgung des ontologischen Bestandes aus den Wissenschaften am Ende nicht doch von einer größeren und einschneidenderen Bedeutung gewesen sein für das allgemeine Kulturbewußtsein und für unsere innere Stellung zu Gott und Welt als die von Kant selber so begeistert anerkannte Umwertung der Wissenschaften durch Rousseau?

Digitized by Google

Der große Vernunftkritiker rühmt von dem großen Genfer: „Rousseau hat mich zurechtgebracht," da er ihn darüber aufgeklärt habe, daß „die Ehre der Menschheit" und ihre Fortschritte nicht auf dem „verblendenden Vorzug" der Erkenntnis, nicht auf der ausschließlichen Schätzung und Pflege der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft beruhten. Gewiß ist, biographisch gesehen, dieses aus der Stimmung dankerfüllter Anerkennung erwachsene Zugeständnis und Einverständnis für Kant sehr lehrreich, hatte er doch von sich selber gesagt, er fühle den „ganzen Stolz des Gelehrten" in sich und sei selbst „aus Neigung ein Forscher". Gewiß ist auch über das Biographische hinaus jenes Lob auf Rousseau bedeutsam als ein Zeichen des Wandels in der allgemeinen Kulturstimmung, als ein Zeugnis der Abkehr von der Überschätzung der intellektualistischen und mechanistischen Weltauffassung. Ganz in der Richtung dieser Umwandlung geht ja auch Rousseaus Einfluß auf Goethe.

Und nun die seltsame Paradoxie! Kant blieb bekanntlich dennoch in weitem Umfang bei seiner alten Hochschätzung der mathematischen Naturwissenschaften. Um sich von ihnen voll abzuwenden, ja um den Intellektualismus so wurzelhaft und so entschieden abzulehnen, dazu war er doch nicht geneigt, dazu war er eben doch zu sehr Forscher und Denker. Bezeichnenderweise vergleicht er den Schweizer Reformator nicht mit einem der großen Reformatoren auf dem Felde der Religion oder der allgemeinen Sittlichkeit, z. B. nicht mit Luther, sondern doch wieder mit einem der großen Reformatoren auf dem Felde der Wissenschaft, mit einem der großen Intellektualisten, er vergleicht ihn mit Newton. Aber dieser selbe Vertreter und Befürworter der mathematischen Naturwissenschaften, dieser selbe Anwalt des strengen theoretischen Geistes der mathematisch-dynamischen Weltauffassung hat dieser Wissenschaftsgruppe und Weltauffassung dennoch — vom Standpunkt der Metaphysik und Weltauffassung, ja, der Religion aus betrachtet — etwas Unersetzliches genommen: eben ihre ontologische und dogmatisch-metaphysische Kraft! Darf man nicht vielleicht sagen, daß dieser klassische Kenner der mathematischen Naturwissenschaften und dieser große Rühmer ihres theoretischen und methodischen Wertes den einzigartigen Sinn ihrer allgemeinen Bedeutung für das menschliche Leben, ihren Wert als begriffliche Brücke zum Absoluten, nicht sah, nicht sehen durfte, ihn jedenfalls auf Grund seiner Kritik zerstörte? Darf er nicht auch in dieser Hinsicht als ein Schicksal gelten? Ist es nicht so, daß seine geistige Gestalt wie ein Verhängnis wirkt, das eine Götterdämmerung auslöst?

Zwar hatten in der neueren Philosophie seit Descartes die mathematischen Naturwissenschaften dazu gedient, der dogmatischen Metaphysik die Grundlage und die Methode zu liefern. Dadurch entstand jene großartige Systematik, die in ihrer Geltung sich nicht auf das Reich der Erkenntnis beschränkte, sondern auch die unerschütterliche und unantastbare Voraussetzung für den Aufbau einer neuen, rationalen Kulturgesinnung und einer auf der Autonomie des Denkens beruhenden Kultur überhaupt darstellte. Aber dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß doch auch umgekehrt das System des neuen wissenschaftlichen Geistes auf eine alte Gesinnungsart, auf die dogmatisch-ontologische, sich — wenn auch nicht in allen Fällen ausgesprochenermaßen — berief und stützte. Die Idee der Autonomie des Verstandes, das Bewußtsein von der Freiheit und Souveränität des konstruktiven Denkens setzte sich restlos erst in einem langen Entwicklungsprozeß durch. Lange erhielt sich jedoch in diesem Prozeß zugleich das Bewußtsein einer Beziehung des Denkens zu den metaphysischen Formen einer absoluten Wirklichkeit, die sich in den logischen Formen jenes konstruktiven Denkens adäquat spiegeln. So ist das in den mathematischen Naturwissenschaften wirksame Denken nicht in vollem Sinne ein konstruktives, es ist vielmehr ein nachkonstruierendes, ein nachzeichnendes Denken. Mit einem Wort: Die Spontaneität des denkenden Subjekts oder das vernünftige Ich ist doch noch nicht zu restlosem Selbstbewußtsein und zu restloser Selbsterfassung gelangt. Die logischen

Digitized by Google

Wege des Denkens gelten als adäquate Nachbilder der absoluten Wege des göttlichen Denkens.

Fragt man, worin diese metaphysische Überzeugung sich begründet, so pflegt von den Vertretern jener Anschauung die Antwort erteilt zu werden, daß die einwandfreie logisch-methodische Klarheit des mathematischen Denkens ein Beweis für seine metaphysische Unbedingtheit sei. Die Energie und die logische Überzeugungskraft dieser Formen strahlten gleichsam hinaus über ihre rein logisch-theoretische Geltung und ließen das einheitliche Reich der Formen zugleich als einen realen Zusammenhang von Wesenheiten, von Formen des Seins erscheinen. Mir aber scheint ein anderer Grund vorzuliegen. In der Natur jeder leistungsstarken Schöpfung, und eine solche ist die mathematische Naturwissenschaft sicherlich, herrscht die Tendenz, sich als absolut gültig zu setzen, sich gleichsam kosmisch auszuweiten und universale Geltung zu beanspruchen. Der Zug zur Unbedingtheit ist der Grund für alle Hypostasen. Dieser Zug aber ist ein Glaubenszug; es steckt in ihm unleugbar ein Irrationalismus. Wenn auch das System jenes konstruktiven Denkens selber von irrationalen Einschlägen vielleicht frei ist, so sind doch in den metaphysischen Geltungsansprüchen, die in den Voraussetzungen jenes Systems wirksam sind, solche irrationalen Züge unverkennbar enthalten.

Kant verneint nun das Recht jener metaphysischen Ansprüche des konstruktiven Denkens; er verneint der Theorie überhaupt die Möglichkeit, die Erfassung des Absoluten zu bewerkstelligen. Was er auch immer als Ersatz für die vermeinte Möglichkeit einer theoretischen Erkenntnis des Absoluten bot, und wir wissen, in welcher tiefgründig-genialen Weise er diesen Ersatz durch seine ganz metaphysisch gerichtete Ethik lieferte, ganz gleich: eine durch die Tradition geheiligte, durch die besten Köpfe gezimmerte und von den Jahrhunderten erprobte Brücke, die den armen Sterblichen die so innig gesuchte Straße zur Ewigkeit führte, war unterbrochen. Dieser Schlag traf nicht nur die Theorie und ihre Geltungsansprüche als solche, er traf darüber hinaus ein alteingewurzeltes Weltgefühl, er traf geradezu die Stellung des Menschen im Ganzen des Kosmos. Es ist kein Zufall und stammt nicht nur aus einem persönlichen Wunsche Kants nach Orientierung, wenn er so oft die Frage aufwirft, welche Stellung der Mensch in der Gesamtheit der Welt einnehme, und welches die Aufgaben seien, die ihm aus dieser Stellung zuflössen. In dem vorkantischen Weltgefühl war diese Stellung gesichert und gefestigt durch die Glaubensgewißheit, daß der Mensch den Grund seines Seins in der Absolutheit Gottes hätte. Kants autonomistische Ethik unterbindet diese Glaubensgewißheit; sie schreibt dem Menschen gerade in dem, was er wert ist, eine Ausnahmestellung und eine Sonderaufgabe zu. Sie fordert von ihm, frei und sich selbst verantwortlich zu sein. Gewiß erhöht sie dadurch den Sinn seiner Stellung im Kosmos unendlich. Aber erhöht sie damit nicht auch zugleich sein sittliches Risiko unendlich? Mutet sie ihm nicht einen außerordentlichen Heroismus an? Und wenn auch zuzugeben ist, daß dieser Heroismus eine der erhabensten Forderungen darstellt, die je an den Menschen gerichtet werden konnte, und wenn auch Kant selber sehr wohl wußte und sehr häufig betonte, daß die unbedingte Idealität und Erhabenheit dieser Forderung ihre erschöpfende Verwirklichung verhindere, so darf doch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das Postulat der Freiheit und die Idee der Autonomie ein zwar gewaltig aufrüttelndes, aber auch gewaltig beunruhigendes Ansinnnen an den Menschen stellen.

Diese Frage wird hier nicht getan um Kant auch nur den leisesten Vorwurf zu machen. Wir betonten ja die sittliche Großartigkeit jener Forderung. Und es sei sofort der Überzeugung Ausdruck verliehen, daß kein anderes Prinzip als die Idee der Freiheit als Prinzip der Sittlichkeit anerkannt werden könne und dürfe. Zugleich aber ist es keine Frage, daß die in der Idee der Freiheit ruhende unbedingte Forderung den aufwühlenden Charakter einer heroischen Zumutung trägt und immerfort die Mög-

Digitized by Google

lichkeiten zu den gefahrvollsten Krisen eröffnet. Es ist nicht anders, als daß mit der Forderung der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit ein gewaltiges Wagnis verbunden ist, wie denn überhaupt die idealistisch-normative Philosophie, besonders auf ihren Höhepunkten in Plato und Kant, eine Philosophie des Risikos ist.

Jeder ontologistisch-dogmatische Standpunkt, wie überhaupt jede Art des Positivismus, mag es sich um einen religiös oder um einen naturwissenschaftlich begründeten handeln, enthebt den Menschen der Unruhe, des Wagnisses, des Kampfes, sogar der Enttäuschung. Und darum wird er immer die angemessene Philosophie für den Durchschnitt sein, dem doch die unbedingte Ruhe über alles geht. Der Positivismus ist das Dogma der Masse. Mag es sich um den Hinduismus und Brahmanismus, um Judentum oder Christentum, um den Islam oder um eine religiöse Sekte handeln: Alle Gläubigen finden in der Positivität irgendeines Dogmatismus ihre Ruhe, ihre Erlösung, ihre Seligkeit.

Aber gerade von hier aus läßt sich wiederum mit aller wünschenswerten Deutlichkeit einsehen, daß der Dogmatismus ein vor- oder außerphilosophischer Standpunkt ist. Wo die Positivität des Dogmas herrscht, schweigt die Freiheit des Denkens, und damit schweigt die Philosophie. Wir sagten oben, daß Kants Philosophie die Philosophie der Freiheit sei, daß sie in ihrer Systematik auf dem Prinzip der Freiheit beruhe, daß sie mit anderen Worten als eine Schöpfung und als ein Ausdruck der theoretischen und sittlichen Spontaneität und Selbstverantwortlichkeit des Geistes in seiner höchsten Potenzierung zu gelten habe. Aber dieses Prinzip der Freiheit ist das systematische Grundprinzip der Philosophie überhaupt, so lange es im Sinne seiner schöpferischen Selbstentwicklung und seiner dialektischen Unruhe, im Sinne einer unendlichen Bewegtheit und Unabgeschlossenheit nnd nicht im Sinne einer dogmatisch gefestigten Lösung und eines endgültigen Abschlusses verstanden und gebraucht wird. Da wo das Dogma auftritt, wo also der Prozeß der Freiheit zum Stillstand kommt oder einer Behinderung unterworfen wird, ist die Philosophie begreiflicherweise gefährdet; man kann wohl auch sagen, sie geht an diesem Punkt über in das Gebiet der Religion.

Es ist das eine Erkenntnis, die uns in den späteren Ausführungen noch genauer beschäftigen wird. Nur können wir jetzt schon sagen, daß dieser Übergang der Philosophie in die Religion, m. a. W. des Kritizismus in den Dogmatismus, und umgekehrt des Dogmatismus in den Kritizismus durch die Natur der Sache verlangt wird, daß aber trotz dieses oder gerade wegen dieses Korrelatverhältnisses zwischen Philosophie und Religion bzw. Kritizismus und Dogmatismus es eine Pflicht der logischen Sauberkeit ist, die Grenzen beider Gebiete nicht ineinander übergreifen zu lassen. Das System der Kultur stellt eine gegliederte Einheit dar. Aber es bleibt die Aufgabe der philosophischen Kritik die in dieser Einheit enthaltenen einzelnen Wertgebiete begrifflich klar voneinander abzugrenzen. Da, wo die Bewegung, die Unruhe, die Dialektik der Freiheit herrscht, ist das Gebiet der Philosophie. Wo aber diese Dialektik zur abschließenden Lösung, zum Dogma, wo die Funktion zur Substanz geworden ist, betreten wir das Wertgebiet der Religion.

Dieser Übergang verwirklicht sich stets da, wo eine Ontologie in das System der Erkenntnis einzieht, wo das letztere ontologisch fundiert wird. Für die Philosophie ist das „Sein" immer Inhalt eines Problems, immer Gegenstand der Kritik; es ist nicht Sein als solches, nicht schlechthin gesetztes Sein, sondern logisch und systematisch zu begründen. Es wird von der Philosophie gleichsam aus seiner Ruhe und Selbstverständlichkeit aufgescheucht, seiner Gegebenheit entkleidet; d. h. ihm gegenüber wird die Autonomie der Erkenntnis als die alles Sein erst begründende Instanz und Funktion aufgerichtet. Diese Autonomie wird auch dem absoluten Sein gegenüber aufrecht erhalten und erprobt, wenn natürlich diese Erprobung auch selber des Seins bedarf, auf das Sein hinzielt. Wohl gibt es „keine Erkenntnisfrage ohne Seinsfrage. Denn es gibt kein Erkenntnis, deren ganzer Sinn nicht darin bestände, Seinserkenntnis

Digitized by Google

zu sein. Erkenntnis ist eben ein Bezogensein des Bewußtseins auf ein Ansichseiendes. Die Theorie mag zwar hinterher erweisen, daß dieses Ansichseiende gar kein Ansichseiendes sei. Aber das Phänomen der Beziehung selbst ist damit nicht aus der Welt geschafft"[1]). Aber da, wo dem Sein der absolute Primat und die absolute Priorität gegenüber der Autonomie der Erkenntnis zugesprochen wird, drängt sich die religiöse Geisteshaltung an die Stelle der philosophischen. In dem Falle der einfachen Aufstellung bzw. der Postulierung eines Dings an sich hat die Philosophie ihr Gültigkeits- und Zuständigkeitsgebiet verlassen, und der Standpunkt, der in der Philosophie im allgemeinen als Realismus bezeichnet wird, ist erkauft durch eine teilweise Preisgabe der Idealität und der Autonomie des Logos: In ihm prägt sich eine übertheoretische Hypostasierung der ideellen Norm des Logos aus. Indem die Philosophie die Position des Seins zugesteht, gesteht sie diese doch nur als die logische Setzung des Problems des Seins zu. An sich ist für die Philosophie das Sein ein leerer Begriff; denn sofort muß gefragt und untersucht werden, was das heißt: Sein, was das Sein gilt, und was als Sein gilt. Gewiß ist das „Sein" das Grundproblem der Philosophie, speziell der Erkenntnistheorie. Einwandfrei zutreffend ist Heinrich Maiers Bemerkung in seinen bedeutsamen und umfangreichen Zusätzen und Anmerkungen zu der von ihm herausgegebenen fünften Auflage von Christoph Sigwarts „Logik": „Als das Grundproblem der Erkenntnistheorie galt damals (zur Zeit, als Sigwart seine Logik abfaßte und veröffentlichte, etwa um 1870) — und sollte noch heute gelten — das Problem des Seins, dasselbe, um das sich die Kontroverse zwischen idealistischen und realistischen Theorien dreht" (Sigwart, Logik; 5. Aufl. Bd. I, S. 550). Doch gewinnt und genießt das Sein Anrecht in der Philosophie eben als Problem, als Erkenntnisaufgabe. Es ist Gegenstand und Korrelat der Erkenntnis im Sinne einer Aufgabe, einer notwendigen, mit dem Begriff der Erkenntnis selber gesetzten Aufgabe, aber immerhin einer Aufgabe.

M. a. W.: Innerhalb der philosophischen Gedankenbildung und unter ihrer Zugrundelegung kann vom Sein nur von dem Primat und der Priorität der „Frage", also von dem Primat und der Priorität der logischen Systematik gültiger Erkenntnis aus gehandelt und gesprochen werden. Der Philosophie ist das Verlassen der Sphäre des Seins, ist der Sündenfall der Erkenntnis unvermeidlich. Auch das höchste, das göttliche Sein ist ihr keine vorbehaltlos hinzunehmende Gegebenheit, und wenn eine philosophische Systematik in ihrer ersten Position primär den Begriff des Seins oder das Sein als festen Begriff und begrifflichen Ausgangspunkt anerkennt und aufstellt, da läßt sich als sicher annehmen, daß eine religiöse Fundierung und eine religiöse Normierung des betreffenden Systems vorliegen. Eine Bestätigung für diese Behauptung erbringt das System Hegels. Jeder tiefere Blick in seine Voraussetzungen zeigt als seine Grundlage eine religiöse, fast theologische Geisteshaltung. Für sie ist doch nicht eigentlich die Unendlichkeit der Dialektik in ihrer tragisch-antinomischen Entwicklung, sondern die „Aufhebung" bzw. Aufgehobenheit derselben in der Absolutheit des Geistes charakteristisch. Der Gegensatz zwischen Kant und Hegel reicht hinein bis in die letzten und tiefsten, jenseits der Theorie schon auftretenden Bedingungen ihres Philosophierens. Kant wahrt den Gesichtspunkt der Autonomie des Denkens und der unendlichen Antinomie in der Begründung und Konstruktion der einzelnen philosophischen Wertgebiete mit heroischer Strenge und Konsequenz. Unnachgiebig hat er gegenüber der Sphäre des Seins die ideelle Sphäre der autonomen Norm aufgerichtet und verteidigt. Unermüdlich hebt er die unerschöpfliche Spontaneität und die theoretische und sittliche Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des Geistes, der „Vernunft" hervor. Hegel polemisiert gegen den kantischen Dua-

---

[1]) *Vgl. Nicolai Hartmann, Wie ist kritische Ontologie überhaupt möglich? Festschrift für Paul Natorp; 1924, S. 125.*

Digitized by Google

lismus von Sein und Sollen; er richtet — ontologisch und religiös gestimmt — den Monismus des Seins auf. Ferner bleibt — und auch darin erweist er sich als ontologisch und religiös geartet — die Absolutheit des Geistes selber, so wie Hegel sie faßt und darstellt, gefeit gegen alle Dialektik und Antinomik. Die nicht (kantisch) als Aufgabe, sondern als erreichte und erfüllte Realität gedachte Absolutheit des Geistes bietet die unerschütterliche Bürgschaft für die endliche Aufhebung aller Dialektik und damit für die endliche und bestimmte Gewinnung des Heils und der Erlösung. Kant ist und bleibt der kritische Philosoph — Hegel ist bereits in seiner Philosophie der typische Vertreter der Religiosität. So greift er in gewissem Sinne zurück in die mittelalterliche Einstellung und auf die mittelalterliche Art des Philosophierens. Dieser große Verehrer des Aristoteles, dieses klassischen Ontologisten — wie gering war Kants Achtung vor dem Stagiriten, gering bis zur Geringschätzung — zeigt zweifellos eine nahe Verwandtschaft zu Thomas von Aquin, eine Verwandtschaft, die einmal näher untersucht und klargestellt werden müßte.

Die Geschichte des neuzeitlichen Geisteslebens beschreibt in der Entwicklung der modernen Wissenschaften und Philosophie seit ihrer Begründung in der Spätrenaissance und in den Anfängen der Aufklärung über Kant hin bis zu Hegel einen merkwürdigen Kreis, der sich, wenngleich in erheblich vermindertem Ausmaße, dann im 19. Jahrhundert seit der Entstehung des Neukantianismus in den 70er und 80er Jahren bis zur Gegenwart zu wiederholen scheint. Als auf den Ruf „Zurück zu Kant" zugleich mit der allgemeinen Erneuerung des philosophischen Geistes eine vertiefte Beschäftigung mit dem Kritizismus einsetzte, da war es zunächst die erkenntnistheoretische, die transzendentallogische Seite an der Philosophie Kants, die zur Beachtung und erneuten Behandlung gelangte. Und zwar erfolgte diese Behandlung selber auch in einem ausgesprochen erkenntnistheoretischen und formallogischen Sinne: Vom Standpunkt eines reinen, besonders in Hermann Cohen und Alois Riehl zu glänzendem Ausdruck ausgebildeten Autonomismus der Vernunft, der jede Metaphysik, zumal natürlich jede Ontologie, schroff ablehnte wurde auch aus Kant selber der vernunftautonomistische Standpunkt scharf — aber einseitig — herausgearbeitet. Für die Vertreter jener frühen Entwicklungsstufe des Neukantianismus gab es kein größeres Mißverständnis als das, in Kant einen Metaphysiker zu erblicken. Und diese metaphysikfeindliche Haltung bedingte auch eine energische Ablehnung des spekulativen Idealismus von Fichte, Schelling und Hegel. Da sich in diesem spekulativen Idealismus eine entschiedene Wendung zu einer ontologistischen Metaphysik bemerkbar machte und die Absolutheit des Geistes nicht nur in autonomistischem Sinne, sondern auch in einer deutlichen ontologistischen Auffassung verstanden wurde, wurde die Richtung jenes Idealismus als ein Abweg von Kant, ja geradezu als eine philosophische Verirrung verurteilt. Seien wir ganz gerecht: Diese Verurteilung ist sowohl zutreffend als auch nicht. Sie ist zutreffend, insofern als von dem spekulativen Idealismus der kritische Standpunkt der Vernunftautonomie zugunsten einer Abbiegung in die Vernunftontologie preisgegeben wurde. Sie geht trotzdem zu weit, als der Übergang von der Vernunftautonomie zur Vernunftontologie oder, wie man auch sagen kann, vom Vernunftfunktionalismus zum Vernunftsubstantialismus keine Sache persönlichen Beliebens, sondern ein logisch konsequenter Schritt ist. Autonomie und Ontologie, Vernunftfunktion und Vernunftsubstanz stehen in dem Verhältnis der Korrelation[1]). Und wie damals, bei der Entwicklung

[1]) *Daß unter kritischem Gesichtspunkt jeder Begriff nur in funktionalistischem Sinne zu verstehen ist, während der Übergang von der funktionalistischen zur substantialistischen Auffassung ein Kennzeichen ontologistischer dogmatischer Denkart ist, betont außer Ernst Cassirer (Substanzbegriff und Funktionsbegriff) auch sehr klar und treffend*

Digitized by Google

von Kant über Fichte und Schelling zu Hegel, so zeigt sich auch in der Entwicklung des Neukantianismus gerade in der Gegenwart das Hervortreten eines ontologischen Standpunktes. Es braucht in dieser Hinsicht nur auf Nicolai Hartmann hingewiesen zu werden. Und durch diese Wendung in dem gegenwärtigen Neukantianismus vollzieht sich nicht nur eine begreifliche Annäherung an die Systematik des Idealismus Hegels, sondern auch an die des Aristoteles und des hl. Thomas. Wahrscheinlich hängt diese bedeutsame Wendung, abgesehen von ihren spezifisch philosophiesystematischen Motiven, auch zusammen mit einer Erneuerung des religiösen Geistes, der, immer und unvermeidlich einer Ontologie bedürftig, auch für die Entwicklung der Philosophie eine bestimmende Wirkung bekundet.

Richten wir aber jetzt unseren Blick auf den erstgenannten Kreis, von dem zu Beginn des vorangehenden Absatzes die Rede war. Wir sprachen mit geflissentlichem Nachdruck davon, daß auch in der Entwicklung der modernen mathematischen Naturwissenschaft unverkennbar ein starker ontologischer Einschlag mitgeführt wurde. Die Regeln und Gesetze des Verstandes, mit deren Hilfe das System jener Wissenschaft errichtet worden war, galten zugleich als Regeln und Gesetze der Natur. Das ist einerseits, wie bereits weiter oben hervorgehoben wurde, so zu verstehen, daß die logisch-mathematischen Konstruktionsformen als Abdrücke einer absoluten Naturgesetzlichkeit in dem menschlichen Bewußtsein angesehen wurden. Diese Auffassung zeigt, daß das Bewußtsein von der Spontaneität und Freiheit der Vernunft noch nicht voll erreicht war, daß die Vernunft noch immer einen Anlehnungspunkt für sich hatte, der in der ontologischen Gesetzlichkeit der absoluten Naturwirklichkeit bestand. Die Gesamtheit des Naturgeschehens besitzt auch nach der Vorstellungsweise von Leibniz ihren zusammenfassenden Grund in der metaphysischen Objektivität substantieller Einheiten, von deren Gesetzmäßigkeit die geometrisch-physikalische Betrachtungsweise und die philosophische Systematik adäquate Abzüge darstellen.

Auf der anderen Seite jedoch arbeitet sich in dieser Entwicklung Schritt für Schritt das Bewußtsein von der Souveränität des konstruktiven Denkens und von der Herrscherstellung des denkenden Subjektes immer weiter heraus. Das ontologisch-substantialistische Element bleibt in gewissem Umfang erhalten, aber seine Bedeutung verliert sich von Stufe zu Stufe. Die Panarchie der Vernunft ist nicht auf einmal gewonnen, aber sie wird allmählich erreicht. Die ontologische Notwendigkeit der Dinge verliert immer mehr ihre Kraft zu Gunsten der logischen Notwendigkeit und Autonomie der Vernunft. Immer mehr wird auf dem Wege über die Mathematik erkannt, daß die Vernünftigkeit des Alls die Projektion der immanenten Logik des Verstandes sei. Das „Mechanische" der Natur ist für Leibniz zugleich das echte „Intelligible", denn „alles untersteht der Herrschaft der Vernunft"[1]).

Hegel hat in seiner „Geschichte der neueren Philosophie" diesen Entwicklungsabschnitt des modernen Geisteslebens als die „Periode des denkenden Verstandes" bezeichnet, und er hat inbezug auf die Philosophie von einer „Verstandesmetaphysik" als charakteristisch für jenen Abschnitt gesprochen. Die Bestimmung der Wahrheit rückt aus ihrer Abhängigkeit von der geoffenbarten transzendenten Wahrheit immer mehr in die Funktion und unter die Kontrolle der Mathematik. Nach Hegel besteht die Grundlehre des Descartes in der Überzeugung, daß in der Erkenntnis der Wahrheit das Selbstbewußtsein und das eigene Denken gegenwärtig und tätig sein müsse. Gewiß wird hier der Begriff des Selbstbewußtseins und des denkenden Ich nicht im empirisch-psychologischen Sinne genommen, und deshalb ist auch die Bezeichnung

---

Bruno Bauch in seinem großen Werk „Immanuel Kant", 3. Aufl. 1923, S. 261f. u. ö. Vgl. außerdem Bruno Bauch, Über den Begriff des Naturgesetzes; Kant-Studien XIX, 1914, S. 316 ff.

[1]) *Ernst Cassirer, Freiheit und Form, S. 53.*

Digitized by Google

dieses Standpunktes als Subjektivismus unzutreffend und irreführend. Es ist vielleicht angebrachter, von dem Standpunkt der Verstandesautonomie zu sprechen, wodurch der Gegensatz zum Ontologismus schärfer hervortritt.

Die Verteidigung der Autonomie des Denkens bildete nun bekanntlich auch den eigentlichen Grund des Kampfes der neuen Zeit gegen die Scholastik. Den Worten nach warfen ihr Bacon und Descartes Unfruchtbarkeit und leere Spintisiererei vor. Sie dagegen strebten, wenn auch untereinander auf ganz verschiedenen Wegen, nach einer Erkenntnis der gegenständlichen Welt, d. h. nach der Errichtung einer wirklichen Erfahrungswissenschaft. Daß sie der Scholastik in gewissem Sinne unrecht taten, daß die Scholastik empirischen Untersuchungen gar nicht so fernstand, daß ihr u. a. auf psychologischem Gebiet die Erwerbung höchst wertvoller Einsichten gelungen war, sehen wir gerade in der Gegenwart anläßlich der Forschungsweise und der Ergebnisse der Phänomenologie deutlich ein. Um aber die Bahn zu den Erfahrungswissenschaften frei zu bekommen, mußten Bacon und Descartes ihrer scholastischen Gegnerin ein weltgeschichtliches Unrecht zufügen. Der Weg zu den Erfahrungswissenschaften und damit überhaupt zu einem neuen Zeitalter der wissenschaftlichen und geistigen Entwicklung war nur beschreitbar, wenn das Prinzip des schöpferischen Selbstbewußtseins mehr und mehr zur Geltung gebracht wurde und seinen Konstruktionen keine hindernde Berufung auf theologische und kirchliche Autoritäten, auf Offenbarungen und Bibelworte entgegentrat. Auch in der Geschichte der Philosophie gehört das Prinzip des Unrechtes zu den produktiven Faktoren; auch in der reinen Theorie ist es unter Umständen förderlich, den Gegner in gewisser Beziehung zu verkennen oder ihn in seinen Motiven mißzuverstehen.

Das will in unserem Falle folgendes besagen: Was aus wissenschaftlichen und philosophischen Gründen heraus notwendig war, um beide Gebiete, Wissenschaft und Philosophie, aus dem Zustand der Erstarrung in der Scholastik zu erlösen und neues Leben in sie einfließen zu lassen, das bedeutete in religiöser Hinsicht in bezug auf die allgemeine Kultur ohne Zweifel die Erzeugung eines Wagnisses. Denn das Postulat der Autonomie des Denkens, das für die Wissenschaft und Philosophie ein regulatives Prinzip von unantastbarer Großartigkeit und höchster Fruchtbarkeit darstellt, führte allmählich mit Notwendigkeit zu einer Zerstörung des religiösen Glaubens; zu einer Bedrohung und Unterspülung der Geltung der für die Allgemeinheit und Gemeinschaft des Lebens doch auch so notwendigen Autoritäten.

Der erregende Kampf, der in der Neuzeit zwischen Glauben und Wissen sich abspielt und die mannigfachsten Schlichtungs- und Ausgleichsversuche gezeitigt hat, hat schicksalshaften Charakter. Er ist keineswegs aus sträflicher Überheblichkeit einiger gottfeindlicher „Noologen" hervorgewachsen, wie z. B. Otto Willmann in seiner umfangreichen „Geschichte des Idealismus" behauptet. Wenn man die scholastisch-ontologische Lehre, d. h. den Standpunkt des hl. Thomas, allein als den wahren und berechtigten Idealismus hinstellt, dann muß allerdings die neuzeitliche Entwicklung des Geisteslebens einer Verurteilung verfallen, der Willmann dann auch reichlich sich hingegeben hat. Willmann sieht aber die Dinge viel zu einfach. Er verkennt die tragischen Verwicklungen und Spannungen, von denen die Geschichte des Geisteslebens übervoll ist, und die doch nur für eine einseitige Konstruktion und Auffassung der Verhältnisse einen Stein des Anstoßes oder einen Gegenstand des Mißverständnisses bilden.

Die Fortschritte in der Geschichte wie in der Systematik des Geisteslebens sind nur erreichbar um den Preis einer zunehmenden Komplikation, eines heroischen Wagnisses und einer sich immer mehr vertiefenden Tragik. Die „Summa" des heil. Thomas ist eine klassische Leistung. In ihr faßt sich die gewaltige Geistesarbeit einer langen Entwicklung in überwältigender und höchst lehr-

Digitized by Google

reicher Form zusammen. Aber der Unterbau dieser Summa ist theologisch-orthodoxer Natur; die in ihr wirksame hervorragende Intellektualität steht in einer merkwürdigen Verbindung mit einer Naivität, die eben noch nicht von dem stolzen Geist der Autonomie des Denkens und von der Kühnheit und Freiheit des Kritizismus berührt ist. Der hl. Thomas konnte ein maßgebender Lehrer der Kirche werden. Und er kann diese Rolle auch noch für manche Kirche der Zukunft spielen. Denn jede Kirche braucht unbedingt eine Metaphysik ontologischen Charakters. Was aber würde aus der Wissenschaft und aus der Philosophie bei unbeugsamer Festhaltung am Thomismus geworden sein? Und was würde aus diesen Gebieten bei restloser Zurücklenkung in diesen Standpunkt werden? Weder der Philosophie noch der Wissenschaft kann bei der Zurücklenkung des Geisteslebens in die Denkart des Ontologismus und Dogmatismus ein Vorteil erblühen. Wo die mittelalterliche Vergangenheit in der Gegenwart noch oder wieder eine Rolle spielt — und wer ist so kurzsichtig, zu verkennen, daß sie in unseren Tagen es mit erneuerter Kraft unternimmt, eine hervorragende Bedeutung zu gewinnen? — da kommt dieses Bestreben wohl anderen Kulturgebieten, nicht aber der Wissenschaft und der Philosophie zugute. Wie jedoch die Philosophie und die Wissenschaft auf dem Grunde der Freiheit und der theoretischen und sittlichen Selbstverantwortlichkeit der Vernunft ruhen, so tragen sie auch das ganze Risiko und den tragischen Heroismus in sich, die aus dieser Freiheit sich ergeben. Sie bergen in sich Schwierigkeiten und Verwicklungen, Antinomien und Unfertigkeiten, von denen der Thomismus nichts weiß, oder die er, die methodische Fruchtbarkeit dieser Schwierigkeiten und Antinomien verkennend, einer zu schnellen, zu leichten und zu autoritären Lösung entgegenführt. — —

Von den Voraussetzungen aus, unter denen sich das moderne Geistesleben und die moderne Wissenschaft entwickelten, mußte es zur Entstehung des Gegensatzes zwischen Glauben und Wissen und damit zu den späteren Versuchen, beide wieder in ein sinnvolles Verhältnis zueinander zu setzen, unbedingt kommen. Wie Kant das Gebiet des Wissens von dem des Glaubens schied, wie er dieses Verhältnis klärte und bestimmte, ist bekannt. Seine Unterscheidung der beiden Gebiete des Glaubens und des Wissens besitzt gerade wegen ihrer Strenge die größte Fruchtbarkeit. Kant zog damit nur die Konsequenzen aus der ganzen vorangehenden Entwicklung seit dem Aufkommen des Gedankens von der Autonomie der Wissenschaft. Dabei bleibe es hier unerörtert, ob nicht in den tiefsten Gründen auch dieser modernen Wissenschaften und in den letzten metaphysischen Schichten, auf denen die Idee der Autonomie des Denkens ruht, Glaubenszüge mit eingelagert sind. Aber innerhalb der Struktur und Systematik des denkenden Bewußtseins, innerhalb seines methodischen Aufbaues durften Glaubensmomente keine Rolle spielen, sollte die wissenschaftliche Arbeit rein und ohne Abirrungen in das Glaubensgebiet durchgeführt werden. Die harte Unentwegtheit des modernen Wissenschaftsgeistes, seine zweifellose Einseitigkeit, seine Abwehrstellung gegenüber allen irrationalistischen Neigungen und Versuchen, sie bedingen doch zugleich seine Fruchtbarkeit und den Reichtum der dadurch gewonnenen Erfahrungserkenntnis. Alle Mystik und Irrationalität des Lebens sowie die Unmöglichkeit seiner restlosen Durchdringung durch die Kategorien des Verstandes rückhaltlos zugegeben — und daß das Leben von tiefsten romantischen Zügen durchsetzt ist, ist eine zu naheliegende Weisheit, als daß es sich verlohnte, viel Aufhebens von ihr zu machen — so kommen wir doch mit allen diesen Feststellungen in bezug auf die theoretischen und sittlichen Aufgaben der Erkenntnis um keinen Schritt weiter. Die Gegnerschaft zwischen Glauben und Wissen, zwischen Eros und Logos, zwischen Rationalität und Irrationalität ist dem Gedeihen beider Gebiete nur förderlich; die Spannung zwischen ihnen ist selber ein methodisches Prinzip für die Fortschritte der Erkenntnis. Die Ruhe der Wissenschaft unter den Fittichen des

Digitized by Google

Glaubens war eine Kirchhofsruhe bzw. die Ruhe in einem Zuchthaus. In dem Gegensatzverhältnis zwischen Glauben und Wissen besteht die Verträglichkeit zwischen beiden; und ihre Verträglichkeit miteinander fordert, wenn sie nicht zu leerer Identität verwässern soll, ihr Gegensatzverhältnis.

Gewiß ist dem modernen Menschen auch in dieser Beziehung die schöne Harmonie verloren gegangen. Und rein seelisch genommen sind die Versuche, die mittelalterliche Einheit von Glauben und Wissen wieder herzustellen, schon verständlich. In der spekulativen Philosophie unserer klassischen Periode treten bekanntlich derartige Bemühungen mehrfach auf. Sie bekunden, daß auch in dieser Hinsicht jene Richtung des Idealismus unverkennbare Züge der Verwandtschaft mit der mittelalterlichen Geistesart zeigt. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Wendung zur Ontologie und die Vertretung des ontologischen Standpunktes überhaupt aus rein logischen Erwägungen abzuleiten und durch rein logische Deduktionen aufrecht zu erhalten sind. Jede Ontologie hat die Hypostasierung von Begriffen zur Voraussetzung. Ist aber der Akt der Hypostasierung selber frei von Glaubensvollzügen? Wo die Autonomie und die Rationalität des Denkens rein gewahrt bleiben, da scheint mir eine solche Hypostasierung und Verdinglichung nicht ohne weiteres durchführbar, ja vielleicht ausgeschlossen zu sein. Ist es nicht bezeichnend, daß der klassische Vertreter und Verteidiger der Idee der Autonomie, nämlich Kant selber, sich nach Möglichkeit von ihr fern- und freigehalten hat? Wir werden alsbald sehen, welche eigenartige und interessante Schwierigkeit sich für ihn aus dieser Zurückhaltung ergab, eine Schwierigkeit, die er in dem berühmten Kapitel der „transzendentalen Deduktion" zu überwinden strebte. Diese „transzendentale Deduktion" nimmt innerhalb der kritischen Philosophie in gewissem Sinne dieselbe Stellung ein, die innerhalb der ontologistischen Metaphysik die Hypostasierung der Verstandesbegriffe innehat[1]). Mit dem Akt der Hypostasierung der Verstandesbegriffe glaubt die dogmatische Metaphysik sich der Gegenständlichkeit der Wirklichkeit versichern zu können. Sobald aber von der kritischen Philosophie die Unstatthaftigkeit, jedenfalls die Unwissenschaftlichkeit in jenem Akt aufgedeckt ist, da durch ihn ja jedes Scheingebilde, z. B. irgendein Erzeugnis der dichterischen oder religiösen Phantasie, als Realgegenständlichkeit vorgestellt werden könnte, so ersteht für sie die Notwendigkeit einer rechtfertigenden „objektivierenden" Deduktion der logischen Formen.

Dieser Punkt ist nicht nur wissenschaftstheoretisch und wissenschaftlich, sondern er ist gerade auch in charakterologischer Hinsicht von eigentümlicher Bedeutung. Und deshalb müssen wir ihm in unserem Zusammenhang einige genauere Überlegungen widmen. Vielleicht erhält dadurch die in der Kant-Literatur so häufig zum Gegenstand besonderer Untersuchungen gemachte „transzendentale Deduktion" eine neue Beleuchtung. In ihr tritt wieder ein neuer Zug in der geistigen Gestalt Kants und in Verbindung damit in der geistigen Wesenheit seiner und unserer Zeit scharf und lehrreich hervor.

Die „transzendentale Deduktion" hat die Aufgabe, zu zeigen, in welchem Sinne den Kategorien des Verstandes bei und trotz aller ihrer „logischen" Geltung dennoch auch „gegenständliche", d. h. auf die Objekte der Erfahrungswelt sich beziehende Gültigkeit eigne. Die dieser Deduktion zugrunde liegende Fragestellung ist klar und liegt am Tage. Die Kategorien stellen in ihrer begrifflichen Leistung Einheitsfunktionen des Denkens dar. Wie kommen nun diese logischen Einheitsfunktionen aber heran an die Gegenstände der Erfahrung, an die objektive Welt der Erscheinun-

---

[1]) *Nur daß die „objektive Realität", auf deren Erweis jene Deduktion gerichtet ist, einen ganz anderen Sinn hat, als die „Realität", von der die Ontologie spricht. Vergl. auch Nicolai Hartmann, Wie ist kritische Ontologie überhaupt möglich? Festschrift für Paul Natorp, 1924, S. 127, 132 u. a.*

Digitized by Google

gen? Es könnte angesichts der scharfen Spannung zwischen der rein autonomen Sphäre des Denkens und der Welt der sinnlichen Objekte eine unüberbrückbare Kluft obwalten, die Autonomie des Denkens könnte in einer abstrakten Zone bloß logischer Verknüpfungen gefesselt bleiben. Wie ist die Gefahr dieser Kluft zu überwinden? Ihrer Überwindung dient jene berühmte Deduktion. Wir können hier ihrem theoretischen Charakter und ihrem begrifflichen Beweisgang keine längere Darlegung widmen. Es sei nur bemerkt, daß jene Deduktion die Darlegung der konstitutiven Bedeutung der „Kategorien als Prinzipien einer möglichen Erfahrung" zum Ziele hat, und daß sie ihre Absicht durch den Nachweis erreicht zu haben glaubt: Die Kategorien bilden für alle Erkenntnis der gegenständlichen Welt die notwendige Form der Erscheinungen. Ohne sie könnte von einer Erscheinungswelt, von einem geordneten Reich der Erfahrung gar nicht gesprochen werden; ohne sie wäre die Erkenntnis der Erfahrungswelt ein Ding der Unmöglichkeit; m. a. W.: Die Kategorien sind eben das, was wir die Form der Erfahrungswelt nennen, und wodurch der objektive Bestand dieser Welt gesichert und gewährleistet wird. In einem von Wilhelm Dilthey in den Rostocker Kant-Handschriften aufgefundenen Brief hat Kant unter dem 1. Juli 1794 seinem Schüler Sigismund Beck die ungemein großen Schwierigkeiten in dieser Deduktion bekannt. Scheint es nicht wirklich so, daß die Objektivität der Welt uns wissenschaftlich und theoretisch nur durch sehr „einfache dünne Fäden unseres Erkenntnisvermögens" verbürgt ist? Ich spreche mit keinem Worte gegen den Sinn und gegen den Wert, ja gegen das Recht dieser Deduktion. Sie ist nicht allein ein Glanzstück des Kantischen Scharfsinns, sie ist zugleich ein systematisches Kernstück des Kritizismus. Kaum an einem anderen Punkte erweist sich die der Autonomie des Denkens zugebilligte Macht so deutlich und stark.

Hier prägt sich ein Primat der theoretischen Vernunft aus. Denn es sind rein theoretische Formen, es sind die Verstandesbegriffe, die die Gegenständlichkeit der Erscheinungswelt garantieren. Also nicht die — mystische — Allmacht Gottes oder seine „Wahrhaftigkeit" verbürgt diese Objektivität, sondern die formende und vereinheitlichende Funktion der Kategorien. Rein theoretisch gesehen ist diese Bürgschaft durchaus genügend; und von der Sicherheit, mit der die genannte Objektivität verankert ist in dem System der Verstandesformen, gibt die transzendentale Deduktion ein überzeugendes und beruhigendes Bild.

Wie jedoch stellt sich das ganze Verhältnis unter dem Gesichtspunkt einer seelischen Wertung? Und bei Berücksichtigung seiner seelischen Auswirkung? Die Kraft der Autonomie des Verstandes reicht „nur" bis zur Begründung der — Erscheinungswelt! Die Objektivität, die durch jene berühmte Deduktion getroffen wird, die ihr Ziel ist, ist nicht die absolute Objektivität der metaphysischen Wirklichkeit; es ist, wie gesagt, nur diejenige der Erfahrung. Kant wird so häufig als Rationalist hingestellt, und deswegen von den einen gepriesen, von den anderen geringgeschätzt. Wohl ist er natürlich in einer Beziehung ein Rationalist, ein treuer und energischer Verfechter des Geistes strenger Wissenschaft. Aber neben seinen Rationalismus schiebt sich seine „Kritik". Sie lehrt, dem Rationalismus zu geben, was diesem gebührt. Zugleich aber richtet sie gegen dessen Auswüchse in der alten rationalistischen Metaphysik eine durch keine Wissenschaft übersteigbare Schranke auf. Das zarte seelische Verhältnis zum Absoluten hatte durch alle jene seit Jahrhunderten gepflegten und ausgebauten rationalen Beweise, die die Existenz der metaphysischen Glaubensgebilde (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit) zwingend erhärteten, eine außerordentlich starke Unterstützung und Festigung erfahren. Jetzt, nach der Zerstörung jenes dogmatischen Rationalismus, schien es zunächst ganz auf sich selbst, auf seine eigene Innerlichkeit gestellt. Das konnte einen bedeutenden Schritt auf dem Wege auch zu seiner Verinnerlichung darstellen. Ob aber auch nicht zu seiner Gefährdung oder Beunruhigung?

Digitized by Google

Dennoch ist der von Kant unternommene Schritt durchaus im Sinne seiner Philosophie der Freiheit, der Selbstverantwortung. Es ist, wie wiederholt sein mag, ein achtunggebietender Zug, der uns angesonnen wird. Uns wird zugemutet, hinfort nicht mehr den traditionellen Krücken der alten rationalistischen Beweisführungen zu trauen, uns ihrer nicht mehr zu bedienen. So käme nunmehr alles auf die Art und den Wert des Ersatzes für den alten Ontologismus und Rationalismus an, den Kant uns bietet. Es bedarf nicht längerer Ausführungen, um die — übertheoretische — Wichtigkeit dieses Ersatzes zu beleuchten. Von ihm hängt unser Sein als Menschen, von ihm hängt der Sinn unseres Lebens, von ihm hängen Qualität und Fügung unseres Schicksals ab. Die Annahme dieses Ersatzes und das Vertrauen auf seine Kraft entscheiden über alles das, was wir mit dem Begriff der Geschichte im umfassenderen Verstande meinen. Wir bestimmen durch die Art und Weise, in der wir, Kants Forderungen folgend, unser Verhältnis zum Absoluten regeln, schlechthin unsere Stellung im Gesamtzusammenhang der Wirklichkeit.

Indem wir uns nun dem Sinn dieses Ersatzes zuwenden, gelangen wir zu einem neuen, ja, vielleicht zu dem Hauptpunkt unserer ganzen Betrachtungen. Wir stehen nämlich vor der Aufgabe, den seelisch-sittlichen Sinn der Kantischen Ethik zu kennzeichnen. Denn Kants Metaphysik der Sittlichkeit — das ist dasjenige Kapitel des Kritizismus, das nicht bloß die stärkste geschichtliche Wirkung ausgeübt hat, sondern in dem die geistige Gestalt der kritizistischen Einstellung ihre eigentliche schicksalshafte Macht bekundet.

Um jedoch Mißverständnissen oder Mißdeutungen der folgenden Darlegungen nach Möglichkeit vorzubeugen, sei betont, daß die kritische Ethik mir sowohl als Wissenschaft als auch als Niederschlag eines bestimmten Weltgefühls und einer bestimmten Weltanschauung eine geistige Großtat allerersten Ranges bedeutet. Würde sie diese außerordentliche Stellung nicht einnehmen, dann würde sie nicht die Geltung eines Wendepunktes besitzen, dann würde in ihr sich nicht ein klassischer Typ der Problematik in den Auseinandersetzungen des Menschen mit der Ewigkeit der absoluten Werte erleuchten und ausdrücken.

Der charakteristische Gegensatz zwischen dem Kritizismus Kants und dem rationalistischen Dogmatismus pflegt folgendermaßen formuliert zu werden: Kant lehrt, was notwendig gedacht werden muß, darf darum doch noch nicht als existierend aufgefaßt werden; Notwendigkeit des Gedachtwerdens schließt nicht Notwendigkeit der Existenz ein. Der Dogmatismus hingegen behauptet aber gerade die notwendige Korrelation von Begriff und Existenz. In der logischen Struktur des Denkens spricht sich die absolute Logik der absoluten Wirklichkeit aus, so daß diese durch jene unmittelbar und adäquat zu erfassen ist. Auf diesem Gedanken beruht der berühmte ontologische Gottesbeweis.

Gegen jene Fassung des Unterschiedes des Kritizismus vom Dogmatismus ist nichts einzuwenden. Dennoch scheint sie mir die ganze Tiefe des Gegensatzes nicht zu berühren. Worin ist — gemäß der Philosophie Kants — die entscheidende Unmöglichkeit dafür begründet, daß von dem kritisch verstandenen Begriff und Gedanken aus nicht auf dessen reale Existenz geschlossen werden darf? In nichts anderem als darin, daß innerhalb der kritischen Auffassung die Idealität des Begriffes die Bedeutung der Idealität einer Forderung, einer normativen Synthese besitzt[1]). Auch bei den Verstandesbegriffen, bei den Kategorien handelt es sich nicht um tatsächliche

[1]) *Hiermit ist wohl erst die wurzelhafte Umbildung bezeichnet, die der platonisch-kantische Idealismus mit dem Begriff des Seins vornimmt. Gewiß bezieht sich jener Idealismus auch auf das Sein, und ich stimme Nicolai Hartmann ganz zu in der Behauptung: „Ein theoretisches Denken, das nicht im Grunde ontologisch wäre, hat nie bestanden und*

Digitized by Google

empirische Verknüpfungen, wie solche Gegenstand der Psychologie sind. Sobald wir in das Reich der kritischen Philosophie eintreten, treten wir in das Reich der Normen ein[1]). Darin besteht Kants Platonismus. Denn die platonischen Ideen haben gleichfalls den Realitätswert transzendenter Normen. Auch die „Notwendigkeit", die sich in der Vollziehung der kategorialen Formungen auswirkt, hat nichts zu tun mit irgendeiner Art empirisch-naturgesetzlicher Notwendigkeit. Darum spricht Kant ausdrücklich von der „transzendentalen" Notwendigkeit im Unterschied von jeder empirischen. Er meint die durch die systematischen Interessen der Vernunft geforderten Ideen als den letzten Gründen zur Herstellung bzw. Aufdeckung der empirischen Zusammenhänge. Erst durch die normative Betrachtungsweise, durch die Verlegung des Gesichtspunktes aus der empirischen Zone in das Reich normativer Wert- und Sinngebilde charakterisiert sich die kritische, wie überhaupt alle wahrhaft idealistische Philosophie. Sie erhebt sich, um mit Heinrich Rickert zu sprechen, in das Reich des „transzendenten Sollens"[2]). Man kann hier vielleicht auch mit Johannes Volkelt von einem transsubjektiven, überindividuellen Befehl sprechen[3]).

Während aber Rickert und Volkelt das metempirische Sollen im wesentlichen nur auf die Form des Urteils beziehen, insofern als durch dasselbe alle Erkenntnisgewißheit verbürgt sei, haben wir hier die Idee jenes Sollens in ihrer vollen Weite und in ihrer umfassendsten systematischen Bedeutung im Auge. Da wir innerhalb einer wissenschaftlichen Untersuchung jedoch gezwungen sind, uns logisch formulierbarer Urteile zu bedienen, ist es nicht leicht, eindeutig zu sagen, was wir meinen. Dennoch muß es versucht werden. Das Reich transzendentaler Sinngebilde, zu dessen Erfassung die platonisch-kantische Philosophie uns führt bzw. auffordert, ist eine ideell-dynamische Einheit ununterbrochener Aufstellungen von Aufgaben. Von der Anerkennung dieser Einheit ist jede schöpferische Tätigkeit abhängig, ganz gleich welchem Sondergebiet sie zugewendet sein mag. Ich würde hier von einem Gefühl der Verpflichtung oder Bindung sprechen, wenn der Begriff Gefühl nicht zu psychologisch, der Begriff Verpflichtung oder Bindung nicht zu ethisch klingen würde. Vielleicht wäre es auch nicht unzutreffend, von einem religiösen Glauben zu reden als dem Rechtsgrund für die Aufstellung und Anerkennung jener Einheit von Aufgaben, wenn wiederum der Begriff des Glaubens nicht zu leicht in einem spezifisch religiösen Sinne verstanden werden könnte. Ohne Festlegung auf eine besondere Bedeutung des sprachlichen Ausdruckes möchte ich am liebsten von dem immanenten Akt der Hingabe an einen unbedingten Wert und von der unaufhebbar geforderten Pietät für diesen Wert sprechen. Versagen wir gegenüber dieser Forderung, oder verstehen wir den genannten Akt lediglich in empirisch-psychologischem Sinne, so ermangelt nicht nur das Gebäude der Wissenschaft oder ein anderes Teilgebäude der geschichtlichen Kultur der zureichenden Begründung, sondern der ganze Sinn der Kultur überhaupt bricht rettungslos in sich zusammen.

Die unvergleichliche, zugleich erregende Weisheit und Tiefe des platonisch-kantischen Idealismus besteht also in der Lehre, daß nicht die Tatsachen als solche, weder

---

ist ein Ding der Unmöglichkeit" („Wie ist kritische Ontologie überhaupt möglich!?" a. a. O. S. 125); aber dieses platonisch-kantische Sein hat wegen seiner inneren dialektischen Bezogenheit auf das Denken einen von dem Sein des dogmatischen und hypostasierenden Ontologismus grundverschiedenen Charakter und Sinn.

[1]) *Es ist mir eine Bestätigung für die Richtigkeit meiner Auffassung, daß auch Heinrich Maier den Sinn der kritischen Denkungsart mit der Idee der Norm verbindet. Maier unterscheidet in den Geisteswissenschaften drei Teildisziplinen, eine historische, eine psychologisch-theoretische und eine „normativ-kritische" (Sigwart, Logik; 5. Aufl., herausg. von Heinrich Maier. Vgl. Maiers Anmerkung Bd. I, S. 861).*

[2]) *Vergl. Heinrich Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis, 3. Aufl. 1921, S. 206 ff.*

[3]) *Johannes Volkelt, Erfahrung und Denken, S. 181ff.*

Digitized by Google

die raum-zeitlichen Tatsachen der Körperwelt, noch die psychischen Tatsachen der Innenwelt, wie Gefühle, Vorstellungen, Willensakte, ein Letztes und Entscheidendes sind. Darin unterscheidet sich, wie leicht ersichtlich, jener Idealismus von jeglicher Form des Empirismus oder Sensualismus. Denn für ihn sind auch die rein rationalen Formen und überhaupt die rein rationalen Sinngebilde gleichfalls nicht ein Letztes und Entscheidendes. Für ihn „gibt" es noch etwas auch „hinter" den logischen Grundbedingungen. Durch diese Überzeugung unterscheidet er sich nicht minder von jeder Art des Rationalismus. Der platonisch-kantische Idealismus stellt demnach auch keine aus Empirismus und Rationalismus irgendwie herstellbare bzw. hergestellte Verbindung dar, etwa in der Weise, daß er empiristisch in bezug auf die Anerkennung des sinnlichen Materials, rationalistisch dagegen hinsichtlich der Anerkennung des Formalen wäre, so daß der genannte Idealismus ein Kulturgebilde, z. B. die Wissenschaft, als einen Inbegriff der Form und des Stoffes auffassen würde. Für ihn ist jegliches Tatsächliche, auch das Tatsächliche der Verstandesregeln, nur möglich auf Grund der schöpferischen Leistung der Vernunft und ihrer Ideen. Mit einer gewissen Überspitzung des Ausdruckes könnte vielleicht auch die empirische Wissenschaft einschließlich des Systems der mathematischen Naturerkenntnis nur als eine „Erscheinung", nur als ein Niederschlag, nur als der empirische Beleg für die normativ-mythische Kraft der Vernunft angesehen werden.

Der Sinn und der eigentliche und metaphysische Geltungswert jeder Realität „besteht" nach der Kantischen Lehre in der inneren, notwendigen Vernünftigkeit der Aufgabe. Daß dieser Begriff der Aufgabe nicht utilitaristisch oder pragmatistisch zu verstehen ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Denn es handelt sich niemals um eine äußerliche Rechtfertigung einer Erkenntnis oder sonst einer Leistung, sondern es handelt sich um die geforderte Unbedingtheit ihres inneren Sinnes, aus der heraus sie gilt. Das transzendentale Apriori hat seinen tiefsten, es erschöpfenden Sinn nicht in dem Charakter der unbedingten Notwendigkeit einer — etwa psychisch oder logisch — vorhandenen Form, sondern in der Notwendigkeit von unbedingt gültigen Forderungen, wobei der Begriff der Forderung weit über ein einzelnes Wertgebiet, z. B. das ethische, hinausgreift. Darum besteht vom Standpunkt der Transzendentalphilosophie aus der tiefste Rechtsgrund jeder Geltung einer Tatsache darin, daß sie aus einem letzten Verpflichtungs- oder Pietätsgefühl heraus gelten soll. Aber dieses Sollen hat eben übertheoretische und auch überethische Zuständigkeit.

Dieses Verhältnis dem Sollen gegenüber läßt sich vielleicht verdeutlichen durch den Hinweis auf das Gefühl unbedingter Hingabe, das der wahrhaft Gläubige für seinen Gott empfindet. Und doch liegt hier ein sehr tiefer, ernstester Beachtung würdiger Unterschied vor. Für den gläubigen Menschen ist sein Gott seiende Realität. Jeder Gläubige ist und bleibt aus der tiefsten Schicht seines Wesens heraus ein Dogmatiker. Seine Liebe zu Gott ist nicht die Liebe zu einer Norm, zu einer Idee; er betet nicht zu einem Postulat; er stützt seinen Glauben und sein ganzes Dasein nicht auf eine Vernunftnorm, m. a. W. für ihn ist sein Glaube an Gott nicht ein „Postulat der praktischen Vernunft". Das ist er vom Standpunkt des kritischen Idealismus aus. Und es zeigt nur wieder die unvergleichliche Konsequenz und den unentwegten sittlichen Heroismus des Kantischen Denkens, daß er seinen kritischen Gesichtspunkt und seine kritische Methode sogar angesichts der höchsten Realität mit keiner Linie aufgibt. Was immer von dem Geist der Religion aus gegen die Kantische Ethisierung des Gottesgedankens eingewendet werden mag, vom Standpunkt der kritischen Philosophie aus ist die Auflösung des Glaubens an die Realität Gottes in die Setzung einer Forderung schlechthin notwendig und berechtigt. Daß in diesem Standpunkt unter dem Aspekt der Frage seiner seelischen Rückwirkung gewisse Schwierigkeiten vorliegen, soll nicht verhehlt werden. Aber weil wir darüber sogleich

Digitized by Google

sprechen wollen, muß zuerst hervorgehoben werden, daß die kritische, von Kant getroffene Entscheidung des Gottesproblems ganz und gar innerhalb der kritischen Geisteshaltung bleibt, durch die Logik des Kritizismus gefordert wird. Aber darüber hinaus ist diese Entscheidung auch die Tat eines ungeheuren Heroismus! Kants Stellung zur Religion und zur Gottesidee ist nicht die Folge eines aufklärerischen, nüchtern-ernüchternden Rationalismus; sie ist ebensowenig die Folge einer durch das Übermaß pietistischer und frömmelnder Jugendeindrücke und Erziehungseinflüsse hervorgerufenen Mißstimmung gegen den traditionellen Glauben. Sie ist auch nicht die Reaktion der Freiheit und Autonomie der Vernunft gegen alle unklare, den Geist umnebelnde Mystik und Gefühlsschwelgerei. Gewiß war Kant ein Feind aller Empfindelei; er hat aus dieser Gegnerschaft kein Geheimnis gemacht, sondern ihr in Wort und in praktischem Verhalten oft und nachdrücklich eine unzweideutige Bekundung verliehen. Wie sich nach ihm weder die Erkenntnis noch die Sittlichkeit auf das Gefühl begründen lassen, so lehnt er auch eine Begründung der Religion auf und durch das Gefühl grundsätzlich ab. Daß sich an keiner Stelle seiner Schriften ein Einfluß des Mystizismus zeigt, auch nicht in seiner Religionsphilosophie, hat Kants einstiger Zuhörer Jachmann noch zu des Philosophen Lebzeiten in einer von diesem ausdrücklich gebilligten und mit einem Vorwort versehenen Abhandlung (1800) dargelegt, worauf Karl Vorländer in seiner eingehenden, außerordentlich verdienstvollen Kant-Biographie aufmerksam macht. Ferner weist Vorländer auf eine von Kant an Jachmann gegebene Erklärung hin, die, wie der letztere mitteilt, besage, daß „keines seiner Worte mystisch gedeutet werden müsse, daß er nie einen mystischen Sinn damit verbinde, und daß er nichts weniger als ein Freund mystischer Gefühle" gewesen sei, die er im Gegenteil als ein Zeichen „einer gewissen Verstandesschwäche" angesehen habe[1]).

Dennoch ist es nicht nötig, Kants ablehnende Haltung gegenüber aller Beeinflussung der Erkenntnis und der Philosophie durch Gefühlsmomente auf eine persönliche Abneigung des Philosophen gegen alles Gefühlsmäßige oder gar auf eine gewisse rationalistische Kärglichkeit und Dürre in seinem Wesen und Erleben zurückzuführen. Das Recht dieser persönlichen Motivierung zugegeben, so fließt Kants systematische Stellung zum Phänomen der Religion nicht eigentlich aus der menschlich-subjektiven Eigenart seiner Natur, sondern aus dem ganzen Sinn der kritizistischen Prinzipien, in der Hauptsache aus dem Sinn seines Grundprinzips, nämlich aus der dialektisch-dynamischen Struktur der Freiheitsidee. Es ist kein Zufall, daß Schleiermacher, der bedeutendste Vertreter der irrationalistischen Religionsphilosophie der Neuzeit, mit der Hervorhebung der ausschlaggebenden Wichtigkeit des Gefühlsfaktors für die Religion den Gedanken der „schlechthinnigen Abhängigkeit" dem Unendlichen gegenüber verbindet. Das religiöse Gefühl schließt eben eine Bindung ein, wie schon der Ausdruck „Religion" in charakteristischer Weise ausspricht. Die religiöse Bindung ist zwar freigewollte Bindung, aber immerhin doch Bindung, doch Unterordnung u. z. nicht unter die Norm der Selbstgesetzgebung, sonst wäre es nicht ein religiöses Gefühl. Es ist die freigewollte Bindung der Freiheit, aber nicht die Freiheit in der Freiheit, nicht die Bejahung der Selbstspontaneität der Freiheit, sondern die Bejahung der Spontaneität und Freiheit Gottes. Die Spontaneität der kritisch-sittlichen Freiheit öffnet den Eingang zu dem ungeheuren Kampf des Lebens; sie bejaht die Antinomien, die Katastrophen dieses Kampfes, sie bejaht und erzeugt die Dynamik und Problematik des empirischen Daseins. Die Spontaneität der religiösen Freiheit hingegen löst und endet den Kampf; sie verabsolutiert das Dasein und hebt damit seine Katastrophen auf.

---

[1]) *Vgl. Karl Vorländer, Immanuel Kant; der Mann und das Werk, 1924; 2. Band, S. 167ff., wie überhaupt das ganze Kapitel „Kants Religion", ebendort S. 153—191.*

Digitized by Google

Wohl eignet auch dem allgemeinen Gefühl Spontaneität und Freiheit. Kant ist dieser Spontaneität in seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft mit den ergiebigsten Aufschlüssen nachgegangen. Er hat dann für das Gebiet der Religion auch der Spontaneität des Gefühls insofern Rechnung getragen, als er als Unterbau für die Religion den sogenannten „praktischen Vernunftglauben" ansetzt und anerkennt. Dadurch ist zweifellos der Verdacht einer rationalistischen Starre in Kants Auffassung vom Wesen der Religion in nicht unbeträchtlichem Umfange hinfällig geworden. Aber dieser praktische Vernunftglaube wahrt doch stets die innigste Beziehung zu dem Grundprinzip der Freiheit, ja, er beruht auf diesem und nährt sich aus ihm. Das ist das Entscheidende. Vielleicht stehen wir an diesem Punkt vor dem ausschlaggebenden und grundsätzlichen Motiv für Kants Ablehnung aller Einbeziehung des Gefühls in die Fundamente der Religion und in die Religion überhaupt. Denn der Gedanke ist nicht ganz abzuweisen, daß der Gefühlsschwung, der in seiner rein ästhetischen Betätigung gerade die Freiheit des Phantasiespieles ermöglicht, in seiner religiösen Form über die Freiheit zu einer dogmatischen Hypostase hinausführt und damit sich selbst festlegt, man könnte wohl auch sagen: sich selbst notwendigerweise untreu wird. Es ist gewiß ein Zeugnis der religiösen Freiheit, zu sagen, nicht mein Wille geschehe, sondern dein Wille. Aber es ist ja eben das Kennzeichen der religiösen Freiheit, daß sie noch einen anderen Willen, den Willen der Gottheit, als Leitgedanken und Richtmaß anerkennt.

Dieser religiöse Freiheitsglaube war Kant nicht fremd. In der erst kürzlich aufgefundenen „Vorlesung Kants über Ethik" heißt es einmal: „Der praktische Glaube besteht nicht darin, daß Gott unsere Absichten erfüllen werde, wenn wir nur ihm fest zutrauen, sondern daß wir durch unseren Willen Gott auf keine Weise was vorschreiben, sondern seinem Willen überlassen, er werde durch Mittel, die er am besten weiß, unserer Gebrechlichkeit und Unvermögen abhelfen, wenn wir nur das, was nach unserem natürlichen Vermögen möglich ist, werden getan haben"[1]). Aber vom Standpunkt der kritischen Ethik aus bedeutet dieser praktische Glauben eine relative Unterbindung bzw. Minderung der Freiheit. Mag sein, daß die Spontaneität und Dialektik der Freiheit ihre immanente Schranke vor der Instanz der Religion findet; mag sein, daß hier die ewige Grenze sich erhebt zwischen der Idee der Selbstverantwortlichkeit und der Idee der Hingabe und Demut. Ist das aber der Fall, dann findet überhaupt die kritische Ethik ihre immanente Grenze an dem Phänomen der Religion u. z. nicht aus irgend einer Unzulänglichkeit heraus, so daß sie deswegen irgendwie ein Tadel treffen dürfte. Es ist vielmehr ein Zeugnis für die eiserne Logik des Kantischen Philosophierens, daß er den Schritt in das eigentliche Leben der Religion hinein nicht unternimmt. Wir wissen, und nicht allein die Religionsphilosophie Schleiermachers, sondern auch der Blick auf die religiösen Urkunden und auf die religiösen Genien aller Zeiten lehren es, daß die kritisch-ethische Fundierung der Religion, wie dieselbe von Kant vorgenommen worden ist, nicht genügt. Das Leben der Religion trägt in sich eine eigene Autonomie. Ernst Troeltsch hat mit tiefem Recht von einem „religiösen Apriori" gesprochen, und Wilhelm Windelband hat in dem Begriff des Heiligen eine selbständige Kategorie des religiösen Wertgebietes entdeckt.

Vollzieht sich aber damit nicht ein Übergang aus der Philosophie in die Religion, wenn an die Stelle der dialektischen Idee der Freiheit der Gedanke der Realität Gottes tritt? Es scheint mir eine der bedeutsamsten Einsichten zu sein, zu denen uns Kants Kritizismus verhilft, daß die Idee Gott im Grunde niemals bloß reine Idee ist und bleibt. In ihr klingt immer ein mehr oder minder ausgeprägter Dogmatismus mit an. Ja, sie ist mit Notwendigkeit eigentlich kein Erzeugnis der kritischen, sondern sie ist ein Ausdruck dogmatischer Einstellung. Wo die Idee Gott zur Grundlage eines philo-

[1]) *Eine Vorlesung Kants über Ethik. Im Auftrage der Kant-Gesellschaft herausgegeben von Paul Menzer. 1924, S. 119f.*

Digitized by Google

sophischen Systems gemacht wird, und sei das auch in irgendeiner besonderen Einkleidung, wie etwa in der Idee der absoluten Substanz oder der absoluten Realität, da haben wir stets den dogmatischen Typ des Philosophierens vor uns. Und ebenso erreicht das System des kritischen Denkens dort sein notwendiges Ende, wo die Gedanken sich der Realität Gottes zuwenden. Denn es ist keine Frage: An dieser Instanz, an der Idee der Realität Gottes, büßt die Idee der Freiheit ihre innere Kompetenz ein.

Kants Ethikotheologie, d. h. die rein ethische Begründung der Religion, mag für die letztere nicht genügen. Es ist aber die einleuchtende Folge der ganzen kritischen Voraussetzungen, daß Kant den Irrationalismus des religiösen Lebens nicht als systembildenden Faktor für seine Philosophie zuläßt. Er würde sonst einfach gegen das Grundprinzip der Freiheit verstoßen. Ist jedoch, wie weiter oben mehrfach betont wurde, dieses Grundprinzip als das Grundprinzip der idealistischen Philosophie überhaupt anzusehen, dann ergibt sich unvermeidlich, daß die Einbeziehung des Irrationalismus im Sinne eines konstitutiven Begriffs eine Durchbrechung der philosophischen Systematik, ihre Aufweichung, m. a. W. die Abirrung in eine außerphilosophische Geisteshaltung bedeuten würde.

Hier steigt das unabwendbare Schicksal der Philosophie vor uns auf. Und es gilt, diesem Schicksal gefaßt ins Auge zu sehen und es offen einzuräumen, statt seine Tragik durch bequeme Redensarten verschleiern zu wollen. Die philosophische Kritik hebt uns in eine Höhe, in der auch die höchste Realität, sagen wir die Realität Gottes, ihre Selbstverständlichkeit und Selbstgenugsamkeit einbüßt. In dieser Höhe wird alles zum Problem, was nicht gleichbedeutend mit der Auffassung ist, daß alles „problematisch" würde. Denn die Umformung der Realität des Seienden zum Problem ist schlechthin die bedingende Voraussetzung für die philosophische Systematik. Diese wäre bereits an ihrem Anfang auch schon an ihrem Ende, wenn sie jene prinzipielle Umformung nicht unternähme, d. h. wenn sie von Anfang an das Seiende ohne weiteres als solches beließe. Diese Übertragung des Seins in die systematische bzw. systematisierende Gestalt des Problems ist das Apriori der philosophischen Systematik. Sie ist aber ihrem Sinn nach nichts als die unzweideutige Bekundung der Funktion der Freiheit.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß die kritische Philosophie vor dem Phänomen der Religion kapitulieren müßte. Auch die Religion ist Gegenstand der kritischen Begründung u. z. in doppeltem Betracht. Erstens hat die philosophische Kritik die Aufgabe, die Kategorien für die Erkenntnis der Religion festzustellen und zu entwickeln; sie hat m. a. W. das Fundament von Begriffen und Urteilen aufzudecken, auf denen sich — nicht die Religion, sondern — die Wissenschaft von der Religion erhebt. Sie ist in dieser Hinsicht Theorie oder Kritik der Religionserkenntnis. Die ihr dazu nötige Methode ist die kritische, ist die transzendentale Methode, insofern es diese, nach der klassischen Bestimmung ihres Schöpfers, „nicht mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnis von Gegenständen überhaupt, sofern diese a priori möglich sein soll", zu tun hat. Da aber das System der Erkenntnis ein Teil und Glied in dem umfassenden System der Kultur ist, hat die kritische Philosophie die zweite, mit der ersten unmittelbar zusammenhängende Aufgabe, den Ort zu bestimmen, an dem innerhalb des Systems der Kultur das System der Religion als eine notwendige Stufe in dem erstgenannten System verwurzelt ist. Zusammengefaßt hat sie die Obliegenheit, die theoretische und die religiöse Vernunft in dem System der Religion aufzuzeigen. In beiderlei Hinsichten handelt es sich jedoch um durchaus wissenschaftliche Aufgaben. Auch der Irrationalismus der Religion ist Gegenstand einer begrifflichen Untersuchung; er selber geht aber in seiner Irrationalität nicht in die Philosophie ein, wenn anders die Grenze zwischen beiden Gebieten nicht verwischt werden soll, wenn anders der Tendenz nicht Vorschub geleistet wird, beide Gebiete in unklarer

Digitized by Google

und unmethodischer Weise miteinander zu vermengen, d. h. beide zu verunklaren. Die rein und streng philosophische Geisteshaltung ist, was angesichts des neuaufkommenden Mystizismus und der Neigung der Gegenwart für die Weisheitssysteme des Orients besonders betont werden mag, zu unterscheiden und unterschieden von der religiösen, ohne daß damit nun behauptet werden soll, sie hätten miteinander gar nichts zu tun. Wo der Beziehungs- bzw. der Differenzpunkt zwischen ihnen liegt, das ist in den hier dargebotenen Ausführungen mehrfach aufgewiesen worden. Ich wüßte kein philosophisches System zu nennen, das diesen Punkt so deutlich bezeichnete und so scharf erkennen lehrte, wie eben das kritische. Mit peinlichster Sorgfalt beachtet Kant diesen Punkt; und deshalb ist seine Philosophie auf das sicherste dagegen gefeit, in das Gebiet der Religion überzugreifen oder gar als Religion sich zu geben. Es ist doch immer ein unechter, ein erborgter Glanz, der von einer religiösen Philosophie ausgeht; es ist nicht Fisch, nicht Fleisch. Unweigerlich werden Sinn und Fruchtbarkeit beider Kulturgebiete, unvermeidlich wird sowohl die Autonomie der Philosophie als die der Religion in Frage gestellt, wo die kritische Unterscheidung von Wissen und Glauben zugunsten irgendeiner gefühlsmäßig begründeten Harmonie unberücksichtigt bleibt oder durch einen — im Ergebnis doch immer ergebnislos verlaufenden — Überbrückungsversuch scheinbar ausgeglichen wird. Begreiflicherweise ist bei den dogmatischen Systemen diese Gefahr eines Hinübergleitens in die religiöse Sphäre unendlich viel größer als beim Kritizismus. Für die prinzipielle Begründung dieser Behauptung haben die voraufgehenden Darlegungen einen systematischen Beitrag zu liefern sich bemüht. Sie ließen sich durch geschichtliche Belege aus allen Entwicklungsstadien der Philosophie leicht und in umfangreichem Maße ergänzen. In einigen Fällen ist dieses Übergreifen den betreffenden Philosophen wider ihren eigenen Willen, jedoch bedingt durch die Natur und durch die Auswirkung der Voraussetzungen ihres Philosophierens unwillkürlich unterlaufen; in anderen Fällen nahm der Dogmatismus bewußter- und beabsichtigtermaßen die Rolle der Religion und einer religiösen Erlösungspredigt an. Von hier aus gesehen läßt sich geradezu aus der Einmündung bzw. aus dem Versuch der Einmündung eines philosophischen Systems in die Religion sein dogmatischer Charakter diagnostizieren. In einem solchen System herrscht von Anfang an ein Erlösungsmotiv, wallt von Grund aus eine religiöse Sehnsucht, die, wenn sie sich nicht von voruherein verneinen oder schwächen will, das als erreichbar und realisierbar glaubt, was sie zum Ziele hat, ja es um ihres Vertrauens zu sich selber willen in diesem Glauben bereits verwirklicht. Denn aufs feinste ist mit dem Akt des Glaubens die unkritische Hypostasierung, d. h. die naive Verdinglichung seines Inhaltes verwebt. Die religiöse Sehnsucht, der religiöse Glauben gewinnen und genießen bereits in ihrem Verlauf die Sicherheit ihrer Erfüllung; sie tragen die Gewähr der Erreichung ihres Zieles unverrückbar in sich. Darin prägt sich ihre Eigenart aus.

Wie ungeheuer groß, zugleich aber wie ungeheuer schwierig ist dagegen die Stimmungslage, ist der Gesinnungszustand, die sich bei der unentwegten Aufrechterhaltung der kritischen Idee der dialektischen Freiheit und Selbstverantwortlichkeit einstellen bzw. von allem Anfang an dafür nötig sind. Die Anerkennung der Idee der Freiheit fordert eine seelische Beweglichkeit und eine sittliche Dynamik von wahrhaft ungeheuerlichem Heroismus. Man kann sich kaum eine sittliche Forderung denken, die größer wäre als diese Forderung des Heroismus. Der philosophische Kritizismus weist uns an, die Realität letzten Endes im Sinne einer unbedingten Aufgabe zu sehen. So fordert er vom Menschen die Stellung der Freiheit jeglichem Sein gegenüber. Wohl erkennt auch Kant die Unbedingtheit und Ausnahmslosigkeit der Naturgesetze an. Aber er erkennt diese eben nicht ohne weiteres an, da er sie zum Gegenstand einer „Begründung", einer „Deduktion" macht. Und die „Geltung" der Naturgesetze ist erst durch eine solche „Begründung" gesichert. Die Geltung auch der Naturgesetze bleibt theoretisch von der „Deduktion" abhängig. So findet an keinem Punkte innerhalb

Digitized by Google

des kritischen Gedankenkreises eine schlichte Hinnahme des Seienden und des Gesetzlichen statt. Anderenfalls würde der Kritizismus sich seiner Aufgabe, seines Sinnes, seiner Notwendigkeit, seiner Berechtigung entäußern. Er würde eben — zur Religion werden.

Diese sachliche und systematische Grenze seiner Leistungsfähigkeit und seines Sinnes ist nicht zu verkennen. Es wäre aber geradezu ein logischer Mißgriff, hier von einer Schwäche oder Unzulänglichkeit der kritischen Geisteshaltung zu sprechen. Ist es doch das ewige systematische Verdienst der Gedankenarbeit Kants, die Systematik der Philosophie bis unmittelbar zu derjenigen Linie herangeführt zu haben, an der nun in der weiteren inneren Entwicklung des Geistes die Möglichkeit, die Berechtigung und die Zuständigkeit der kritischen Geisteshaltung ihre Geltung mit unabweisbarer Notwendigkeit verlieren und das neue Reich des Dogmatismus beginnen muß. Es ist die Grenze, an der nun die „Realität" nicht mehr nur unaufhörliche Aufgabe bleibt, an der jede erreichte Leistung nicht mehr den Stachel zu einer neuen Aufgabe in sich trägt, sondern an der ein anderes seelisches Verhältnis zur Realität sich einstellt, das Verhältnis der Gewißheit des Glaubens, in welchem man die Realität in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit zu erfassen wähnt. Hier geht die „Theorie", die „Kritik", die „Reflexion" im tiefsten Sinne über in die „Praxis"; der „Begriff" verliert seine bloß theoretische Bedeutung; der Logos wird Tat, er wird zur Erlösung.

An diesem Punkte wird nun auch in seelischer und gemüthafter Hinsicht die Grenze des Kritizismus sichtbar. Denn er versetzt uns neben der geistig-systematischen auch in eine seelische Dialektik, die von dem Charakter einer alleräußersten Spannung und Anspannung erfüllt ist. Es ist bezeichnend, daß die von Kant abhängigen philosophischen Systeme in ihrer Ethik naturgemäß zum Prinzip der Sittlichkeit das Prinzip der Tätigkeit, der Tathandlung machen. Hierin spricht sich nicht nur die Idee der sittlichen Selbstverantwortlichkeit, sondern auch der Gedanke der unbedingt-dialektischen Freiheit aus. Auch hier, wie überall innerhalb der kritischen Ideenwelt, also ein Prozeß, eine Unruhe, eine Unabgeschlossenheit. Hier kann die Erlösung nur in dem Prozeß der Entwicklung und Tätigkeit selber erlebt oder gefunden werden. Eine endgültige Ruhe ist damit aber ausgeschlossen. Fichte nennt mit der ihm eigentümlichen Übertreibung, in der dennoch ein völlig berechtigter Kern steckt, die Faulheit geradezu das Urlaster des Menschen. In seinen Reden an die Deutsche Nation hat er diejenige Philosophie als eine tote und als totgläubig bezeichnet, die das Sein, die ein festes Sein zum Träger und zur Stütze der Wirklichkeit macht. Er befindet sich in vollständiger Übereinstimmung mit Kant, wenn er das freie und selbsttätige Denken mit der Philosophie schlechthin identifiziert. Es ist Kantischer Geist, wenn er ausschließlich das freie Denken zur Quelle der wahren, d. h. der unabhängigen Wahrheit macht. Die idealistische Philosophie geht aus von der ideell-normativen Aktivität der Freiheit selber; sie schafft und erzeugt erst in einem gewaltigen Akt des theoretischen und des sittlichen Heroismus das Sein. Aber in diesem Schöpfungsprozeß ist jeder Schritt, ist jede Stufe zugleich Ergebnis[1]) und auch neue Aufgabe und Frage.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese dialektisch-normative Dynamik — denn die Dynamik ist innerhalb der kritischen Denkungsart ganz als Norm zu verstehen — mit einer derjenigen Gründe bildet, aus denen heraus die Gegenwart von dem Kritizismus, und damit auch von Kant, wegstrebt. Man darf sich sowohl gegen diese Los-von-Kant-Bewegung als auch gegen ihre Motive nicht blind stellen. Ebensowenig

[1]) *Vgl. auch bei Bruno Bauch die prägnante und lehrreiche Formulierung: „Das Sein des Gegenstandes ist nicht absolut und schlechthin gegeben, auch nicht bloß aufgegeben, sondern Ergebnis. Noch genauer könnte man sagen: Gegeben im absoluten Sinne ist das Sein des Gegenstandes schlechterdings nicht; aufgegeben ist es nur im subjektiven Sinne; Ergebnis ist es in logischer Bedeutung" (in der bereits erwähnten Abhandlung: „Über den Begriff des Naturgesetzes"; Kant-Studien, XIX, 1914 S. 335 f.).*

Digitized by Google

jedoch läßt sich mit voller Bestimmtheit vorhersagen, welcher Erfolg diesen Unternehmungen beschieden sein wird. Nur eine Wahrscheinlichkeitsprognose ist möglich. Und diese geht dahin: Viel zu tief ist der kritisch-dialektische Geist eingedrungen in die europäische Bewußtseinsstruktur, viel zu notwendig ist er für die natürliche und fruchtbare Entwicklung unserer abendländischen Wissenschaft, viel zu organisch ist er aus unserer intellektuellen und sittlichen Geschichte hervorgewachsen, als das er so einfach „überwunden" werden könnte und dürfte. Die in Immanuel Kants geistiger Gestalt sich verkörpernde europäische Gesinnungs- und Wertungsrichtung ist gerade wegen ihrer heroischen Tragik und Dialektik, wegen ihrer unermüdlich anspornenden und erregenden Antinomik nicht nur eine der am meisten charakteristischen, sondern auch der kostbarsten, weil schöpferischsten Tendenzen in dem überreichen Schicksalsbild der modernen Kultur. Ja, vielleicht ist sie der schöpferischste Faktor der modernen Kultur überhaupt. Vielleicht lassen sich Wesen und Schicksal unserer Kultur an keinem ihrer anderen Züge so deutlich erkennen und so scharf herausstellen und studieren als gerade an ihrem „Kritizismus". Das, was man als dessen Grundprinzip und als dessen Sinn bezeichnen kann, nämlich die Idee der dialektischen Freiheit und der heroisch-verwegenen Autonomie, ward zur Norm unseres theoretischen und moralischen Gewissens. Es ward unsere „Weisheit". Mit der Preisgabe des kritischen Geistes würden wir nicht nur unsere Wissenschaft und Philosophie, nicht nur unseren Bildungsgedanken und die Heiligkeit unserer Kulturarbeit verleugnen und preisgeben, wir würden auch uns selber untreu werden. Ihre weit über das Gebiet der Philosophie hinausgreifende Bedeutung hat die Leistung Kants in die Rolle ernstester Verantwortung uns gegenüber erhoben. Vergessen wir jedoch keinen Augenblick, daß auch wir ihr gegenüber eine ernste Verantwortung in uns tragen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die charakterologische Bedeutung der Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola

Von J. LINDWORSKY S.J. (Köln)

Digitized by Google

Digitized by Google

Vielleicht bedarf die Fassung unseres Themas einer Erläuterung und Rechtfertigung [1]). Läßt sich denn überhaupt von der charakterologischen Bedeutung eines Charakterbildungsmittels sprechen? Bezeichnen wir mit Charakter vorläufig die geordnete Gesamtheit jener subjektiven Bedingungen, die das Verhalten eines Menschen regeln, deren Kenntnis somit seine Reaktionsweise verstehen und innerhalb gewisser Grenzen vorausbestimmen läßt, so hat alles das charakterologische Bedeutung, was uns einen Einblick in jene Bedingungen verschafft. Die Ignatianischen Exerzitien haben nun ihre charakterbestimmende Kraft erwiesen, und zwar nicht bei einigen wenigen Individuen von selten zu beobachtender Beschaffenheit, sondern bei sehr vielen Menschen. Sie setzen sonach charakterformende Bedingungen, besitzen darum charakterologische Bedeutung. Es kommt also nur darauf an, herauszufinden, was an den Exerzitien gerade die charakterbestimmenden Bedingungen sind. Das hat aber seine doppelte Schwierigkeit. Objektiv liegt von dem Verfasser der geistlichen Übungen nur ein sehr kurz gefaßtes Büchlein[2]) vor, das mehr einer Notizensammlung, denn einem ausgearbeiteten Buche gleicht: mancher verbindende Gedanke ist vom Leser zu finden, und manche Ausführung, die wir heute als Anmerkung, Vorbemerkung oder Nachtrag brächten, ist in die Hauptteile hineingeschoben. So begreift man, daß selbst gewissenhafte, auf die Quellen zurückgehende Forscher schwersten Mißverständen unterlegen sind. Namentlich die Scheidung zwischen Haupt- und Nebensache, zwischen Mittel und Zweck wird dem nur schwer gelingen, der nur auf das Exerzitienbüchlein angewiesen ist. Über die geistlichen Übungen kann eigentlich nur derjenige sachverständig sprechen, der sie persönlich mitgemacht hat, und zwar in jener Form, wie sie sich in der Tradition der Gesellschaft Jesu erhalten haben.

Aber auch für einen solchen bleibt eine gewisse Schwierigkeit, wenn er nun angeben soll, worin gerade die wirksamen Momente der Exerzitien liegen. Er wird gewiß grobe Mißverständnisse meiden, er wird auch zweifellos auf die Hauptfaktoren hinweisen; denn er kann aus eigener Erfahrung melden, was auf ihn den tiefsten und den bestimmenden Eindruck gemacht hat. Er wird jedoch, der landläufigen Anschauung von Willensbildung folgend, vielleicht schwankend werden, wenn man ihn genauer nach den wirksamen Bedingungen fragt. Wer die Exerzitien von der willensbildenden Seite fassen will, muß über die Psychologie des Willens und dessen Beeinflussung zu Ansichten durchgedrungen sein, die einigermaßen erweisbar sind und gestatten, die Fülle der Erscheinungen möglichst einheitlich und vollständig zu erfassen.

---

[1]) *Die Formulierung des Themas stammt vom Herausgeber dieses Jahrbuches, auf dessen Aufforderung hin dieser Beitrag geschrieben wurde.*

[2]) *Eine vorzügliche Übersetzung des Exerzitienbüchleins mit kritischen Anmerkungen hat jüngst A. Feder S. J. herausgegeben (Manz, Regensburg, 3. Aufl. 1924). Diese wohlfeile Ausgabe bietet auch eine Einführung in die Exerzitienliteratur. In besserer Ausstattung mit einer lesenswerten religionswissenschaftlichen Einleitung wurden die Exerzitien 1921 von F. W. Weinhandl bei O. C. Recht, München, herausgegeben.*

Digitized by Google

I.

Bei der Besprechung der geistlichen Übungen läßt sich sehr wohl die rein formale von der materialen Seite scheiden. In formaler Hinsicht ist zunächst der Zweck der Exerzitien klarzustellen. Weder bezwecken, noch verheißen sie eine außergewöhnliche formale Willensbildung. Kein Satz des Büchleins hat etwas gemein mit Willensschulen von dem Typus „Wie werde ich energisch?" „Ich will, ich kann!" usw. Es läßt sich darum auch nicht behaupten, es würden die Glaubenswahrheiten zur Erreichung eines formalen Erziehungszieles mißbraucht[1]). Auch schwebt dem Verfasser kein bestimmter Charaktertyp vor, den der Exerzitant anzustreben hätte. Es findet sich kein Werturteil über diesen oder jenen Typ. Wohl eine Anleitung zur Bekämpfung von Charakterfehlern. Als solche gelten alle jene eingewurzelten Verhaltungsweisen, die den Exerzitanten veranlassen könnten, seinem großem und einzigen Ziele, der Erfüllung des göttlichen Willens untreu zu werden. Namentlich die ersten Tage der Exerzitien dienen zur Entdeckung solcher Fehler. Von ihnen wendet sich der Exerzitant bald möglichst innerlich ab. Indes mit solcher innerlicher Abwendung sind namentlich die äußeren Gewöhnungen noch nicht überwunden. Sie lassen sich auch nicht mit einem Schlag unterdrücken. Darum sollen sie nach den Exerzitien einzeln bekämpft werden. Ein Examen particulare, eine besondere Gewissenserforschung, hat sich alltäglich mit ihnen zu befassen. Gleich am Morgen soll sich ein ernster Gedanke gegen sie kehren: Der besondere Vorsatz ist zu fassen, an dem bevorstehenden Tag gerade diesen einen Fehler zu meiden. Namentlich beim Anfänger kann sich die Wachsamkeit nicht gleichzeitig auf alle möglichen Fehler erstrecken. Darum wird einer nach dem anderen ins Auge gefaßt. Wird er aus menschlicher Schwäche doch begangen, so soll alsbald ein innerer Akt der Reue erweckt werden, begleitet, wenn möglich von einem der Umgebung unmerkbaren äußeren Zeichen, z. B. einem Klopfen an die Brust. Die Zahl der begangenen Fehler wird alltäglich aufnotiert. Wird sie geringer, so hat der Jünger darin zwar keinen Maßstab, wohl aber ein Kriterium seines Fortschrittes. In der Tat zeigt auch das psychologische Experiment, daß ein Fortschritt immer nur dann zu erwarten ist, wenn irgendein Maß für das Gelingen einer Leistung vorhanden ist. Kommt nach solcher Übung ein bestimmter Fehler nur mehr selten vor, so wendet sich das Examen particulare dem nächst größeren Fehler zu. Natürlich beschränkt es sich nicht auf die soeben erwähnten Äußerlichkeiten: das Vorausschauen der den Fehler begünstigenden Gelegenheiten, das Auffrischen und Bereitstellen von Motiven gegen den Fehler gehört notwendig zu seiner Ergänzung.

Wie schon gesagt, den naturgewachsenen Charakter des Individuums lassen die Exerzitien unberührt. Was sie ihm vermitteln wollen, das ist die konstante, große Linie der Lebensführung und die Kraft, dieser großen Linie treu zu bleiben. Und schon dazu sei bemerkt, daß sie zwar dieses Ziel in staunenswert häufigen Fällen erreichen, daß sie aber keineswegs von unfehlbarer Wirkung sind. Gerade die Überschätzung ihrer Wirksamkeit hat manchem nur literarisch Forschenden eine falsche Urteilseinstellung gegeben: wagte man nicht, den Exerzitien die wunderbare Kraft abzusprechen, von der man allenthalben reden hörte, so war man natürlich darauf gefaßt, in ihnen etwas irgendwie Anormales, zwangsmäßig Verbildendes zu entdecken; sagte man sich doch mit Recht, daß den normalen Mitteln der Willensbeeinflussung ein derartig abnormer Erfolg nicht beschieden sei, daß somit dem Exerzitanten etwas Unnatürliches begegnen müsse. Man suchte, und fand dies bald hier, bald dort. Es sei darum offen ausgesprochen: die Exerzitien sind nur bei einer gewissen Geistesverfassung des Exerzitanten wirksam und sie sind nur dann von dauerndem Erfolg be-

[1]) *Die im Verlauf der Abhandlung berührten Mißverständnisse finden sich bei angesehenen und ernst zu nehmenden Verfassern. Da hier eine Polemik nicht beabsichtigt wird, unterlasse ich genauere Zitate.*

Digitized by Google

gleitet, wenn der Exerzitant den einmal erhaltenen Antrieb und die eingeschlagene Richtung durch alltägliche treue Mitarbeit in sich wahrt und befestigt.

Damit kommen wir zur Beantwortung der zweiten formalen Frage: wodurch erreichen die geistlichen Übungen diesen immerhin beachtenswerten Erfolg, ihren Jünger auf eine große konstante Lebenslinie einzustellen und ihn wirksam anzutreiben, auch im späteren Leben diese Linie zu wahren?

Auch hier muß der Verfasser aus genauester Kenntnis sowohl des Exerzitienbüchleins wie der im Jesuitenorden herrschenden Exerzitientradition auf das Entschiedenste den Irrtum zurückweisen, als werde dieses Ziel durch irgendwelche Psychotechnik der Willensbildung angestrebt, wie sie in modernen populären Schriften zur Willensbildung, zur Schulung der Konzentration oder in wer weiß welchen Geheimlehren empfohlen wird. Weder kann man von einer Überhitzung der Phantasie, noch von einer Ausbildung der hysterischen Anlagen u. ä. reden. Was immer vielleicht für Unkundige den Anschein einer derartigen Willensbeeinflussung erwecken konnte, das war nicht als unmittelbares Werkzeug der Willensschulung gedacht, sondern nur als ein untergeordnetes Hilfsmittel zur Begünstigung der eigentlichen Willensbeweger, der Motive.

Die geistlichen Übungen arbeiten ganz wesentlich und vorzüglich und — wenn die Umstände es nicht anders erlauben — einzig mit Motiven und Werten. Sie arbeiten sonach mit jenen Mitteln, deren sich auch der Laie im Umgang mit anderen bedient. Worin aber liegt ihr Vorsprung vor der Motivierung, wie man sie gewöhnlich anwendet? Bleiben wir immer noch bei der rein formalen Betrachtung stehen, so ist zu antworten: Die geistlichen Übungen bringen außergewöhnlich hohe Werte — denn das sind ja die Motive — an den Menschen heran. Sie bringen ferner diese Werte nicht vereinzelt, außerhalb jeden Zusammenhanges oder nur äußerlich verknüpft vor, sondern lassen einen Kernwert sich allmählich zu einem Wertkomplex entfalten. Indem dieser Wertkomplex sich entfaltet, durchdringt er das ganze Leben des Exerzitanten, verknüpft sich mit jeder großen und jeder kleinen Unternehmung so fest und innig und organisch, daß diese, tritt sie später auf, ganz von selbst den Wertkomplex ins Gedächtnis ruft. Der gesamte Wertkomplex ist aber so angelegt, daß, wenn einmal ein Teil bewußt geworden, der ganze Komplex sich aufdrängt; sicher dann, wenn irgendwelche Bedenken und Hemmungen der Ausführung eines Vorsatzes in den Weg treten, so wie wir es im psychologischen Experiment beim Wiederbewußtwerden der Aufgabe erleben, sobald diese ein besonderes Hindernis vorfindet. Und endlich muß noch gesagt werden, daß für den Ausbau eben dieses Wertkomplexes die relativ günstigsten Bedingungen geschaffen oder doch nach Maßgabe der Umstände angestrebt werden. Ich sage, die relativ günstigsten Bedingungen; denn es lassen sich günstigere denken und wünschen. Die Exerzitien wollen innerhalb von dreißig Tagen dem Erwachsenen dazu verhelfen, „sein Leben zu ordnen", führen ihn darum in die Einsamkeit und lassen die erwähnten Werte auf ihn einwirken: also in verhältnismäßig kurzer Zeit eine intensive und ausschließliche Beschäftigung mit bestimmten Wertkomplexen. Günstiger, weil naturgemäßer, wäre das allmähliche Hineinwachsen im Schoße der Familie von den ersten Kindheitsjahren an. Indes nicht jede Jugend verläuft so glücklich und ungestört. Nicht immer wahrt das spätere Leben die Werte der Jugend, und darum wird für viele Menschen eine Neuorientierung, eine Umgruppierung, ein Wiederfinden alter Werte erforderlich.

Dennoch haben die Exerzitien auch dem außerordentlich viel zu bieten, der die Werte seiner Jugend noch nicht verloren hat. Denn wenn auch eine außergewöhnlich glückliche Erziehung die nämlichen Werte eingepflanzt hat, wie sie in den geistlichen Übungen vorgeführt werden, so bieten diese doch etwas, was die beste Erziehung dem Kinde nicht vermitteln kann, weil eben das Kind dafür noch nicht aufnahmefähig ist: Die Exerzitien bringen die Werte in einer bestimmten Ordnung und in einem

Digitized by Google

bestimmten Verband. Die Ordnung und Reihenfolge der Werte ist von einer strengen Logik beherrscht, d. h. von der Logik der Tatsachen: Grund und Folge, Wirkung und Ursache, Ähnlichkeit und Gegensatz usw. sind Kategorien, die nicht nur tatsächlich vorkommen, sondern auch je an ihrer Stelle vom Exerzitanten erfaßt werden müssen. Dazu ist jedoch der kindliche Geist noch nicht bereit. Aber es bleibt nicht bei der logischen Folge. Alle Werte werden in einen umfassenden Wertverband vereinigt, der zwar ob seines logischen Zusammenhanges wie ein wohlgelungenes monumentales Bauwerk leicht überschaubar ist, der aber immerhin eine Synthese verlangt, eine gewisse Weite des Bewußtseins, die gleichfalls dem Unerwachsenen noch nicht eignet. Auf junge Menschen jedoch, denen gerade die geistigen Schwingen gewachsen sind, machen die Exerzitien einen ganz überwältigenden Eindruck, eben weil ihnen diese Zusammenhänge und diese Synthese etwas ganz Neues ist, das in seiner einleuchtenden Klarheit, in seiner majestätischen Monumentalität und in seiner motivierenden Kraft jegliche menschliche Weisheit und Lebenskunst wie lächerlich kleines Spielzeug erscheinen läßt. Ob ihres logischen Gefüges und ihrer Spannweite sind die geistlichen Übungen nicht an Kinder heranzubringen und auch in rein formaler Hinsicht nicht ohne weiteres auf die Erziehung der Kinder übertragbar. Ignatius selbst wollte an seinen Übungen, die er zunächst nur als dreißigtägige dachte, überhaupt nur geistig bedeutsame Menschen teilnehmen lassen.

Man hat viel darüber geschrieben, ob die Exerzitien eine originale Leistung des spanischen Soldaten seien oder ob er sie von früheren Asketen übernommen habe. Selbstverständlich war Ignatius ein Kind seiner Zeit und von den wenigen, aber viel gelesenen aszetischen Schriften seiner Umwelt beeinflußt. Er mag sehr wohl ganze Betrachtungen aus der Predigt oder aus der geistlichen Lesung übernommen haben. Er selbst hat in seinem skizzenhaften Büchlein keinen Wert auf Quellenangaben gelegt, wie er auch niemals seine ausschließliche Urheberschaft betont hat. Sie wurde ihm von der Mitwelt geraume Zeit hindurch durch Verdächtigung seiner Lehren und Verfolgung seiner Person neidlos bestätigt. Aber auf all das kommt es nicht an. Was die Exerzitien zu dem macht, was sie sind, das ist eben die Architektur des geistigen Gebäudes, unterstützt durch einige psychologisch bedeutsame Winke, wie man sie möglichst ausgiebig auf sich wirken lassen kann. Und das ist Ignatius' eigenstes Werk, oder, sagen wir richtiger, Erlebnis. Denn wenn auch die Bilder dieses geistlichen Rundgemäldes so glücklich aneinandergefügt sind, daß man immer wieder von feinster psychologischer Berechnung spricht: es widerstreitet dem ganzen Entwicklungsgang des Heiligen und seiner ganzen Einstellung auf das Praktische, auf das Handeln, daß er sich ans Ausklügeln begeben hätte, um herauszufinden, in welcher Reihenfolge er diese Bilder anordnen müßte. Wir sind leider über die Einzelheiten der Entstehung des Büchleins nicht unterrichtet. Die Legende ist der philologischen Forschung zuvorgekommen und hat es durch eine himmlische Offenbarung entstehen lassen. Damit dürfte sie der Wahrheit am nächsten kommen, insofern sie uns auf die seelischen Erlebnisse des Heiligen hinweist: Ignatius empfiehlt immer wieder, man soll auf die früheren Betrachtungen zurückgreifen, soll sich gelegentlich eine ganze Gruppe von Betrachtungen noch einmal vergegenwärtigen, insbesondere jene, die einen tieferen Eindruck gemacht haben. Legt das nicht nahe, daß er von alledem, was ihm in Lesung und Predigt vorkam, gerade jene Glaubenswahrheiten durch wiederholten Rückblick zusammenfaßte, die auf ihn den stärksten Eindruck gemacht hatten, und alles andere beiseite ließ? Und da er offensichtlich ein Geist von außergewöhnlichem logischen Bedürfnis war, reihten sich ihm die Grundtatsachen des Christentums in jener logischen Folge aneinander, die sich teils aus der jenen Tatsachen selbst innewohnenden Logik ergibt, teils durch die dem Heiligen zunächst für seine Person, dann für andere vorschwebende Absicht „sein Leben zu ordnen" gefordert wurde. Die wiederholte Durcharbeitung jener so geordneten Betrachtungen, vielleicht auch die inneren Hemmungen,

Digitized by Google

die er bei manchen seiner Exerzitanten vorfand, mögen ihn veranlaßt haben, in die Betrachtungsreihe dies und jenes Glied einzuschieben, um sie zu einer lückenlosen und vollkräftigen zu gestalten.

So kommt jener wunderbare Wertkomplex allmählich in Ignatius' Geist zustande, um dann später in den Geist des Exerzitanten übertragen zu werden, ein Wertkomplex, über dessen Struktur noch einige Worte zu sagen sind. Wie schon erwähnt, bildet er einen streng logischen Verband von Motiven. Aber dieser Verband ist so geordnet, daß er ein geschlossenes Ganzes von zwei höchst bedeutsamen formalen Eigenschaften darstellt: Kein einziges Element jener Motivkomplexe steht isoliert da; von jedem führt ein Weg zu jedem anderen und namentlich zu dem Zentralmotiv. Sodann könnte man von zwei Brennpunkten sprechen: der eine Brennpunkt ist der Zentralwert der Gottesidee, der andere ist der Zentralwert des individuellen Berufes. Es ließe sich die ganze Anlage des geistigen Gebäudes der Exerzitien mit einem Doppelkegel vergleichen, dessen eine Spitze den Zentralwert Gottes, dessen andere Spitze den Zentralwert des Berufes symbolisiert. Der eine Kegel liegt in der Sphäre des Göttlichen, der andere in der Sphäre des Menschlichen. Denken wir uns den Mantel dieses Doppelkegels etwa durch ein Fadensystem wiedergegeben, so wird es unmöglich sein, irgendeine Stelle dieses elastischen Gerüstes anzurühren, ohne daß sich der Zug sofort auf das ganze System fortpflanzt. So sind auch die Gedankengänge und Werte der Übungen derartig miteinander verknüpft, daß der totale Wertkomplex in Bereitschaft und bei stärkerer Reizung ins Bewußtsein tritt, sobald auch nur einer dieser Teile angestoßen wird. Und weiter: die Kreislinie dieses Doppelkegels ist so weit gespannt, daß im Leben des Exerzitanten kein Ereignis mehr auftreten kann, das von ihr nicht erfaßt würde: sie sind alle wenigstens schematisch antizipiert[1]) und haben schon ihre Stelle im Gerüst des Kegels. Und obwohl sich — das ist das Zweite — die ganze Fülle und der Reichtum der beiden Zentralwerte vor den Augen des Exerzitanten ausbreitet, so ist die Dauerwirkung doch nicht davon abhängig, daß jene Einzelheiten stets bewußt bleiben: sie werden in den einfachen und großen Gedanken des Gotteswertes und des Berufes zusammengefaßt. Und noch ein letztes Formales ist zu erwähnen: das ganze Wertsystem ist derart, daß es zeitlebens ausgebaut und vertieft werden kann, durch betrachtendes Nachdenken und weit wirksamer durch die Erfahrung, die die Stichhaltigkeit jener Werte im Leben erweist, die der Exerzitant in der betrachtenden Einsamkeit geschaut hat.

Aber nun ist es an der Zeit, die formale Betrachtung zu verlassen und in schematischer Kürze die Werte dem Leser vorzuführen, wie sie am Geiste des Übenden vorbeiziehen.

II.

Die Exerzitien setzen einen gläubigen Katholiken voraus[2]). Ein Weg zum Glauben sollen sie nicht sein, wenn auch die Geschlossenheit des ganzen Weltbildes, das sie vermitteln, und dessen festigende und beglückende Wirkung auf den Exerzitanten schon manchem die letzten Nebel der Zweifel zerstreut hat. Sie beginnen mit einer ziemlich nüchternen philosophischen Erwägung der Glaubenswahrheit: Gott mein Ausgang und mein Ziel; der Dienst Gottes darum meine Aufgabe und alles, was sich außer Gott noch vorfindet, die Geschöpfe, kann darum nur Mittel zum letzten Ziel sein und ist

---

[1]) *Zu diesem Begriff und zu dem hier mehrfach verwerteten Begriff des Vorstellungskomplexes vgl. des Verfassers „Experimentelle Psychologie", 3. Aufl., Kempten 1923, S. 172ff.*

[2]) *Die inhaltliche Wiedergabe der Exerzitiengedanken z. T. in wörtlichem Anschluß an die Ausführungen m. „Willensschule", 5.—8. Tausend, Paderborn 1923, S. 101—111.*

Digitized by Google

somit nur insoweit zu verwenden, als es diesem Zwecke dient; andernfalls muß es unbenutzt liegen bleiben. Mit dieser Erwägung, die je nach der Geistesverfassung des Exerzitanten ausgebaut werden kann, ist sofort das Endziel und damit der Endwert und das Endmotiv gegeben: die eigene Seligkeit im Besitze Gottes, also der objektive höchste Wert soll auch zum subjektiven Wert, zum Ziel des menschlichen Strebens werden. Er wird nicht eigentlich neu eingeführt, sondern aus dem lebendigen Glaubensleben der damaligen Zeit als vorhanden vorausgesetzt. Darum hier nur die kurze Einführung. Die Familie und die Predigt der Kirche, so darf Ignatius voraussetzen, haben diesen Wert schon aufs tiefste dem Herzen des Exerzitanten eingepflanzt. Er kann höchstens etwas verschüttet sein; es braucht darum nur eine kurze Erinnerung, um ihn aus dem Schutt zu heben. Sollte dies nicht der Fall sein, so findet der Exerzitienmeister an den späteren Betrachtungen ein Vorbild, wie er diesen Wert zu einem subjektiven machen kann. Ignatius würde auch hier möglichst vom Anschaulichen ausgehen, um Gottes Größe und das Glück der Vereinigung mit Gott zu schildern. Er würde indes diese Gedanken dem Exerzitanten nicht anpredigen, sondern sie ihm in kurzer Skizze vorlegen, damit, wie er in seinem Büchlein einmal sagt, der Exerzitant diese Gedanken selbst finde und sie ihm dadurch mehr Freude bereiteten und wirksamer sich einprägten. Das Prinzip der Arbeitsschule. Der Leiter der Exerzitien soll nur eben den Weg andeuten, dann aber den Exerzitanten selbst betrachten lassen.

Außer dem übergeordneten Zentralwert ist aber auch dem Jünger eine allgemeine Verhaltungsweise anzugeben. Sie lautet: den Willen Gottes erfüllen und die Dinge dieser Welt nur zu diesem Zwecke gebrauchen, und zwar die besseren Mittel vor den weniger geeigneten bevorzugen. Der Exerzitant findet in den ausgedehnten Stunden der Betrachtungen Zeit, schon von dieser höchsten Warte aus sein Leben im allgemeinen zu überblicken und auf diese Norm hin zu überprüfen, m. a. W. diesen Wert und diese allgemeine Verhaltungsweise mit den Einzelheiten seines Lebens zu assoziieren. Es wird schon hier der zweite Brennpunkt, der Zentralwert des Berufes, wenn auch nur ganz allgemein und schematisch angelegt.

Es folgt nun die Entwertung des diesen Vorsätzen entgegenstehenden Scheinwertes, der Sünde, durch die Betrachtung über die Strafgerichte Gottes (Sturz der sündigen Engel, Sündenfall der Stammeltern, Sünde eines typischen Menschen) durch die Erwägung der persönlichen Sünden, wobei der Exerzitant namentlich in die innere Häßlichkeit der Sünde einzudringen hat[1]), und durch die Betrachtung über die ewige Verdammnis. Zwar verfolgt das Exerzitienbüchlein mit diesen Betrachtungen zunächst einen sofort zu erreichenden Zweck: den augenblicklichen Bruch mit der schweren Sünde durch Einsicht, Reue, Vorsatz und Beichte. Dem entspricht es ganz, daß bei diesen Betrachtungen wie bei keinen anderen Anschaulichkeit und Gefühl in hohem Maße herangezogen werden[2]). Für das spätere Leben aber bleiben die tragenden Gedanken: Gott mein Ziel und mein Glück, die Übertretung des göttlichen Willens mein größtes Unglück, die Sünde nur ein Scheinwert aufs tiefste eingeprägt. Denn die bis jetzt aufgezählten Gedanken beschäftigen (in den dreißigtägigen Exerzitien) den Betrachtenden etwa vier bis fünf Tage lang.

Die soeben geschilderte „erste Woche" der Exerzitien hat also einen Zentralwert und einen Zentralunwert aufgezeigt, der eines ständigen subjektiven Wachstums fähig ist und für die schwersten Entschlüsse ebensowohl wie gegen die stärksten Versuchungen Kraft genug entwickeln kann. Das gilt namentlich von dem Unwert der Hölle. Der positive Wert jedoch: Gottes höchste Majestät und Güte, das Glück

[1]) *Von einem nochmaligen genauen Durchmachen der Sünde ist keine Rede.*

[2]) *Zu dem hier gestreiften willenspsychologischen Problem vgl. „Willensschule", S. 40ff. und „Der Wille" 3. Aufl. Leipzig 1923, S. 234ff.*

Digitized by Google

der Vereinigung mit Gott wird nur bei wenigen einen so hohen subjektiven Wertgrad erreicht haben, daß er für alle Lebensentscheidungen jetzt schon ein überwältigendes Motiv ist. Ebenso wird nur wenigen klar sein, wie sie diesem höchsten Wert zuzustreben haben, m. a. W., in welcher Verhaltungsweise für sie der Dienst Gottes beruht; denn jeder einzelne hat seine besondere Lebensaufgabe. Diesen beiden Zielen, dem Ausbau des höchsten Wertes und dem Auffinden des persönlichen Lebensideales, dienen die folgenden drei „Wochen" der Exerzitien.

Gottes Wille, meine Lebensaufgabe und mein Glück, das war der fundamentale Gedanke der allerersten Betrachtung, auf den sich die übrigen Erwägungen der ersten Woche aufbauten. Er bildet, wie wir psychologisch sagen können, das antizipierende Schema, den äußeren Umriß der zu einem festgefügten Komplex verbundenen Gedanken der ersten Woche. Dieses Fundament wird nun zu Beginn der zweiten Woche etwas ins einzelne ausgebaut: Gottes Wille nach dem Beispiel des Heilandes. Der Gottmensch wird unter dem Symbol eines gottgesandten Königs, der die Welt von dem Druck der Heiden und Türken befreien soll und um Gefolgschaft wirbt, eingeführt. Christi Aufgabe ist es, die Welt von der Sünde zu befreien und zu beglücken, indem er sie zu Gott zurückführt. Wer kämpft mit? Zunächst gegen das Böse im eigenen Herzen, dann gegen die Feinde außer uns! Christus, der Führer geht voran. Er trägt die größten Strapazen wie jeder gemeine Mann und mehr als dieser. Sieg und Siegespreis sind gewiß. Wer folgt? Ignatius appelliert an den Edelmut. Philisterseelen sollen überhaupt in diese zweite Woche der Exerzitien nicht eintreten; sie sollen nach einer guten Generalbeichte und Kommunion mit einigen praktischen Winken für das religiöse Leben zuvor entlassen werden. Aber wer da Sinn und Herz für Hohes hat, wird sich bereit erklären, dem gottmenschlichen Führer zu folgen, so nahe wie möglich. Freilich, das ist schon nicht mehr ganz Sache des eigenen Entschlusses; zur engsten Nachfolge muß man von Jesus selbst berufen werden. Darum arbeitet diese erste Betrachtung auf den allgemeinen Entschluß hin: Ich folge dir, so nahe wie du mir zu folgen erlaubst. Die Motive für diesen Entschluß liegen in der hohen Aufgabe der Welterlösung beschlossen. Es sind das aber keine völlig neuen Werte, sondern es sind die Werte der ersten Woche: Gott, das Ziel und Glück unseres Lebens, die Sünde, das einzige wahre Verderben. Nur sind diese Werte in engere Fühlung mit dem Leben gebracht: die Befreiung meines eigenen inneren Menschen von dem Bösen und die Hilfe für den Mitmenschen. Und der zentrale Gotteswert wird gewissermaßen veranschaulicht in der Person des Gottmenschen: Apparuit gratia Dei Salvatoris nostri (Tit. 2, 11).

Die ersten Schritte eines Regenten haben stets programmatische Bedeutung und werden von aller Welt aufmerksam verfolgt, darum wird in den nunmehr einsetzenden Betrachtungen der zweiten Woche mit besonderer Sorgfalt der Eintritt des Gottmenschen in diese Welt erwogen: seine Menschwerdung, seine Geburt, sein Jugendleben. Da zeigt sich, daß der Erlöser der verhängnisvollen Ichsucht der Menschen die Demut, das selbstgewollte Kleinsein, Verborgensein, der weltzerrüttenden Habsucht, der auri sacra fames die freiwillige Armut, der engherzigen Verschlingung mit Heim und Verwandtschaft die Bereitwilligkeit entgegensetzt, jedem Wink und Ruf des himmlischen Vaters zu folgen, und müßten darob auch die Seinigen ihn mit Schmerzen suchen. (Der Gegensatz zur Fleischeslust wird nicht hervorgehoben. Damit hat die erste Woche durch die Abkehr von der Sünde aufgeräumt; wie ja überhaupt die zweite Woche vor allem aufbauender, nicht bekämpfender Natur ist.)

Das sind wesentliche Gesichtspunkte, die kein Jünger Jesu außer acht lassen darf, und damit der Exerzitant das nicht übersieht, werden nach diesen ersten Betrachtungen über die Kindheit des Herrn zwei programmatische Erwägungen eingeschoben: „Christus wählte die Armut und die Demut, der böse Feind hingegen treibt zunächst an zu Reichtum und Ehren." Damit wird dem Exerzitanten durchaus nicht verboten,

Digitized by Google

einen Lebensstand zu wählen, in dem Reichtum und Ehren zu erwarten sind; nur soll er auf seiner Hut sein, daß nicht eine heimliche Leidenschaft, die nur dem Bösen in die Hände arbeitet, ihn bei seiner Wahl bestimme. Und in einer anderen Betrachtung wird er angehalten, sich nicht mit halben Mitteln zu begnügen, sondern großmütig dem Rufe Gottes zu folgen, der etwa an ihn ergehen sollte. Und noch ein Drittes wird zwar nicht durchbetrachtet, aber zur Erwägung anheimgestellt, vielleicht, daß der Exerzitant es fassen kann: die tiefste Demut und die unübertrefflichste Nachfolge des Heilandes bestehe darin, daß einem mit der Person des Heilandes auch all das lieb und teuer wird, was den göttlichen Führer getroffen. Wie es einem hochsinnigen Offizier nicht wohl zumute wäre, stünde er in blanker Paradeuniform im Feld, während sein König von Pulverdampf geschwärzt, von Staub bedeckt und blutüberströmt aus der Schlacht zurückkehrte, so müßte es dem echten Jünger Jesu unbehaglich sein, bliebe Schmach und Leid von ihm fern; ja, hätte er zu wählen, er würde, nur um seinem mit Leidenschaft geliebten Herrn ähnlicher zu sein, Schmach und Kreuz wählen, auch wenn er im übrigen damit nicht mehr erreichte. Freilich, wer es fassen kann, der fasse es. Der Exerzitant möge nur einmal darüber nachdenken, und wenn er in sich noch nicht die Kraft zu solchem Heroismus verspürt, soll er wenigstens darum beten, daß ihm ein Verlangen nach solchem Heroismus aufgehe. In dieser Verfassung mag er dann seinen endgültigen Entschluß fürs Leben treffen: er wird sich nicht durch Scheinwerte ablenken lassen.

Es folgen nun die ruhigen Betrachtungen über das weitere Leben und Wirken des Heilandes bis zu seinem Leiden, stets unter dem Gesichtspunkt, wie Christus bestrebt ist, die Menschen von der Sünde fort und zu Gott hinzuführen. Aufgabe des Betrachtenden ist es, bei diesen Erwägungen auf den Ruf Gottes zu lauschen, d. h. aufzumerken, ob er sich angezogen fühlt, dem Beispiel des Erlösers in dem einen oder dem anderen Stücke näher zu folgen. Mit anderen Worten, er hat sich in diesen Tagen sein Berufsideal nach dem Vorbild des göttlichen Führers zu wählen. Nicht jeder ist zu der gleichen Lebensweise berufen. Andererseits gibt es keine menschenwürdige Betätigung, die nicht dem Erlöserideal eingegliedert werden könnte. Ja, richtig betrachtet, hat jeder Stand, der Erzieher, der Arzt, der Gelehrte, der Handwerker usw. nur insofern inneren Sinn und Wert, als er am Erlöserberuf Jesu teilnimmt. Das Exerzitienbüchlein drängt in keine besondere Richtung. Die Angaben zu den Betrachtungspunkten werden hier sogar sehr spärlich, und dem Exerzitienmeister wird es untersagt, in seinen gelegentlichen Besprechungen mit dem Exerzitanten diesen zu einem bestimmten Lebensberuf zu bereden. Darum ging auch schon mancher in die Exerzitien mit dem Plan, Priester oder Ordensmann zu werden, und verließ sie mit dem gereiften und religiös begründeten Entschluß, im weltlichen Stand Gott zu dienen[1]).

Sehr zu beachten ist der hohe Respekt, den Ignatius hier vor dem Individuum verrät: aus der Fülle der in Christus verkörperten Ideale soll jeder das ihm entsprechende auswählen, ohne daß ihm ein Fremder dabei Vorschriften oder aufdringlichen Rat gibt. Nur grundsätzliche Richtlinien werden vorgezeichnet, — freilich solche, die, befolgt, das Ideal zu tiefst erfassen lehren — alles übrige ist dem Kandidaten überlassen. Für Ignatius war diese Zurückhaltung mit der übernatürlichen Auffassung gegeben, die er von dem ganzen inneren Vorgang bei der Berufswahl hatte: hat der Exerzitant seine Pflicht getan, so wird der hl. Geist die Führung seiner Seele übernehmen; der Mensch hat sich darum zurückzuziehen und das Werk Gottes nicht zu stören. Aus diesem Grund meidet er auch jeden überspannten Idealismus.

[1]) *So heißt es in der 15. Vorbemerkung (Feder S. 25): „Der Exerzitienmeister darf den Exerzitanten nicht vorher zur Armut oder zu einem Versprechen zu bewegen suchen als zu deren Gegenteil . . ., sondern (muß) einer Wage gleich sich in der Mitte halten und den Schöpfer mit dem Geschöpf und das Geschöpf mit seinem Schöpfer und Herrn unmittelbar verkehren lassen.“*

Digitized by Google

Er predigt nicht: du kannst dein Ideal gar nicht hoch genug wählen, sondern dämpft eher den Überschwang durch die Bemerkung, daß zur engeren Gefolgschaft ein besonderer Gnadenruf gehört. Nur höchste innere Bereitschaft sucht er beim Schüler anzuregen. Und in der Tat könnte man ja auch mit mehr Recht den Rat geben, man solle sich ein Ideal so niedrig wie möglich wählen, wäre diese Ausdrucksweise nicht allzu mißverständlich. Wertlos ist eben ein Ideal, das einer bei den objektiv höchsten Werten sucht, ohne die genügende Resonanz im eigenen Innern zu finden. Es wird ihn bald im Stich lassen. Darum bringt auch Ignatius seinen Jünger in jeder einzelnen Betrachtung über das Leben des Heilandes gewissermaßen nur in die Nähe des Ideals, bestimmt als Ziel der Betrachtungen ganz allgemein nur: größere Kenntnis, innigere Liebe und engere Nachfolge, läßt ihn aber selbst wählen, in welchen Stücken und bis zu welchem Grade er die Nachfolge Christi übernehmen will.

So oft sich nun der Betrachtende entschloß, dies oder jenes seinem göttlichen Führer nachzutun, warf er auch einen Blick in die Zukunft, um zu erkennen, bei welchen Gelegenheiten des späteren Lebens der Vorsatz auszuführen sei. Es werden also wenigstens die wichtigsten und voraussehbaren Ereignisse des späteren Lebens mit den Vorsätzen und den Motiven zu diesen Vorsätzen assoziiert. Diese Motive werden dann in der dritten und vierten Woche, wo der leidende und triumphierende Erlöser Gegenstand der Betrachtungen ist, weiter verstärkt. Je tiefer der Exerzitant in der zweiten Woche in den Geist der Nachfolge Christi eingedrungen ist, um so reicher sind die Motivkräfte, die ihm dann aus der dritten und vierten Woche zuströmen.

Das Eigenartige der Exerzitien besteht somit darin, daß sie ihre Jünger zur selbständigen Schaffung eines ihrer Individualität angepaßten Ideals, nicht aus abstrakten Ideen, sondern aus der anschaulichen Fülle des Charakterbildes Jesu, wie es sich nach christlicher Weltanschauung zeigt, anleiten. Dieses Ideal ist so auszuarbeiten, daß es mit den Vorkommnissen des Lebens assoziiert, später ganz von selbst bewußt wird. Es ist ferner so prinzipiell gefaßt, daß sich die wichtigsten Verhaltungsweisen von selbst ergeben, ohne daß jede einzelne Tugend für sich eingeübt und motiviert zu werden brauchte; so ergibt sich ja aus dem Ideal eines tüchtigen Arztes von selbst Gewissenhaftigkeit, Selbstlosigkeit, Studium, Entschiedenheit usw., auch wenn diese Eigenschaften nicht einzeln angestrebt und geübt werden. Es ist endlich so systematisch zu einem Gedankenkomplex oder richtiger Wertkomplex ausgebaut, daß es in jedem Augenblick sämtliche Werte der ganzen Exerzitien ausspielen kann.

Wir greifen hier auf unsere formale Betrachtung zurück. Um den Zentralwert des Fundaments, Gott unser Ziel, legt sich der Wertgedanke der ewigen Seligkeit und der im gleichen Sinne wirkende von der ewigen Verdammnis. Um dieses legt sich konzentrisch der Gedanke und der Wert des gottmenschlichen Erlösers. Wie immer man auch den Erlöser betrachten mag, er ist stets derjenige, der von der Sünde und ihren Folgen frei machen und zu Gott und seinem Himmel hinführen will. Die Werte: Gott, Hölle, Gottesdienst, Friede des Herzens usw. sind untrennbar mit dem Erlöserwert verschmolzen. Konzentrisch um Person und Amt des Erlösers legen sich dann die Betrachtungen über den Erlösungsberuf im einzelnen. Es entfalten sich die Tugenden des Erlösers. Aber jede einzelne seiner Handlungen wird nur begriffen als eine Erlösertat: weg von der Sünde, hin zu Gott. Von jeder führt somit ein Radius direkt ins Zentrum zurück. Nach diesem Erlöserbild formt sich der Exerzitant sein ihm zugedachtes Lebensideal. Mag er werden, was er will, Ordensmann oder Weltmann, Gelehrter oder Praktiker oder was immer, wie es ihm seine natürliche Anlage nahelegt: er kann keinen sinnvollen Beruf ergreifen, er werde denn Miterlöser nach dem Beispiel des Gottmenschen. Fort von der Sünde, hin zu Gott! Weg vom Unglück, hin zum Glück! muß auch die Losung seines Lebens lauten. Und konzentrisch zum Idealbild Christi legt sich, dem zweiten Zentralwert, dem Berufswert zustrebend,

Digitized by Google

der Komplex des Nachbildes, des persönlichen Ideals des Jüngers. Und alle Motivkräfte für dieses sein Ideal strömen ihm aus den Kanälen zu, die, vom Zentrum ausgehend, das ganze Netz durchziehen: für jede einzelne Handlungsweise kann er, wenn nötig, den gesamten Motivkomplex wirksam machen: sein persönliches Berufsideal, das Beispiel des Heilandes, die Erlöserwirkung, die von dieser Handlungsweise zu erhoffen ist, die eigene Beglückung und die der Mitmenschen, endlich Gott selbst, seinen väterlichen gütigen Willen, aber auch seine Verheißungen und Drohungen. Für gewöhnlich braucht es diesen Rekurs nicht, aber die Strategie großer Feldherren ist hier verwirklicht: es sind für die Fälle unerwartet großen und heftigen Widerstandes sämtliche Reserven zur Verfügung und auf dem kürzesten Wege auf den Kampfplatz zu werfen. Hat der Exerzitant das Seinige getan, so kann er auch ruhig behaupten, die stärksten Motive gegenüber allen Lockungen zur Hand zu haben.

Sind die Exerzitien richtig erfaßt worden, so wurde durch die Betrachtungen über den Erlöser auch der Zentralwert, der Gotteswert selbst, gewaltig gesteigert. Auf ihn führt Ignatius nun am Schluß der Exerzitien noch einmal alles zurück. Freilich seine Andeutungen für die Schlußbetrachtung über die Liebe sind so skizzenhaft, daß man den verbindenden Grundgedanken erraten muß, weshalb auch diese Betrachtung häufig falsch verstanden und unrichtig vorgelegt wird. Es wäre völlig verfehlt, in diesen kurzen Sätzen nur abstrakte Spekulationen zu sehen. Sie atmen vielmehr den Geist echter Mystik, die freilich auf einem sicheren Gedankenfundament ruht. Es mag darum auch absichtlich die Anleitung so zurückhaltend sein: der innerlich Reife würde den Zusammenhang selbst finden, der Unreife aber keinen Nutzen aus diesen Wertgedanken ziehen.

Wir wollen den Zusammenhang der Betrachtung von der Liebe mit dem Vorausgegangenen kurz andeuten. Was der Exerzitant bisher erwogen und geschaut, ist das große Werk Gottes für die Menschheit. Gott, der Ausgangspunkt und die Quelle von allem, hätte ja auch bei der Betrachtung des Erlöserwerkes immer im Vordergrund stehen müssen. Aber vielleicht bedeutete er dem Exerzitanten noch nicht den gebührend großen Wert, und darum war es gut, daß sich der Gottmensch auch in dieser Hinsicht als Mittler einführte. Aber nun am Ende der dreißig Tage soll der Jünger noch einmal das Ganze unter dem Hinblick auf Gott betrachten. Vielleicht, daß nun Gott für ihn der große Wert ist, der ihn mit einem Male auf ein höheres Niveau des Lebens stellt. — Was hat dieser Gott nicht für ihn getan! Das ist der Ausgang dieser Betrachtung. Die persönlich erhaltenen Wohltaten natürlicher und übernatürlicher Ordnung sind dankbar zu erwägen und das große Schöpfungs-, Erlösungs- und Beseligungswerk, das der Exerzitant in den verflossenen Wochen geschaut, ist nochmals zu überblicken. Sind die subjektiven Voraussetzungen da, so muß sich eine innige glühende Dankbarkeit regen, und all die Gefühle, die in den vorausgegangenen Betrachtungen angesammelt wurden und nun in größter Bereitschaft stehen, werden mitschwingen. Es drängt zum Dank und zur Gegenliebe: — „Nimm hin, o Herr, und empfange alle meine Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und all meinen Willen, alles, was ich habe und besitze. Du hast mir dies alles gegeben. Dir, o Herr, stelle ich es zurück. Alles ist Dein: verfüge ganz nach Deinem Willen. Gib mir nur Deine Liebe und Deine Gnade, denn diese genügt mir." — Und dieser Gott, dein Wohltäter, ist nicht fern von dir! Das ist der zweite Betrachtungsgedanke. Hier ist nicht rein intellektualistisch über die Allgegenwart Gottes zu spekulieren, sondern es soll das ehrfurchtsvolle Gefühl der Gegenwart Gottes geweckt werden. Dieses Gefühl der Gegenwart Gottes kann durchlebt werden, auch ohne daß man rein natürliche Dinge fälschlich als unmittelbare Berührung mit Gott deutet[1]). Aber der Betrachtende weiß jetzt,

[1]) *Zu dieser Andeutung vgl. m. Aufsatz „Vom Wandel in Gottes Gegenwart" Stimmen der Zeit, 98. Bd., 1919, S. 44f.*

Digitized by Google

wohin sich sein Drang nach dankbarer Gegenliebe zu richten hat. Und mehr noch; Gott weilt nicht ruhig und untätig in deiner unmittelbarsten Nähe, nein, er ist es, der um dich und für dich webt und schafft: Der Sonnenstrahl, der dich erwärmt und erfreut, glüht nicht aus sich und nicht allein, es ist dein Gott, der in ihm glüht. Das Korn auf dem Acker, das Tag und Nacht für deine Ernährung heranwächst, tut es nicht aus dem Eigenen: dein Gott arbeitet in ihm für dich. Also auch hier sind nicht trockene Erwägungen über den Concursus divinus anzustellen, sondern der anschauliche Sachverhalt des stets für uns arbeitenden und wirkenden Gottes ist recht lebensvoll zu erfassen. Da soll es nichts mehr auf Erden geben, in dem der Exerzitant in Zukunft nicht sein höchstes Gut in treuester Sorge für ihn selbst begriffen, erblicken würde. Und wenn er so allüberall diese gütigen Vaterhände sich rühren sieht, dann soll er sich endlich ein Bild von der Größe dieses Gottes machen, indem er alle Wertskalender Schönheit und Güte und Größe durcheilt, um schließlich bei dem unendlichen persönlichen Gott zu landen und aufs neue in dankbares Staunen auszubrechen über den so großen und doch so gütigen Gott, der ihm trotz all seiner Verfehlungen so unentwegt dient.

Ist der Exerzitant auf jener seltenen Stufe geistiger Reife, so wird in dieser Betrachtung noch einmal das Gesamterlebnis der Exerzitien in ganz neuem Lichte aufflammen; wie ein Alpenglühen wird diese Schlußbetrachtung das ganze Panorama erstrahlen lassen. Der Exerzitant wird als ein völlig anderer Mensch zu seinem Berufsleben zurückkehren. Ist er jedoch nicht so weit innerlich gereift, so mahnt ihn eine Bemerkung des Exerzitienbuches, die echte Liebe bestünde weniger in Gefühlen als in der Tat: die Ausführung seiner Lebensvorsätze stellt ihn dann auf den rechten Weg. Zu diesen Vorsätzen gehört aber auch eine bestimmte Lebens- und Tagesordnung, die ihm Gelegenheit verschafft, jene Wertkomplexe der Exerzitien wieder aufzufrischen und zu vertiefen und in täglicher Erforschung sein Leben mit seinen Vorsätzen zu vergleichen, ganz abgesehen von den rein übernatürlichen Mitteln des Gebetes und des Sakramentenempfanges, zu denen sich der Exerzitant vor sich selbst verpflichtet hat.

Damit wäre das große Geheimnis der Wirksamkeit der geistlichen Übungen enthüllt: die Einpflanzung systematisch angelegter Wertkomplexe höchster Art unter den günstigsten Bedingungen, nämlich der ausschließlichen Hingabe an diese Gedanken, und die allseitige Verknüpfung dieser Wertkomplexe und der durch sie motivierten Vorsätze mit den Gelegenheiten des Lebens; endlich deren Sicherung durch die nachfolgende Lebensordnung und Gewöhnung.

III.

An letzter Stelle sei der besonderen Hilfsmittel gedacht, die dem Exerzitanten angeraten werden. In der Regel haben sie am meisten die Aufmerksamkeit der Leser des Exerzitienbüchleins auf sich gelenkt, und weil dessen kärgliche Ausführungen die Proportion zwischen Hilfsmittel und Hauptsache nicht wahren, sah man in ihnen vielfach das Wesentliche und eigentlich Wirksame der Exerzitien. Nachdem wir jedoch das monumentale Gedankengebäude der Übungen vor unseren Augen entstehen sahen, werden wir diesem Irrtum nicht mehr so leicht anheimfallen. Die gesamte Technik der Exerzitien, wenn wir einmal das Wort gebrauchen wollen, dient nur der Wegbereitung für die Betrachtungen. Sie kann und soll in dem Maße wegfallen, als sie diesem Zweck nicht mehr dient. Sie entspringt andererseits der Eigenart der Übungen, die darauf abzielen, den aus des Lebens Wirren Kommenden in verhältnismäßig kurzer Zeit die Gesamtlehren des Christentums so lebendig vorzuführen, daß er ihren Wertgehalt in sich aufnimmt, durch sie zur Abkehr von seinen Irrwegen

Digitized by Google

bestimmt wird und ein neues Lebensideal gewinnt. Wir wollen diese Hilfsmittel der Reihe nach so vorführen, wie sie an den Exerzitanten herantreten.

Der Exerzitant sucht einen ruhigen Aufenthaltsort, der ihn, soweit möglich, den Alltagsgeschäften, den Zerstreuungen und dem Verkehr mit der gewöhnlichen Umgebung entzieht. Zu diesem Zweck sind vielerorts Exerzitienhäuser errichtet worden. Im Idealfall, der sich heute nur bei wenigen Weltleuten verwirklicht, widmet er sich nun dreißig Tage ausschließlich den geistlichen Übungen. Fremdartige Lektüre, Gespräche mit der Umgebung, den Exerzitienmeister ausgenommen, vermeidet er. Zwischen die einzelnen „Wochen" wird jedoch gewohnheitsmäßig je ein Erholungstag eingeschaltet; ein Ausflug in die freie Natur soll dann erfrischen, ohne schädliche Zerstreuungen zu bedingen. Diese wohltuende Einsamkeit läßt allmählich die in hoher Bereitschaft stehenden Vorstellungen aus den letzten Tagen des Weltlebens abklingen und hilft dazu, daß die Exerzitiengedanken die alleinherrschenden werden. Sie treten nun in höchste Bereitschaft, und der Exerzitant wundert sich, wie leicht es ihm allmählich wird, sich in diesen, ihm sonst ferner liegenden Gedankengängen zu bewegen.

Wer erstmals Exerzitien macht oder wer bei wiederholten Exerzitien der Hilfe begehrt, macht sie unter der Leitung eines Exerzitienmeisters. Ignatius gab die Übungen stets Einzelpersonen. Heute schließen sich aus praktischen Gründen in der Regel mehrere Teilnehmer zu einem Kurs zusammen. Aufgabe des Leiters ist es nun, seinen Zöglingen den Stoff der Exerzitienbetrachtungen einzuteilen, ihn vorzulegen, Anweisungen zur Betrachtung zu geben und in der Zwischenzeit dem Exerzitanten zur Verfügung zu stehen, falls dieser eine Aussprache wünscht. Auch soll sich der Exerzitienmeister aus freien Stücken öfters nach dem Befinden des Übenden erkundigen, um ihn vor Unklugheiten zu bewahren.

Die Art der Darbietung des Betrachtungsstoffes ist nun die denkbar schlichteste. Ohne jede äußere Aufmachung, ohne Pose und aufdringliche Rhetorik legt der Leiter, vielleicht im Zimmer des Exerzitanten mit ihm am gleichen Tische sitzend, den Stoff der gerade vorzunehmenden Betrachtung vor, und läßt ihm, wenn nötig, eine kurze schriftliche Skizze seines Vortrages zurück. Nach dem Wunsch des Stifters soll er dabei nicht zu ausführlich sein, während der Zeit von etwa einer Viertelstunde soll er die Hauptpunkte nur andeuten, damit dem Exerzitanten Gelegenheit bleibt, sich in der folgenden Betrachtungsstunde selbst geistig zu betätigen. Natürlich wird sich dies nach der individuellen Verfassung des Exerzitanten richten.

Fand die Darbietung der „Punkte" am späten Abend statt, so ist für den Erfolg der Betrachtung das innere Verhalten des Exerzitanten bis zur Betrachtungsstunde am nächsten Morgen von höchster Bedeutung. Ignatius gibt dafür einige Winke, die auch auf andere Lagen übertragbar sind. Der Exerzitant soll sich alsbald zur Ruhe begeben (übrigens stets zur gleichen Stunde). Er meidet es, wenn auch ohne Anstrengung, anderen Gedanken als den zur Betrachtung gehörigen Raum zu geben, auch wenn es religiöse wären; insbesondere sind Gedanken aus einem fremdartigen Gefühlskomplex zu meiden. Doch sollte er sich auch mit seinen „Punkten" nur obenhin beschäftigen, da ein eigentliches Betrachten den Schlaf verscheuchen würde. Darum soll sich der Exerzitant auf seinem Lager nur kurz vergegenwärtigen, zu welcher Stunde er aufzustehen hat, und was im allgemeinen der Gegenstand seiner Betrachtung sein wird. Es ist klar, daß diese allabendlich sich wiederholende Verhaltungsweise assoziativ den Schlaf herbeiführen muß, wenn anders die vorausgegangene Tagesarbeit nicht eine nervöse Übererregung gesetzt hat.

Beim Erwachen soll sich der Exerzitant sofort dem Betrachtungsstoff zuwenden, nicht um ihn schon betrachtend zu verarbeiten, das gäbe ob der notwendigen äußeren Geschäfte eine ungeordnete Arbeit. Nein, er soll sich in eine dem Betrachtungsstoff und ihm selbst angemessene stimmungsvolle Gedankensphäre begeben. Eine ungemein feine und praktisch bedeutsame Weisung. Sie stellt für die kommende Betrachtung

Digitized by Google

schon Vorstellungsmaßen in Bereitschaft und, was vielleicht ebenso wichtig, sie macht gleichartige Gefühle mobil. So schlägt Ignatius aus seiner eigenen Gedankenwelt für die Betrachtung über die Sünde als Stimmungsbild vor: man denke sich einen Ritter, der des Königs Gunst mißbraucht hat und zum Verräter geworden, nunmehr entlarvt, vor seinem König zur Verantwortung erscheinen soll. Es wird Sache eines feinfühligen Leiters sein, dem Exerzitanten passende Stimmungsbilder nahezulegen, ihn aber auch vor jeder geistigen Überanstrengung zu warnen, zu der unkluger Eifer hier den weniger Begabten verleiten kann.

Erfüllt von solchen Stimmungen hat sich der Exerzitant angekleidet und begibt sich nun an seine Betrachtung, die er ungesehen und ungestört in seinem eigenen Wohnzimmer anstellt. Vor seinem Betstuhl stehend erinnert er sich für Augenblicke lebendig der Gegenwart Gottes, tritt zum Zeichen dieses Bewußtseins einen Schritt zurück und dann erst kniet er nieder, um in einem kurzen Vorbereitungsgebet die kommende Betrachtung Gott aufzuopfern und seinen Beistand zu erflehen. Dann besinnt er sich kurz auf den Betrachtungsstoff und wählt sich ein anschauliches Bild, das ihm entweder diesen Stoff versinnbildet oder ihm den Ort ausmalt, wo sich die zu betrachtende Tatsache abgespielt hat. Diese Compositio loci wurde von nur literarisch Forschenden stets ungebührlich betont. Ignatius war zweifellos optisch gut veranlagt und setzte darum voraus, dieses vielleicht innerhalb einer Minute auszuführende anschauliche Bild bleibe für jedermann in hoher Bereitschaft und diene ihm zu einer Stütze für die Phantasie: schweifen seine Gedanken einmal vom Stoff ab, so brauche der Betrachtende sich nur des anschaulichen Titelbildes zu erinnern und er sei wieder ganz bei der Sache. Daß diese Annahme für den Akustiker, an den Ignatius nicht gedacht hat, nicht zutrifft, verschlägt wenig; denn das anschauliche Bild sollte nur eine untergeordnete Hilfe sein, die sich der akustisch Veranlagte durch ein Schriftwort, einen Liedvers u. ä. ersetzen kann.

Ignatius bezeichnet diese einleitenden Hilfen zur Betrachtung als Präludien. Dem eben beschriebenen ersten folgt stets ein anderes Präludium, das in einem kurzen Gebet besteht: petere id quod volo d. h. der Betrachtende soll in einem kurzen Gebet um die Erreichung des Zieles der jeweiligen Betrachtung flehen, z. B. in der ersten Woche heißt es einmal: bitten um die Zerknirschung über die eigenen Sünden, in der zweiten Woche lautet es stets: bitten um tiefere Erkenntnis Christi und um innigere Liebe zum Zwecke der engeren Nachfolge. Ignatius hat damit, fernab aller theoretischen Kenntnis, die von der Didaktik geforderte Zielangabe zu Beginn jeder Lehrstunde praktisch verwertet. Nach dem Sprachgebrauch der heutigen experimentellen Psychologie würden wir sagen: er setzt eine Determination unter Verwendung eines allgemeineren antizipierenden Schemas. Damit wird ein doppelter Zug der ganzen Exerzitien herausgehoben: alles in ihnen ist zielstrebig und diese Zielstrebigkeit muß sich der Exerzitant zu eigen machen, er muß etwas Bestimmtes erreichen wollen. Andererseits wird doch das Ziel nur im allgemeinen angegeben, namentlich in der für die Berufswahl ausschlaggebenden zweiten Woche. So wird verhütet, daß alle in dem vorgestellten Erlöserideal dasselbe sehen, während es doch reich genug ist, um die mannigfachsten individuellen Nachbildungen zu gestatten.

Nach solchen äußeren und inneren Vorbereitungen beginnt die Betrachtung, die eine volle Stunde währt, wobei der Betrachtende jene Körperhaltung einnehmen soll, die am meisten seine Betrachtung fördert, entweder knieend, sitzend oder auf dem Rücken liegend; vom Auf- und Abwandeln spricht Ignatius nicht, das schien ihm wohl mit der erforderlichen Sammlung weniger vereinbar, doch hätte er sicher keinen Einspruch erhoben, falls jemand diese Haltung als zuträglich erprobt hätte. Ebenso empfiehlt er, je nach dem individuellen Bedürfnis und dem gerade zu betrachtenden Stoff, das Zimmer während der Betrachtung zu verdunkeln oder zu erhellen. Aber all das sind nur Hilfsmittel zweiten Ranges, und wer sie überschätzen wollte, wäre auf

Digitized by Google

die stets wiederkehrende Bemerkung hinzuweisen: je nachdem es der Exerzitant für förderlich findet.

Über die Art und Weise zu betrachten gibt das Büchlein verschiedene Anweisungen. Es würde zu weit führen, sie hier im einzelnen zu besprechen. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich von den modernen didaktischen Anleitungen etwa zur Erteilung des biblischen Unterrichtes. Nur auf folgendes sei aufmerksam gemacht. Vor jeder einseitigen Beschäftigung mit dem Betrachtungsstoff wird gewarnt: mit dem Gedächtnis die betreffenden Tatsachen sich vorführen, mit dem Verstand Erwägungen an sie anschließen, mit dem Willen Affekte und Vorsätze erwecken, so oder ähnlich lautet immer wieder die Anleitung. Weiter soll die ganze Behandlung eine rein persönliche sein: was ergibt sich aus diesen Wahrheiten für mich? Hat der Exerzitant auf diesem Wege in der Betrachtung eine besondere Belehrung für sich gewonnen, hat er diese zu einem bestimmten Vorsatz für sein Leben verarbeitet, so soll er sich, wenigstens gegen Schluß der Betrachtungsstunde wieder zum Gebet wenden. „Colloquium" wird dieses Gebet genannt, weil es eine ganz persönliche vertraute Zwiesprache mit Gott werden soll, so wie es dem Betenden auf Grund dessen, was während dieser Stunde durch seine Seele gegangen, aus dem Herzen quillt; insbesondere aber ist der erarbeitete Vorsatz dem Herrn zu empfehlen. Den formellen Schluß bildet in der Regel das Vaterunser, vermutlich aus einem sachlichen, wie aus einem pädagogischen Grund. Das Vaterunser paßt sich jeglicher Stimmung und jeglichem Gebetsziel an, eignet sich darum immer zu einem Schlußgebet. Als formuliertes Gebet aber gibt es der Betrachtung einen scharf umgrenzten Abschluß, das nicht-formulierte spontane Gebet könnte schließlich entgleisen und in Zerstreuungen ausmünden. Ignatius liebt sanbere Arbeit. Die Betrachtungsstunde soll durchgehalten werden; fühlt man sich zum Abkürzen versucht, soll man eher noch eine Kleinigkeit über die volle Stunde hinausgehen.

Jeder Betrachtung folgt ein kontrollierender und sammelnder Rückblick: wie gelang die Betrachtung? was förderte? was hemmte? was lerne ich daraus für die Zukunft? Sodann: zu welchem Ergebnis bin ich gekommen? womit wird dies hauptsächlich begründet?

Gesunde und kräftige Männer ließ Ignatius die erste Betrachtung des Exerzitientages um Mitternacht anstellen. Die Stille der Nacht, die außergewöhnliche Lage, die für zerstreuende Gedanken wenig Anknüpfungspunkte bot, mußte die Betrachtung sehr begünstigen und den Exerzitiengedanken eine namhafte Vorherrschaft sichern. Diese Mitternachtsbetrachtung hatte zu unterbleiben, sobald der Exerzitant Ermüdung verriet, aber auch bei den freudigen, der Verherrlichung des Auferstandenen gewidmeten Betrachtungen der vierten Woche. Ignatius kam es nämlich durchaus nicht auf eine körperliche Schwächung des Exerzitanten an; fordert doch eine fruchtbringende Durcharbeitung der gesamten Exerzitien ein nicht geringes Maß von Nervenkraft. Darum steht auch Fasten und andere körperliche Kasteiung ganz im Hintergrund. Der Exerzitant soll ausprobieren und nach seiner Erfahrung anwenden oder unterlassen, was sich ihm von solchen Dingen für den Erfolg seiner Exerzitien zweckdienlich bzw. hinderlich erweist.

Die zweite Betrachtung wurde morgens nach dem Aufstehen gehalten, die dritte und vierte in zweckmäßigen Abständen vor und nach Tisch. Sehr oft haben diese vier Betrachtungen den nämlichen Stoff. Denn Ignatius legt auf die Wiederholungen sehr großen Wert. Entweder greift der Exerzitant aus der Mitternachtsbetrachtung das heraus, was den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, oder er nimmt den Teil nochmals vor, der ihm wenig geboten, oder der Exerzitienmeister legt ihm in der Vorbereitung zu jeder Betrachtungsstunde den gleichen Stoff in anderer Beleuchtung vor. Auch werden von Zeit zu Zeit größere Abschnitte der Exerzitien nochmals kursorisch durchgegangen. Wenn man bedenkt, daß in den geistlichen Übungen ein Wertkomplex für das ganze Leben eingeprägt werden soll, wird man solche Mühe nicht zu groß finden.

Digitized by Google

Hat der Exerzitant so viermal je eine Stunde lang sich mit den Heilsgeheimnissen befaßt und dabei in erster Linie sich logisch denkend verhalten, so wird er für den Abend geistig abgespannt sein. Die letzte Betrachtung des Tages vor dem Abendbrot nimmt darum eine andere Gestalt an. Ignatius geht dabei wieder von sich aus. Ein so guter praktischer Psychologe er war, von den individuellen Differenzen insbesondere auf dem Gebiet der Vorstellungen scheint er nichts gekannt zu haben. Ein ausgeprägter visueller Typ, war er davon überzeugt, daß die leichteste Betrachtungsweise darin bestehen muß, sich das während des Tages durchbetrachtete Glaubensgeheimnis z. B. die Geburt des Heilandes, die Stillung des Seesturmes, eine Szene aus seiner Leidensgeschichte, phantasiemäßig anschaulich vorzustellen. War doch seine Phantasie, als er das Büchlein niederschrieb, nicht durch langjähriges abstraktes Studium niedergekämpft. Im Gegenteil, sein Leben als Hofmann und Krieger und wallender Büßer hatte seine visuelle Anlage nur entfalten können. Auch war diese Betrachtungsweise durchaus nicht neu. Der hl. Bonaventura z. B. führt sie bewußt durch und verteidigt sie gegen den Vorwurf der Kindischkeit. Beachtet man diese Tatsachen, so wird man nicht mehr behaupten, die Exerzitien strebten eine Überhitzung der Phantasie an. Die Vorherrschaft hat in den Exerzitien das logische Denken, so sehr, daß romantische und phantastische Individuen ihnen wenig Geschmack abgewinnen können. Auf diesem streng logischen Gefüge, das wissen wir heute aus der Psychologie der Komplexe, beruht die Einprägsamkeit und leichte Reproduzierbarkeit des ganzen Wertsystems. Phantasie im Sinne von aufgabenfreiem schweifenden Denken hat überhaupt in den Exerzitien keine Stelle. Also bliebe nur noch Phantasie im Sinne lebhaft anschaulichen Vorstellens[1]). Das aber wird nicht eigentlich angestrebt und geübt, sondern für die Methode der letzten Betrachtung im Tage, der Applicatio sensuum, vorausgesetzt. Der Exerzitant soll sich vorstellen, er sei bei der zu betrachtenden Tatsache zugegen, vor seinen Augen soll er sie sich abspielen lassen und „daraus einigen Nutzen zu ziehen suchen". Ich weiß nicht, ob Ignatius unter seinen Exerzitanten einen fand, der als schwach Visueller zu dieser Betrachtungsweise unfähig war. Hätte er je einen solchen getroffen, so hätte er ihn von der Anwendung der Sinne dispensiert; denn sie bezweckte nach seiner Auffassung nichts anderes als ein leichtes Sichbefassen mit dem Tagesstoffe, der in ansprechender Weise nochmals vorgeführt, den schon ermüdenden Geist erfüllen sollte.

Nach dem, was wir mitgeteilt haben, durchzieht Gebet und Gebetshaltung die ganzen geistlichen Übungen. Dieses Gebet ist aber von dem am Schluß jeder Betrachtung wiederkehrenden Vaterunser und dem gelegentlich empfohlenen „Anima Christi" abgesehen, durchweg ein persönliches, d. h. vom Exerzitanten persönlich zu bildendes. Das liturgische Beten und der liturgische Gottesdienst wird zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht besonders geübt. Am Schluß der ersten Woche, deren Hauptzweck die Hinkehr zu Gott und die Abkehr von der Sünde ist, steht naturgemäß die Beichte. Zu ihr wird noch eine besondere Anleitung gegeben. Der Empfang der Kommunion schließt sich wie selbstverständlich an, wird aber im übrigen nicht weiter besprochen.

Ein Gegenstück zu der mit den Irrungen der Vorzeit abschließenden Beichte bildet die „Wahl" in der zweiten Woche. Das Exerzitienbüchlein denkt zunächst an eine Berufswahl. Ist diese nicht mehr möglich bzw. nicht mehr erforderlich, weil sich der Exerzitant im rechten Berufe weiß, so ist eine „Reformwahl" vorzunehmen d. h. es ist die besondere Ausgestaltung des Berufslebens im Sinne der in den Betrachtungen gefundenen Erleuchtungen anzustreben. Die „Regeln der Wahl" leiten den Wählenden an, wie er sich dabei auf einen möglichst objektiven Standpunkt zu erheben hat, indem

---

[1]) *Zu dieser Unterscheidung vgl. m. „Exper. Psychologie" 3. Aufl. S. 258f. — Die Rolle der Phantasietätigkeit in den Exerzitien wird auch in dem tiefeindringenden Büchlein von Karl Holl (Die geistl. Übungen usw. Tübingen 1905) überschätzt, und zwar auf Grund willenspsychologischer Anschauungen, die heute unhaltbar geworden.*

Digitized by Google

er sich z. B. denkt, er habe einem anderen Menschen, der mit ihm die gleiche Verfassung teilt, ehrlich zu raten; indem er sich fragt, was würde ich am Ende meines Lebens wünschen gewählt zu haben, oder indem er aufschreibt, was alles für und was gegen seine Ziele spricht, und nachher zusieht, wohin sich das Übergewicht der Gründe neigt. Der Exerzitienmeister hat sich bei diesem Wahlvorgang möglichst zurückzuhalten. Das Gesamtergebnis mit all seinen praktischen Vorsätzen und den sie begründenden Motiven wird sich wohl jeder in klarer Fassung niederschreiben.

* * *

Nachdem wir so die formale Struktur, den gedanklichen Inhalt und die besonderen Hilfsmittel der Exerzitien betrachtet haben, kehren wir zur Frage nach ihrer charakterologischen Bedeutung zurück. Es steht fest, daß die Übungen einer großen Anzahl von Menschen eine bestimmte und dauernde Richtung der Lebensauffassung und der Lebensführung vermittelt haben. Somit haben sie charakterbildend gewirkt; somit ist ihr Beitrag zur Charakterbildung ein bedeutsamer Faktor des fertigen Charakters, wie er uns in jenen Menschen entgegentritt, und, in formaler Hinsicht wenigstens, ein bedeutsamer Faktor des Charakters überhaupt. Nun sahen wir aber, daß in den Exerzitien kein Versuch gemacht wird, die naturgegebene Charaktergrundlage umzuformen, solange sie nicht der christlichen Lebensordnung, die allein angestrebt wird, gefährlich wird: die ausführliche Aufzählung aller von Ignatius erwähnten aber längst nicht immer vollzählig angewandten Hilfsmittel im dritten Teil unserer Abhandlung hat den Beweis dafür erbracht. Und daß in der Tat der individuelle Charakter im wesentlichen unangetastet bleibt, kann bezeugen, wer einige Hundert Personen aus näherem Umgang kennt, welche die dreißigtägigen Exerzitien einmal oder zweimal in ihrem Leben mit Eifer und Erfolg durchgemacht haben. Damit ist also erwiesen, daß der charakterbestimmende Faktor, den die Exerzitien vermitteln, nichts anderes als eben jenes in hoher Bereitschaft stehende Wertsystem ist. Mit diesem Nachweis ist aber für die Charakterlehre im allgemeinen dargetan, daß überhaupt zur Beschreibung eines fertigen Charakters notwendig das herrschende Wertsystem untersucht werden muß.

Diese Folgerung wird nicht durch den Einwand berührt, wer die Übungen erfolgreich durchmache, müsse schon gewisse Charaktereigenschaften besitzen. In der Tat, Sinn für Logik und Systembildung ist erforderlich. Desgleichen Wirklichkeitssinn: wer es fertig bringt, sich an Gedankengebäuden zu erfreuen, ohne sich im Leben nach solchen Einsichten zu richten, wird den Geist der Exerzitien nie in sich aufnehmen. Aber vielleicht fehlt es solchen schon an der ersten Voraussetzung der Übungen: an der lebendigen Glaubensüberzeugung.

Indes, wie dem auch sei: dieser Einwand trifft unsere charakterologische Folgerung nicht. Es wird stets ein maßgebender Gesichtspunkt zur Beschreibung und Einteilung der Charaktere bleiben, ob ein fertiges oder ein unfertiges, ein geschlossenes oder ein uneinheitliches, ein in hoher Bereitschaft stehendes oder ein nur latentes, ein motivkräftiges (absolut oder relativ zum Subjekt) oder ein schwachmotivierendes, ein gedanklich verarbeitetes oder nur gefühlsmäßig geahntes, ein logisches oder ein unlogisches Wertsystem vorhanden ist. All dies wird zwar durch die naturgegebenen Charaktereigenschaften begünstigt oder hintangehalten, ist aber mit ihnen nicht ohne weiteres gegeben. Das gilt noch mehr von dem Inhalt des Wertsystems, nach dem die Charakterforschung auch zu fragen hat. Ob es ein rein diesseitiges oder ein transzendentes, ein materielles oder ein geistiges ist usw. Damit wächst aber auch die Zahl der möglichen Variationen des nämlichen naturgegebenen Charakters fast unübersehbar an, ein Beweis, daß dieser Gesichtspunkt uns erlaubt der Wirklichkeit einigermaßen gerecht zu werden. Andererseits bleibt dieser Gesichtspunkt verhältnismäßig einfach und läßt uns darum hoffen, wenigstens von dieser Seite aus dem gewaltigen Charakterproblem allmählich wissenschaftlich näher zu kommen.

Digitized by Google

Grundprobleme der Charakterologie

Von A. PFÄNDER (München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Die Charaktere der Menschen, die ihm begegnen, zu betrachten, sie zu erkennen, sie zu beurteilen und sie zu schildern, ist immer eine Freude des Menschen gewesen. So sehr er dabei auch von persönlichen Interessen geleitet wird, die seinen Blick trüben und verzerren, — die Meinungen, die er abschließend gewinnt, machen doch immer den Anspruch, wirkliche Erkenntnisse der wirklichen menschlichen Charaktere zu sein. Oft genug freilich gerät er darüber mit anderen Menschen in Meinungsstreit, aber immer doch glaubt er an die Möglichkeit, die Charaktere der Menschen zu erkennen, und hartnäckig hält er an der Richtigkeit seiner Meinungen fest, auch wenn er ihre Wahrheit zu seinem Ärger nicht zu erweisen vermag. Sollte man nicht annehmen, er würde mit Freuden eine Wissenschaft begrüßen, welche ihre Forschung gerade diesen so interessanten und so sehr umstrittenen Charakteren der Menschen zuwendet und ihm verspricht, durch ihre Ergebnisse ihm seine eigene Erkenntnis zu erleichtern und zu sichern? Statt dessen sehen wir in weiten Kreisen die Charakterologie bis heute noch immer ziemlich geringgeschätzt, ja fast mißachtet. Nur wenige Menschen nehmen teil an ihr; die meisten aber kümmern sich gar nicht um sie. Statt ihrer genießen aphoristische geistreiche Bemerkungen über die Charaktere der Menschen immer noch den Vorzug.

Woran mag es liegen, daß diese Wissenschaft sich so geringer Schätzung erfreut und daß sie vielfach selbst von denjenigen, die sie schätzen, doch nur in der Art einer Kurpfuscherweisheit gewürdigt wird? Ist es ihr unvollkommener Zustand allein, ist es die Dürftigkeit und Unbrauchbarkeit ihrer Ergebnisse? Oder ist es der heimliche Glaube, daß auf diesem Gebiete überhaupt keine eigentliche Wissenschaft möglich sei, daß vielmehr nur eine besondere persönliche Begabung und Fähigkeit instand setze, in Einzelfällen die Charaktere der Menschen zu erkennen? Sollte wirklich alle wissenschaftliche charakterologische Forschung vergeblich und nutzlos sein?

Neuerdings drängen freilich eine Reihe verschiedener Interessen wieder stärker und stärker zu einer wissenschaftlichen Charakterologie. Die Massen der unbekannten Menschen, die man in Wirtschaft und Technik heutzutage gebraucht und verbraucht, man möchte sie möglichst ökonomisch in den Wirtschaftsprozeß eingliedern; man möchte nicht erst lange, verschwenderische und vergebliche Versuche mit ihnen machen, sondern man möchte ihren Charakter, von dem ihre Brauchbarkeit und Leistungsfähigkeit abhängt, möglichst schnell und richtig erkennen, möchte von vornherein mit Sicherheit wissen, „wessen man sich von ihnen zu versehen hat". Und da setzt man denn seine Hoffnungen gern auf die Wissenschaft der Charakterologie.

Weiterhin treffen der Massenunterricht und die Massenerziehung heute überwiegend ebenfalls auf unbekannte Menschenkinder. Sehr bald stellt sich heraus, daß das Massenverfahren nicht überall bei ihnen den gleichen Erfolg hat, daß man vielmehr „individualisieren" muß, um zweckmäßig und erfolgreich auf sie zu wirken. Man sieht sich in die Notwendigkeit versetzt, zunächst die individuellen Charaktere der einzelnen Schüler und Zöglinge zu erkennen, und ruft nun die Hilfe der wissenschaftlichen Charakterologie herbei.

Schließlich bringt das Leben in den Großstädten, die Loslösung von der Heimat und die Aufhebung aller Verkehrsschranken den einzelnen Menschen immer von

Digitized by Google

neuem mit wildfremden Menschen in Berührung und zwingt ihn, mit ihnen in nähere Beziehung zu treten. Wie würde es ihn da beruhigen und sichern, wenn er ihre Charaktere von vornherein richtig erkennen könnte! Und hilfesuchend schaut er aus nach einer charakterologischen Wissenschaft.

Es sind jedoch nicht nur die moderne Wirtschaft und Technik, der Massenunterricht und die Massenerziehung, das praktische Leben und der Verkehr, die heute der Charakterologie sich zudrängen. Auch eine Reihe von Wissenschaften sind jetzt von demselben Verlangen erfüllt. Hat man z. B. in den Geschichtswissenschaften mehr und mehr die Bedeutung der historischen Persönlichkeiten erkannt und hat man eingesehen, wie unzulänglich, wie unwahr, ja wie gefälscht man diese bisher dargestellt hat, so muß man sich nach den Mitteln und Wegen einer gediegenen und echten Charakter-Erkenntnis umsehen, und man erwartet sie wiederum von der Charakterologie.

Die systematischen Literatur- und Kunstwissenschaften suchen heute in die Charaktere der schaffenden Dichter und Künstler viel tiefer einzudringen und sie wünschen dafür lebhaft eine gründliche und verständnisvolle Wissenschaft von den menschlichen Charakteren herbei, um den Zusammenhang zwischen den Schöpfern und ihren Geistesprodukten, und damit diese Produkte selbst besser zu verstehen.

Und dann ist es heute vor allem die Psychiatrie, die mit besonderer Dringlichkeit eine ernsthafte Charakterologie verlangt und die sogar selbst dazu übergegangen ist, eine Reihe wertvoller Beiträge zu dieser Wissenschaft zu liefern. Denn sie hat erkannt, daß es auch von dem Charakter eines Menschen wesentlich abhängt, welche Art und welche besonderen Modifikationen seine geistige Erkrankung, speziell bei der Schizophrenie und dem manisch-depressiven Irresein, annimmt.

In dieser vielstimmigen Forderung nach einer wissenschaftlichen Charakterologie gibt sich freilich auch die Meinung kund, daß das, was bis jetzt davon dargeboten worden ist, doch noch recht unvollkommen sei. Und wir müssen, wenn wir vorurteilslos und unbefangen die früheren spärlichen und die heutigen so umfangreichen Leistungen auf diesem Gebiete prüfend betrachten, dieser Meinung im Grunde auch beipflichten. Gestehen wir es uns nur ein: wir befinden uns immer noch in den Anfängen der Charakterologie, so sehr auch manche Darstellungen mit dem Anspruch oder wenigstens mit dem Anschein der fertigen Abgeschlossenheit auftreten. Die Gründe dieser Unvollkommenheit sind mannigfaltig. Einer von ihnen ist gewiß die Schwierigkeit der Sache selbst. Ist es schon schwierig, den Charakter eines einzelnen Menschen wirklich richtig und vollständig zu erkennen, so wachsen die Schwierigkeiten ungeheuer, wenn man sich zu systematischen charakterologischen Erkenntnissen aufschwingen will, wie es jeder bestätigen wird, der sich ernstlich einmal auf diesem Gebiete bemüht hat. Soweit jedoch dies der Grund der Unvollkommenheit unserer Wissenschaft ist, so folgt daraus noch nicht, daß die ersehnte Charakterologie überhaupt unmöglich sei. Jede schwierige Wissenschaft ist allerdings in ihren Anfängen von den Unkenrufen der geistigen Schwächlinge und Mutlosen begleitet. Aber ihr Lärm darf uns nicht betören. Die Schwierigkeit der Sache können wir freilich nicht beseitigen; aber durch immer erneute und furchtlose Anstrengung können wir sie schließlich mehr und mehr überwinden. Indessen, die Schwierigkeiten, die sich der charakterologischen Wissenschaft entgegenstellen, haben doch nicht bloß in der Sache, sondern sie haben auch in der persönlichen und der historisch bedingten Verfassung der Forscher selbst ihre Wurzeln.

Schon jene oben angeführten, historisch bedingten Interessen geben zwar einen mächtigen Antrieb zur Vervollkommnung der Charakterologie, aber die ihnen innewohnende Ungeduld und die ganz besonderen Ziele, auf deren Erreichung sie hindrängen, führen den Forscher doch leicht in die Irre und lassen ihn sich begnügen mit noch recht unzulänglichen Ergebnissen. Diese drängenden Fremd-Interessen müssen erst filtriert werden zu einem geduldigen und reinen Erkenntnisinteresse,

Digitized by Google

das sich dem Gegenstande der Untersuchung vorläufig nur um seiner selbst willen hingibt.

Indessen, auch derjenige, der sich nicht von jenen Interessen der Praxis, des Verkehrs und denen anderer Wissenschaften beherrschen läßt, er findet sich, wenn er sich forschend den Charakteren der Menschen zuwendet, in gewissen natürlichen Befangenheiten versunken, die er zunächst selbst nicht merkt, die ihn aber heimlich doch zu schweren Täuschungen und auf ganz falsche Wege führen und deren Erfassung und deren Abstreifung, wenn er sie erkannt hat, ihm große Schwierigkeiten bereitet. Denn zunächst, er selbst hat ja auch einen bestimmten Charakter. Und wenn er auch dieses seines eigenen Charakters in eigentümlicher Weise inne ist, so ist er doch gewöhnlich weit davon entfernt, ihn in seiner Eigenart genau und richtig gegenständlich zu erkennen. Er ist in ihm versunken. Trotzdem oder gerade deswegen wird ihm nun sein eigener Charakter zum falschen Maßstab der Erkenntnis fremder Charaktere. Wenn er auf andere Menschen hinblickt, so schiebt sich sein eigener Charakter unbemerkt vor seinen Blick. Und durch dieses selbst ungesehene Medium hindurch muß er nun notwendig die meisten anderen Charaktere hier verdunkelt, dort überhellt, hier verzerrt, dort ausgeglättet, hier bereichert, dort entleert vor sich sehen. Außerdem hegt er gegenüber anderen Charakteren gewisse natürliche Sympathien und Antipathien, die nun unwillkürlich im Verborgenen auch seine Erkenntnis derselben beeinflussen.

Ist aber der Mensch dazu gelangt, diese seine Befangenheiten, die seine Erkenntnis beirren, zu bemerken, so ist er noch keineswegs von ihnen befreit, sondern er bedarf dann noch der immer wiederholten Anstrengungen, um sich aus ihrer Verstrickung zu befreien, sich über seinen eigenen Charakter empor zu heben und seine Vorlieben und Abneigungen von dem Einfluß auf seine Erkenntnis auszuschalten.

Außerdem macht sich die lange Gewohnheit seines vergangenen Lebens, die fremden Charaktere eher zu werten, als sie klar zu erkennen, immer wieder geltend und bewirkt, daß ihm diese Charaktere durch die Wertfärbung hindurch anders erscheinen, als sie wirklich sind. Nur mit Mühe wird es ihm gelingen, dieses eingewurzelte Werten zu unterlassen oder es wenigstens von jedem Einfluß auf seine Erkenntnis auszuschließen. Gerade bei diesem Versuch, sich jeder Wertung zu enthalten, unterliegt er dann gewöhnlich einer anderen Gefahr, nämlich über das Ziel hinauszuschießen und sich nicht nur jede Wertidealbildung, sondern auch jene theoretische Idealisierung zu verbieten, die in der Charakterologie unbedingt vorgenommen werden muß und die wir in ihrer Eigenart später noch genauer betrachten werden.

Zu allen diesen Schwierigkeiten tritt nun weiter die schwer zu überwindende Fesselung, die der heutige Charakterologe durch gewisse, historisch bedingten, Schlinggewächse erfährt. Was liegt z. B. für ihn näher, als sich bei der heutigen Psychologie das Rüstzeug zu holen, das ihm die Lösung seiner Aufgabe erleichtern könnte. Aber die heutige Psychologie ist nach langer Verirrung eben erst dazu gelangt, zaghaft die Existenz einer menschlichen Seele anzuerkennen; und sie sieht in ihr meistens noch ein unbekanntes X oder eine bloße Anhäufung von ursprünglichen und erworbenen Dispositionen, die man dem seelischen Leben des Menschen durch leere Rückschlüsse nur gedanklich als einen unerkennbaren Grund unterlegt. Kann denn der Charakterologe aus einer Psychologie, die auf einer solchen Basis ruht, überhaupt etwas für seine Ziele gewinnen? Er, der die eigentümlichen Wesensarten der menschlichen Seelen, die ihm doch als einheitliche, innerlich bestimmte Wesen vorschweben, erkennen will, er soll davon ausgehen, anzunehmen, daß sie letzten Endes gar nicht erkennbar seien; und er soll sich aus der dargebotenen Fülle peripherer Einzel-Erkenntnisse über das seelische Leben wieder zurückfinden zu dem unbeachteten Tiefenzentrum, das seinen eigentlichen Erkenntnisgegenstand bildet! Heißt das nicht, sich zuerst die Füße binden, sich den Blick ablenken, verwirren und trüben lassen,

Digitized by Google

um dann doch noch dem verlorenen Ziel entgegenlaufen zu wollen?! In der Tat zeigt es sich auch, daß derjenige, der von der Psychologie der letzten Jahrzehnte gläubig durchtränkt ist, nur schwer den Zugang zur Vervollkommnung der Charakterologie findet.

Schließlich treten gewisse traditionelle erkenntnistheoretische Vorurteile hinzu, um ihn völlig zu lähmen, indem sie ihm diejenigen Erkenntnismethoden, die gegenüber der unbelebten Natur einen zweifellosen Erfolg gehabt haben, als die allein wissenschaftlichen darstellen und sie ihm auch für seine Forschung empfehlen, die doch gerade ganz anderen Gegenständen, nämlich den eigenartigen personalen seelischen Lebewesen der Menschen zugewandt ist.

Zunächst also muß sich der Charakterologe aus allen diesen Befangenheiten befreien. Dazu muß er sie aber zunächst einmal erkennen. Nicht, daß die bisherigen Leistungen der Charakterologie völlig vergeblich seien und daß er sie keiner Beachtung würdigen sollte. Aber er lasse sich nicht den Mut rauben, wenn ihr Studium seinen Geist mehr verwirrt, als in der Erkenntnis der Charaktere fördert, und wenn alle die verschiedenen Einteilungen der Charaktere und alle die Psychogramme, die sich ihm darbieten, sehr bald ihre Unzulänglichkeit offenbaren und nur noch als antiquarische Ruinen stehen bleiben, an denen weiterzubauen ihm hoffnungslos erscheint. Es ist vielmehr an der Zeit, sich jetzt auf die Grundprobleme und den eigentlichen Gegenstand der Charakterologie zurückzubesinnen und aus dieser Rückbesinnung neue Klarheit und Kraft zu sammeln für erneute Anstrengungen und Forschungen zur Förderung der Wissenschaft von den Charakteren der Menschen. Denn, so gewagt die Behauptung auch klingen mag, die heutige Charakterologie hat nicht einmal volle Klarheit über den Gegenstand ihrer Forschung, über ihre Aufgabe und über ihre Methode gewonnen.

I. DER GEGENSTAND DER CHARAKTEROLOGIE.

Über den Gegenstand der Charakterologie scheint zunächst gar kein Zweifel möglich zu sein. Denn, worauf sich diese Wissenschaft, wenn auch zuweilen unter einem anderen Namen, immer gerichtet hat und worauf sie sich ihrem heutigen Namen gemäß beziehen will, das sind doch die Charaktere der Menschen. Die Menschen sind freilich drei-einige Wesen, sie sind zugleich Körper, lebendige Leiber und lebende Seelen. Aber, es ist klar, man will nicht die Charaktere ihrer Körper, nicht die ihrer lebendigen Leiber, sondern die ihrer lebenden Seelen erkennen. Die einzelnen Seelen der Menschen, die gelebt haben, jetzt leben und später leben werden, sind offenbar das gegebene Erfahrungsmaterial, auf das sich die Charakterologie zunächst richtet. Jede dieser menschlichen Seelen hat einen Charakter. Behaupten wir von der einen oder der anderen unter ihnen, sie sei charakterlos, so wollen wir nicht sagen, sie habe überhaupt keinen Charakter, sondern nur, sie habe einen schlechten, einen schwachen oder einen wenig ausgeprägten Charakter.

Was ist nun der Charakter in dem allgemeinen Sinne, in welchem jede menschliche Seele einen Charakter hat? Auf diese Frage sind wieder mehrere Antworten möglich, je nachdem man nämlich dabei die ganze menschliche Seele oder nur diese oder jene Seite derselben ins Auge faßt. So kann man unter dem Charakter etwa die Eigenart speziell des Willens, oder speziell die des Gemütes der Menschen verstehen. Es ist aber leicht ersichtlich, daß die Eigenart des Willens oder die des Gemütes oder irgend einer anderen seelischen Seite nur besondere Ausgliederungen des Gesamtcharakters der menschlichen Seele sind, daß sie diese totale eigentümliche Wesensart darstellen, sofern und soweit sie sich in ihrem willentlichen, oder gemütlichen oder einem anderen

Digitized by Google

Verhalten äußert. Und der Charakter im allgemeinsten Sinne ist nichts anderes, als die eigentümliche Wesensart der ganzen menschlichen Seele.

1. Die individuellen Charaktere.

Jede menschliche Seele hat eine ihr besonders eigentümliche Wesensart, die sich in allen ihren Lebensrichtungen mehr oder weniger deutlich erweist. Jeder Mensch hat einen eigenen individuellen Charakter. Es gibt also ebensoviele Charaktere, als es einzelne Menschen gibt. Hält man sich daher streng an die Erfahrungsgegenstände, von denen die Charakterologie auszugehen hat, also an die einzelnen menschlichen Seelen, so gilt es, zunächst die individuellen Charaktere zu erkennen. Diese Erkenntnis ist für die Charakterologie, die ja nicht eine Sammlung geschriebener Charakterporträts sein will, zwar nur eine Vorarbeit, aber eine notwendige Grundlage, von der sie ausgehen und zu der sie immer wieder zurückkehren muß.

Wenn man sich die Erkenntnis des Charakters eines bestimmten einzelnen Menschen zum Ziele setzt, so trifft man auf die Notwendigkeit, eine wesentliche Unterscheidung zu machen, die für die Charakterologie von entscheidender Wichtigkeit ist. Zunächst nämlich stellt sich der betrachtete Mensch mit demjenigen Charakter dar, den er jetzt in diesem Moment tatsächlich hat und der im folgenden sein empirischer Charakter genannt werden soll. Nun befindet sich der Mensch in dem gegebenen Zeitpunkt in einem bestimmten Lebensalter. Sein empirischer Charakter nimmt teil an den besonderen Zügen dieses Alters. Er ist also zu verschiedenen Zeiten verschieden; als Kind, als Knabe, als Jüngling, als junger Mann, als reifer Mann, als älterer Mann, als Greis hat z. B. derselbe männliche Mensch einen mit dem Lebensalter verschiedenen Charakter. Bestimmt man den Charakter eines Menschen in einem bestimmten Zeitpunkt, so darf man von ihm im Hinblick auf gewisse Eigenschaften sagen: „er ist zwar so, aber das macht sein Alter."

Außer den Bestimmtheiten, die durch sein Lebensalter bedingt sind, zeigt der empirische Charakter zu einer bestimmten Zeit gewisse andere Eigentümlichkeiten, die erst im Laufe seines Lebens entweder durch äußere Einflüsse oder durch sein eigenes willentliches Verhalten entstanden sind und die durch zukünftige äußere und innere Einwirkungen wieder verändert werden können. In bezug auf diese kann man von ihm sagen: „er ist zwar jetzt tatsächlich so, aber er war früher nicht so." Wie die durch das Lebensalter bedingten, so gehören auch diese Charakterzüge dem betreffenden Menschen nur zu einer bestimmten Zeit an; und beide sind mit der Zeit veränderlich.

Während nun die Zeitstrecken, in denen die oben gemeinten Charakterzüge dem Menschen zukommen, immerhin noch von größerer Dauer sind, so schränken sie sich weiter bei denjenigen Zügen ein, die durch kurz vorübergehende Zustände bedingt sind und die nur so lange dauern, als diese Zustände vorhanden sind. Ist z. B. der betrachtete Mensch vorübergehend in großer Angst und Sorge und zeigt er sich deshalb jetzt reizbar, abweisend, unliebenswürdig und egoistisch, so sind diese Charakterzüge jetzt empirisch wirklich vorhanden; sie gehören zu seinem empirischen Charakter während dieser kurzen Zeitstrecke. „Er ist jetzt wirklich so, aber er ist nicht immer so." Wie oft werden derartige vorübergehende Charakterzüge in Biographien zur Charakterisierung von Menschen verwendet!

Wieder andere Bestimmtheiten des empirischen Charakters eines bestimmten Menschen dauern zwar längere Zeit, sie sind während der Zeit wirklich vorhanden, aber sie erweisen sich bei genauerem Zusehen als durchaus unechte Züge. Man findet etwa an einem Menschen dauernd eine gewisse Milde und Liebenswürdigkeit, hinter der sich, wie man bei tieferem Eindringen bemerkt, eine rücksichtslose Härte und völlige Gleichgültigkeit verbirgt. Und während diese letzteren wirklich echt sind,

Digitized by Google

erweisen sich die ersteren als künstlich und unecht. Sein empirischer Charakter enthält dann zwei einander widersprechende Schichten von Charakterzügen, von denen nur die untere echt, die obere dagegen unecht ist. „Er ist zwar milde und liebenswürdig, aber das ist alles nicht echt."

Endlich gibt es am empirischen Charakter eines bestimmten Menschen auch solche Züge, die zwar dauernd und echt sind, die aber doch nicht wurzelständig, sondern bei diesem Menschen künstlich aufgepfropft sind. So kann z. B. der betreffende Mensch jetzt dauernd eine echte Forschheit, Entschiedenheit und straffe Energie zeigen, die ihm aber nur „zur zweiten Natur geworden" sind, die in ihm durchaus nicht wurzelständig sind, sondern die er sich etwa durch unwillkürliche Angleichung an die ihn umgebenden Vorbilder oder durch eigene willentliche Bemühung künstlich aufgepfropft hat. Empirisch ist er wirklich so, wie er sich da gibt; ob er jedoch auch „im Grunde" so ist, das ist, auch wenn man die Aufgepfropftheit erkannt hat, nicht ohne weiteres zu entscheiden. Denn die Aufgepfropftheit besagt zunächst nur, daß diese Züge nicht in gerader Richtung aus der Wurzel seines Wesens hervorgewachsen sind, sie besagt aber nicht notwendig, daß sie auch mit der Eigenart seines Grundwesens in Widerspruch ständen. Vielmehr kann ein Mensch z. B. „im Grunde" wirklich ein gütiger und liebenswürdiger Mensch sein, aber durch dauernde äußere Einflüsse und besondere Schicksale verhindert werden, aus diesem seinem Grundwesen gerade heraus zu leben; und dann kann er sich eben über diese Hinderungsschicht hinüber ein gütiges und liebenswürdiges Wesen aufpfropfen, das nun zwar seinem Grundwesen gemäß ist und auch dauernd und echt ihm zur zweiten Natur geworden ist, das aber gleichsam sein Lebensblut nicht direkt aus seinem Grundwesen, sondern, gehindert durch jene Zwischenschicht, nur auf gewissen Umwegen aus ihm bezieht.

Unter den Charakterzügen, die wir in einem gegebenen Zeitpunkt an einem bestimmten Menschen feststellen können, gibt es also in mehreren Schichten solche, die nur in einem mehr oder weniger lockeren Zusammenhang mit ihm stehen. Heben wir nun diese von dem empirischen Charakter ab, lassen wir demnach alles Aufgepfropfte, Unechte nnd nur beschränkte Zeit Vorhandene beiseite, so bleiben die wurzelständigen, die echten und die dauernden Züge übrig, die gegenüber jenen Schichten gleichsam den Kern des empirischen Charakters bilden. Aber dann muß man sich zu der wichtigen Einsicht erheben, daß unter diesen Kernzügen des empirischen Charakters sich immer noch solche befinden können, die nicht mit dem übereinstimmen, was dieser Mensch „im Grunde" ist. So kann z. B. ein Mensch während des größten Teiles seines Lebens empirisch wirklich echt und wurzelständig hartherzig und abweisend sein, während er „im Grunde" ein weiches und liebebedürftiges Gemüt hat. Frühe Kindheits- und Jugenderlebnisse und Schicksale können einen Menschen dauernd anders machen, als er „im Grunde" ist. Sein Grundwesen kann nach dieser oder jener Richtung nur zu einer unangemessenen Auszeugung gelangt, in falsche Bahnen gelenkt, verrannt, verzerrt oder ausgewuchert sein. Dann ist sein empirischer Charakter auch in seinen Kernzügen in dieser Richtung verschieden von dem, was der Mensch „im Grunde" ist und was wir nun seinen Grundcharakter nennen wollen. „Er ist dann zwar tatsächlich und dauernd so, aber im Grunde ist er doch anders." Freilich werden unter jenen Kernzügen des empirischen Charakters auch solche sein, die seinem Grundcharakter wirklich entsprechen. Aber das hindert nicht, daß man die wichtige Unterscheidung zwischen dem empirischen und dem Grundcharakter eines Menschen machen muß. Diese Unterscheidung soll im folgenden noch ein wenig verdeutlicht werden.

Zunächst ist zu betonen, daß der gemeinte Unterschied nicht identisch ist mit demjenigen, den Kant und Schopenhauer zwischen dem empirischen und dem intelligibeln Charakter gemacht haben, wenn er vielleicht auch die eigentliche Grundlage für die Behauptungen dieser beiden Philosophen gebildet hat. Während nämlich der

Digitized by Google

oben gemeinte Grundcharakter etwas Reales, in der Zeit Existierendes ist, steht der intelligible Charakter bei Kant und Schopenhauer jenseits aller Zeit und ist ein unbekanntes Ding-an-sich, das nur gedanklich dem empirischen Charakter untergelegt wird. Zwar „erscheint" auch der Grundcharakter mehr oder weniger deutlich im empirischen Charakter, wie nach der Meinung Kant's und Schopenhauer's der intelligible Charakter im empirischen erscheint. Aber das „Erscheinen" besagt im ersten Falle etwas anderes als im zweiten Falle, wie sich noch genauer zeigen wird, wenn wir das Verhältnis des Grundcharakters zum empirischen Charakter betrachten werden.

Der Grundcharakter des einzelnen Menschen ist also das, was der Mensch „im Grunde" ist, seine eigentümliche seelische Wesensart, die von Anfang an und dauernd in ihm vorhanden ist und die ihn gerade zu diesem bestimmten Menschen macht. Aber man darf nun nicht meinen, es gehöre auch umgekehrt alles dasjenige zum Grundcharakter, was dauernd und von Anfang an in diesem Menschen vorhanden ist und was ihn von anderen Menschen als diesen bestimmten unterscheidet. Hier sind vielmehr einige naheliegende Irrtümer über das, was zum Grundcharakter eines Menschen gehört, abzuwehren.

So hat ein Mensch z. B. von Anfang an und dauernd gewisse leiblich-seelische Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, die aber durchaus nicht zu seinem Grundcharakter zu rechnen sind, sondern gewissermaßen bloß eine Ausstattung für sein Leben darstellen. Die Anlage oder Fähigkeit zur Unterscheidung von Farbnuancen oder von Tonhöhen, oder die zum Behalten von Namen, die zum Seiltanzen, zum Imitieren von Tierstimmen, zur Schauspielerei, ja sogar unter Umständen die zum mathematischen Denken ist zwar angeboren und dauernd vorhanden, aber trotzdem dem Grundcharakter des betreffenden Menschen äußerlich und als eine Zugabe zu demselben zu betrachten. Gewiß ist die Ausstattung mit bestimmten leiblich-seelischen Anlagen, Fähigkeiten und Kräften mehr oder weniger bedeutsam für die Auszeugung des Grundcharakters; aber sie bestimmt doch nur den empirischen Charakter mit und läßt den Grundcharakter selbst völlig unberührt. Es wäre daher eine arge Verirrung, den Charakter eines Menschen in der Gesamtheit seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte zu sehen und zu meinen, die Charakterbildung bestehe einfach in der „Ausbildung aller Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte". Es wird vielmehr unter Umständen notwendig sein, daß gewisse Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte bei einem Menschen entweder gar nicht, oder wenigstens nur in geringem Maße ausgebildet werden, wenn wirklich sein Grundcharakter seine volle und angemessene Ausprägung erhalten soll. Das ergibt sich schon daraus, daß gewisse günstige Anlagen den Menschen in Bahnen verführen können, die der Auszeugung seines Grundcharakters sehr nachteilig sind. Natürlich enthält der Grundcharakter, bevor er ausgezeugt ist, ebenfalls eine Reihe von Angelegtheiten, Fähigkeiten und Kräften, nämlich dazu, ein Mensch von bestimmtem Charakter zu werden und sich als solcher zu betätigen. Aber diese Wesensangelegtheiten sind wohl zu unterscheiden von jenen Ausstattungsanlagen. So ist z. B. ein seinem Grundcharakter nach philosophischer Mensch etwas anderes als ein Mensch mit philosophischer Begabung; ebenso ist der „geborene" Musiker etwas anderes als ein Mensch mit musikalischer Begabung. Ja, die Ausstattungsbegabung kann bei einem „geborenen" Musiker oder Philosophen sogar geringer sein, als bei einem Menschen, der bloß musikalisch oder philosophisch begabt ist, so daß der erstere vielleicht schwer zu ringen hat, um das wirklich zu werden, was er „im Grunde" ist. (Nebenbei ergibt sich hieraus, daß nicht alles, was dem Menschen schwer wird, eine Unangemessenheit, und nicht alles, was ihm leicht wird, eine Angemessenheit an seinen Grundcharakter offenbart, sondern oft nur auf eine ungünstige oder günstige Ausstattung hinweist.) Nennen wir die Ausstattungsanlagen, wie man es häufig getan hat, die ursprünglichen Dispositionen, so ergibt sich also, daß der Grundcharakter, den wir vom empirischen Charakter zu unterscheiden haben, auch durchaus

Digitized by Google

nicht mit der Gesamtheit der ursprünglichen Dispositionen gleichzusetzen ist. Ein bestimmter Grundcharakter muß freilich eine angemessene Ausstattung haben, wenn es ihm gelingen soll, sich im Laufe des Lebens voll und ganz auszuzeugen; aber deshalb ist diese Ausstattung noch nicht selbst identisch mit dem Grundcharakter und auch nicht mit einem Teile desselben.

Ist der Grundcharakter des einzelnen Menschen dasjenige, was ihn ursprünglich zu diesem Menschen macht und ihn von anderen Menschen unterscheidet, so ist doch wiederum umgekehrt nicht alles, was ihn von anderen Menschen unterscheidet, zu seinem Grundcharakter gehörig. Schon eine Ausstattungsanlage, die einzigartig wäre, wie z. B. die eines bestimmten Rechenkünstlers, kann ein differentielles Charakteristikum sein und würde eben doch als bloße Ausstattung nicht zu seinem Grundcharakter gehören. Und wie eine große Warze oder Narbe an einer bestimmten Stelle des Leibes zwar ein differentielles Merkmal sein kann, ohne deswegen zum Grundwesen dieses Leibes zu gehören, so kann auch ein besonderer Aberglaube oder ein einzigartiger Zweifel einen Menschen seelisch von den anderen unterscheiden, ohne deshalb eine Bestimmtheit seines Grundcharakters zu sein. Der Grundcharakter ist also nicht gleich der Gesamtheit der differentiellen Signalementsmerkmale einer menschlichen Seele.

Weiterhin ist von dem Grundcharakter alles Abnorme und alles Krankhafte auszuscheiden, das vielmehr nur dem empirischen Charakter anhaftet. Wie eine angeborene Ohrmuschel-Verkrüppelung nicht das Grundwesen des betreffenden Leibes charakterisiert, so ist auch z. B. eine angeborene Verkrüppelung des Verstehens fremder Gedanken nicht eine Bestimmtheit des Grundcharakters. Und wie eine akute oder chronische Krankheit des Leibes nicht eine Beschaffenheit des leiblichen Grundwesens ist, so ist auch eine akute oder chronische Seelenkrankheit nicht eine Bestimmtheit des Grundcharakters einer menschlichen Seele. Dieser Grundcharakter ist vielmehr an sich durchaus normal und gesund. Alle Anormalitäten und Krankheiten betreffen nur den empirischen Charakter.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß nun alles, was am empirischen Charakter normal und gesund ist, selbst zum Grundcharakter gehöre oder wenigstens ein getreues Abbild des Grundcharakters wäre. Schon jene oberen Schichten, die wir am empirischen Charakter abgehoben haben, nämlich die des Aufgepfropften, des Unechten und des Vorübergehenden, ebenso wie jene Ausstattungsanlagen können ja durchaus normal und gesund sein und gehören trotzdem nicht dem Grundcharakter an. Dasselbe gilt aber auch für andere normale und gesunde Bestimmtheiten des empirischen Charakters. So kann z. B. eine gewisse, durch frühe Schicksale und Erlebnisse bedingte, Verschlossenheit, die nichts Aufgepfropftes, Unechtes oder Vorübergehendes hat, zwar noch normal und gesund sein, aber trotzdem dem Grundcharakter inadäquat sein. Nur wenn man den individuellen Grundcharakter selbst und seine Auszeugungsmöglichkeit zum Maßstab dessen machen würde, was gerade bei diesem Individuum anormal und krankhaft ist, würde auch alles in diesem Sinne Normale und Gesunde an dem empirischen Charakter eindeutig auf die entsprechenden Bestimmtheiten des Grundcharakters hinweisen.

Eine ganz besondere Stellung zum Grundcharakter nehmen die allgemeinen Hauptschwächen der menschlichen Seele ein. Jeder individuelle Mensch zeigt eine besondere Modifikation dieser Hauptschwächen, denn jeder ist geneigt, sich nach dieser oder jener Richtung mehr oder weniger zu veräußerlichen und sich selbst zu entfremden; jeder ist geneigt, sich mehr oder weniger feindselig gegen diese oder jene anderen Wesen entgegenzusetzen; jeder ist geneigt, mehr oder weniger blind in dieser oder jener Bestimmtheit seines empirischen Charakters zu verharren; und jeder ist geneigt, in dieser oder jener Sphäre seines seelischen Lebens mehr oder weniger gottvergessen und gottfern zu leben. Wer sich dieser Geneigtheiten bewußt wird,

Digitized by Google

der wird ihrer als Schwächen inne, die zwar tief in ihm verwurzelt sind, die zu überwinden er sich aber verpflichtet fühlt, weil er „im Grunde" doch nicht so ist und „im Grunde" auch nicht so sein will. Diese Schwächen sind also zwar ursprünglich in ihm angelegt, aber sie sind trotzdem seinem Grundcharakter fremd. Überläßt er sich ihnen, so wird er nicht das, was er im tiefsten Grunde ist und sein will. Das verpflichtende Sollen, das ihn zur Überwindung dieser Schwächen auffordert, erlebt er nicht als eine heteronome Forderung, sondern als eine Äußerung des sich regenden eigenen Grundcharakters. Diese Schwächen sind also nicht direkte Bestimmtheiten seines Grundcharakters, wenn sie auch aus dem Grundcharakter und den empirischen Bedingungen seiner Selbstauszeugung verständlich gemacht werden können, wie hier nicht näher dargelegt werden soll. Sie haften nur dem empirischen Charakter ursprünglich an und sie bestimmen mit, wie der Grundcharakter sich im Laufe des Lebens auszeugt.

Der Grundcharakter selbst ist während des ganzen irdischen Lebens derselbe. Die einzige Veränderung, die er erleidet, besteht darin, daß er im Laufe des Lebens sich mehr oder weniger vollständig und angemessen auszeugt. Diese eigentümliche Veränderung, die in dem Übergang von der Unausgezeugtheit zur Ausgezeugtheit besteht, hindert jedoch nicht, daß der Grundcharakter des bestimmten Menschen im übrigen konstant ist. Würde er noch eine weitere Veränderung erleiden, so würde der betreffende Mensch damit in einen anderen verwandelt worden sein. Die wirkliche Identität des Individuums während seines Lebens ist nur mit der Konstanz des Grundcharakters möglich. Die Konstanz liegt im Wesen des Grundcharakters.

Nun kann allerdings auch der empirische Charakter eines Menschen außer seinem veränderlichen ebenfalls konstante Charakterzüge aufweisen. Und man könnte daher meinen, der Grundcharakter sei nichts anderes, als die Gesamtheit derjenigen empirischen Charakterzüge, die während des ganzen Lebens konstant bleiben. Diese Meinung würde jedoch ein Irrtum sein. Denn, wie schon oben angedeutet wurde, die relativ konstanten Züge des empirischen Charakters brauchen durchaus nicht notwendig dem zugehörigen Grundcharakter gemäß zu sein, sondern sie können durch frühzeitige irreführende Einflüsse ausgebildet und entweder durch blinde Verharrungstendenz oder durch weitere Einwirkungen, die in dieselbe Richtung zielen, dauernd fixiert worden sein. Diese empirischen Charakterzüge sind dann zwar konstant, aber sie gehören deshalb doch nicht zum Grundcharakter. Andererseits gibt es gewisse Züge des Grundcharakters, wie z. B. die Energie des freitätigen Ich, die sich nur allmählich im Laufe des Lebens voll auszeugen können, die also in dem empirischen Charakter nicht konstant, sondern nur veränderlich vorhanden sind. Und schließlich kann es vorkommen, daß gewisse Züge des Grundcharakters, wie z. B. selbsthingebende Liebe, während des ganzen Lebens eines Menschen gar keine Gelegenheit finden, sich überhaupt auszuzeugen, sei es, weil der Mensch vorher stirbt, sei es, weil immer zu große Hindernisse vorliegen, sei es, weil niemals die nötigen günstigen Bedingungen dafür eintreten. Dann fehlen sie also in seinem empirischen Charakter überhaupt ganz. Demnach gehören zum Grundcharakter gewisse Züge, die im empirischen Charakter gar nicht oder jeweils nur unvollkommen ausgezeugt sind, und es gehören andererseits gewisse Züge nicht zu ihm, obgleich sie empirisch konstant vorhanden sind.

Der individuelle Grundcharakter ist die ursprüngliche individuelle Eigenart einer menschlichen Seele. Die menschliche Seele ist ein sich entwickelndes Lebewesen, das zwar von Anfang an eine bestimmte Eigenart hat, die jedoch nur allmählich im Laufe des Lebens mehr oder weniger deutlich und vollkommen hervortritt. Diese Entwicklung besteht, wie bei allen Lebewesen, nicht darin, daß ein schon fertiges und bloß zusammengefaltetes Wesen sich allmählich nur auseinanderfaltet; auch nicht darin, daß ein fertiges Miniatur-Wesen allmählich nur an Größe und Umfang zunimmt; auch nicht darin, daß außereinander liegende fertige Teile

Digitized by Google

bloß herbeigeholt und zu einem Ganzen zusammengebaut werden; sondern darin, daß ein im Keime Angelegtes sich von innen her durch eine bestimmte Folge von Wandlungsstufen in der Zeit mehr oder weniger vollkommen auszeugt. Der individuelle Grundcharakter ist daher anfangs nur in der eigentümlichen keimhaften Seinsart da, als eine bloße „Vorzeichnung" oder eine bloße „Angelegtheit". Er ist aber deshalb kein unwirkliches, bloß gedankliches Gebilde, sondern etwas Reales, das zugleich mit einem gewissen Selbstauszeugungsdrang und einer gewissen Selbstauszeugungskraft ausgestattet ist. Nur hängt es nicht von ihm allein ab, ob er seine volle Auszeugung erreicht oder nicht. Die wirklich erreichte, mehr oder weniger vollkommene Auszeugung des Grundcharakters liegt jeweils in seinem empirischen Charakter vor. Im gegebenen Zeitpunkt ist der Grundcharakter zum Teil ausgezeugt, zum Teil unausgezeugt, zum Teil adäquat, zum Teil inadäquat ausgezeugt, immer aber in seiner Ganzheit vorhanden.

Nun ist aber die menschliche Seele nicht bloß ein seelisches Lebewesen überhaupt, sondern ein personales seelisches Lebewesen, d. h. sie ist fähig zur freien Selbstbestimmung. Ihr empirischer Charakter, den sie zu einer bestimmten Zeit zeigt, trägt daher in größerem oder geringerem Umfange die Spuren der freien Selbstbestimmung an sich; er ist nicht bloß von selbst so geworden, wie er ist, sondern auf dieses sein Werden hat das freitätige Ich selbst einen mehr oder weniger bestimmenden Einfluß ausgeübt. An dem empirischen Charakter läßt sich also das, was ohne Zutun des freitätigen Ich einfach geworden ist, unterscheiden von demjenigen, was durch seine freitätigen Akte herbeigeführt worden ist. Die Versuchung liegt nahe, gerade jenes erstere am empirischen Charakter, also das „von selbst", „von Natur" Entstandene als den Grundcharakter zu betrachten, dagegen alles dasjenige, bei dem seine Freitätigkeit nur irgendwie mitwirksam gewesen ist, als ein Kunstprodukt, als ein den Grundcharakter Widersprechendes und Aufgepfropftes anzusehen. Aber auch dies würde ein schwerer Irrtum sein. Denn, zuerst: auch das, was am empirischen Charakter ohne Zutun des freitätigen Subjekts geworden ist, braucht durchaus nicht dem Grundcharakter zu entsprechen. Vermögen doch oft genug gewisse äußere Einflüsse den Charakter des Menschen unwillkürlich in falsche Bahnen abzuleiten, wesenswidrig zu gestalten und ihn, trotz willentlichen Widerstandes, zu etwas zu machen, was er im Grunde gar nicht ist. Eine Reihe von Mißerfolgen, eine Häufung von Kränkungen und unverdienten Zurücksetzungen vermögen einen im Grunde fröhlichen und menschenfreundlichen Charakter, auch wenn er sich dagegen wehrt, unwillkürlich zu einem ernsten, kalten, wenn nicht menschenfeindlichen zu gestalten. Ja, sogar Aufgepfropftes, wie z. B. eine aufgepfropfte straffe Keckheit, kann durch unwillkürliche Angleichung an die gleichgearteten anderen Menschen des näheren Umgangs „von selbst" entstehen. — Und zweitens braucht das, was durch Mithilfe der Freitätigkeit an empirischen Charakterzügen entstanden ist, weder dem Grundcharakter zu widersprechen, noch die Eigentümlichkeit des Aufgepfropften zu zeigen. Denn es bedürfen z. B. alle jene Züge des Grundcharakters, die nur dann voll ausgezeugt werden können, wenn diese oder jene Hauptschwäche überwunden oder diese oder jene äußeren Einflüsse unwirksam gemacht werden, im allgemeinen der Mithilfe der eigenen Freitätigkeit, ohne dadurch notwendig zu unechten oder aufgepfropften oder gar zu wesenswidrigen Charakterzügen zu werden. Es ist übrigens gar nicht eine beklagenswerte, leidige Tatsache, daß der Grundcharakter nicht „von selbst" voll und ganz ausgezeugt wird, sondern dazu der Mithilfe der Freitätigkeit bedarf; vielmehr liegt es einsichtig im Wesen des Grundcharakters des Menschen, daß es so ist und so sein muß. Denn dieser Grundcharakter ist ja die eigentümliche Wesensart der menschlichen Seele und diese ist die Wesensart einer Person, d. h. eines solchen seelischen Lebewesens, das seiner selbst in gewissem Maße kognitiv und praktisch mächtig ist und das diese Selbstmacht seiner eigenen Selbsttätigkeit verdankt.

Digitized by Google

Damit also dieser Grundcharakter wirklich voll und ganz ausgezeugt sei, damit eine ihrer selbst in gewissem Grade mächtige Person empirisch da ist, muß notwendig zur automatischen Auszeugung die freitätige Selbstauszeugung hinzutreten. Die Freitätigkeit braucht sich freilich, eben als Freitätigkeit, bei der eigenen Charaktergestaltung nicht notwendig in der Richtung des Grundcharakters zu betätigen, aber sie kann sich doch in dieser Linie bewegen und sie muß es notwendig tun, wenn der Grundcharakter möglichst vollkommen ausgezeugt werden soll; nicht nur, weil beim empirischen Menschen immer innere Schwächen und äußere ablenkende und hindernde Faktoren zu überwinden sind, sondern auch, weil gewisse Grundcharakterzüge an sich gar nicht anders ausgezeugt werden können. Sowohl die automatische Auszeugung, wenn und soweit der Mensch sich gehen läßt, als auch die freitätige Auszeugung, wenn und soweit er sich selbst beherrscht, befiehlt und regiert, können in die Irre gehen und den Forderungen des Grundcharakters widersprechen, also den empirischen Charakter so gestalten, daß er dem Grundcharakter unangemessen wird. Der Grundcharakter ist also nicht notwendig mit dem Naturcharakter identisch, noch widerspricht er notwendig dem Freiheitscharakter. Nur, wenn man unter dem Naturcharakter gerade die ursprünglich eigentümliche Wesensart der menschlichen Seele selbst verstehen wollte, würde er natürlich mit dem Grundcharakter zusammenfallen. Dann wäre aber auch klar, daß er sehr verschieden sein kann von demjenigen, was im empirischen Charakter „von selbst" entstanden ist. Jene unbesonnene Gleichsetzung des „von selbst" entstandenen empirischen Charakters mit dem Grundcharakter tritt verständlicherweise dann ein, wenn man nicht erkennt, daß der Mensch als seelisches Wesen kein bloßes Lebewesen, sondern eine Person ist, und wenn man zugleich die erfahrungswidrige Meinung hegt, daß jedes Lebewesen die empirische Auszeugung seines Grundwesens voll und ganz in jedem Falle „von selbst" erlange. Es war daher ein großer Irrtum, zu meinen, der Mensch als Person gewinne immer dann „von selbst" seine adäquate Auszeugung, wenn man nur alle äußeren Hindernisse, speziell die hemmenden und beirrenden äußeren Kulturverhältnisse beseitige oder zerstöre. Nicht nur die Schwächen des Menschen, sondern das spezifische Wesen der menschlichen Person würden selbst dann die wirklich adäquate Auszeugung verhindern, solange nicht die Freitätigkeit zur Mithilfe aufgerufen würde und sich nicht im Sinne des Grundcharakters und frei ihm dienend wirksam betätigte.

Der Grundcharakter eines Menschen ist also mehr oder weniger verschieden von seinem empirischen Charakter zu einer bestimmten Zeit. Er ist die auf Selbstauszeugung drängende und wirkende Seinsgrundlage des empirischen Charakters, der seinerseits die jeweils mehr oder weniger angemessene Auszeugung des Grundcharakters ist. Mit der Unterscheidung des empirischen Charakters vom Grundcharakter ist also nicht gesagt, daß der Mensch zwei von einander unabhängige, gegen einander selbständige Charaktere besitze. Der empirische Charakter ist abhängig vom Grundcharakter, der seine Seinsgrundlage bildet. Indem der Grundcharakter sich mehr oder weniger vollkommen in dem empirischen Charakter auszeugt, „erscheint" er zugleich in objektivem Sinne mehr oder weniger adäquat in dem empirischen Charakter. Der jeweilige empirische Charakter des mündigen Menschen ist teils automatisch, teils durch Mitwirkung seiner Freitätigkeit entstanden, und zwar so, daß nicht nur der sich auszeugende Grundcharakter selbst, sondern auch die speziellen Schwächen des betreffenden Individuums, dann seine leiblich-seelische Ausstattung und schließlich die äußeren Verhältnisse dabei mitwirksam gewesen sind.

Wenn man nun bedenkt, daß das tatsächliche Verhalten, das man von einem bestimmten Menschen in der nächsten Zukunft erwarten darf, hauptsächlich von seinem gegenwärtigen empirischen Charakter und nicht von seinem Grundcharakter abhängt, so wird man verstehen, daß diejenigen, die im Dienste praktischer Interessen den Charakter eines Menschen erkennen wollen, ihren Blick ausschließlich seinem em-

Digitized by Google

pirischen Charakter zuwenden und daß sie geneigt sind, unwillig die Aufforderung abzuweisen, sie sollten zur Erkenntnis seines Grundcharakters vordringen. Was sollen sie sich auch um seinen Grundcharakter kümmern, soweit er nicht in dem empirischen Charakter ausgezeugt ist, wenn sie doch nur wissen wollen, „wessen man sich von diesem Menschen zu versehen hat", wie er sich im Verkehr verhalten wird, wozu man ihn jetzt verwenden kann, welche Leistungen man jetzt von ihm erwarten darf! Das Schlimme ist nur, daß diese praktisch interessierten Charakterologen leicht auch der weiteren Neigung folgen, das, was für ihre Interessen gleichgültig ist, nämlich den Grundcharakter, nicht nur zu ignorieren, sondern ihn zu entwerten, indem sie seine Existenz leugnen und ihn für ein bloßes Gedankenprodukt erklären. Hier wird an einem besonderen Punkte deutlich ersichtlich, wie schädlich praktische Interessen in die Charakterologie hineinwirken können. Denn für die reine Erkenntnis existiert natürlich auch dasjenige, was für bestimmte Interessen gänzlich gleichgültig ist und ignoriert werden darf.

Schließlich ist noch ein anderer naheliegender Irrtum abzuwehren, der tatsächlich öfter begangen worden ist. Der Grundcharakter eines individuellen Menschen ist nämlich nicht etwa sein generelles Wesen, zu dem der empirische Charakter die entsprechende Individuation darstellte. Gewiß ist der individuelle Mensch „im Grunde" auch ein Mensch; er hat den Grundcharakter des Menschen überhaupt; er hat mit allen anderen Menschen diejenigen Charakterzüge gemeinsam, durch die sie eben alle Menschen sind. Aber er hat doch auch seinen eigenen individuellen Grundcharakter, durch den er sich von allen anderen Menschen unterscheidet. Übrigens ist auch der allgemeine Grundcharakter des Menschen überhaupt nicht identisch mit dem „Allgemeinen" der individuellen empirischen Charaktere, wie wir noch sehen werden. Beim einzelnen Menschen verhält sich also sein Grundcharakter zu seinem empirischen Charakter nicht wie das Allgemeine zu dem Individuellen. Vielmehr gibt es den Unterschied zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen sowohl beim empirischen, als auch beim Grundcharakter. Bisher hatten wir nur den individuellen empirischen und den individuellen Grundcharakter ins Auge gefaßt. Es bleibt also noch einiges über den allgemeinen Charakter zu sagen.

2. Die allgemeinen Charaktere.

Wenn auch die individuellen Charaktere der Menschen die Ausgangspunkte der Charakterologie bilden, so sind sie doch nicht die letzten Zielpunkte derselben. Nicht eine Sammlung individueller Charakterporträts will die Charakterologie gewinnen, sondern sie geht als systematisch-theoretische Wissenschaft auf das „Allgemeine". Dasjenige „Allgemeine" nun, das den individuellen Charakteren zunächst liegt, sind die verschiedenen Arten von menschlichen Charakteren. Denn nicht nur ein einzelner Charakterzug, sondern auch der ganze Charakter eines Menschen kommt in gleicher Art auch bei anderen Menschen vor, oder er kann es wenigstens, wenn es zufällig in der Wirklichkeit nicht mehrere Exemplare der gleichen Art geben sollte. Die Charakterarten sind also spezielle Wesensgestaltungen der menschlichen Seele, gleichsam die verschiedenen Prägemuster, von denen jedes prinzipiell einer Mehrheit von menschlichen Seelen gleichartig aufgeprägt sein kann.

Obgleich nun aber diese Charakterarten im Gebiete des Allgemeinen liegen, so muß man doch, wie aus den obigen Ergebnissen hervorgeht, zwischen den Arten des empirischen und denjenigen des Grundcharakters unterscheiden. Diese Unterscheidung deckt sich aber nicht etwa mit der Unterscheidung in echte und unechte Arten, (die schon Aristoteles gemacht hat und die trotz ihrer großen Bedeutung für die Erkenntnispraxis bis heute noch nicht völlig klargestellt ist). Denn sowohl bei dem Grundcharakter, als auch bei dem empirischen Charakter lassen sich echte und unechte

Digitized by Google

Arten erkennen, wobei natürlich diese unechten Arten nicht zu verwechseln sind mit den Arten unechter Charaktere.

Zu den Arten der empirischen Charaktere gehören natürlich auch die Arten anormaler und krankhafter Charaktere, während die Arten der Grundcharaktere gar keine anormalen und krankhaften Arten umfassen, da, wie wir oben gesehen haben, vom Grundcharakter alles Abnorme und Krankhafte ausgeschlossen ist. Aber da die empirischen Charaktere nicht notwendig abnorm und krankhaft zu sein brauchen, so gibt es selbstverständlich auch normale und gesunde empirische Charakterarten. Die Charakterologie hat, wenn sie sich nicht gerade ausdrücklich auf das Abnorme und Krankhafte bezog, meistens diese normalen und gesunden Arten des empirischen Charakters zu erkennen gesucht; sie ist aber dabei oft, ohne es zu bemerken, zu den Arten der Grundcharaktere übergegangen und nach der anderen Seite in die abnormen und krankhaften Charaktere ausgeglitten. Auf jeden Fall hat sie auch die Arten der Grundcharaktere zu erkennen.

Die allgemeinste Art des Charakters, das oberste Genus, ist der Charakter der menschlichen Seele überhaupt, also die eigentümliche Wesensart, durch die jeder einzelne Mensch gerade eine menschliche seelische Person ist und sich von den anderen nicht personalen Wesen unterscheidet. Auch dieser Charakter des Menschen überhaupt gehört zu den Gegenständen der Charakterologie, so sehr sie ihn auch bisher vernachlässigt hat.

Der Charakter des Menschen überhaupt ist die allgemeinste Art, wie der Mensch überhaupt als seelisches Wesen sein Sein ausfüllt und zu sich selbst und zu Anderem Stellung nimmt. Die Arten der menschlichen Charaktere sind die spezielleren Arten, in die sich jene allgemeinste Art differenziert, in denen also Menschen als seelische Wesen ihr Sein ausfüllen und zu sich selbst und zu Anderem Stellung nehmen können. Der individuelle Charakter ist die individuelle Art, in der ein individueller Mensch sein Sein ausfüllt und zu sich selbst und zu Anderem Stellung nimmt. Wenn man einen individuellen Charakter schildern will, so kann man nur seine Arten bis zu der niedersten Art angeben; denn das eigentlich Individuelle läßt sich nur angesichts des Individuums selbst erfassen oder bloß mit einem Eigennamen bezeichnen.

Auch der Charakter des Menschen überhaupt ist entweder als sein Grundcharakter oder als sein empirischer Charakter zu nehmen. Wie bei allen Wissenschaften von Lebewesen ist es aber schließlich der Grundcharakter, der den Zielgegenstand der Charakterologie bildet. Denn der empirische Charakter ist ja nur der mehr oder weniger ausgezeugte, der mehr oder weniger mißratene und überwachsene Grundcharakter.

Im Hinblick auf gewisse Verirrungen, welche die Charakterologie in der Lehre von den Charakterarten begangen hat, seien hier einige wichtige Punkte, allerdings nur thesenhaft, hervorgehoben. Zunächst ist zu beachten, daß die Arten nicht etwa das Genus mit verschiedenen Defekten darstellen. Reine Arten können nicht solche sein, bei denen wesentliche Züge des Genus entweder ganz fehlen oder anormal schwach entwickelt sind. Vielmehr muß das Genus voll und ganz mit allen seinen Zügen in den verschiedenen Arten vertreten sein. Und auch die Ordnung der Züge muß so, wie sie im Genus vorhanden ist, in den reinen Arten enthalten sein. Man darf daher in der Charakterologie die einzelnen Charakterarten nicht aus dem allgemeinen Charakter des Menschen dadurch ableiten, daß man wesentliche menschliche Züge einfach ausstreicht oder in anormaler Schwäche einzeichnet. Das tut man aber, wenn man z. B. den Willenlosen oder den Willensschwachen, den Gefühllosen oder den Gefühlsblöden als eine Charakterart ansieht. Weiter darf man nicht ein einseitiges Vorherrschen dieses oder jenes allgemeinmenschlichen Charakterzuges zur Unterscheidung von Charakterarten verwenden, wie man es manchmal tut, wenn man etwa den Verstandes-

Digitized by Google

menschen, den Gefühlsmenschen und den Willensmenschen als Charakterarten anführt und in Wahrheit sie als menschliche Monstra zeichnet.

Dann ist weiter zu beachten, daß die Arten nicht das Genus mit verschiedenen Anhängseln oder Zutaten sein können, sondern daß die artbestimmenden Merkmale wirkliche Differenzierungen von Genusmerkmalen sein müssen. Hiergegen sündigt man, wenn man z. B. den Machtmenschen in dem Sinne als eine Charakterart betrachtet, daß bei ihm zu dem allgemeinen Wesen des Menschen als ein bloß additives Moment der Wille zur Macht hinzukomme; oder wenn man den religiösen Menschen als Charakterart anführt und ihn dadurch charakterisiert, daß man ihm die Religiosität, die bei anderen Menschen fehle, als eine besondere Zugabe zuordnet.

Die Arten sind außerdem auch von den Entwicklungsstufen zu unterscheiden. Eine bestimmte Entwicklungsstufe des menschlichen Charakters mag mit einer wirklichen Charakterart eine gewisse Ähnlichkeit zeigen, z. B. die jugendliche Entwicklungsstufe mit der weiblichen Charakterart, so ist doch weder die Entwicklungsstufe selbst schon eine Charakterart, noch die Charakterart in Wirklichkeit nur eine Entwicklungsstufe. Die Charaktere der Entwicklungsstufen darf man nicht für verschiedene Charakterarten ausgeben; und eine wirkliche Charakterart darf man nicht deshalb aus der Reihe der Arten streichen, weil sie eine große Ähnlichkeit mit einer Entwicklungsstufe hat.

Mathematisch-rechnerische Geister sind oft geneigt, die Arten der Charaktere nur quantitativ und formal in der Weise voneinander zu unterscheiden, daß sie den menschlichen Charakter in eine Anzahl von Elementen zerlegen und nun nach der Intensität, der Vorherrschaft, der Quantität und der Ordnung dieser Elemente die verschiedenen Arten von Charakteren bestimmen. Dabei liegt zugleich die falsche Voraussetzung zugrunde, daß der Charakter bloß ein Kompositum mehrerer bestimmtgeordneter Elemente sei. Als solche Elemente gelten gewöhnlich die einzelnen Charakterzüge. Das Verhältnis des Charakters zu seinen einzelnen Charakterzügen ist aber nicht einfach dasjenige des Ganzen zu seinen Teilen, wie sich aus dem folgenden ergeben wird.

3. Das Verhältnis des Charakters:

a) zu den einzelnen Charakterzügen. Der Charakter, der individuelle sowohl als auch der spezielle und der generelle, ist nicht ein bloßes Aggregat von mehreren Charakterzügen. Zwar hat jeder Charakter eine Mehrheit von Charakterzügen. Aber diese stehen erstens nicht alle auf der gleichen Stufe; die einen von ihnen sind primär und maßgebend für die anderen, die insofern sekundär und sogar tertiär sind. Sie bilden also eine gewisse Hierarchie von einander über- und untergeordneten Charakterzügen. Der lyrisch-tändelnde Charakter z. B. hat eine Reihe weiterer Charakterzüge, die durch den Charakterzug des Lyrisch-tändelnden bestimmt, also ihm gegenüber sekundär sind. — Zweitens ist aber das System der Charakterzüge nicht schon selbst der Charakter, sondern der Charakter selbst steht maßgebend an der Spitze dieses Systems. (Ja, er kann, als zwiespältiger Charakter, an der Spitze mehrerer, einander teilweise widersprechender Systeme stehen.) Die Charakterzüge sind die Bestimmtheiten, die Eigenschaften, die Seiten des Charakters, in die sich sein einheitliches Wesen auseinanderlegt. Er selbst bildet nicht eine von denjenigen Einheiten, die bloß gedanklich durch den Betrachter, der die Mannigfaltigkeit der Charakterzüge zusammenfaßt, hergestellt werden. Der Charakter ist keine bloß subjektive Einheitskategorie. Er ist auch nicht bloß so, wie ein Aggregat, ein sachliches Ganze, das einfach aus den einzelnen Charakterzügen zusammengefügt wäre. Sondern er ist eine Einheit des sachlichen Was, eine objektive, sachhaltige Einheit. Auch der zwiespältige Charakter bildet eine solche Einheit des sachlichen Was, obgleich seine Charakterzüge sich teilweise widerstreiten; auch er ist kein zusammen-

Digitized by Google

gewachsenes Zwillingspaar aus zwei Charakteren, keine Mehrheit vereinigter Lebewesen, sondern ein einziges Lebewesen. Der einheitliche Charakter gliedert sich aus in der Mannigfaltigkeit seiner Charakterzüge, er besteht nicht aus ihnen. Daß sich ein bestimmter Charakter gerade in dieser bestimmten Mannigfaltigkeit von Charakterzügen ausgliedert, das muß aus seinem einheitlichen sachhaltigen Wesen verständlich werden.

Auch dieses eigenartige Verhältnis des Charakters zu seinen Charakterzügen, also seine Ausgliederung gehört zu den Gegenständen der Charakterologie. Ebenso wie auch das Verhältnis der einzelnen Charakterzüge zueinander, das System der Charakterzüge selbstverständlich dazu gehört.

b) Das Verhältnis des Charakters zu seinen Erweisungen. Der Charakter des Menschen erweist sich, wie der Charakter jedes Lebewesens überhaupt, in der Eigenart seines Lebens, also hier in der Beschaffenheit und dem Verlauf seines seelischen Lebens. Dieses Verhältnis des Charakters zu seinen Erweisungen im seelischen Leben ist gänzlich anderer Art, als das Verhältnis des Charakters zu seinen Charakterzügen. Hierüber täuscht man sich nur deshalb leicht, weil man die Charakterzüge meistens durch die Eigenart des seelischen Lebens, in der sie sich erweisen, anzugeben genötigt ist. Der Charakter und die Charakterzüge sind das relativ Beständige gegenüber dem unaufhörlich vergehenden eigenartigen seelischen Leben, in dem sie sich erweisen. Die Charakterologie hat natürlich auch dieses besondere Verhältnis des Charakters, resp. der Charakterzüge, zu deren Erweisungen im seelischen Leben zu erkennen.

c) Das Verhältnis des Charakters zu seinem Ausdruck. Der Charakter gliedert sich nicht nur aus in seinen Charakterzügen und er erweist sich nicht nur in dem seelischen Leben, sondern er drückt sich außerdem nach außen in dem Leib, den Mienen, den Gebärden, der Sprache, der Haltung, dem Gang und den leiblichen Bewegungen des Menschen aus. Dieser äußere Ausdruck liegt gleichsam in noch größerer Entfernung vom Charakter, als das seelische Leben, in welchem sich der Charakter und die Charakterzüge erweisen. Die „Äußerungen" des Charakters sind natürlich nicht selbst der Charakter. Sie sind oft erst aus dem schon erkannten Charakter richtig zu deuten. Sie können außerdem willentlich beeinflußt werden und daher leicht irreführen. Das Ausdrucksverhältnis ist etwas anderes als das eben erwähnte Erweisungsverhältnis, und es unterscheidet sich offensichtlich auch von dem Ausgliederungsverhältnis, in welchem die Charakterzüge zum Charakter stehen. Es gehört daher ebenfalls im allgemeinen und im einzelnen zu den Gegenständen, welche die Charakterologie zu untersuchen hat.

d) Das Verhältnis des Charakters zu seinem Abdruck. Der Charakter des Menschen drückt sich endlich auch mehr oder weniger deutlich ab, und zwar in allen seinen Leistungsprodukten: in der Art, wie er sich kleidet, wie er seine Wohnung und seine Umgebung gestaltet, in seiner Handschrift und in den Kulturprodukten, die er auf den verschiedensten Gebieten hervorbringt. Diese Abdrücke des Charakters liegen am weitesten von ihm entfernt; in ihnen ist der Charakter nicht mehr lebendig; sie sind zurückgebliebene tote Spuren des vergangenen Lebens des Charakters. — Dieses Abdrucksverhältnis gehört ebenfalls noch in das Gegenstandsgebiet der Charakterologie, wenn es auch an dessen äußerste Grenze führt.

4. Die Auszeugung des Charakters.

Wie schon früher bemerkt, drängt der Grundcharakter jedes Menschen auf seine Auszeugung in einer bestimmten Folge von Entwicklungsstufen. Diese Auszeugung ist wesentlich durch den Grundcharakter selbst bedingt; sie wird aber zugleich von einer Reihe anderer Faktoren, z. B. von der äußeren Umgebung, von den leiblich-

Digitized by Google

seelischen Schicksalen und besonders auch von dem freitätigen Verhalten des Individuums mitbestimmt. Vielleicht kann die Auszeugung eines bestimmten Grundcharakters prinzipiell gleich gut in verschiedenen empirischen Charakteren stattfinden, sodaß die tatsächliche Auszeugung nur eine von mehreren Möglichkeiten realisiert. — Die Charakterologie hat auch die Auszeugung des Charakters und die Faktoren, die darauf Einfluß haben, zu untersuchen. Der tatsächliche Entwicklungsgang eines Charakters, mit seiner Folge von Ausprägungen bestimmter Altersstufen, ist nicht immer übereinstimmend mit dem theoretisch-idealen Entwicklungsgang desselben. Der empirische Entwicklungsgang weist auf einen theoretisch-idealen Entwicklungsgang hin, in welchem sowohl die Folge, als auch die Ausprägung der Entwicklungsstufen so ist, wie sie dem Grundcharakter entsprechen würde. Die Charakterologie hat vor allem auch diesen theoretisch-idealen Entwicklungsgang zu erforschen, gleichgültig, ob irgendein empirischer Mensch schon einmal diesen Entwicklungsgang zurückgelegt hat oder nicht.

Damit haben wir das ganze Gegenstandsgebiet der Charakterologie überblickt. Im Mittelpunkt desselben stehen der allgemeine Grundcharakter des Menschen und seine besonderen Arten. Besinnen wir uns nun kurz auf die Aufgabe, welche die Charakterologie gegenüber diesem Gegenstandsgebiet zu erfüllen hat, so wird sich leicht das Verfahren ergeben, welches sie einzuschlagen hat, um diese Aufgabe zu lösen.

II. DIE AUFGABE DER CHARAKTEROLOGIE.

Die Charakterologie ist eine theoretisch-systematische Wissenschaft. Damit ist gesagt, daß sie als theoretische Wissenschaft zwar Erkenntnisse, aber nicht irgendwelche Wert-Erkenntnisse gewinnen will. Gewiß haben die Charaktere der Menschen auch einen Wert und sehr verschiedenen Wert. Sie werden auch unaufhörlich sowohl von ihren Trägern selbst, als auch von anderen Menschen hinsichtlich ihres Wertes betrachtet und beurteilt. Und trotz der Verschiedenheit der Wertmeinungen verschiedener Menschen über denselben Charakter und trotz des meist vergeblichen Meinungsstreites über den Wert bestimmter Charaktere hält doch jeder Wertende daran fest, daß nicht nur die Erkenntnis der Charaktere selbst, sondern auch die Erkenntnis ihres Wertes richtig und falsch sein kann. Außerdem haben die Charaktere, je nach den Gesichtspunkten der Wertbetrachtung, Wert und Unwert sehr verschiedener Art: sie können angenehm oder unangenehm, „nett" oder „gar nicht nett", ästhetisch schön oder häßlich, ethisch gut oder schlecht und praktisch nützlich oder schädlich sein. Es ist daher möglich, berechtigt und gefordert, daß man sich um eine richtige Erkenntnis der Werte und der Wertarten der verschiedenen Charakterarten bemüht und schließlich in bezug auf sie eine systematische Wertwissenschaft, eine Axiologie der Charaktere erstrebt. Aber es ist klar, daß eine solche Charakter-Axiologie von der theoretischen Charakterologie wesentlich verschieden ist. Wollte man sie zur Charakterologie überhaupt hinzunehmen, so müßte man sie doch von dem theoretischen Teil derselben streng geschieden halten und sich vor jeder Vermischung beider hüten. Die Charakterologie aber, wie man sie gewöhnlich versteht, will nicht eine axiologische, sondern eine rein theoretische Wissenschaft von den menschlichen Charakteren sein.

Die Charaktere der Menschen sind nun nicht nur Wertgegenstände, sondern sie sind auch Zielgegenstände von Forderungen. Jeder Mensch sieht sich umgeben von anderen Menschen, die an die Beschaffenheit seines Charakters bestimmte Forderungen stellen, die von ihm verlangen, daß er gewisse Charakterzüge habe und sich verschaffe, daß er dagegen bestimmte andere nicht habe und unterdrücke. Er selbst betrachtet nicht alle diese Forderungen anderer Menschen als berechtigt; sondern sogar sehr viele

Digitized by Google

von ihnen erscheinen ihm als gänzlich unberechtigt. Abgesehen von den Forderungen, die von anderen Menschen an ihn gerichtet werden, ist er sich auch von sich aus gewisser verpflichtender Forderungen bewußt, die an sich von ihm verlangen, daß sein Charakter bestimmte Beschaffenheiten habe, andere nicht habe, und daß er sich bemühe, diesen Forderungen auch nachzukommen. Diese Forderungen können ebenfalls richtig oder falsch sein; und der Mensch kann sich in bezug auf sie irren und nach einer richtigen Erkenntnis der für seinen Charakter geltenden verpflichtenden Forderungen streben. Es ist daher auch eine allgemeine Erkenntnis richtiger verpflichtender Forderungen für den menschlichen Charakter überhaupt und für die einzelnen Arten von Charakteren möglich. Eine Nomologie der Charaktere hätte die Aufgabe, solche nomologischen Erkenntnisse in bezug auf den menschlichen Charakter systematisch zu gewinnen. Von der theoretisch-systematischen Charakterologie wäre eine solche Nomologie der Charaktere wohl zu unterscheiden; beide dürfen nicht miteinander verwechselt und vermischt werden.

Die theoretisch-systematische Charakterologie hat also die Aufgabe, nicht Wert-Erkenntnisse, nicht Sollens-Erkenntnisse, sondern ausschließlich Seins-Erkenntnisse auf dem oben überblickten Gegenstandsgebiet zu gewinnen. Sie ist zugleich eine systematische, nicht eine historische Wissenschaft, denn ihr eigentliches Ziel ist nicht die theoretische Erkenntnis der einzelnen individuellen Charaktere, die in der geschichtlichen Wirklichkeit aufgetreten sind, sondern eine allgemeine Erkenntnis über den menschlichen Charakter und dessen Arten. Indem sie solche Erkenntnis erstrebt, will und soll sie nicht bloße Behauptungen aufstellen, sondern nur solche Behauptungen darbieten, deren Wahrheit entweder ohne weiteres den dazu Fähigen und Willigen ersichtlich ist oder von ihr selbst ersichtlich gemacht ist.

So oft nun auch die Charakterologie ihre Aufgabe darauf beschränkt hat, die Arten der Charaktere und speziell die Arten der empirischen Charaktere theoretisch zu erkennen, so ist doch aus dem Vorangehenden einleuchtend, daß sie eine viel umfassendere Aufgabe hat. Sie hat vor allen Dingen von den empirischen Charakteren aus erkennend in die Tiefe vorzudringen bis zu den Grundcharakteren; sie hat sich andererseits von den Arten der Charaktere in die Höhe zu erheben bis zum Charakter des Menschen überhaupt und hier in der Höhe des Allgemeinen sowohl den empirischen als auch den Grundcharakter zu erkennen.

Zusammenfassend läßt sich die Aufgabe der Charakterologie dahin bestimmen: sie hat das Wesen, den Aufbau, die einzelnen Züge, die Arten und Modifikationen, die Entwicklung des menschlichen Charakters und sein Verhältnis zu seiner Ausgliederung, zu seiner Erweisung, zu seinem Ausdruck und zu seinem Abdruck in äußeren Leistungsprodukten systematisch-theoretisch zu erforschen.

Zur genaueren Bestimmung der Aufgabe der Charakterologie wäre noch hinzuzufügen, daß sie überall eine verstehende Erkenntnis zu erstreben hat. Der Charakter des Menschen überhaupt und die reinen Arten von Charakteren sind sinnvolle, verständliche Gebilde. Auch die Ausgliederung des Charakters in seine Charakterzüge, seine Auszeugung in seinem Entwicklungsgang, seine Erweisung im seelischen Leben, sein äußerer Ausdruck und Abdruck sind sinnvoll und verständlich. Alles dieses bietet daher ein Material für eine Charakterologie, die nicht nur das, was da ist, konstatieren, sondern zugleich dessen Sinn erfassen und das Tatsächliche auch verstehen will.

Aus dem Überblick über das Gegenstandsgebiet und aus der Besinnung auf die Aufgabe der Charakterologie ergibt sich nun das Verfahren, das sie gegenüber ihren Gegenständen einzuschlagen hat, um ihre Aufgabe zu lösen.

Digitized by Google

III. DIE METHODE DER CHARAKTEROLOGIE.

Selbstverständlich ist die Methode der Charakterologie im großen und ganzen die gleiche, wie die aller derjenigen systematisch-theoretischen Wissenschaften, die sich auf etwas Reales beziehen. Unter diesen sind es wieder die Wissenschaften von den Lebewesen, und speziell diejenigen von den seelischen Lebewesen, mit deren Methode sie eine engere Verwandtschaft hat. Da aber gerade über die Methoden dieser letzteren Wissenschaften noch keine volle Klarheit herrscht, so dürfte es nicht überflüssig sein, auf gewisse wesentliche Punkte hinzuweisen, von deren Beachtung der Fortschritt der Charakterologie hauptsächlich abhängt.

Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß die Charakterologie, wie jede Erfahrungswissenschaft, beginnen muß mit der Betrachtung und Erfassung ihres eigenen Erfahrungsmaterials, nämlich der Charaktere der einzelnen individuellen Menschen, und daß sie immer wieder zu diesen zurückkehren muß, um an ihnen die Wahrheit ihrer vermeintlichen Erkenntnisse zu prüfen. Aber gerade der Weg zu diesem Erfahrungsmaterial, zur Betrachtung und Erfassung der einzelnen Charaktere ist hier eben kein ganz einfacher.

Zunächst muß man sich freilich darüber klar sein, daß der Weg der Charakterologie nicht für jedermann ohne weiteres gangbar ist, auch nicht für diejenigen, die in anderen theoretisch-systematischen Erfahrungswissenschaften selbständig zum Ziel gelangen können. Denn es gehört eine ganz besondere Begabung dazu, um Charaktere, diese eigenartigen Gegenstände, überhaupt erblicken zu können, und vor allem, um alle die mannigfachen Arten von Charakteren ungetrübt und in voller Lebendigkeit vor sich sehen zu können. Und diese Begabung muß außerdem ausgebildet, kultiviert sein und sie muß dann in den Einzelfällen auch wirklich angewendet werden. Ohne dieses wird niemand den Zugang zu dem reichen und interessanten Gebiete der menschlichen Charaktere gewinnen können. Mit der Etikettierung von bloßen Gedankenkonstruktionen, oder mit der umfangreichsten Sammlung von allerlei Eigentümlichkeiten des Seelenlebens bestimmter Personen ist es nicht getan.

Außerdem muß man sich als Charakterologe von allen natürlichen Befangenheiten möglichst befreien können, um den Blick zu reinigen und zu öffnen für die zentralen Eigenarten der verschiedenen Charakterarten. Vor allem muß man sich aus der Befangenheit in der eigenen Charakterart zu einem möglichst reinen Subjekt des Erkennens erheben können. Und auch hierzu gehört Begabung und Kultur. Man braucht deshalb nicht selbst charakterlos zu sein oder zu werden. Gewisse Charaktere freilich, zu deren Eigenart es gehört, ziemlich tief und fest in sich selbst versunken zu sein, werden niemals imstande sein, unbefangen alle echten Charakterarten zu erschauen. Es ist also sicher schon von der besonderen Begabung und Kultur, ja sogar von dem Charakter des Erkennenden abhängig, ob er den Weg zur Erkenntnis der Charaktere der Menschen findet oder nicht. Die falsche Demokratie des Geistes und die Anmaßung der natürlichen Unkultur werden gerade in der Charakterologie nur Unheil stiften.

Aber selbst dem begabtesten, kultiviertesten und unbefangensten Blick wird sich doch der Charakter eines Menschen nicht sofort und unvermittelt darbieten. Schon, um nur zu den einzelnen Charakterzügen eines Menschen zu gelangen, bedarf auch er gewisser Stützpunkte und Leitgegenstände. Und diese Stützpunkte und Leitgegenstände sind gewöhnlich wieder überlagert von gewissen Verhüllungen, durch die der Blick erst hindurchdringen muß, um zunächst auf das Verhüllte zu treffen und um dann, durch dieses gestützt und geleitet, erst zu den Charakterzügen selbst zu gelangen. Die Sicherheit, daß er diese letzteren richtig erfaßt hat, kann er nur gewinnen, wenn er prüfend wieder zurückgeht und nun, von verschiedenen Stützpunkten und Leitgegenständen aus, konvergierend wieder in die Tiefe taucht, sich in dem Konvergenz-

Digitized by Google

punkt wesenserfassend versenkt und schließlich von neuem prüfend feststellt, ob der vermeintlich erfaßte Charakterzug sich auch sonst in seinen Erweisungen im Seelenleben, im äußeren Ausdruck und im Abdruck an den äußeren Leistungsprodukten bestätigt. Kurz, ein verwickelter Erkenntnisprozeß ist schon von dem Begabten, Kultivierten und völlig Unbefangenen auszuführen, um nur die einzelnen Charakterzüge richtig zu erkennen. Dieser Prozeß besteht, wie hier nicht weiter dargelegt werden kann, nicht etwa in einem bloßen begrifflich-gedanklichen Zurückschließen von äußeren Zeichen auf ein selbst unerkennbares Bezeichnetes und er kann gar nicht darin bestehen.

Sind nun eine Reihe von Charakterzügen eines bestimmten einzelnen Menschen richtig erkannt, so ist damit dessen Charakter selbst noch nicht erfaßt. Der nächste Schritt besteht offenbar darin, die verschiedenen Charakterzüge in Gedanken zusammenzunehmen, so daß man sie alle gleichzeitig denkt. Da jedoch der Charakter, wie wir gesehen haben, kein bloßes Aggregat von Charakterzügen ist, so ist auch mit der bloß gedanklichen Zusammennahme der Charakterzüge der Charakter selbst noch nicht erkannt. Die Erkenntnis muß weitergehen zur Erfassung der sachlichen Ordnung, in der die verschiedenen Charakterzüge zueinander stehen, also der Über-, Unter- und Nebenordnung, des individuellen Systems, das sie gerade bei diesem Menschen bilden. Dazu muß nun aber noch der letzte und allerwichtigste Schritt kommen, wenn der Charakter selbst erfaßt werden soll; von der besonderen Natur des Systems der Charakterzüge geleitet muß die Erkenntnisbewegung dieses System nach seiner Spitze zu durchdringen, bis sie zu dem einheitlichen sinnvollen Etwas gelangt, in das nach rückwärts hinein alle Charakterzüge unmittelbar oder mittelbar konvergieren und aus dem sie nach vorwärts als seine Mannigfaltigkeit sich sachlich ausgliedern.

Nach einer anderen Richtung müssen außerdem die verschiedenen empirischen Charakterzüge in die verschiedenen Schichten richtig eingeordnet werden. Es müssen die unechten und aufgepfropften von den echten und wurzelständigen, die vorübergehenden von den relativ dauernden abgehoben und im ganzen an die richtige Stelle gesetzt werden.

Wenn nun bis dahin alles gut gegangen ist, so ist doch immer noch erst der empirische Charakter des bestimmten einzelnen Menschen erkannt. Auf zwei Wegen muß dann die charakterologische Erkenntnis weiter fortschreiten, wenn sie wirklich an ihr Ziel gelangen will. Sie muß einerseits von dem empirischen Charakter dieses Menschen zu seinem Grundcharakter vordringen; und sie muß andererseits von dem individuellen Charakter sich zu den Arten und der Gattung des menschlichen Charakters erheben. Da der erstere Weg in seiner eigentümlichen Beschaffenheit, soweit ich sehe, bisher entweder überhaupt nicht beachtet oder nicht richtig erkannt worden ist, so sei ihm hier eine etwas ausführlichere Betrachtung gewidmet. Dieser Weg ist der Prozeß der theoretischen Idealisierung.

Die theoretische Idealisierung.

a) Die Erkenntnis des Unvollkommenen. Der Grundcharakter eines Individuums ist gegenüber seinem empirischen Charakter insofern ein Ideal, als bei ihm von allen Unvollkommenheiten, also von allen Zurückgebliebenheiten, Verkümmerungen, Vertrocknungen, Verhärtungen, Verkrüppelungen, Auswucherungen, von allen Schwächen, allem Abnormen und Krankhaften des empirischen Charakters abgesehen ist. Der Gedanke liegt daher nahe, zu meinen, der Weg, der vom empirischen Charakter zum Grundcharakter führt, beginne mit einer Wertung der einzelnen, schon erkannten, Charakterzüge des empirischen Charakters, er schreite dann fort zur Abtrennung der als unwertvoll erkannten Charakterzüge, und er ende mit der Zusammenfassung der übrig gebliebenen wertvollen Charakterzüge des empirischen Charakters. Aber

Digitized by Google

dieser Gedanke enthält zum mindesten zwei schwere Irrtümer. Erstens nämlich den Irrtum, daß man nur durch eine Wertung zur Erkenntnis der hier in Betracht kommenden Unvollkommenheiten des empirischen Charakters gelangen könne. Und zweitens den Irrtum, daß eine bloß trennende und abscheidende Abstraktion gegenüber den empirischen Charakterzügen vom empirischen zum Grundcharakter führe.

Um nun den ersten Irrtum einzusehen, muß man sich zunächst von der Verführung befreien, die in den Wörtern liegt, mit denen man die verschiedenen „Unvollkommenheiten" des empirischen Charakters bezeichnet; denn sie haben alle eine Wertfärbung. Aber ihr eigentlicher Sinn besteht nicht darin, gewisse Wertprädikate zu meinen. Diejenigen empirischen Charakterzüge, um deren Abscheidung es sich hier handelt, sind nicht deshalb unvollkommen, weil sie unwertvoll wären, sondern sie sind erst deshalb unwertvoll, weil und soweit sie bei diesem Individuum Unvollkommenheiten darstellen. An sich können die betreffenden empirischen Charakterzüge positiv wertvoll sein und trotzdem bei diesem bestimmten Menschen eine hohe Unvollkommenheit des Charakters dokumentieren. So können z. B. gewisse Zurückgebliebenheiten, wie eine kindliche Anschmiegsamkeit und Zaghaftigkeit, an sich sehr wertvoll, sie können sehr angenehm, reizend, lieblich, schön und nützlich für Andere sein und auch im kindlichen Alter gar keine Unvollkommenheit des Charakters darstellen. Sind sie dagegen, vielleicht von unvernünftigen Müttern gepflegt, bei einem Menschen noch über das Kindesalter hinaus vorhanden, so bilden sie, obgleich sie natürlich an sich ihren Wert behalten und deshalb jenen Müttern immer noch Freude bereiten, dennoch eine große Unvollkommenheit in dem Charakter des erwachsenen Menschen, weil und soweit sie seiner Altersstufe nicht mehr angemessen sind. — Ebenso kann eine gewisse Eitelkeit in bezug auf seine äußere Erscheinung bei einem Manne eine Unvollkommenheit bedeuten, obgleich sie an sich nichts Unwertvolles ist; sie ist nur dem Wesen des Mannes nicht angemessen. So können auch gewisse Auswucherungen an sich sehr wertvoll sein und doch bei einem bestimmten Menschen eine Unvollkommenheit bilden. Der Mensch, bei dem der Intellekt überwiegt und sein ganzes übriges Wesen beherrscht, ist ein Monstrum, ebenso wie z. B. eine Hand, an der ein Finger doppelt so groß ist als die anderen, eine Mißgestalt ist, auch wenn etwa dieser beherrschende Finger selbst sehr schön und nützlich sein sollte. Ein Charakter, in welchem die ästhetische Seite alle anderen überwuchert und beherrscht, ist unvollkommen, auch wenn er der Produzent noch so wertvoller künstlerischer Leistungen ist. Der Trieb nach äußeren Gütern ist an sich nichts Schlechtes; er kann aber bei einem bestimmten Menschen eine Stärke zeigen, die zwar nicht schon unmenschlich ist, die aber doch gerade bei ihm eine Auswucherung, also eine Unvollkommenheit darstellt. Ebenso ist der Trieb, sich anderen Menschen in Unterordnung liebend hinzugeben, gewiß von hohem positiven Wert; aber er kann in dem Charakter eines bestimmten Menschen trotzdem eine große Unvollkommenheit bedeuten, wenn und soweit er nämlich in seiner Stärke und seiner Wahllosigkeit dem Grundwesen dieses Menschen nicht angemessen ist, also bei ihm eine Auswucherung bildet. Man muß sich nur nicht durch falsche ethische Theorien an dieser Einsicht hindern lassen; der unbefangene Mensch pflegt in solchen Fällen unwillkürlich das Richtige zu treffen. — Schließlich ist auch der Machttrieb an sich nichts Schlechtes; aber ein Machttrieb von bestimmter Stärke und bestimmter Richtung, der bei dem einen Menschen wirklich zu seinem Grundcharakter gehört, kann bei einem andern Menschen zwar vorherrschend sein und seinen empirischen Charakter durchaus die Gesamtfärbung geben und doch nicht zu seinem Grundcharakter passen, sondern bei ihm eine Auswucherung sein. Man mag diesen Trieb dann immerhin bewundern, man mag die Taten und Leistungen, die aus ihm hervorgehen, noch so hochschätzen, — wie man ja auch sonst gewisse Auswucherungen an Lebewesen bewundern und wegen ihrer Folgen hochschätzen kann —, so verliert er dadurch doch nicht die Besonderheit einer unvollkommenen Stelle in

Digitized by Google

diesem Charakter, die ausgeschieden oder reduziert werden muß, wenn man den Grundcharakter dieses Menschen erkennen will.

So ist also nicht alles Unvollkommene auch an sich unwertvoll. Es kann aber natürlich eine Unvollkommenheit des empirischen Charakters zugleich auch an sich unwertvoll sein, wie z. B. eine starke Verdüsterung und feindselige Entgegensetzung gegen die anderen Wesen. Aber, wenn sie dann nicht zu dem Grundcharakter gezählt wird, so geschieht dies nicht, weil sie unwertvoll, sondern weil sie an dem betreffenden Menschen eine wesenswidrige Unvollkommenheit ist. Man kann daher jede Wertung unterlassen und dennoch an dem empirischen Charakter der Menschen vieles, was wirklich da ist, leicht als Unvollkommenheiten erkennen. Und man muß diese eigenartige, wertfreie theoretische Erkenntnis vollziehen, wenn man die Grundcharaktere der Menschen erkennen will. Diese Erkenntnisart kommt auch in anderen Wissenschaften vor und sie wird sogar im täglichen Leben von den meisten Menschen gegenüber allerlei Gegenständen völlig unbedenklich und sicher verwendet.

Ein gezeichneter Kreis wird z. B. innerhalb gewisser Grenzen sofort und ohne jede Wertung als ein unvollkommener Kreis erkannt und zwar so, daß sich meistens auch die besonderen Stellen der Unvollkommenheit sogleich herausheben. Die einzelnen Exemplare der Pflanzen und Tiere, die in der Botanik und Zoologie, aber auch im täglichen Leben dem Menschen vor Augen treten, sind für seine Auffassung meistens sogleich so gegliedert, daß sich in ihnen die Unentwickeltheiten, Zurückgebliebenheiten, Verkümmerungen, Vertrocknungen, Verhärtungen, Verkrüppelungen, Auswucherungen, Auswüchse usw. in eigentümlicher Weise abheben. Obgleich sie ebenso real da sind und ebenso zu den empirischen Gebilden gehören, wie die anderen Teile, so werden sie doch nicht zu ihrem Grundwesen gerechnet. Sie mögen dabei an sich als positiv oder negativ wertvoll, als schön oder häßlich, als nützlich oder schädlich erscheinen, so geht doch diese Wertung bloß nebenher und bestimmt nicht erst ihre abgehobene Stellung, die sie vielmehr ungeändert bestehen läßt. — In analoger Weise sondern sich in der Auffassung der menschlichen leiblichen Gestalten meistens sofort die Unvollkommenheiten heraus und werden unabhängig von jeder Wertung nicht zu dem Grundcharakter derselben hinzugenommen. Mögen z. B. Kinderarme an einem erwachsenen menschlichen Leibe, für sich betrachtet, noch so schön und reizend sein, und mag man diesen ihren Eigenwert bemerken oder nicht, sie sind und bleiben Unentwickeltheiten, die nicht zu dem Grundcharakter dieses Leibes gehören.

Es bedarf nur eines etwas tiefer eindringenden Blickes, um auch an den seelischen Charakteren der Menschen ohne jede Wertung analoge Unvollkommenheiten zu entdecken und abzuheben. Eine Erkenntnislehre, welche die Erkenntnis von Lebewesen erforscht, muß natürlich diesen eigentümlichen Erkenntnisprozeß, den jeder normale Mensch tausendfach in seinem Leben vollzieht, auf das genaueste und völlig unbefangen untersuchen. Wenn die Erkenntnislehre bisher diese Aufgabe nicht gelöst hat, so wäre es selbstverständlich verkehrt und unberechtigt, deshalb zu verlangen, daß die wissenschaftliche Erkenntnis sich so lange dieses Erkenntnisverfahrens enthalte, bis es erkenntnistheoretisch aufgehellt und gerechtfertigt ist. Daß es ein legitimes Verfahren ist, darf durch die wissenschaftliche Praxis der Wissenschaften von den Lebewesen als erwiesen betrachtet werden.

Aus dem Dargelegten ist jedenfalls unter anderem ersichtlich, daß es für die Charakterologie, welche die Grundcharaktere der Menschen erkennen will, ein falsches und irreführendes Verfahren ist, wenn man einfach die besonders stark hervortretenden und herrschenden Charakterzüge, — also etwas, das ja eine Auswucherung oder ein Auswuchs sein könnte — in dem empirischen Charakter aufsuchen würde und mit ihnen den Grundcharakter bestimmen würde. Gewiß kann man an eigenartigen Auswüchsen und Unvollkommenheiten die empirischen Menschen als diese Individuen wiedererkennen, wie man an einer ausgewucherten Kolbennase einen bestimmten

Digitized by Google

Menschen deshalb wiedererkennen kann, weil sie stark hervortritt und das ganze Gesicht beherrscht. Aber die Charakterologie hat nicht die Aufgabe, diejenigen Merkmale anzugeben, an denen man bestimmte Menschen wiedererkennen kann.

b) Die idealisierende Konstruktion. Nehmen wir an, es seien an dem empirischen Charakter eines bsetimmten Menschen alle Unvollkommenheiten emporgehoben, dann ist damit der Prozeß der theoretischen Idealisierung, der vom empirischen zum Grundcharakter führen soll, noch nicht beendigt. Vor unserem Blick steht dann immer noch im Vordergrund der empirische Charakter mit seinen Unvollkommenheiten, die nur jetzt als solche von dem übrigen Bestande abgehoben sind. Es muß ein zweiter Schritt zu jenem ersten, der Abhebung der Unvollkommenheiten hinzukommen. Und über diesen zweiten Schritt würde man, wie schon oben bemerkt, in einen neuen Irrtum verfallen, wenn man ihn für einen Akt der bloß trennenden und abscheidenden Abstraktion hielte, wenn man also meinte, man komme dadurch vom empirischen zum Grundcharakter, daß man die durch den ersten Schritt erkannten Unvollkommenheiten einfach beiseite schiebe und den Auffassungsgriff ausschließlich auf den dann verbleibenden Restbestand des empirischen Charakters einschränke. Denn, was man so ergreifen würde, wäre ein überall durchlöchertes Gebilde, nämlich nichts anderes als der lückenhafte Rest des empirischen Charakters, aber nicht der Grundcharakter.

Schon, wenn wir in mathematischer Betrachtung von einer unvollkommenen Kreiszeichnung zu dem vollkommenen Kreis desselben Radius übergehen, verfahren wir nicht so, daß wir nach der Abhebung der Unvollkommenheiten des Kreises diese nun einfach aus dem Übrigen gedanklich ausscheiden, — dann entstände nur ein Gebilde mit vielen Lücken —, sondern so, daß wir das Unvollkommene, das wir ausgeschieden haben, ersetzen und die Lücken ausfüllen durch das entsprechende Vollkommene, das uns selbst gar nicht gegeben ist. — Ebenso müssen wir bei einem uns vorliegenden Exemplare einer Pflanze nicht nur die offensichtlich verkümmerten, vertrockneten, verwachsenen und verkrüppelten Teile einfach weglassen und uns auf den Rest beschränken, sondern wir müssen das Weggelassene in Gedanken ersetzen durch die entsprechenden unverkümmerten, unvertrockneten, gesondert gewachsenen und unverkrüppelten Teile, die uns nicht selbst an der Pflanze gegeben sind. Freilich muß uns die Pflanze im übrigen die Anhaltspunkte dafür darbieten, — sie könnte ja so verkümmert, vertrocknet, verwachsen und verkrüppelt sein, daß aus ihr selbst ihr Grundcharakter nicht mehr zu erkennen wäre —, aber der Rest, der nach Abscheidung des Unvollkommenen von der Pflanze übrig bleibt, ist nicht selbst schon eine ganze Pflanze. — Auch dieser zweite Schritt der theoretischen Idealisierung, die Ersetzung des Unvollkommenen durch das Vollkommene, wird im täglichen Leben sowohl, als auch in den Wissenschaften der Botanik, der Zoologie und der Anthropologie ohne Bedenken und mit großer Sicherheit vollzogen. Er geschieht ebenfalls ohne jede Einmischung einer Wertung; er ist kein Prozeß der Verschönerung, sondern ein rein theoretischer Akt. Er ist aber kein Akt der bloßen Abstraktion, sondern ein Akt der theoretischen, schöpferischen Konstruktion, denn in das vorliegende Gebilde wird an den Stellen der Unvollkommenheit das dahingehörige Vollkommene hineinkonstruiert. Dieses hineinkonstruierte Vollkommene ist aber keine willkürliche Zutat und es wird nicht nach einem außerhalb des vorliegenden Gebildes genommenen Maßstab konstruiert, sondern die Grundlage der Konstruktion wird in dem Gebilde selbst gefunden, in welchem eine sachliche Forderung auf gerade diese seine Vervollkommnung hinzielt. Der Akt der idealisierenden theoretischen Konstruktion gehorcht einer erfaßten Forderung des Gebildes selbst. Er hat sich natürlich von jeder Übertreibung fern zu halten und unterscheidet sich dadurch von der Karikierung.

Digitized by Google

Aber nun ist auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen. Das Hineinkonstruierte ist zunächst bloß gedacht, eventuell auch vorgestellt, und auch bloß gedanklich dorthin gesetzt, wo tatsächlich etwas anderes, nämlich eben jenes Unvollkommene vorhanden ist. Selbstverständlich ist es unberechtigt, in jedem Sinne zu behaupten, daß das vorliegende Gebilde im Grund so sei, wie es nun gedacht wird. Denn tatsächlich ist es ja nicht so beschaffen, und nirgends ist hinter oder unter dem Unvollkommenen das Vollkommene empirisch zu entdecken. Wenn es sich um irreale oder um leblose reale Gegenstände handelt, wird das Produkt der idealisierenden theoretischen Konstruktion auch in keinem Sinne als realiter vorhanden behauptet, sondern bleibt als bloßes Gedankenprodukt über dem Unvollkommenen schweben. Wird z. B. ein unvollkommen gezeichneter Kreis als ein vollkommener gedacht, so wird nicht behauptet, daß er im Grunde vollkommen sei. Wird ein unvollkommen starrer Körper als vollkommen starr gedacht, so wird nicht behauptet, daß er im Grunde vollkommen starr sei. Anders dagegen bei realen Lebewesen. Zwar wird auch bei einer einzelnen realen lebenden Pflanze das Resultat der idealisierenden theoretischen Konstruktion nicht als empirisch real gesetzt; es wird nicht behauptet, daß diese Pflanze jetzt keinerlei Unvollkommenheiten habe, oder daß sie gleichzeitig mit den Unvollkommenheiten auch jene idealiter konstruierten Vollkommenheiten empirisch aufweise. Aber es wird doch in ihr etwas als real vorhanden behauptet, das sich, wenn es allein maßgebend wäre, in jener vollkommenen Gestalt empirisch darstellen würde, und das von sich darauf hintendiere, diese vollkommene empirische Gestalt zu gewinnen. Man meint, die vollkommene Gestalt sei in der Pflanze realiter „angelegt" oder „vorgebildet", nur nicht tatsächlich ganz ausgebildet; die empirische unvollkommene Gestalt sei ein Kompromiß zwischen der vorgebildeten vollkommenen Gestalt, die immerfort auf volle Auszeugung ihrer selbst hindränge, und gewissen anderen Faktoren, die dieser vollen Auszeugung nicht durchaus günstig seien und sie von ihrem Ziele ablenkten. Dieses Etwas, das real in der Pflanze vorhanden gedacht wird, das die vollkommene Gestalt vorgebildet in sich enthält und das auf die volle Auszeugung des Vorgebildeten mit gewisser Kraft hindrängt, ist das Grundwesen der Pflanze. Es ist die Seinsgrundlage der vollkommen gestalteten Pflanze, die „virtuell" der Pflanze innewohnt, aber empirisch nur unvollkommen ausgezeugt ist.

c) Die Erfassung des Grundcharakters. Das in theoretisch idealisierender Konstruktion entworfene Vollkommene, das an die Stelle des abgeschiedenen Unvollkommenen gesetzt wird, ist also nicht als aktualisiert in der empirischen Realität vermeint, sondern es wird, als zur Ausgliederung des hier vorhandenen Grundwesens gehörig, mit diesem realen Grundwesen zugleich als virtuell vorhanden behauptet. In ähnlicher Weise, wie bei den Pflanzen vollzieht sich auch die Erkenntnis der Grundgestalten bei den Tieren und der menschlichen Leiber vermittelst einer theoretisch idealisierenden Konstruktion. Und schließlich ist auch der erkennende Übergang vom empirischen zum Grundcharakter ein Vorgang der gleichen Art. Wir haben früher gesehen, daß der Grundcharakter das einheitliche sachliche Etwas ist, das sich in bestimmten Charakterzügen ausgliedert. Im empirischen Charakter ist die angemessene Ausgliederung des Grundcharakters nicht genau und nicht vollständig erreicht. Aber der empirische Charakter enthält in seinen vollkommenen und seinen unvollkommenen Zügen mehrere sachliche Hinweise auf den einheitlichen Grundcharakter. Diese Hinweise hat die Erkenntnis zu erfassen und in ihrer Konvergenz nach der Tiefe hin zu verfolgen, bis sie auf das einheitliche sinnvolle Etwas trifft, dessen unvollkommene Ausgliederung die Züge des empirischen Charakters sind.

Der Schritt zur Erfassung des Grundcharakters, der hier zuletzt angeführt worden ist, muß aber probeweise und ahnungsweise schon von Anfang an vollzogen werden. Auch bei der Erkenntnis von Lebewesen muß durch den Gesamtanblick des Lebe-

Digitized by Google

wesens und durch dasjenige hindurch, was dann später als seine Unvollkommenheiten sich abhebt, schon eine provisorische Erfassung seines Grundwesens stattgefunden haben, dessen miterfaßte einheitliche Gesetzmäßigkeit dann rückwärts die aus ihr herausfallenden empirischen Bestimmtheiten des Lebewesens erst als seine Unvollkommenheiten zur Abhebung bringt. Überall, wo uns gewisse Beschaffenheiten der empirischen Lebewesen scheinbar sofort als Unvollkommenheiten derselben erscheinen, ist schon ihr Grundwesen als maßgebende Unterlage (richtig oder falsch) erfaßt. Beschränkt man sich dagegen streng auf das empirisch wirklich vorliegende Lebewesen, so entfällt jede Möglichkeit und jedes Recht, theoretisch zwischen seinen vollkommenen und seinen unvollkommenen Beschaffenheiten zu unterscheiden, und damit aber auch, wie wir noch sehen werden, jede Möglichkeit einer theoretisch-systematischen Wissenschaft von diesen Lebewesen.

Zunächst ist noch zu beachten, daß auch jener oben angeführte zweite Schritt der theoretischen Idealisierung, nämlich die Ersetzung des Unvollkommenen durch das Vollkommene, nur möglich ist, wenn schon das einheitliche Grundwesen, als dessen angemessene Ausgliederung sich das Vollkommene ja erst ergibt, wenigstens provisorisch erfaßt ist. So ist die zunächst ahnende, dann durch prüfende Hin- und Rückgänge sich eventuell korrigierende, auf jeden Fall klärende und sichernde Erfassung des Grundwesens der empirischen Lebewesen die letzte Grundlage des theoretisch idealisierenden Erkenntnisprozesses, den wir bei der Erkenntnis aller Lebewesen vollziehen und vollziehen müssen.

Ohne es zu bemerken, vollziehen die Menschen im täglichen Leben und in den Wissenschaften gegenüber Pflanzen, Tieren und den menschlichen Leibern diesen Erkenntnisprozeß meistens leicht und sicher, weil sie hier die praktischen Interessen, die sie daran hindern und sie an die empirischen Exemplare festbannen könnten, leicht auszuschalten vermögen. Aber gegenüber den menschlichen Personen und ihren Charakteren sind gewöhnlich diejenigen praktischen Interessen, die sich ausschließlich auf die empirischen Charaktere richten, so stark und wirksam, daß sie an den empirischen Charakteren haften bleiben und das Vordringen zu ihren Grundcharakteren ganz unterlassen. Zwar werden auch dann die empirischen Charakterzüge in vollkommene und unvollkommene geschieden, aber nach ganz anderen Gesichtspunkten, die letztlich nun wirklich auf Wertungen beruhen. Es ist daher die erste und wichtigste Bedingung, die der Charakterologe unbedingt erfüllen muß, daß er sich durch keinerlei Sympathie und Antipathie, durch keinerlei Parteinahmen und durch keinerlei Interessen persönlicher und kultureller Art in der Erkenntnis der menschlichen Grundcharaktere stören läßt. Er braucht sich deshalb gegenüber den menschlichen Charakteren nicht jede Sympathie und Antipathie, nicht jede Parteinahme und nicht alle Interessen persönlicher und kultureller Art zu verbieten, aber er darf sie nicht zum Maßstab für seine Erkenntnis derselben werden lassen.

Wenn man bedenkt, daß die Unvollkommenheiten des empirischen Charakters, die durch die theoretisch idealisierende Erkenntnis erst als solche emporgehoben werden, in dem zugehörigen Grundcharakter nicht ihre Seinsgrundlage haben, daß sie nicht von diesem tieferen realen Wurzelboden im Dasein gehalten werden, so kann man verstehen, daß für diejenigen Menschen, die vor allem auf die Grundcharaktere der Menschen achten, die Unvollkommenheiten der empirischen Charaktere, die doch zunächst die sicherste Realität zu haben scheinen, gerade im Gegenteil gleichsam einen geringeren Grad von Realität haben und für sie im eigentlichen, letzten Sinne nicht existieren, sondern nur vergängliche Erscheinungen bilden. Dagegen erzeugt die starke Befangenheit in den Interessen des irdischen Lebens und die heimliche innere Unsicherheit, die sich ausschließlich durch die Befriedigung dieser irdischen Interessen sichern zu können glaubt, eine verborgene Timidität der Erkenntnis, die sich krampf-

Digitized by Google

haft gegen die Erkenntnis der Grundwesen und Grundcharaktere sträubt, weil sie damit den festen Boden ihrer irdischen Existenz zu verlieren meint; eine Erkenntnis-Timidität, wie sie uns die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als Erbe hinterlassen hat.

Die obigen Darlegungen über den Erkenntnisprozeß der theoretischen Idealisierung machen nicht den Anspruch, eine erschöpfende Beschreibung oder eine erkenntnistheoretische Rechtfertigung desselben zu geben. Sie wollen auch nicht für diejenigen, die diesen Prozeß mit Bewußtsein nicht auszuführen vermögen, eine Anweisung dafür geben, wie sie es nun zu machen hätten, um von der Erkenntnis des empirischen Charakters zur Erkenntnis des Grundcharakters fortzuschreiten. Sondern sie wollen nur diesen Prozeß etwas deutlicher ins Bewußtsein erheben und die Notwendigkeit spürbar werden lassen, daß er in der Charakterologie unbedingt vollzogen werden muß, wenn diese Wissenschaft größere Fortschritte machen soll, als sie es bisher getan hat.

Die Generalisierung.

Ist nun die Erkenntnis gegenüber einzelnen empirischen Menschen durch den Abdruck, den Ausdruck und die Erweisungen des Charakters zu seinen empirischen Charakterzügen und von diesen zu dem empirischen Charakter selbst vorgedrungen und hat sie an diesem das Unvollkommene, das Schwache, das Übertriebene, das bei diesen Menschen Abnorme und Krankhafte abgehoben, hat sie zugleich das Vorübergehende, das Unechte und das Aufgepfropfte an die richtigen Stellen der Peripherie gesetzt, ist sie dann in die Tiefe zur Erfassung des Grundcharakters und zu dessen gedanklicher Ausgliederung in theoretischer Idealisierung gelangt, so ist sie nur bis zu den individuellen Grundcharakteren gekommen und hat noch keinerlei Verallgemeinerung vollzogen. Denn der Grundcharakter, das sei hier nochmals betont, ist nicht das Allgemeine zu dem empirischen Charakter. Die Charakterologie muß aber in generalisierender Erkenntnis zu den Arten und zu der Gattung des menschlichen Charakters emporstreben. Das Verfahren der generalisierenden Erkenntnis überhaupt soll jedoch hier nicht untersucht und dargelegt werden. Nur darauf sei nachdrücklich hingewiesen, daß dieses Verfahren gegenüber den Lebewesen und damit auch gegenüber den menschlichen Charakteren jene oben betrachtete theoretisch idealisierende Erkenntnis notwendig voraussetzt. Man kann daher in der Charakterologie sich diesen letzteren schwierigen Erkenntnisschritt nicht etwa ersparen; man kann ihn nicht umgehen und meinen, schon gegenüber den individuellen empirischen Charakteren sogleich, ohne erst die Grundcharaktere zu erfassen, die Generalisierung vollziehen zu können. Freilich hat man es oft genug getan; aber die Folge war, daß man gar nicht zu echten Arten und zum echten Genus des menschlichen Charakters gelangte. Gewiß kann man in vielfacher Weise allerlei allgemeine Bilder empirischer Charaktere entwerfen und dann darauf hinweisen, daß tatsächlich solche Charaktere empirisch vorkommen. Aber mit diesem Hinweis ist niemals ohne weiteres erwiesen, daß die entworfenen Bilder auch echte Arten von Charakteren darstellen. Gerade in der Charakterologie glaubt man so oft die Frage, ob ein entworfenes allgemeines Charakterbild wirklich eine echte Art darstelle, irrtümlicherweise dadurch entscheiden zu können, daß man feststellt, ob es in der Erfahrung solche Individuen gibt, die diesem Bild entsprechen. Kann man solche Individuen aufweisen, so glaubt man, nachgewiesen zu haben, daß man in dem Bild eine echte Art aufgefunden habe. Stellt man dagegen fest, daß es empirisch keine Individuen gibt, die jenem Bild genau entsprechen, so meint man, den Anspruch des Charakterbildes, eine echte Art vorzustellen, endgültig widerlegt zu haben. In beiden Fällen aber vollzieht man einen falschen Schluß. Um dies klar einzusehen, betrachte man zunächst wieder Beispiele aus der Erkenntnis von leiblichen Lebewesen.

In der Erfahrung gibt es sicher viele Menschen, deren Leib eine besondere Fülle

Digitized by Google

hat, welche „dick" sind und zugleich die mit der „Dicke" verbundenen anderen Eigentümlichkeiten zeigen. Diese empirisch dicken Menschen bilden aber keine echte Art; es sind unter ihnen auch solche, die nur gemästet sind, ohne daß es im Grundwesen ihrer Leiber läge, so dick zu sein. Nicht die tatsächlich „Dicken", sondern die ihrem Grundwesen nach Dicken könnte man zu einer echten Art zusammenfassen. — Ebenso bilden die tatsächlich „mageren" Menschen keine echte Art, da unter ihnen auch die „abgemagerten" sind, also solche, in deren leiblichen Grundwesen eine größere Fülle liegt, als sie tatsächlich haben. Da auch mit der Magerkeit noch eine Reihe weiterer Bestimmtheiten verbunden sind, so zeigen die empirisch mageren Menschen zwar eine zusammengehörige Menge von Bestimmtheiten, die aber deshalb noch nicht eine echte Art menschlichen Leibes charakterisieren. Nur, wenn und soweit es leibliche Grundwesen gibt, die ihrem Wesen nach „dick" oder „mager" sind, kann man eine magere und eine dicke Art des menschlichen Leibes unterscheiden. Nicht also das empirische Vorkommen solcher Menschen, sondern die Beziehung der „Dicke" oder der „Magerkeit" zu ihrem leiblichen Grundwesen entscheidet darüber, ob eine echte Art vorliegt oder nicht.

Man könnte meinen, in dem angeführten Beispiel sei eben nur ein Merkmal, die Dicke oder die Magerkeit, als vermeintlich artbestimmendes Merkmal genommen; man müsse aber eine Mehrheit solcher Merkmale, die vielen individuellen Leibern gemeinsam sind, aufsuchen, um in ihnen eine echte Art zu finden. Aber auch diese Meinung würde ein Irrtum sein. Entwirft man z. B. durch Vergleichung mehrerer individueller Leiber und Heraussonderung dessen, was ihnen gemeinsam ist, das allgemeine Bild eines menschlichen Leibes, an welchem der Kopf übermäßig groß ist und eine Glatze zeigt, der Hals sehr kurz, die Glieder ebenfalls sehr kurz, die Hände schaufelförmig, die Körperbehaarung sehr stark ist usw., so kann man freilich darauf hinweisen, daß es empirisch in der Tat viele solche Menschen gibt. Aber damit ist wiederum keineswegs erwiesen, daß dieses Bild eine echte Art menschlichen Leibes darstellt, denn es könnte ja einfach eine Sammlung von einzelnen Zügen sein, die teils abnorm, teils normal sind und die nur häufig zusammen vorkommen, aber niemals eine echte Art bilden. Ebenso gibt es viele Pflanzen und Tiere, die eine ganze Reihe von Unvollkommenheiten gemeinsam haben. Die Gesamtheit dieser gemeinsamen Unvollkommenheiten wird aber niemals eine echte normale Pflanzen- oder Tierart, und auch nicht immer eine echte abnorme Art bilden.

Analog verhält es sich auch bei den Charakteren der Menschen. Es gibt sicher sehr viele Menschen, die in ihrem empirischen Leben überwiegend eine „Richtung nach außen" zeigen, die also empirisch „extrovertiert" sind. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß die „Extrovertierten" eine echte Art menschlicher Charaktere bilden. Es fragt sich vielmehr, ob es unter den empirischen Menschen solche gibt, in deren Grundcharakter es liegt, überwiegend nach außen gerichtet zu sein. Denn es können auch solche Menschen, in deren Grundcharakter dies gar nicht liegt, trotzdem in ihrem empirischen Leben hauptsächlich nach außen gerichtet sein, wenn sie durch ihre äußeren Lebensverhältnisse übermäßig veräußerlicht worden sind. Andererseits können empirisch nach innen gekehrte, also „Introvertierte", durch äußere Schicksale im Gegensatz zu ihrem Grundcharakter nach innen getrieben, also übermäßig verinnerlicht worden sein.

Oder, um ein anderes Beispiel zu nehmen, es gibt sicher viele individuelle empirische Charaktere, die alle darin übereinstimmen, daß sie Ressentiment-Charaktere sind, d. h. daß sie alle Güter, von denen sie sich ausgeschlossen glauben, und alle Wesen, die ihnen an Wert vermeintlich überlegen sind, zu entwerten und zu vernichten trachten. Der Ressentiment-Charakter ist also eine Art des empirischen Charakters der Menschen. Trotzdem ist er keine echte Charakterart, sondern er ist eine Weise, wie bestimmten Arten von Grundcharakteren sich unter bestimmten äußeren Lebens-

Digitized by Google

verhältnissen ihrem Grundwesen unangemessen empirisch auszeugen. Der Grundcharakter keines einzigen Menschen ist ein Ressentiment-Charakter. Bestimmte Arten von Grundcharakteren neigen freilich dazu, unter gewissen äußeren Lebensverhältnissen zu Ressentiment-Charakteren zu werden, aber sie sind nicht selbst solche. — Ebenso gibt es empirisch sicher viele Individuen, die schizoide Charaktere sind, d. h. solche, die einmal unangemessen überempfindlich, dann wieder unangemessen kühl, zugleich einmal inadäquat sprunghaft, dann wieder inadäquat zäh verharrend und außerdem reiz-inadäquat in ihrem Verhalten sind. Es gibt also die empirische Art des schizoiden Charakters. Aber sie ist keine echte Art des menschlichen Charakters, sondern nur eine Weise, wie sich gewisse Grundcharaktere unangemessen empirisch auszeugen. Immer also fragt es sich, ob die Gemeinsamkeiten empirischer Charaktere in den Grundcharakteren wurzeln oder nicht; und um dies festzustellen, muß man offenbar zuerst von den empirischen Charakteren zu den Grundcharakteren übergehen. Die Arten der Grundcharaktere sind überall die Seinsgrundlage für die Arten der empirischen Charaktere. Zu der Gesetzmäßigkeit, die dem Grundcharakter innewohnt, tritt eine (oder mehrere) sekundäre, fremde Gesetzmäßigkeit und bewirkt, daß die Auszeugung des Grundcharakters empirisch mehr oder weniger dem Grundcharakter unangemessen wird.

Und nun umgekehrt: es kann echte Arten geben, denen empirisch kein Exemplar voll und ganz entspricht. Unter den wirklichen Pflanzen und Tieren gibt es z. B. entweder überhaupt, oder wenigstens zu gewissen Zeiten, kein einziges Exemplar, das genau so beschaffen ist, wie die Morphologie der Pflanzen und Tiere deren Arten darstellt. Niemand aber betrachtet dies als einen ernstlichen Einwand gegen die aufgestellten Arten. Die Abweichungen der empirischen Exemplare von der Beschaffenheit der Art werden auf besondere Faktoren zurückgeführt, welche die genaue und vollständige Auszeugung der Art in diesen Fällen verhindert haben.

Ebenso kann es prinzipiell echte Charakterarten geben, denen empirisch kein einziger Charakter voll und ganz entspricht. Eine bestimmte religiöse Charakterart, z. B. der Mensch, der in demütig tief untergeordneter, innigst und ganz hingegebener liebender Einigung mit Gott nach allen Richtungen seines Lebens dauernd in stillem, seligen Frieden ganz aus Gott herauslebt, wirkt und schafft, kommt vielleicht überhaupt oder wenigstens zu gewissen Zeiten in der empirischen irdischen Welt gar nicht vor, ohne daß damit ein wirklicher Einwand gegen die Existenz einer solchen Charakterart gegeben wäre. Die Unvollkommenheiten der empirischen Menschen dieser Art können durch die besonderen irdischen Lebensverhältnisse bedingt sein, die ihren religiösen Grundcharakter nicht voll und ganz zur Auszeugung gelangen lassen.

In manchen Fällen soll freilich die Erklärung „solche Menschen gibt es nicht", wohl nicht eigentlich darauf hinweisen, daß solche Menschen empirisch nicht vorkommen, sondern vielmehr besagen, daß die entworfene Charakterart an sich unmöglich oder mit dem Grundwesen des Menschen unvereinbar sei. Wenn sie in diesem Sinne gemeint ist und wirklich im gegebenen Falle recht hat, so bildet sie in der Tat einen entscheidenden Einwand gegen die betreffende Charakterart. Aber dann ist ja auch nicht mehr das Vorkommen entsprechender empirischer Charaktere als Entscheidungskriterium benutzt.

Analog wie die normale Morphologie der Pflanzen und Tiere sich gemäß ihrer Aufgabe selbstverständlich sogleich von den empirischen einzelnen Pflanzen und Tieren zu deren Grundwesen wendet und deren Arten festzustellen sucht, — indem sie es den im Dienste der praktischen Pflanzen- und Tierzucht stehenden Forschungen überläßt, zu erkennen, was für normale und anormale Arten empirisch vorkommen —, so muß auch die Charakterologie von den individuellen empirischen Charakteren sogleich zu deren Grundcharakteren und dann durch diese hindurch zur Erkenntnis der Arten dieser letzteren sich erheben. Sie muß zuerst „der Natur auf halbem Wege ent-

Digitized by Google

gegenkommen". Überhaupt ist der Übergang von den empirischen Lebewesen zu deren Grundwesen kein philosophisches Luxusverfahren, das man in den Erfahrungswissenschaften von den Lebewesen ohne Schaden unterlassen könnte, sondern vielmehr ein Schritt, den man notwendig tun muß, wenn man zur Erkenntnis der echten Arten der Lebewesen gelangen will. Auch in dem Erkenntnisverfahren der Charakterologie ist daher die Erkenntnis der Grundcharaktere durch theoretische Idealisierung ein wesentlicher Schritt, um die echten Arten menschlicher Charaktere zu erkennen.

Der weitere und letzte Schritt der Generalisierung, den die Charakterologie ausführen muß, wenn sie schließlich den allgemeinen Charakter des Menschen überhaupt feststellen will, schließt ebenfalls die theoretisch idealisierende Erkenntnis ein. Man kann sich freilich darauf beschränken, zu erkennen, wie der Charakter der empirischen Menschen, so wie sie tatsächlich jetzt sind und bisher waren, im allgemeinen beschaffen ist. Aber damit wäre noch nicht der Grundcharakter des Menschen überhaupt erkannt. „Im Grunde" könnte der Charakter der Menschen anders sein, als er empirisch gewesen ist und jetzt noch ist. Denn wenn auch der richtig bestimmte empirische Charakter allen bisher aufgetretenen Menschen gemeinsam ist, so ist er damit ja nicht als eine echte Gattung erwiesen: die gleichartigen irdischen Verhältnisse, so wie sie bisher gewesen sind, könnten diese gemeinsamen empirischen Charakterzüge bedingt haben und könnten bewirkt haben, daß manche Züge des wirklichen Grundcharakters bisher überhaupt nicht oder nicht in Vollkommenheit zur Auszeugung gekommen sind. Die Charakterologie muß also auch hier den Weg von dem allgemeinen empirischen zu dem allgemeinen Grundcharakter der menschlichen Seele finden, wenn sie die echte Gattung des menschlichen Charakters erkennen will.

Lebewesen offenbaren ihr Grundwesen nicht unter allen Bedingungen in voller Auszeugung. Wie beschränkt wäre es daher, wenn ein Forscher das Grundwesen bestimmter Lebewesen einfach nach denjenigen empirischen Einzel-Auszeugungen, die ihm zufällig bekannt geworden sind, in der Weise bestimmen wollte, daß er „ihr Gemeinsames" feststellte. Um das klar zu sehen, braucht man nur anzunehmen, daß alle die Lebewesen, die er kennen gelernt hat, zufällig unter den gleichen ungünstigen Auszeugungsbedingungen und schädlichen Einflüssen entstanden wären, während anderswo und zu anderer Zeit günstigere Bedingungen klar zeigen würden, was alles aus solchen Lebewesen werden kann. Die Frage ist nun, ob es möglich ist, aus den empirischen, unvollkommenen Auszeugungen zunächst ahnend, und dann immer klarer und sicherer zu erkennen, welche Möglichkeiten in den Grundwesen dieser Lebewesen noch ruhen. Diese Frage ist in gewissem Umfange zu bejahen, und auch da zu bejahen, wo es sich speziell um den Charakter der Menschen handelt. Wäre sie völlig zu verneinen, dann müßte der Forscher jeden Anspruch, die Grundwesen und die Grundcharaktere zu erkennen, aufgeben und er dürfte die empirischen Wesen und Charaktere nicht für etwas ausgeben, was sie nicht sind.

Die Grundcharaktere sind aus sich verständliche Gebilde; freilich nur für denjenigen verständlich, der sich gegenüber solchen Grundcharakteren, die von dem seinigen verschieden sind, aus jeder Befangenheit in seinem eigenen Charakter völlig befreien kann. Die empirischen Charaktere sind dagegen nicht aus sich allein verständlich; wer sich auf sie beschränkt, muß daher auf ihr Verständnis verzichten, da sie nur auf der Basis eines verständlichen Grundcharakters verständlich sind; sonst sind sie nur unverständliche, zusammengeratene Ansammlungen von einzelnen Charakterzügen.

Was den „Sinn" der Grundcharaktere betrifft, so läßt sich hier, vor ihrer genaueren Erkenntnis, nichts positives sagen. Nur das möchte ich hier betonen, daß dieser „Sinn" nicht notwendig in einer Beziehung auf Leistungen, etwa kultureller Art, oder gar in einer Beziehung auf objektive Werte überhaupt besteht. Auch Grundcharaktere, die keine derartigen Beziehungen hätten, können doch einen „Sinn" haben. Gewiß hat ein sinnvoller Grundcharakter auch einen bestimmten Wert, aber sein Sinn besteht

Digitized by Google

weder in einem Wert, noch gründet er sich darauf: er hat Wert, weil er sinnvoll ist; er ist nicht deshalb sinnvoll, weil er Wert hat. Die Charakterologie muß daher auch hier, bei der Erfassung des „Sinnes" eines Grundcharakters jede Einmischung einer Wertung unterlassen. Daß ein bestimmter Grundcharakter oder ein Lebewesen gerade so sind, wie sie sind, kann einen vernünftigen Sinn haben, der ohne Wertung erfaßbar ist. —

Ein besonders schwieriger Punkt bleibt in dem Verfahren der Charakterologie noch übrig, der hier nur kurz hervorgehoben sein soll. Wie schon oben bemerkt, ist der Mensch nicht nur ein seelisches Lebewesen, sondern eine Person. Er kann freilich zunächst bloß als ein seelisches Lebewesen betrachtet und hinsichtlich dessen Charakters untersucht werden. Eine Charakterologie, die sich ausschließlich auf diesen Betrachtungsstandpunkt stellt, nimmt den Menschen als ein bloßes Naturwesen und gibt in ihren Ergebnissen ein Bild von der Gattung und den Arten des Charakters dieses Naturwesens. Vieles könnte in einer solchen Charakterologie wirklich wahr sein, aber das Ganze wäre doch nur die halbe Wahrheit, denn gerade das eigentümlich Auszeichnende des menschlichen Charakters wäre dabei völlig ignoriert. Es gehört zum Grundcharakter des Menschen ganz wesentlich, daß er eine Person ist, und das heißt, ganz kurz gesagt, in theoretischer Idealbildung, daß er nicht nur seiner selbst bewußt, sich selbst erkennend, sich selbst wertend ist und zu sich selbst Gefühlsstellung nimmt, sondern vor allem auch, daß er sich selbst bestimmt, seinen eigenen Charakter selbst bewußt gestaltet und aufrecht erhält und daß er dies in freier Selbstbindung an gewisse verpflichtende Forderungen tut. Sein jeweiliger empirischer Charakter ist nicht die volle Auszeugung seines Grundwesens; er enthält aber immer mehr oder weniger schon den Einfluß dieser Selbstgestaltung und eine bestimmte freitätige, — gehorchende, ignorierende, zweideutige oder abweisende — Stellungnahme zu Forderungen, die ihm als verpflichtend bewußt sind. Diese vom freitätigen Ich ausgehende Selbstgestaltung und Selbsthaltung und diese Stellungnahme zu den Forderungen gehört mit zu seinem empirischen Charakter und macht ihn aus einem bloßen Lebewesen zu einer Person. Der empirische Charakter ist also von der Charakterologie als diese Einheit aus Naturcharakter und Personcharakter in einem bestimmten Erkenntnisverfahren zu erkennen. Und dann ist weiter beim Übergang vom empirischen zum Grundcharakter in diesem wiederum sowohl der Naturcharakter als auch der Personcharakter zu erkennen. Der Prozeß der theoretischen Idealisierung ist also auch auf den empirischen Personcharakter anzuwenden, d. h. es ist die Antwort auf die Frage zu geben, was diese empirische Person „im Grunde" freitätig für eine Person sein will und wie sie sich zu den richtig erkannten, sie verpflichtenden Forderungen „im Grunde" stellen will.

Zwei Schwierigkeiten sind dabei zu überwinden: Erstens der scheinbare Widerspruch, daß hier etwas erkannt werden soll, was doch von dem freien Willen der Person abhängt, also scheinbar unerkennbar ist. Und zweitens die Meinung, der personale Grundcharakter müsse doch bei allen Menschen der gleiche sein, weil er keine spezifischen und individuellen Unterschiede mehr zeigen könne, vielmehr alle solchen Unterschiede doch nur im natürlichen, nicht aber im personalen Grundcharakter liegen könnten. Beide Schwierigkeiten sind jedoch überwindbar.

In bezug auf den ersten Punkt scheint die Frage, was eine empirische Person „im Grunde" für eine Person sein will, entweder nur durch Befragung der Person selbst oder, wenn diese es selbst nicht weiß, überhaupt nicht beantwortbar zu sein. Was die Person selbst sein will, scheint von ihrem freien Belieben abzuhängen, also gänzlich unabhängig von ihrem Grundcharakter zu sein. Aber von dem empirischen Willen der Person ist eben ihr Grundwille zu unterscheiden. Das, was die Person „im Grunde" sein will, braucht durchaus nicht übereinzustimmen mit dem, was sie in empirischem Wollen sich zu einer bestimmten Zeit freitätig vorgesetzt hat. Der empirische Wille kann mehr oder weniger abweichen von dem Grundwillen. Und der Grundwille kann

Digitized by Google

ein Ziel haben, welches der Mensch selbst auf Befragen nicht oder nicht richtig anzugeben vermag, zu dessen Erkenntnis er vielmehr einer gründlichen Selbstbesinnung bedarf. Das Ziel seines Grundwillens ist nicht von seinem freien Belieben abhängig. Indem man fragt, was eine empirische Person „im Grunde" für eine Person sein will, fragt man also nicht nach etwas, was von ihrem freien Belieben abhängt und was sie notwendig sogleich selbst anzugeben vermöchte, sondern nach etwas, was sie selbst erst durch Selbstbesinnung erkennen kann und was der Außenstehende unabhängig von dem freien Belieben der Person zu erkennen vermag.

Was dann den zweiten Punkt betrifft, so gehört gewiß zu dem personalen Grundcharakter der Grundwille, den richtig erkannten verpflichtenden Forderungen durch freie Selbstbindung und Selbstbemühung zu gehorchen. Aber daraus folgt nicht, daß der personale Grundcharakter bei allen Menschen völlig gleich sei und alle Verschiedenheiten der Grundwesen nur im natürlichen Grundcharakter liegen könnten. Denn erstens sind die verpflichtenden Forderungen, um die es sich hier handelt, nicht nur solche, die für alle Menschen gelten, sondern auch solche, die nur für bestimmte Arten von Charakteren Gültigkeit haben. So gelten z. B. für eine zierliche, lyrisch-tändelnde Charakterart gewisse verpflichtende Forderungen, die für eine schwere, steifbrokatige, feierliche Charakterart keine Geltung haben, und umgekehrt. Damit haben dann die personalen Grundcharaktere auch verschiedene Ziele ihres personalen Grundwillens. Und zweitens kann der freitätige Gehorsam, mit dem der personale Grundwille sich selbst an die verpflichtenden Forderungen frei bindet, noch sehr verschiedener Art sein und doch dabei immer Gehorsam bleiben. Ein demütig sich unterordnender, sich innig in die Forderungen einschmiegender und doch gegen sich selbst milder Gehorsam ist ein ebenso echter Gehorsam, wie der sich männlich gleichordnende, die Forderungen auf Distanz in sich aufnehmender und gegen sich selbst harter Gehorsam. — Der personale Grundcharakter selbst kann daher bei verschiedenen Menschen noch sehr verschiedene Beschaffenheiten zeigen, je nachdem die Art der Forderungen, die für ihn gelten, und je nachdem die Art des freien Gehorsams, den er will, verschieden sind. Nicht nur der Naturcharakter bedingt die Verschiedenheiten der Grundcharaktere. Eine echte menschliche Person kann nicht nur in einer Art, sondern in vielen verschiedenen Arten gleich gut verwirklicht sein. Dies eingehend zu erweisen gehört gerade mit zu den Aufgaben einer vollständigen Charakterologie. —

Schließlich trifft die Erkenntnis des Grundcharakters noch auf besondere Schwierigkeiten, wenn sie sich der Entwicklung des menschlichen Charakters gegenübergestellt sieht. Zunächst ist man geneigt, den Grundcharakter nach derjenigen Entwicklungsstufe zu bestimmen, auf welcher der Höhepunkt seiner Auszeugung erreicht scheint; also z. B. den Grundcharakter eines Mannes ausschließlich nach der Stufe des reifen Mannesalters zu charakterisieren. Die vorhergehenden Altersstufen, also die Stufen der Kindheit, der Knabenalters, des Jünglingsalters und des jungen Mannesalters betrachtet man dann als bloße Evolutionsstufen; und die nachfolgenden Altersstufen, also die des älteren Mannes und des Greises sieht man als bloße Involutionsstufen an. Und beide, die Vorstufen und die Nachstufen, glaubt man bei der Bestimmung des Grundcharakters ignorieren zu dürfen, während man die Altersstufe des reifen Mannes nicht besonders vom Grundcharakter abhebt, sondern sie unbemerkt im Grundcharakter aufgehen läßt. Die genauere Betrachtung der Eigenart, welche die Entwicklung des menschlichen Charakters aufweist, läßt aber erkennen, daß dieses Verfahren irrig ist.

In der Entwicklung des menschlichen Charakters sind nämlich zwei verschiedene Bewegungen innig miteinander vereint. Die eine derselben geht gleichsam gradlinig in die Höhe und fügt zu dem jeweils Ausgezeugten das neu Gewonnene allmählich hinzu; sie führt von dem Unausgezeugten zu immer vollerer und genauerer Auszeugung, die in einer bestimmten Altersstufe, der Reifestufe, erreicht scheint. Zugleich mit

Digitized by Google

dieser ersten Bewegung und in ihr eingeschmiegt schreitet die zweite gleichsam wellenförmig in bestimmt charakterisierten Stufen in bestimmter Folge fort, von denen jedesmal die frühere verschwindet, wenn die spätere erreicht wird, so daß in dieser Bewegung empirisch nichts aufgesammelt wird. Indem z. B. der Charakter des männlichen Menschen sich immer mehr entfaltet, nimmt er zugleich nacheinander den Charakter des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des jungen Mannes, des reifen Mannes, des älteren Mannes und des Greises an und legt dabei jedesmal den früheren wieder ab. Der Grundcharakter eines Mannes ist im Kindesalter nicht bloß unvollkommen ausgezeugt, sondern er tritt zugleich in der Form des kindlichen Charakters auf. Dieser kindliche Charakter selbst kann im Kindesalter mehr oder weniger vollkommen ausgeprägt sein. Ebenso verhält es sich auf den anderen Altersstufen: mit der fortschreitenden Auszeugung des Grundcharakters nimmt er sukzessiv andere Formen an, von denen jede wieder selbst mehr oder weniger vollkommen ausgezeugt sein kann. Der Grundcharakter des Mannes ist daher auch im reifen Mannesalter nicht einfach voll ausgezeugt, sondern zugleich mehr oder weniger vollkommen in der Form des Charakters dieser Altersstufe verwirklicht. Im Greisenalter mag die erste Bewegung wieder zu unvollkommener Auszeugung herabgesunken sein, aber der Charakter des Greises selbst kann dann noch mehr oder weniger vollkommen ausgezeugt sein. Die Charaktere der Altersstufen sind also nicht bloße Vorstufen und Nachstufen der Reifestufe, sondern jeder von ihnen, mit Einschluß des Charakters der Reifestufe, hat seinen eigenen Grundcharakter, der seinerseits wieder empirisch mehr oder weniger vollkommen ausgezeugt sein kann. Aber diese empirischen Auszeugungen des Grundcharakters der Altersstufen verschwinden allmählich wieder, indem jede der Auszeugung des nächsten Altersstufencharakters Platz macht. In der Entwicklung des Grundcharakters suchen sich also sukzessive die Charaktere der Altersstufen in bestimmter Reihenfolge vorübergehend auszuprägen. Bei den Charakteren der Altersstufen selbst ist daher wieder zwischen ihrem empirischen und ihrem Grundcharakter zu unterscheiden. Der theoretisch-ideale Entwicklungsgang des menschlichen Grundcharakters enthält nicht nur eine fortschreitende volle Auszeugung, sondern zugleich die vorübergehenden und in bestimmter Ordnung aufeinander folgenden vollen Auszeugungen der verschiedenen Grundcharaktere der Altersstufen, die der ersteren superponiert sind.

Die Grundcharaktere der Altersstufen sind aber nicht selbständig; sie liegen nicht außerhalb des Grundcharakters des Menschen, sondern sie sind in ihm selbst enthalten und zeigen bei verschiedenen Grundcharakteren auch entsprechend verschiedene Modifikationen. Zu jedem bestimmten männlichen Grundcharakter gehört auch eine besondere Weise, recht Kind, recht Knabe, recht Jüngling usw. zu sein. Der totale Grundcharakter des Menschen erfährt seine volle Auszeugung, indem er nach der einen Richtung fortschreitend sich auszeugt und zugleich in bestimmter Ordnung alternierend auch die ihm zugehörigen Grundcharaktere seiner Altersstufen voll auszeugt. Er ist eine sinnvolle Einheit, zu dessen Sinnganzem auch der Sinn der Altersstufencharaktere und ihrer Ordnung gehört. Indem er sich auszeugt, verschwinden zwar empirisch die Auszeugungen, welche die Charaktere der Altersstufen erreicht hatten, wieder, aber er erfährt doch durch diese vorübergehenden Auszeugungen eine eigentümliche innere Veränderung, die man sich illustrieren mag an der Veränderung, die ein Gedanke durch seine sukzessive Artikulation und Aussprache erleidet. So ist der Grundcharakter des Mannes in eigenartiger Weise modifiziert, wenn er in seiner Art recht Kind, Knabe und Jüngling gewesen ist, und anders modifiziert, als wenn er dies nicht gewesen ist.

Der totale Grundcharakter des Menschen enthält also in sich die verschiedenen Grundcharaktere der Altersstufen. Er drängt von sich aus auch zu ihrer vollen Ausprägung und er erreicht in ihrer vollen Auszeugung eine Reihe von zusammengehörigen

Digitized by Google

Endzielen. Er ist die Seinsgrundlage des empirischen Charakters auch in dessen Altersstufenbestimmtheiten.

Die Erkenntnis des Grundcharakters eines Menschen darf also nicht einfach von den Altersstufen absehen; sie muß außerdem von den empirischen Charakteren der Altersstufen zu deren gerade für diesen Menschen richtigen Grundcharakteren in theoretischer Idealisierung zu gelangen suchen; sie muß dann diese erfaßten Grundcharaktere der Altersstufen mit in den Grundcharakter des Menschen hineinnehmen und schließlich den totalen Grundcharakter als eine sinnvolle Einheit verstehend erkennen.

Auch die Arten von menschlichen Grundcharakteren sind nur dann wirklich erkannt, wenn in ihnen zugleich die zugehörigen Grundcharaktere der Altersstufen erkannt und das Ganze als eine sinnvolle Einheit verstanden ist. Eine bestimmte männliche Charakterart hat man z. B. nur dann durch und durch erkannt, wenn man auch weiß und versteht, wie ein solcher Mensch als Kind, als Knabe, als Jüngling, als junger Mann, als reifer Mann, als älterer Mann und als Greis ist. Schließlich kann man auch zur Erkenntnis des allgemeinen Grundcharakters des Menschen überhaupt nur kommen, wenn man zugleich die allgemeinen Grundcharaktere der Entwicklungsstufen und ihre Ordnung im Totalcharakter erkennt und verstcht. — So schwierig und gefährlich dieser Weg der Erkenntnis auch sein mag, man muß ihn gehen, wenn man zu wirklicher Erkenntnis der Charaktere der Menschen gelangen will.

IV. BEITRAG ZUM PROBLEM DER CHARAKTERARTEN.

Die Arten von Charakteren zu erkennen, ist zwar nicht die einzige, aber immerhin auch eine der Aufgaben der Charakterologie und zwar diejenige, an deren Lösung man bisher am meisten gearbeitet hat. Immer wieder treten Versuche auf, die Charaktere nach einem neuen Gesichtspunkt einzuteilen. Solange man mit der traditionellen Psychologie nur das seelische Leben, nicht aber die menschliche Seele selbst anerkannte, und solange man in diesem seelischen Leben drei verschiedene Schichten, nämlich das intellektuelle, das Gefühls- und das Willensleben unterschied, lag es nahe, je nach dem „Vorherrschen" dieser oder jener der drei Schichten, drei Arten von Charakteren zu unterscheiden, nämlich den Verstandes-, den Gefühls- und den Willensmenschen. Bei jeder dieser vermeintlichen Arten nahm man dann wieder Untereinteilungen vor, indem man innerhalb jeder der drei Schichten des seelischen Lebens verschiedene Richtungen aufwies und in verschiedenem Herrschaftsrelief auftreten ließ.

In ähnlicher Weise wird bei anderen Einteilungen z. B. nach den vorherrschenden Trieben, oder nach den vorherrschenden Anlagen und Fähigkeiten, oder nach der Art und der Ordnung von Dispositionen des Aufnehmens, des Festhaltens, des Verarbeitens und des Reagierens gefragt und danach werden verschiedene Arten von Charakteren konstruiert. Wieder andere Einteilungen blicken auf die verschiedenen Kulturgebiete, denen sich das seelische Leben des Menschen zuwenden kann, also auf die Wirtschaft und Technik, auf die sozial-juridisch-politische Kultur, auf die Wissenschaften, auf die Künste und auf die Religion, und konstruieren dann verschiedene Arten von Charakteren, indem sie das seelische Leben vorherrschend einmal auf dieses, einmal auf jenes Kulturgebiet gerichtet sein lassen. Viele derartige Versuche haben sich bisher angehäuft, und mit dem Fortschritt der Psychologie werden wieder neue auftreten. Jeder hofft, nun endlich die entscheidenden Gesichtspunkte für eine haltbare Einteilung der Charaktere gefunden zu haben, Dabei verfällt man häufig in den oben erwähnten Irrtum, zu glauben, man könne die „Existenz" der konstruierten Charakterarten einfach dadurch erweisen, daß man auf wirkliche Menschen hinweist, die den gegebenen Charakterbestimmungen entsprechen.

Digitized by Google

Auf die Kritik der bisher vorgebrachten Versuche dieser Art soll hier nicht näher eingegangen werden. Nur an den Grundgedanken, der sie alle durchzieht, sei hier angeknüpft. Denn dieser erscheint zunächst richtig. Man beginnt nämlich immer damit, die menschliche Seele überhaupt zu überblicken und in ihr verschiedene Seiten, verschiedene Funktionen, verschiedene Gegenstandsgebiete des seelischen Lebens zu unterscheiden, und fragt dann, wie diese in sich variieren und in was für verschiedenen Ordnungen sie zueinander stehen können. Die gefundenen möglichen Variationen und Ordnungen der Seiten, Funktionen und Gegenstandsgebiete des seelischen Lebens geben dann Anlaß, die Menschen danach zu charakterisieren und einzuteilen. Aber erstens darf man, wenn man wirklich echte normale Arten von Charakteren gewinnen will, dabei nicht vergessen, daß man die Variationen und Ordnungen von vornherein in den Spielraum des Normalen einschließen muß. Und zweitens hat man zu beachten, daß man nach den so gewonnenen Gesichtspunkten die Charaktere zwar einteilen kann; daß man aber damit noch keine Charakterarten gewonnen hat.

Auf anderen Gebieten der Forschung ist das ganz klar; z. B. die Körpergröße des erwachsenen Mannes variiert normaliter zwischen 1,299 m und 2 m; jenseits dieser normalen Grenzen stehen die Zwerge und die Riesen. Innerhalb jenes normalen Spielraums kann man dann sehr kleine (1,30—1,499 m), kleine (1,50—1,599 m), untermittelgroße (1,60—1,639 m), mittelgroße (1,64—1,669 m), übermittelgroße (1,67—1,699 m), große (1,70—1,799 m) und sehr große (1,80—1,999 m) Männer unterscheiden und die Männer dementsprechend einteilen. Aber damit hat man keine Arten von menschlichen Leibern erkannt. Die bestimmte Größe eines erwachsenen Mannes gehört nur dann zu den Artmerkmalen, wenn sie in dem Grundwesen der betr. Leibart wurzelt. Die Größe allein ist noch kein artbildendes Merkmal. — So sind auch die meisten Einteilungsgründe der Charaktere, welche die Charakterologie anzuführen pflegt, keine artbildenden Merkmale, noch abgesehen davon, daß sie häufig sogar außerhalb des normalen Spielraumes der Variationen liegen, wie es z. B. bei der Verstandesherrschaft, der Gefühllosigkeit und der Willenlosigkeit der Fall ist.

Dennoch wird man sich zunächst immer umsehen müssen nach den wesentlichen Richtungen, nach welchen die seelischen Personen der Menschen innerhalb des normalen Spielraums variieren können; dann aber wird man prüfen müssen, welches die wirklich artbestimmenden Merkmale sind. Schon die erste Untersuchung ganz unbefangen auszuführen, ist nicht ganz leicht, wie die bis jetzt gewonnenen und immer noch mangelhaften Ergebnisse zeigen. Abgesehen von der schwierigen Abstreifung der befangenen Versunkenheit in den eigenen Charakter, ist die Befangenheit in dem jeweiligen Stande der Psychologie sehr schwer zu überwinden. Man muß als Charakterologe den Mut haben, auch solche Charaktermerkmale zu konstatieren, die in der vorhandenen Psychologie gar nicht unterzubringen sind und die man daher mit ihrer Hilfe auch gar nicht finden konnte.

Man geht am besten von der Frage aus, die man stellt, wenn man die eigentümliche Wesensart eines unbekannten Menschen von denjenigen, die ihn kennen, erfahren will, nämlich von der Frage: „Was ist das für ein Mensch?“ Man achte dann auf die wirklich charakterisierenden Antworten, die meistens ohne Hilfe der Schulpsychologie gegeben werden. Oder man frage sich, was Einem immer noch fehlt, wenn man auf jene Frage eine zwar umfangreiche, aber doch letztlich ungenügende Antwort bekommt, und was man dann hinzugewinnt, wenn man nun den fraglichen Menschen selbst sieht und kennen lernt.

Im folgenden seien nun einige derjenigen Charaktermerkmale angeführt, die bisher gar nicht oder nur ungenügend beachtet worden sind.

Digitized by Google

1. Die Größe und die Kleinheit der menschlichen Seele; ihre Gestalt.

Betrachten wir die erwachsenen Menschen, so ist es ohne Zweifel, daß sie als seelische Personen in sehr verschiedenen Größen oder Umfänglichkeiten vor uns stehen. Um klar zu erfassen, was hier mit der „Größe" gemeint ist, achte man darauf, daß eine kindliche Seele ohne weiteres gegenüber der Seele eines normalen Erwachsenen als kleiner, oder die letztere gegenüber der ersteren als größer oder umfänglicher dasteht. Hat man sich durch mehrfache solche Vergleichungen den Blick für das hier gemeinte Charakteristikum geschärft, so wird man nun auch bei den normalen Erwachsenen ganz erhebliche Größenunterschiede ihrer seelischen Personen feststellen können, wobei man sich selbstverständlich nicht durch das „Großtun" oder auch durch das raffiniertere „Kleintun" täuschen lassen darf. Vielleicht wird man dann auch erkennen, daß die Seelen der Menschen schon vorher immer in mehr oder weniger bestimmten, verschiedenen Größen vor Einem standen. — Diese Größe oder Umfänglichkeit ist nicht etwa selbst ein Wertprädikat und sie begründet auch allein noch nicht einen bestimmten Eigenwert der Seele, denn eine kleinere Seele kann in sich viel vortrefflicher sein, als andere größere Seelen. Diese Größe ist nicht mit der Großmütigkeit zu verwechseln. Sie bedeutet auch nicht die Fülle des Wissens, denn auch recht kleine Seelen können eine bedeutende Fülle des Wissens zeigen, während große Seelen daran relativ arm sein können. Mit ihr ist auch nicht die Fülle der Leistungen gemeint, denn kleine Seelen können darin bestimmte größere Seelen beträchtlich überragen[1]).

Diese Größe oder Umfänglichkeit kann nun bei den erwachsenen Personen innerhalb eines normalen Spielraums, jenseits dessen die Zwergseelen und die Riesenseelen liegen, sehr verschieden groß sein. Man kann also die Menschen nach diesem Gesichtspunkt einteilen in sehr kleine, kleine, untermittelgroße, mittelgroße, übermittelgroße, große und sehr große Charaktere. Obgleich man natürlich keine Zahlenbestimmungen für die Größen angeben kann, so wird man doch bei der Verwendung dieses Gesichtspunktes erstaunt sein, mit welcher Sicherheit man die Personen nach ihrer seelischen Größe oder Umfänglichkeit ordnen kann und was für eine klare erste Übersicht man dadurch über sie gewinnen kann.

Dennoch ist nun diese Größe oder Umfänglichkeit für sich noch kein artbildendes Merkmal: es gibt empirische Seelen, die für ihre Art zu groß sind, und andere, die für ihre Art zu klein sind; die ersteren sind aufgeschwollene, die anderen sind abgemagerte oder zurückgebliebene Seelen. Deshalb ist es aber doch nicht ausgeschlossen, daß zu einer bestimmten Charakterart eine bestimmte Umfänglichkeit oder Kleinheit wesentlich gehört. So gehört z. B. zum süßen, lyrisch-tändelnden Charakter eine relative Kleinheit, dagegen zur herben, dramatisch-wuchtigen Seele eine relative Größe oder Umfänglichkeit der Seele. Die seelische Größe oder Umfänglichkeit ist also nur ein sekundäres Artmerkmal.

Übrigens können auch wieder die verschiedenen „Seiten" oder „Bezirke" einer menschlichen Person eine verschiedene Größe oder Kleinheit haben. Innerhalb einer gegebenen Total-Umfänglichkeit oder -Kleinheit ist freilich ihre eigene Umfänglichkeit in bestimmte Grenzen eingeschlossen, jenseits welcher sie anormal groß oder anormal klein sind. Achtet man in dem Ganzen auf die relativen Größenverhältnisse der verschiedenen „Seiten" oder „Bezirke", so hebt sich die besondere „Gestalt" des betr. seelischen Lebewesens empor, die z. B. durch die relativen Größen seines religiösen, seines reflexiven, seines leiblichen und seines außenweltlichen Seelenbezirks bestimmt ist.

---

[1]) *Das, was man das „Kaliber" eines Menschen nennt, ist wohl meistens diese Größe oder Umfänglichkeit der seelischen Person. Wie sehr ist der Sinn für das „Kaliber" der Menschen heute verschwunden oder unentwickelt! Man will gewöhnlich nur wissen, ob sie „nett", oder „tüchtig", oder „gut" oder mit (meistens unechtem) „Dampf" geladen sind oder nicht.*

Digitized by Google

2. Die seelische Stoffnatur.

Tiefer dringen wir nun schon in die menschliche Person ein, wenn wir auf dasjenige achten, was ich die „Stoffnatur" der menschlichen Seelen nennen möchte, d. h. auf das, woraus sie bestehen, woraus sie „gemacht" sind; auf das Holz, aus dem sie geschnitzt sind, auf die Substanz ihrer Seele; auf das, womit sie ihre Seinsstelle ausfüllen, wodurch sie aus einem Nichts zu einem bestimmten Etwas werden. Fragt man sich nämlich, wodurch die Stellen des Seins, an denen die verschiedenen menschlichen Personen als seelische Wesen existieren, ausgefüllt sind, so sieht man zunächst, daß dieses gesuchte „Was" bei den verschiedenen Menschen auch innerhalb der Grenzen des Normalen außerordentlich verschieden ist, daß seine Beschaffenheit sehr charakteristisch für die einzelnen Menschen ist und daß es das Bild, das wir von ihnen haben, wesentlich bestimmt[1]). Und sucht man nun diese verschiedenen „Substanzen" der menschlichen Personen zu charakterisieren, so gerät man unwillkürlich in die Angabe von Stoffarten oder von stofflichen Eigentümlichkeiten. Gewiß hat man dann im Grunde nur bildliche Bezeichnungen verwendet, denn man will ja sicherlich nicht behaupten, daß die seelischen Personen wirklich aus materiellen Stoffen beständen. Aber das tertium comparationis ist deutlich spürbar, wenn man nur nicht in den verbreiteten Fehler verfällt, die materiellen Stoffarten als bloße Aggregate von sinnlich wahrnehmbaren Qualitäten anzusehen, sondern ihr einheitliches Was im Auge behält. Dann ist auch die übertragene Bedeutung der Wörter für Stoffarten und Stoffbestimmtheiten leicht zu erfassen. Es ist schon viel von einer menschlichen Seele gesagt, wenn sie als lehmig (wie sie oft bei Russen ist), oder als seidig (wie bei manchen Franzosen), oder als eichenholzig, eschenholzig, zedernholzig, mahagoniholzig, pappelholzig, oder als pomadig, als battistartig, als feinstählern, grobleinern, steifbrokatig, quecksilbern, kreidig, schwammig, knöchern oder daunenartig charakterisiert werden. Vorausgesetzt ist hier natürlich, daß man die entsprechenden materiellen Stoffe wirklich genügend kennt und daß man das tertium comparationis richtig erfaßt.

Die verschiedenen „Stoffnaturen" der menschlichen Seelen gehen jedoch weit über das hinaus, was man mit solchen bildlichen Ausdrücken treffen kann. Jede seelische Person hat schließlich ihren eigenen Stoff, den man in seiner vollen individuellen Eigenart nur in schauender Versenkung erfassen kann. Aber trotzdem lassen sich verschiedene Arten dieser seelischen Stoffnatur unterscheiden. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß man die seelischen Stoffnaturen nach einer Reihe verschiedener Gesichtspunkte bestimmen kann, z. B. nach der Schwere oder Leichtigkeit, der Härte oder Weichheit, der Grobkörnigkeit oder Feinkörnigkeit, nach der Dichtigkeit oder Lockerheit, nach der Biegsamkeit oder Starrheit, nach der Elastizität oder Unelastizität, nach der Zähigkeit oder Mürbheit, nach der Trockenheit oder Saftigkeit, nach der Farbe, Helligkeit, Durchsichtigkeit, Glanz, nach der Eigenart des Klangs, nach der Süße oder Herbheit, kurz der Eigenart des Geschmacks der menschlichen Seelen.

Der Mensch ist in seiner eigenen seelischen Stoffnatur meist so versunken, daß er gar nichts von ihr weiß. Trotzdem bildet sie oft die fälschende Unterlage bei seiner Erkenntnis der fremden seelischen Stoffnaturen: dem grobleinernen Charakter erscheint der seidige leicht unecht und affektiert; dem seidigen erscheint dagegen der grobleinerne leicht als ein anormal vergröberter und entarteter.

So sonderbar es klingen mag: auch diese seelischen Stoffnaturen können in un-

---

[1]) *Entweder man hat Sinn für diese Charaktermerkmale oder man hat ihn nicht. Im letzteren Falle ist nicht zu helfen. Im ersteren Falle hat man den Sinn längst gebraucht und diese seelischen „Stoffnaturen" schon lange gesehen, wenn man sie auch nicht forschend konstatiert hat. Und nun desavouiere man sich nicht selbst, indem man sich von gewissen erkenntnistheoretischen oder psychologischen Vorurteilen irreführen läßt!*

Digitized by Google

echter und aufgepfropfter Modifikation vorkommen. Die Menschen „tuen" oft feinseidig, feinstählern, steifbrokatig, battistartig oder süßätherisch, ohne es „im Grunde" wirklich zu sein. Ja es gibt Zeitströmungen und Moden, in denen in weiten Kreisen ein steifbrokatiger, oder ein seidiger, oder ein grobleinerner, oder irgendein anderer Charakter angenommen wird. Dann muß man als Charakterologe natürlich durch diese Überlagerungen auf die echte und wurzelständige Stoffnatur dieser menschlichen Seelen hinblicken.

Die seelischen Stoffarten sind, wie gesagt, für die menschlichen Charaktere sehr charakteristisch; aus ihnen folgt jedesmal eine ganze Reihe anderer, sekundärer Charakterzüge und bestimmter Arten ihrer Erweisung im seelischen Leben des betreffenden Menschen; sie drücken sich mehr oder weniger deutlich auch im Leib und den leiblichen Lebensäußerungen aus und hinterlassen charakteristische Abdrücke in den äußeren Wirkungen und Leistungen des betreffenden Menschen. Auf ihnen beruht in großem Umfange unbemerkt der besondere Reiz und das geheimnisvoll Abstoßende der seelischen Personen für andere Menschen; Zuneigung und Abneigung, Sympathie und Antipathie, Einigungssehnsucht und feindliche Entgegensetzung und Vernichtungsdrang werden sehr oft gerade durch sie hervorgerufen.

Außerdem gehört die seelische Stoffnatur zu den konstantesten Zügen der empirischen Charaktere; wenn sie auch die Altersspuren zeigt und durch das Leben und die Schicksale modifiziert werden kann, so bleibt sie doch in ihrer Grundart durch das ganze Leben konstant. Eine bestimmte seelische Grundstoffart bedarf eines angemessenen äußeren Klimas, um adäquat ausgezeugt zu werden. Die gegebenen sozialen Verhältnisse, in denen ein Mensch lebt; die besonderen Schicksale, die er erleidet; die steten gleichartigen Randbedrohungen, die ihn affizieren, können die Stoffnatur des empirischen Charakters von ihrem Grundwesen ablenken und modifizieren, sie vergröbern oder verfeinern, sie versauern und verbittern oder sie versüßen. Aber die Grundstoffnatur können sie nicht verändern. Die menschlichen Personen sind eben aus verschiedenem Stoff gemacht, daran läßt sich nichts ändern. Und es braucht auch nichts daran geändert zu werden, denn jede normale seelische Stoffart hat ihre besonderen Vorzüge und ihre Geneigtheit zu bestimmten Fehlern. Deshalb sind sie doch nicht alle gleichwertig. Aber die falsche Selbstwertsteigerungssucht kann hier nur zu Unechtem und Aufgepfropften führen. Doch das gehört eigentlich nicht hierher.

Unangemessene leiblich-seelische Ausstattungsanlagen, -fähigkeiten und -kräfte können ebenfalls verhindern, daß sich die seelische Stoffnatur eines Menschen voll und adäquat erweist, aber sie können sie selbst nicht vernichten. Oder die Ausstattungsanlagen verleiten den Menschen, eine fremde Stoffnatur anzunehmen, die dann aber immer unecht und aufgepfropft bleibt und seine eigene Grundstoffnatur nicht anders macht.

Die bestimmte seelische Stoffnatur eines Menschen durchdringt übrigens nicht bloß seinen Naturcharakter, sondern auch seinen Freiheitscharakter. Nicht nur, daß er, ohne es meistens überhaupt zu bemerken, willentlich seine eigene Stoffnatur mit Hartnäckigkeit und absoluter Selbstverständlichkeit aufrecht zu erhalten und zu erweisen sucht, sondern es wird auch die Art seiner Freitätigkeit selbst, die Art seiner Stellungnahme zu sich selbst und zu den verpflichtenden Forderungen von seiner seelischen Grundstoffart durchtränkt.

Nicht jede Charakterart hat eine überall gleiche Stoffnatur. Vielmehr sind die verschiedenen Partien der menschlichen Seele bei manchen Charakteren von verschieden differenzierter Stoffart, ohne daß deshalb die einheitliche Grundstoffnatur dadurch verwischt würde. Mannigfach verschieden kann sich die seelische Stoffnatur in den verschiedenen Bezirken der Seele differenzieren, an verschiedenen Stellen gröber oder feiner, härter oder weicher, fester oder lockerer, biegsamer oder starrer, süßer

Digitized by Google

oder bitterer sein. Man betrachte daraufhin etwa eine seelische Persönlichkeit wie die Gottfried Kellers.

3. Die Art des seelischen Lebensflusses.

Die menschliche Seele ist ein Lebewesen; in ihr flutet unaufhörlich seelisches Leben, nicht wie ein Strom, der von außerhalb käme und sie nur durchflösse oder nur an ihr vorbeiflösse, — wie man sich oft fälschlicherweise in der Psychologie den seelischen Lebensstrom vorgestellt hat —, sondern wie eine aus innerer Quelle in der Seele selbst stetig emporsteigende Flut, die zugleich stetig nach außen vergeht und in der vom Quellpunkt her nach allen Richtungen stets wechselnde und vergehende konzentriertere Strömungen wie Radienvectoren die Flut durcheilen und sie mehr oder weniger durchwühlen. Achtet man nun auf diesen seelischen Lebensfluß, so kann man feststellen, daß er bei verschiedenen Menschen nach verschiedenen seiner Eigentümlichkeiten auch innerhalb der normalen Grenzen sehr verschieden sein kann. Zunächst ist es die Fülle oder das Quantum des da fließenden Lebens, dann die Geschwindigkeit, die Wucht, der Rhythmus des Flusses, die zwar bei demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten verschieden sind, — auf Zeiten des üppigen, schnellen, wuchtigen, hochwogenden folgen Zeiten des armseligen, langsamen, matten, dahinschleichenden seelischen Lebensflusses —, die aber doch im Ganzen eine für ihn charakteristische Bestimmtheit zeigt, die abweicht von den anologen Bestimmtheiten bei anderen Menschen. Aber auch die qualitative Beschaffenheit dessen, was da hervorquillt und fließt, und sie sogar zuerst, ist in verschiedenen Individuen charakteristisch verschieden. Hat der Eine gleichsam Tran in seinen seelischen Adern, so fließt bei einem Anderen dagegen Milch, klares Wasser, Limonade, feuriger Südwein oder spritziger Champagner darin. Zugleich ist der Wärmegrad der seelischen Flüssigkeit sehr verschieden. — Auch diese Qualität und Temperatur des seelischen Lebensblutes sind bei demselben Menschen nicht zu jeder Zeit genau gleich, aber abgesehen von dieser persönlichen Schwankungsbreite hat er doch eine für ihn charakteristische Flüssigkeitsart und Temperatur. Und von ihnen hängen jene ersteren Momente, nämlich die Geschwindigkeit, die Wucht und der Rhythmus des Flusses wesentlich ab. In jeder menschlichen Seele puppert ein bestimmtes Quantum bestimmtgearteten seelischen Lebensblutes mit bestimmtem Wärmegrad, in gewisser Geschwindigkeit, Wucht und Rhythmus. Gemäß den verschiedenen Altersstufen ändern sich im Laufe des Lebens zwar das Quantum, der Wärmegrad, die Geschwindigkeit, die Wucht und der Rhythmus mehr oder weniger, aber die Qualität des Lebensblutes bleibt im Wesentlichen konstant, wenn auch gewisse Veränderungen durch die Erlebnisse und Schicksale herbeigeführt werden können, wie z. B. eine Versauerung, Verbitterung, Verunreinigung oder dergleichen.

Wie überall bei der charakterologischen Erkenntnis, so muß man auch hier sich bewußt bleiben, daß das, was man tatsächlich im empirischen seelischen Leben der Menschen vorfindet, nicht immer echt und wurzelständig, sondern häufig auch unecht und aufgepfropft ist. Wer hat nicht die Menschen kennengelernt, die ihren matten, tranigen Lebensstrom aufpeitschen, daß er wie feuriger Südwein aussieht und sich benimmt; oder die sich durch sorgfältige Pflege über ihrem unruhig wühlenden lehmigen Lebensstrom einen künstlichen klaren, tiefen und in würdevollem Rhythmus dahinwogenden Lebensfluß gezüchtet haben! Zeitströmungen und Moden bevorzugen jetzt den fröhlich hüpfenden Bach, dann den rauschend wühlenden Strom, dann den elegisch still dahingleitenden Fluß und veranlassen manche Menschen, ihren Lebensfluß unecht oder in dauernder Überlagerung künstlich diesen Vorbildern anzugleichen.

Ist man nun zu der Erfassung des echten und ursprünglichen seelischen Lebensflusses eines individuellen Menschen vorgedrungen, hat man die volle Eigenart seines seelischen Lebensblutes und dessen Flusses erspürt, so wird man wieder zunächst

Digitized by Google

eine schmerzliche Sprachstockung erleben, wenn man daran gehen will, das Erspürte mit Worten zu beschreiben. Und das letztlich Individuelle wird sich auch hier nur mit Eigennamen belegen lassen. Aber, wenn man viele derartige seelische Lebenssäfte und Lebensflüsse erspürt hat und sie überblickt, und wenn man die offenbar Anormalen und Krankhaften ausscheidet, dann erkennt man doch, daß es eine Reihe einheitlicher Arten derselben gibt, die mit Worten einigermaßen beschreibbar sind und die dazu dienen können, die einzelnen Individuen in dieser Hinsicht annähernd zu charakterisieren. Hier sind es wieder Analogien, und zwar mit materiellen Flüssigkeitsarten und deren Arten des Fließens, die sich zur Ermöglichung der Beschreibung darbieten. Selbstverständlich darf man nicht meinen, daß der seelische Lebensfluß in seiner Eigenart durch solche Analogien völlig erschöpft sei.

Hat man eine Reihe echter einheitlicher Arten des seelischen Lebensblutes und seines Strömens festgestellt, so fragt es sich wieder, welche Stellung sie im Ganzen des Charakters einnehmen. Und da zeigt es sich, daß sie *nicht* mit jeder der oben angeführten Arten der seelischen Stoffnatur und *nicht* mit jeder seelischen Größe *vereinbar* sind. Eine kleine, zarte Battist-Seele wird als seelischen Lebensfluß nicht einen feurig schwungvoll dahinrauschenden Glutwein in ihren seelischen Adern haben und sie wird komisch wirken, wenn sie einen unechten, feierlich würdevoll wogenden, schweren und tiefen Lebensstrom annimmt und äußert. Eine große knorrige Eichenholzseele wird nach Qualität und Form einen anderen Lebensfluß haben, als eine mittelgroße, feinkörnige fettlose Kreideseele; eine untermittelgroße mollige Daunenseele wird in sanft gleitenden und süß anschmiegenden leichten Wogen mit gelegentlichen kichernden Spritzern dahinleben, in einer Art, die etwa der mittelgroßen grobleinernen Seele völlig wesensfremd ist. — Außerdem scheint die seelische Stoffnatur und in gewissem Grade auch die seelische Umfänglichkeit *maßgebend* zu sein für die Art des seelischen Blutes und seines Flusses, die demnach ihnen gegenüber eine sekundäre Stellung einnehmen. Alle vier Bestimmtheiten haben natürlich ihre letzte Grundquelle in dem einheitlichen Grundcharakter der menschlichen Seele.

Der empirische Charakter eines Menschen zeigt nicht immer die seinem Grundcharakter angemessene Art des seelischen Lebensflusses. Abgesehen davon, daß er unechte und künstliche Überlagerungen enthält, kann sowohl die Beschaffenheit als auch die Bewegungsart seines seelischen Lebensblutes seinem Grundcharakter mehr oder weniger unangemessen sein. Sein Lebensfluß kann für ihn zu tranig, zu sanft milchig, zu trüb, zu feurig, zu wässerig, zu unruhig, zu wirr, zu breit, zu schnell, zu wuchtig, zu feierlich getragen sein. Unwillkürlich regt sich dann der unbefriedigte Drang nach angemessenem Lebensblut und Lebensfluß, und er sucht die äußeren Anregungen auf, die ihm dazu verhelfen können, diese inneren Stockungen und Übersteigerungen zu überwinden.

Die bestimmte Art des seelischen Lebensflusses erweist sich auf den verschiedenen Gebieten des seelischen Lebens im Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Streben, wobei jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß gegenüber verschiedenen Gegenstandsgebieten mehr oder weniger durchgreifende Modifikationen eintreten, die sowohl dem seelischen Blut, als auch seinem Verlauf eine gewisse besondere Beschaffenheit geben. Soweit diese Modifikationen aber nicht offensichtlich unangemessen sind, lassen sie die eigentümliche Grundnatur durchscheinen. Mag z. B. der sanft milchige Lebensfluß eines Menschen auf religiösem Gebiet eine wärmere, gesättigtere, würdevollere, steifbrokatige echte Modifikation annehmen, so wird er dort dennoch ein anderer sein, als der religiöse Lebensfluß eines von Natur feurigen, wuchtigen, knorrigen Menschen.

Und nicht nur die verschiedenen seelischen Funktionen und Bezirke werden von der Art des Lebensflusses durchherrscht, sondern auch die personale Gliederung des menschlichen Charakters zeigt ihre Färbung. Sowohl der Naturcharakter, als auch der Freiheitscharakter sind ja von demselben seelischen Lebensblut durchflossen. Das

Digitized by Google

freitätige Ich des tranigen Menschen, dessen Naturcharakter den entsprechenden tranigen Lebensfluß zeigt, wird nicht nur ohne weiteres und mit der größten Selbstverständlichkeit sich der Aufrechterhaltung und Erweisung seines tranigen Lebensflusses widmen, sondern es selbst wird in seinen Betätigungen, in der Stellungnahme zu sich selbst, zu seinem seelischen Selbstgetriebe und zu den verpflichtenden Forderungen das gleiche tranige Benehmen zeigen. Während das freitätige Ich eines feurigen, heftig pulsierenden Menschen auch unwillkürlich diese Art seines Lebensflusses zu erhalten und zu erweisen sucht und sich in seinen Selbstbetätigungen in dieser seiner Art benimmt. Freilich können beide als freitätige Centra auch anfeuernd oder mäßigend auf ihren eigenen Lebensfluß wirken, wenn er etwa ihrem Wesen oder dem Gegenstandsgebiet nicht angemessen sein sollte, aber selbst in dieser Selbstbestimmung werden sie die Grundnatur ihres Lebensflusses betätigen. Ihre Regsamkeit, ihre Selbstanstrengungsart, ihre Erregbarkeit und ihre Bedrückbarkeit werden charakteristisch verschieden sein.

Schließlich kommt die Art des seelischen Blutes und seines Flusses auch mehr oder weniger deutlich am Leibe und in den leiblichen Lebensäußerungen zum Ausdruck und gelangt in seinen äußeren Wirkungen und Leistungen (in der Handschrift, in den Kulturprodukten) zu dauerndem, mehr oder weniger prägnantem Abdruck.

So wie die Stoffnatur der einzelnen menschlichen Seelen, so bildet auch die Art ihres seelischen Blutes und seines Verlaufes den verborgenen Gegenstand unerschöpflichen Reizes für die anderen Menschen. Zuneigungen und Abneigungen, Liebe und Haß, Einigungsschnsucht und vernichtungssüchtige Abweisung haben in ihnen oft ihren geheimen Grund.

Aus dem Gesagten ist wohl ersichtlich, daß das, was man Temperament nennt, im wesentlichen diese Arten des seelischen Blutes und seines Verlaufs betrifft, und daß daher die Lehre von den Temperamentarten ganz in diesem Kapitel von den Arten des seelischen Lebensblutes, seiner Temperatur und seines Flusses aufgehen wird.

4. Der Tonus des Charakters.

Mit einer bestimmten seelischen Stoffnatur, einer bestimmten Umfänglichkeit der Seele und einem bestimmten seelischen Blut und Blutlauf ist in gewissem Maße schon ein bestimmter Tonus, ein Spannungsverhältnis der Seele gegeben. Eine schwammige, tranige Seele mit kühl gemächlichem Lebensfluß wird im allgemeinen einen geringeren seelischen Tonus haben, als ein feinstählerner Feuergeist mit heftig pulsierendem, eleganten Lebensfluß. Aber zur weiteren Durchschauung des Charakters ist es wichtig, sich seine inneren Spannungsverhältnisse genauer zu verdeutlichen.

Von dem Gesamttonus, den ein bestimmter Charakter hat, ist nämlich noch die innere Verteilung der Spannung in der Seele zu unterscheiden. Achten wir zunächst auf die innere Stellung, die das seelische Subjekt unwillkürlich zu den verschiedenen intentionalen Gegenstandsgebieten einnimmt, so können wir feststellen, daß die verschiedenen Menschen in sehr verschiedenen Spannungs-Verhältnissen zu ihnen stehen. Das nächste äußere intentionale Gegenstandsgebiet ist der eigene Leib des Menschen; auf ihn ist ein großer Teil seines seelischen Lebens gerichtet. Nun bemerkt man leicht, daß die einen Menschen lässig in ihrem Leib seelisch versunken sind und fast in gar keiner Spannung zu ihm stehen, während andere Menschen unwillkürlich von mehr oder weniger starker Spannung gegen ihn erfüllt sind; und das letztere nicht nur dann, wenn sie durch leibliche Störungen alarmiert werden oder wenn große seelische Spannungen einfach auf den Leib übergreifen oder wenn gerade eine nach außen gerichtete Verteidigungs- oder Angriffsbereitschaft vorhanden ist, sondern auch ohne solche besonderen Anlässe. Der Tonus zwischen Seele und Leib kann, auch innerhalb

Digitized by Google

normaler Schwankungsbreite, bei verschiedenen Menschen verschieden groß sein und zwar relativ unabhängig von dem Gesamttonus der Seele. Eine hochgespannte Seele braucht nicht in hochgespanntem Verhältnis zu ihrem Leib zu stehen. Dieser charakteristische Leib-Seele-Tonus ist übrigens meist nur in seelischer Untergrundsströmung konstant vorhanden und wird von dem Menschen selbst nur selten konstatiert.

Suchen wir nach weiteren Geladenheiten an der Peripherie der menschlichen Seele, so treffen wir auf den wichtigen Tonus gegen das „Andere", gegen die Außenwelt und speziell gegen die anderen Menschen überhaupt. Die menschliche Seele ist ihrem Wesen nach intentional auch auf das „Andere" gerichtet, auf das, was außer ihr vermeintlich real da ist. Diese intentionale Beziehung über sich selbst hinaus ist an sich kein Spannungsverhältnis. Gewiß enthält das Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Streben, das auf die Außenwelt gerichtet ist, in sich eine gewisse Spannung. Aber diese, den seelischen Regungen innewohnende Spannung bedeutet nicht, daß das seelische Subjekt zu der Außenwelt, auf die sich seine Regungen beziehen, eine gespannte Stellung einnehme, vielmehr kann es ihr dabei völlig lässig gegenüberstehen. Man achte aber darauf, daß es nicht immer und nicht bei allen Menschen so ist, daß vielmehr ein bestimmter dauernder Spannungsgrad zwischen Seele und Außenwelt für bestimmte Menschen und bestimmte Charakterarten charakteristisch ist. Die jeweils aktuellen, der Außenwelt zugewandten seelischen Regungen brauchen dabei diese Spannung durchaus nicht aufzuweisen: auf der Basis einer starken Hochspannung, die in seelischer Untergrundsströmung konstant gegen die Außenwelt hingeht, kann ein Mensch mit ungespannten Kuhaugen auf die Umgebung hinblicken und lässig denken, fühlen, werten, streben und handeln, bis plötzlich die Untergrundspannung sich emporhebt und nun auch in den aktuellen Regungen sich erweist. So lauert das Spannungsverhältnis gegen die Außenwelt oft lange im seelischen Untergrund und bestimmt von da aus das seelische Leben wesentlich mit, bis es selbst ins aktuelle seelische Leben emporgehoben wird. Daher weiß der Mensch selbst oft gar nichts davon.

Es sind hier nicht bestimmte Partien oder Gegenstände der Außenwelt, gegen die sich die Spannung richtet, sondern die Außenwelt im Allgemeinen. Und diese Spannung braucht nicht notwendig eine aggressive oder defensive zu sein, sie kann auch z. B. bloß eine begehrliche oder eine erwartende sein. Jedes Individuum zeigt gegen die Außenwelt eine bestimmte Spannung, die bei ihm um einen gewissen festen Grad herum schwankt. Dieser Grad kann seinem Grundcharakter mehr oder weniger angemessen sein, d. h. der Mensch kann empirisch in einem anderen Grad der Spannung gegen die Außenwelt leben, als der ist, der seinem Grundwesen entsprechen würde. Dann erlebt er seinen empirischen Spannungszustand nach dieser Richtung (wie alles, was seinem Grundwesen unangemessen ist), als etwas Provisorisches, das er zu überwinden drängt. So kann der Mensch sowohl an zu großer, als auch an zu kleiner Spannung gegenüber der Welt leiden und diejenigen Verhältnisse ersehnen, die ihn das rechte Spannungsverhältnis gewinnen lassen. Auch hier ist also vom Spannungsverhältnis im empirischen Charakter auf dasjenige des Grundcharakters zurückzugehen. Die verschiedenen Arten von Grundcharakteren schließen also auch ein bestimmtes Spannungsverhältnis zur Außenwelt überhaupt ein.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch das in der gleichen Richtung liegende Spannungsverhältnis der Seele zu den anderen Menschen der realen Welt überhaupt. Nicht nur gegen einzelne Menschen oder Menschengruppen oder -klassen, sondern gegen die unbestimmte Menge der Menschen überhaupt kann konstant in der seelischen Untergrundsströmung unwillkürlich eine Spannung von bestimmtem Grade bestehen, sei sie nun defensiv oder aggressiv, fürchtend oder hoffend, begehrend oder gebend. Sie lauert dann dauernd unter allen Einzelbeziehungen zu bestimmten anderen Menschen und bestimmt vom Untergrund her das seelische Leben mit. Ist sie unangemessen dem Grundcharakter, so erscheint sie als ein verborgener

Digitized by Google

provisorischer Leidenszustand, und das Grundwesen drängt, sich in das rechte Spannungsverhältnis zu den anderen Menschen zu setzen.

Schwieriger als die vorangehenden unwillkürlichen Spannungen der Seele zum eigenen Leib, zur Welt und zu den anderen Menschen ist die auf das eigene Selbst gerichtete und unwillkürlich vorhandene Spannung zu entdecken. Dennoch wird man bei geduldiger Tiefenforschung entdecken, daß sie vorhanden ist. Auf das eigene Selbst richten sich ja beim Menschen alle Arten aktueller seelischer Regungen. Er ist nicht nur seiner selbst bewußt, nicht nur richtet sich sein Denken und Erkennen, sein Erinnern und Phantasieren auf seine eigene seelische Person, sondern er wertet, liebt und haßt sich selbst, nimmt fühlenden Anteil an sich selbst, hegt Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen in bezug auf sich selbst und greift aktiv in sich selbst hinein. Auch hier liegt unter diesen aktuellen seelisch-reflexiven Regungen eine konstante reflexive Untergrundsströmung, und in dieser ist konstant auch ein unwillkürliches Spannungsverhältnis zwischen dem Subjekt und seinem Selbst vorhanden, das zwar schwankt, aber doch um einen gewissen Grad herumschwingt. So, wie dieses Spannungsverhältnis empirisch ist, braucht es nicht dem Grundcharakter gemäß zu sein. Hat es etwa einen zu geringen Grad, so drängt es manche Menschen dazu, Sünden zu begehen, sich selbst Leiden zuzufügen, sich in Gefahren zu begeben, um dadurch ein stärkeres Spannungsverhältnis zu sich selbst automatisch herbeizuführen.

Schließlich gehört zu den unwillkürlichen Tonusbestimmtheiten des Charakters auch das angemessene Spannungsverhältnis der Seele zu Gott. Mag auch in dem gottfernen aktuellen seelischen Leben des Tages keinerlei religiöse Regung auftreten, so ist doch in der menschlichen Seele eine mehr oder weniger verborgene konstante religiöse Untergrundsströmung unwillkürlich vorhanden, deren Existenz in gelegentlichen religiösen Anwandlungen spürbar wird. Und in dieser Untergrundsströmung ist unwillkürlich auch ein mehr oder weniger starkes Spannungsverhältnis, wartend, hoffend oder bangend, zu Gott oder zu dem, was dessen Stelle vertritt, vorhanden. Auch dieses empirische Verhältnis braucht dem Grundcharakter nicht angemessen zu sein, der vielleicht eine ganz andere Spannung verlangt, durch die er aus dem leidvoll Provisorischen ins rechte religiöse Verhältnis befriedigt gelangt. Zu Selbstanklagen, zur Sündenanhäufung, zu Gotteslästerungen treibt manche Menschen der Drang, in ein stärkeres Spannungsverhältnis zu Gott zu geraten. —

Von dem Gesamttonus und von den angeführten unwillkürlichen Gespanntheiten des Charakters nach den vier oder fünf Richtungen sind nun noch drei Gespanntheiten zu unterscheiden, die im freitätigen Ich ihren Sitz haben. Da ist zunächst die freitätige Selbstanstrengungsgespanntheit. Sie ist zwar fortwährend in Veränderung begriffen und geht immer wieder zu völliger Entspannung über, aber sie pendelt doch um eine Mittellage herum, die bei den verschiedenen Individuen einen sehr verschiedenen Grad zeigt. Die Gespanntheit, die hier gemeint ist, darf nicht mit derjenigen verwechselt werden, die unwillkürlich im Subjekt entsteht, wenn starke Strebungen oder Widerstrebungen es beseelen und es zu bestimmtem Verhalten treiben. Denn im letzteren Falle faßt sich das Ich nicht von sich aus selbst, sondern es erleidet einfach eine unwillkürliche Erregungsspannung. Individuen, die sich selbst nicht stark zu spannen vermögen, können trotzdem starke Spannungen durch unwillkürliche Strebungen und Widerstrebungen erfahren. Es ist also hier von dem Spannungsgrad die Rede, bis zu welchem das Ich sich selbst aktiv spannt. Für den Charakter eines Menschen ist es nun ganz besonders bezeichnend, bis zu welchem Grade er sich selbst gewöhnlich spannt, welchen Grad er dabei überhaupt erreichen kann und in welcher Kurve dieser Grad zu- und abnimmt. Es kennzeichnet einen Menschen, daß er über ein bestimmtes niedriges Niveau hinaus gar nicht mehr imstande ist, sich selbst noch weiter zu spannen, daß er eine relativ geringe Selbstspannkraft besitzt.

Digitized by Google

Und dies sondert ihn deutlich von demjenigen Menschen, der eine relativ hohe Selbstspannkraft hat. Ebenso ist die Ausdauer dieser Selbstspannkraft charakteristisch, nämlich ob der Mensch die Selbstgespanntheit längere Zeit konstant auf demselben Niveau erhalten kann oder ob er bald von ihm wieder herabsinkt. Der Grad und die Ausdauer der Selbstspannkraft bestimmen die Art des Selbsthaltes, den der Charakter hat. Freilich erreicht jeder Mensch die Art seines Selbsthaltes nur allmählig durch Selbstbemühung im Laufe seines Lebens; und der Eine hat dabei mehr und größere, innere und äußere Hindernisse zu überwinden, als der Andere. Aber das Ziel, die bestimmte Art des inneren Selbsthalters ist doch bei den verschiedenen Menschen charakteristisch verschieden.

Von dem Grad der erreichten Selbstgespanntheit ist der Grad der Selbstanstrengung, den der Mensch aufwenden muß, um ihn zu erreichen, zu unterscheiden. Der Eine hat sich ohne große Mühe dauernd fest in der Hand, während es dem Anderen nur mit großer Mühe gelingt. Es kommt also auf die Dauer und die Festigkeit des Selbstgriffes an. Der Grad der nötigen Selbstanstrengung hängt von den inneren und äußeren Widerständen ab, die überwunden werden müssen, um die bestimmte Selbstgespanntheit, den Eigentonus des freitätigen Ich zu erreichen.

Bezog sich diese Selbstgespanntheit auf das Verhältnis des freitätigen Ich zu sich selbst, so bezieht sich nun eine andere Gespanntheit, die ebenfalls im freitätigen Ich ihren Sitz hat, auf sein Verhältnis zu dem Selbstgetriebe seines seelischen Lebens. Auch wenn das freitätige Ich sich selbst fest in der Hand hat, verläuft ja das seelische Leben ohne sein Zutun automatisch in bestimmter Weise weiter. Nun, zu diesem fortwährend in Gang befindlichen seelischen Selbstgetriebe kann sich das freitätige Ich in ein gewisses Spannungsverhältnis stellen. Aggressiv oder defensiv, hoffend oder fürchtend spannt es sich ihm entgegen. Nicht notwendig in aktuellen reflexiven Regungen, sondern meist nur in reflexiver Untergrundsströmung. In einem Menschen, der sich gehen läßt, hat sich nicht nur das freitätige Ich nicht selbst fest in der Hand, sondern es steht auch dem fortlaufenden seelischen Selbstgetriebe völlig ungespannt gegenüber. Jener freitätige Eigentonus ist die Selbstgespanntheit des Ichzentrums selbst, während der freitätige Gegentonus des Ich gegen das seelische Selbstgetriebe gleichsam von dem Ichzentrum aus in das es umgebende Volumen des seelischen Selbst hin geht.

Besonders wichtig für die Charakterart ist der freitätige Gegentonus gegen die eigenen Schwächen, mit dem sich also das Ich gegen die Tendenz zur unangemessenen Veräußerlichung, zur feindlichen Entgegensetzung gegen andere Menschen, zum blinden Verharren im So-Sein und zur Gottentfernung freitätig entgegensetzt. Bei der einen Charakterart geht ein straffgespannter Zügel zu diesen Tendenzen in der seelischen Untergrundsströmung hin, bei der anderen dagegen ist dieser Zügel ziemlich locker gehalten. — Dieser freitätige Gegentonus gegen das seelische Selbstgetriebe darf nicht verwechselt werden mit dem unwillkürlich (z. B. aus Angst vor der Meinung der Leute) vorhandenen Gegentonus gegen jene Tendenzen zur Veräußerlichung, feindlichen Entgegensetzung, blinden Verharrung und Gottentfernung, denn dieser unwillkürliche Gegentonus gehört selbst dem seelischen Selbstgetriebe an und geht nicht vom freitätigen Ich aus. Die Angst vor der Meinung der Leute strafft hier den Zügel, nicht das freitätige Ich. Fällt dann die Angst vor der Meinung der Leute aus irgendeinem Grund fort, so rennen die Rosse davon und reißen das freitätige Ich mit sich, wenn es nicht selbst den Zügel straff hält.

Die menschliche Person enthält als Person, wie schon oben erwähnt, eine Dreigliederung. Während das freitätige Ich auf der einen Seite das seelische Selbstgetriebe gleichsam unter sich hat, schweben auf der anderen Seite gleichsam über ihm die vernommenen verpflichtenden Forderungen. Es ist nach beiden Seiten automatisch gebunden, kann aber trotz dieser Bindung frei nach beiden Seiten hin Stellung nehmen,

Digitized by Google

nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß es, wenn es sich entspannt und sich gehen läßt, von dem Selbstgetriebe einfach hingenommen und dienstbar gemacht wird, dagegen von den verpflichtenden Forderungen dann keineswegs von selbst in Dienst genommen wird, sondern sich ihnen nur durch freie Selbstbindung hingeben kann. — Zu der über ihm schwebenden Sphäre der verpflichtenden Forderungen kann nun das freitätige Ich sich in einen mehr oder weniger starken Gegentonus stellen, sowohl in den Tonus der Bereitschaft, ihnen zu folgen, als auch in den Tonus der provisorischen Fernhaltung von ihrer Befolgung. In beiden Fällen ist der Grad dieses freitätigen Gegentonus gegen die verpflichtenden Forderungen ein wichtiger Zug in dem spezifisch ethischen Charakter des Menschen. — Auch hier darf man mit diesem freitätigen Gegentonus nicht die unwillkürliche Gespanntheit gegen die verpflichtenden Forderungen verwechseln. Die Angst vor der Meinung der Leute kann z. B. sowohl einen unwillkürlichen Bereitschaftstonus, als auch einen unwillkürlichen Widerspenstigkeitstonus gegen die verpflichtenden Forderungen erregen, je nachdem die „Leute" diese Forderungen vermeintlich hochachten und ihre Befolgung verlangen oder sie vermeintlich verlachen und ihre Befolgung als ein sklavenhaftes oder dummes Verhalten betrachten.

Zusammengenommen bilden die drei zuletzt angeführten Gespanntheiten, also der freitätige Eigentonus, der freitätige Gegentonus gegen das seelische Selbstgetriebe und der freitätige Gegentonus gegen die verpflichtenden Forderungen ein besonderes Charakteristikum der menschlichen Person und bedingen je nach ihren Graden ganz verschiedene personale Charakterarten. Sie gehören zum Freiheitscharakter, während jene oben angeführten unwillkürlichen Gespanntheiten dem Naturcharakter zukommen.

Man wird also in das Charakterbild einer empirischen Person und in die Bilder von den Arten der Grundcharaktere sowohl jene vier unwillkürlichen Gespanntheiten gegen den eigenen Leib, gegen die Außenwelt und andere Menschen, gegen das eigene Selbst und gegen Gott, als auch diese drei personalen Gespanntheiten, nämlich den freitätigen Eigentonus, den freitätigen Gegentonus gegen das seelische Selbstgetriebe und den gegen die verpflichtenden Forderungen eintragen müssen und mit den entsprechenden Graden, die ihnen im einzelnen zukommen. Es bedürfte noch besonderer Untersuchung, um festzustellen, welche normalen Kombinationen dieser verschiedenen Gespanntheiten hier möglich und welche unmöglich sind, und welche Kombinationen, also welche Tonusreliefs bei den verschiedenen Arten von Grundcharakteren vorhanden sind. Anormale und krankhafte Entspannungen und Überspannungen an dieser oder jener Stelle der seelischen Person, speziell die anormalen und krankhaften Tonusreliefs in der eigentlich personalen Sphäre werden in einer Charakterologie der annormalen und krankhaften Charaktere zu behandeln sein. Hier mag es genügen, aufgezeigt zu haben, daß der menschliche Charakter nicht nur einen Gesamttonus hat, sondern auch eine Reihe von besonderen Gespanntheiten an bestimmten Stellen aufweist, von denen drei in der engeren personalen Sphäre liegen, während die vier anderen in dem zugehörigen seelischen Selbstgetriebe ihren Sitz haben.

5. Das seelische Licht.

Wenn wir nun auf das entworfene Grundgerüst des menschlichen Charakters zurückblicken, wenn wir eine, zunächst leere Stelle des Seins sukzessive ausfüllen mit einem seelischen Wesen von bestimmter seelischer Stoffnatur, das sich ausdehnt bis zu einer bestimmten Größe oder Umfänglichkeit, sich entfaltet in verschiedenen Bezirken von bestimmten Größenverhältnissen zueinander und dadurch eine bestimmte Gestalt gewinnt; wenn wir dieses Wesen dann ausstatten mit einem bestimmt-

Digitized by Google

gearteten seelischen Lebensblut und dieses in seinen angemessenen Lauf versetzen; wenn wir dieses pulsierende Lebewesen nach der Höhe zu in die beiden, miteinander verwachsenen und in Lebenszusammenhang stehenden Sphären des unteren seelischen Selbstgetriebes und der oberen personalen Zentrale gliedern und nun nicht nur dem Ganzen einen bestimmten Gesamttonus verleihen, sondern sowohl dem seelischen Selbstgetriebe eine bestimmte innere Gespanntheit und drei gegen die Peripherie nach außen, nämlich gegen den eigenen Leib, gegen die Außenwelt und die anderen Wesen, gegen Gott gerichtete Gespanntheiten einsetzen, als auch die personale Zentrale mit einem bestimmten freitätigen Eigentonus und einem bestimmten freitätigen Gegentonus gegen das untere seelische Selbstgetriebe und gegen die oben schwebende Sphäre der verpflichtenden Forderungen begeben, und dieses ganze System von Gespanntheiten in den seelischen Untergrund als dauernde Basis versenken, so hat das ganze, uns nun ausgegliedert vor Augen stehende Gebilde noch zu sehr das Aussehen einer schlafenden, wenn auch lebendigen Person. Wir müssen dieses Wesen daher nun gleichsam noch die Augen aufschlagen lassen, damit das innere seelische Licht seinen angemessenen Schein nach außen werfe, die verschiedenen Gebiete der intentionalen Gegenstandswelt beleuchte und so freie Bahn schaffe für die mannigfachen seelischen Wechselbeziehungen, auf welche das personale Wesen mit allen seinen Funktionen in allen seinen Seelenbezirken zu der intentionalen Gegenstandswelt hindrängt. Denn jedes wache menschliche Wesen strahlt gleichsam ein seelisches Licht aus und zwar sowohl über sich selbst hinaus in die äußere Gegenstandswelt hinein, als auch in sich selbst zurück. Für die Erkenntnis der verschiedenen Charakterarten ist es nun wichtig, zu bemerken, daß dieses seelische Licht bei den verschiedenen Charakteren wieder außerordentlich verschiedene Beschaffenheiten hat, in denen sich jeweils die Besonderheit des Charakters deutlich ausgliedert und erweist.

Man kann auf diese Tatsache aufmerksam werden, wenn man darauf achtet, mit welchem Blick die Menschen in die Welt hineinschauen, und nun sowohl die Änderungen verfolgt, die dieser Blick bei demselben Menschen im Laufe der Zeit durchmacht, als auch die verschiedenen Blicke der Menschen miteinander vergleicht. Nach mannigfach verschiedenen Hinsichten kann man diesen „Blick in die Welt" charakterisieren. Es gilt zunächst, auf einige derselben hinzuweisen. Man wird dann zugleich erkennen, daß trotz aller Veränderungen im einzelnen eine bestimmte Blickart für die einzelnen Menschen charakteristisch ist.

Abzuscheiden ist natürlich von vornherein alles, was keine Bestimmtheit des seelischen Schauens selbst ist, sondern nur „in dem Blicke liegt". Erstaunen, Verachtung, Untertänigkeit, Hochmut, Liebe, Freundlichkeit, Haß, Zorn, Neid, Gemütskälte, Begehren, Entschlossenheit, Aufforderung, Warnung und vieles andere kann in dem Blick liegen, ist aber nicht selbst eine Beschaffenheit des Blickes. Zunächst kann man die Art des seelischen Lichtes, das in dem Blick von dem seelischen Subjekt ausstrahlt, ins Auge fassen. Nur um eine Ahnung zu geben von dem Reichtum an Besonderheiten, die dieses seelische Licht zeigen kann, sei hier auf einige derselben kurz hingewiesen. Die große Masse der Menschen blickt meistens nüchtern, glanzlos, diffus in die Welt; bei einigen nimmt dieses seelische Licht einen grauen, matten, stumpfen Charakter an. Aber zwischen diesen sind andere Menschen verstreut, deren Blick frisch, klar, wässerig, oder auch heiter, warm, weich und milde ist. Dagegen strahlt uns von anderen seelischen Punkten ein hartes, scharfes, nacktes, unbarmherzig kühles seelisches Licht entgegen. Daneben leuchtet der festlich glänzende, helle Blick anderer, der uns aber das stillere Leuchten des feierlichen Ernstes oder das silbrig flimmernde Licht anderer Menschen nicht übersehen lassen darf. Wieder von anderen Stellen der seelischen Menschenwelt droht uns ein düsteres, branstiges Licht entgegen, und aus der Sphäre des Krankhaften blicken uns die

Digitized by Google

fiebrig unruhigen, die gallig nebeligen und die bleichen, leichenhaften Strahlen an.

Das seelische Licht, mit dem ein Mensch in die Welt blickt, ist sehr veränderlich. Vorübergehende Zustände, bestimmte Erlebnisse, abnorme und krankhafte seelische Veränderungen beeinflussen seine Beschaffenheit. Auf den verschiedenen Altersstufen ist es charakteristisch verschieden. Außerdem gibt es auch vielfach ein unechtes und künstliches seelisches Licht; sowohl der kindlich klare, helle Unschuldsblick, wie der feierlich ernste Würdeblick können unecht sein. Zeitströmungen und Moden begünstigen gewisse Blickarten beim weiblichen, andere beim männlichen Geschlecht, welche dann von den Menschen in Gesellschaft oder vor dem photographischen Apparat angenommen werden. Durch alle diese Veränderungen und Überlagerungen muß man hindurchforschen, wenn man den charakteristischen Blick eines bestimmten Menschen erkennen will. Es ist dann natürlich weiter zu erforschen, welche Blickart zu einer bestimmten Charakterart wesentlich hinzugehört.

Im obigen ist ausdrücklich nur von demjenigen seelischen Licht gesprochen worden, das sich speziell im Sehen des Menschen zeigt. Aber dieses scheint doch nur eine besondere Ausstrahlung eines allgemeinen seelischen Lichtes zu sein, das auch in andere seelische Funktionen hineinstrahlt. So ist z. B. auch die Denksphäre eines Menschen von einer bestimmten, für ihn charakteristischen Lichtart erfüllt. Ebenso strahlt das seelische Licht in die verschiedenen Seelenbezirke, die den verschiedenen Gegenstandsgebieten zugewandt sind, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß es in den verschiedenen Bezirken eine entsprechend verschiedene Modifikation annimmt. Will man also die für einen bestimmten Menschen oder für eine Charakterart kennzeichnende seelische Lichtart voll und ganz erkennen, so muß man sie auch in den Modifikationen verfolgen, die sie in den verschiedenen Bezirken zeigt. Dazu muß man dann auch dasjenige seelische Licht beachten, welches in die Seele selbst hineinstrahlt und sie von innen erleuchtet.

An dem seelischen Licht kann man übrigens außer der Lichtart z. B. noch die Geschwindigkeit des Ausstrahlens, die Art der Aktivität, des Zugreifens und Eindringens unterscheiden und zur Charakterisierung verwenden.

Daß die seelische Lichtart innerhalb gewisser Grenzen im allgemeinen schon durch die anderen früher angeführten Charakterbestimmtheiten vorbestimmt ist, läßt sich leicht erkennen. Eine große knorrige Eichenholzseele mit einem konzentrierten warmen Lebensblut, das mit Stockungen und Stromschnellen wuchtig stoßend dahinströmt, mit starken Gespanntheiten, besonders in der personalen Sphäre wird ein anderes seelisches Licht ausstrahlen, als eine mittelgroße seidige Seele mit spritzigem, elegant dahingleitendem Champagnerblut, mit geringem personalem Tonus, aber großen Gespanntheiten im seelischen Selbstgetriebe. Im einzelnen jedoch die Zusammengehörigkeiten und Bedingtheiten festzustellen, dazu bedarf es schwieriger, feinfühlig eindringender Forschungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Künstlerstudien

Von KARL SCHEFFLER (Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Wilhelm Busch und Adolf Oberländer.

Kein deutscher Zeichner ist im neunzehnten Jahrhundert so populär gewesen wie Wilhelm Busch. Die Geschichten vom „Heiligen Antonius", von der „frommen Helene", von „Max und Moritz", von „Hans Huckebein", „Pater Filucius" u. a. waren in jeder vierten oder fünften Familie zu finden. Die gedruckten Exemplare zählen nach Millionen. Wo immer der Name Wilhelm Busch genannt wurde, schmunzelte der Bürger breit und behaglich; und gewisse Pointen der Knittelverse wurden öfter zitiert als die von der Schulbank her geläufigen Stellen aus Schillers Werken, sie gewannen fast die Volkstümlichkeit von Sprichwörtern. In diesem Maße ist Busch heute nicht mehr beliebt, doch wirken seine Zeichnungen und Verse immer noch spontan; sie sind jeder Generation neu, sie haben jenes Treffende und Überraschende, das den Dingen der Kunst dauernde Aktualität verbürgt.

Diese Beliebtheit erscheint aufschlußreich, wenn man sich mit Wilhelm Busch und seiner Kunst psychologisch beschäftigt. Dem ersten Blick scheint kein Problem vorzuliegen; man sieht in Busch gemeinhin nur einen glänzenden Gesellschafter, der die Menschen unwiderstehlich lachen macht und dabei die Miene der Jovialität zur Schau trägt. In Hunderttausenden hat Busch die Vorstellung erweckt, er sei etwas wie ein wohlwollender Onkel Oberförster, der beim Abendschoppen behaglich Schwänke zum Besten gibt und von ungefähr einige Lebensweisheit hineinmischt. Aber man hat ihn geliebt ohne ihn näher zu kennen. Busch ist anders. Hätten seine Bewunderer ihm in's Herz sehen können, so würden sie zuweilen eine Gänsehaut bekommen haben.

Busch ist insofern unproblematisch als er in Übereinstimmung mit sich selbst ist. Doch sind mit seiner Produktion einige merkwürdige Probleme verbunden. Zum ersten ist da die Doppelbegabung des Zeichners und des Dichters. Sie ist grundsätzlich nicht selten, ist in dieser Form aber einzig. Bereits vor Busch haben Zeichner Texte zu ihren Illustrationen gedichtet. Es mag an den Schweizer Idyllendichter Salomon Geßner oder an dessen Landsmann Töpffer erinnert werden. Darüber hinaus ist der malende Dichter eine bekannte Erscheinung im neunzehnten Jahrhundert. Von Goethe bis Ibsen und Strindberg haben Dichter gern gemalt und gezeichnet: Brentano und Fritz Reuter, E. T. A. Hoffmann und Gottfried Keller, Gautier und Baudelaire, Victor Hugo und Musset, Andersen, Raabe, Mörike, Heyse, Justinus Kerner, Victor v. Scheffel, Stifter und Gerhart Hauptmann, Thackeray und Maurus Jokai. Sie alle waren mehr als Dilettanten und haben zum Teil geschwankt, ob sie Maler oder Dichter werden sollten. Über dieses Interesse der Dichter für die Zeichnung — dem nicht in demselben Maße ein Interesse der Maler für das Dichten entspricht — wäre manches zu sagen. Bei dieser Gelegenheit sei das Vorhandensein der Doppelbegabung nur festgestellt, um zu zeigen, daß Busch nicht allein steht. Während bei allen anderen aber das Talent für die Dichtung überwog, sind bei Busch beide Begabungen gleich stark. Unmöglich ist es zu sagen, wer in Busch stärker war, der Zeichner oder der Dichter. Beide vermögen sich mit knapper Präzision, mit treffender Drastik auszudrücken, beide haben die Gabe den Nagel auf den Kopf zu treffen und

Digitized by Google

endgültig zu formulieren, beide ergänzen sich, steigern sich und denken für einander. Dieselbe Art der Abkürzung ist in den Knittelversen und in den Knittelformen der Zeichnung. In dieser Ausgeglichenheit der Doppelbegabung ist Busch einzig. Doch ist es nicht so, daß er als Künstler dadurch gesteigert erscheint. Sieht man von den unmittelbaren Wirkungen ab, so ist der Effekt auch, daß der Zeichner dem Dichter, der Dichter dem Zeichner im Wege steht, daß der eine den anderen an einer höheren Entwicklung der Gaben gehindert hat. Es bleibt bei einer wirksamen Spezialität; über sie kommt Busch nirgends hinaus.

Will man erkennen, ob ein Maler, ein Dichter für seine Tätigkeit geboren ist, ob diese in einem höheren Sinn sein Schicksal ist, so mag man untersuchen, wie er sich im Alter verhält. Man wird finden, daß der Maler aus innerer Leidenschaft das Malen, daß der Dichter das Dichten nicht lassen kann; beide müßten ersticken, wenn sie durch ihre Kunst nicht mehr reden dürften. Künstlerische Betätigung ist dort, wo sie aus der Tiefe quillt, eine Notwendigkeit; der Künstler legt den Zeichenstift, die Schreibfeder dann erst aus der Hand, wenn der Tod sie lähmt. Wer freiwillig früher aufhört und sich gewissermaßen zur Ruhe setzt, der kann wohl ein seltenes Talent sein, doch wird er nicht vom Dämon bewegt und geleitet. Wilhelm Busch ist auf sein Zeichnen und Dichten halb zufällig gekommen. Er hat seine Schwänke zuerst für einen Freundeskreis gemacht; durch den Erfolg ist er auf den Gedanken der Veröffentlichung gekommen. In einem nicht einmal hohen Alter hat er das Zeichnen und Dichten dann fast ganz gelassen und sich der Beschaulichkeit eines Rentners hingegeben. Eine ungemeine Begabung, sogar eine Doppelbegabung; doch muß festgestellt werden, daß für Wilhelm Busch weder das Zeichnen noch das Dichten im tiefsten notwendig gewesen ist. Und das Malen schon gar nicht. Als Maler niederländisch beeinflußter kleiner Kuhbilder, Landschaften und Bildnisstudien war Busch so recht ein Münchener Ateliertalent. Später, in der Braunschweiger Landeinsamkeit hat er nicht das Bedürfnis gefühlt, seine Umwelt malerisch darzustellen. Zeichenstift und Schreibfeder waren Werkzeuge, die er nicht nur virtuos, sondern mit origineller Meisterschaft handhabte; doch auch sie hat er ohne Bedauern, philosophischen Temperaments aus der Hand gelegt.

Philosophischen Temperaments: das ist es! Der Lebensphilosoph war stärker als der Künstler. Damit ist nicht das aus Kant und Schopenhauer gewonnene Credo gemeint, wie Busch es in Briefen offenbart hat. Das würde nichts erklären. Auch Marées war durch Fiedler von Schopenhauer beeinflußt; und wie ganz anders hat sich die Philosophie künstlerisch doch dort geäußert! Es handelt sich nicht um philosophische Theorien und Glaubenssätze, nicht einmal um die Philosophie der Erfahrung, sondern um den eingeborenen Charakter. Dieser Charakter war seiner Natur nach philosophisch gefärbt; er stand von früh auf abseits vom Leben, er war geschaffen, auf das ganze Leben nur Seitenblicke zu werfen. Vergleicht man die Zeichnungen von Busch mit denen des Großmeisters der Karikatur im neunzehnten Jahrhundert, mit den Arbeiten Daumiers — was sehr wohl erlaubt ist, da beide Vertreter derselben bürgerlichen Gemütsstimmung, nämlich der romantischen Ironie gewesen sind — so zeigt sich etwas Entscheidendes. Daumiers Zeichnungen sind im höchsten und reinsten Sinne satirische Grotesken. In ihm, in jedem großen Satiriker, mischen sich die Kräfte so, daß er sowohl etwas von Don Quixote wie vom Hamlet hat, daß er sowohl ein sittlicher Eiferer und ein kritischer Skeptiker ist. Dieser Dualismus bringt in die Karikatur den großen Sinn. Die sittliche Entrüstung bringt das anklägerische Pathos hinein und schafft die gebrochene heroische Form; der Zweifel dagegen macht die Form naturalistisch und charakteristisch. Der große Satiriker erhöht und vernichtet seinen Gegenstand in einem, er mißt das Kleine und Kleinste am Großen, er ist, während er höhnt, von einer Vollkommenheitsidee besessen, weiß aber zugleich, daß sie eine Illusion ist. Er sucht das Absolute im Zufälligen, er möchte im Lächerlichen das Gemeine ver-

Digitized by Google

nichten, er ist ein umgekehrter Idealist, der das Häßliche überwindet, indem er es aufsucht. Die Satire großen Stils setzt nicht nur die Vernunft voraus, die den unendlichen Abstand der Wirklichkeit vom Ideal schonungslos aufdeckt, sondern auch eine eigene Form von Idealismus. Daumiers mächtige Form ist im Laufe der Jahrzehnte ganz ernst geworden, sie wirkt jetzt vielleicht reiner und stärker als sie auf die lachenden Zeitgenossen gewirkt hat; ihre Bedeutung verdankt sie letzten Endes dem mächtigen Ethos der Persönlichkeit. Sie ist groß gesehen, weil das Leben groß angeschaut ist. Groß: das heißt in diesem Fall: optimistisch und gläubig, trotz aller Verneinung und Kritik. Und dieses eben ist bei Busch grundsätzlich anders. Seine Form weist auf eine ganz andere Einstellung zum Leben. Busch ist nicht Satiriker; dafür fehlt ihm der sittliche Eifer, die bejahende Gläubigkeit und das anklägerische Pathos. Er kann sich nicht entrüsten: das ist der entscheidende Zug seines künstlerischen Charakters. Was ist er nun aber, wenn nicht ein Satiriker? Ein Komiker? ein Humorist? Man mag ihn so nennen, wenn Einstimmigkeit darüber herrscht, daß der Humor, wie Busch ihn versteht, alles Versöhnende, Tröstende, Gütige ausschließt, daß dieser Humorist ein Verneiner der Welt und des Lebens ist, ein lachender Nihilist. Dieser Nihilismus ist es, der den glänzend Begabten im letzten gelähmt hat. Um in seinem Unglauben zu verzweifeln, dazu war er zu männlich stark, zu unsentimental und auch zu genußfreudig. Eine tragische Gestalt ist er nicht. Sein Nihilismus war interessierte Indifferenz. Das ist natürlich nicht anklägerisch gemeint; Busch war wie er sein mußte, er erfüllte sein Lebensgesetz. Um so mehr ist es jedoch nötig festzustellen, daß eine ganze Zeit geschmunzelt, gelacht, ja vor Lachen gebrüllt hat über eine in Verse und Zeichnungen gebrachte Lebensphilosophie, die sehr wohl geeignet war, die guten Bürger zu schrecken und frieren zu machen.

Vielleicht ist aber diese gefühllose, bauernharte, gleichgültige Lebensphilosophie dem Volke gemäß; vielleicht sieht es in seiner Gesamtheit das Leben ähnlich so wie Busch; ebenso ungläubig. Es deutet darauf manches hin. Eulenspiegel, ein Held der Volksphantasie, ist in seinen Späßen höchst grausam und in seiner Lebensweisheit ganz unempfindsam. In dem weitverbreiteten und beliebten Buch vom Struwelpeter bringt die Phantasie des Erziehers fast schreckliche Vorstellungen hervor; und der seinerzeit viel zitierte Held der Jobsiade ist nicht weniger empfindungslos dem empfindungslosen Leben gegenüber wie sein älterer Bruder Simplizissimus. Man würde sogar auf dieselbe Lebenskälte stoßen, wenn man die von Empfindsamkeit scheinbar triefenden humoristischen Romane von Sterne und Jean Paul analysierte. Entkleidet man endlich unsere Volksmärchen ihres äußeren Zaubers, so bleibt eine erschreckende Lebenshärte übrig, eine Härte ohne Milde und Barmherzigkeit. Eltern entledigen sich ihrer Kinder, Stiefmütter mißhandeln oder töten die ihnen anvertrauten Kleinen, Gattinnen werden verstoßen, die rohe Macht, Mißtrauen und Arglist herrschen, und es bedarf jedesmal des Wunders, bevor das Gute siegt. Dieselbe nüchterne, dabei aber höchst phantasievolle Unmenschlichkeit ist in den Zeichnerdichtungen und Dichterzeichnungen von Busch. Provinziell und kleinbürgerlich gemäßigt. Das ist es vielleicht, was dem Volk gefällt, worin es die eigene Denkart wiedererkennt, und was Busch darum so populär gemacht hat.

Sei dem wie ihm wolle: daß Busch im Temperament ungläubig war, erwies sich jedenfalls als ein Hindernis über die Spezialität hinwegzukommen. Er hatte die seltene Gabe, mit wenigen Strichen, in wenigen Worten Situationen lebendig und anschaulich hinzustellen; er verstand es bewunderungswürdig Maß zu halten, Wirkungen zu berechnen, mit einer Zeichnung auf die nächste zu weisen und so eine Folge herzustellen. Seine schnell voranschreitenden Bilderzählungen haben eine fast kinoartige Lebendigkeit. Doch hat der Geist, der alle Figuren so überzeugend in Bewegung setzt, einen kleinen Ehrgeiz. Das fällt um so mehr auf, als alles sehr harmlos aussieht, keineswegs aber harmlos ist. Busch lacht nicht kindlich, sondern eulenspiegelhaft

Digitized by Google

und schadenfroh; seine Lebens- und Menschenverachtung hat einen Rübezahlhumor hervorgebracht, der sich des menschlichen Leidens freut. Seine Bücher sind mehr für Erwachsene als für Kinder. Der Ulk erinnert stark an die derben Gefühlslosigkeiten Brouwers, die Biederkeit ist eine Maske. Dieser männliche Geist moralisiert nur zum Schein, hinter den Possen wirkt die Lust am Grausamen.

Ein Meister, zweifellos! Doch innerhalb eines beschränkten Genres. Die Form ist nie flau, sie bleibt charakteristisch selbst im Vulgären und Ordinären. Vor nichts schreckt Busch zurück; in seiner Philisterwelt regiert er wie ein kleiner Rabelais. Alles ist zum Greifen anschaulich: das Gehen, das Laufen, Hauen, Fallen, Lachen, Fressen, Saufen, Heulen und Krepieren — alles ist mit einem Nichts an Mitteln erschöpfend dargestellt, und zwar so, daß Statisten oder ein Lokal nicht nötig sind, um die Handlung zu erklären. Niemals wird die Parodie, die Travestie abstrakt. Darum ist der Genuß in seiner vollen Sinnlichkeit groß. Am Ende aber weht es einen frostig an.

Wilhelm Busch hat das in hohem Maße, was ich die große germanische Kälte nenne. Wir haben in Deutschland viele begabte Individuen, zu deren wesentlichsten Charakterzügen diese germanische Kälte gehört. Nicht selten gesellt sich dieser Eigenschaft eine Lust am Spöttischen, ein gefährlich kluger Humor. Bei Busch hat sich die nationale Anlage zu einem in seiner Art einzigen Doppeltalent verdichtet. Aus einer angeborenen Hoffnungslosigkeit heraus hat er mit lachender Schonungslosigkeit gedichtet und gezeichnet. Er war ein Humorist ohne Tränen, ohne Rührung. Ein Geist, der nicht an Tragik glaubte, für den es im Leben nichts Großes und Kleines gab, hat den Künstler, den Zeichner, den Dichter, und schließlich den ganzen Menschen aufgefressen.

* *
*

Oberländer war anders. Geschichtlich gehört er zu Busch, denn er ist ebenfalls ein Vertreter der romantischen Ironie; er war sogar insofern unmittelbar ein Genosse von Wilhelm Busch, als auch er für die „Fliegenden Blätter" tätig gewesen ist. Menschlich und darum künstlerisch gehört er jedoch einer anderen Gattung an.

Er hat seine Zeichnungen anfangs ernst gemeint. Dann ist es ihm passiert, daß die Betrachter über seine Menschen und Tiere lachten. Und dieses Gelächter erst ist Anlaß geworden, daß Oberländer sein Talent in den Dienst der komischen Zeichnung gestellt hat. Er war zur Hälfte ein Komiker wider Willen. Man kennt jene Schauspieler, die ihrem Wesen nach tiefernste Menschen sind, und die doch nur die Bühne zu betreten, nur den Mund zu öffnen brauchen, um alle Welt lachen zu machen. Etwas von einem solchen beliebten Komiker hatte Oberländer. Er hat Entzücken erregt mit den Kritzelzeichnungen des „Kleinen Moritz". Dieser „Kleine Moritz" war er selbst. Er sah die Dinge wie er sie zeichnete; er pointierte sie dann freilich für den Hausgebrauch der „Fliegenden Blätter", doch wollte er keineswegs ein Komiker sein, ihm waren die Erscheinungen nicht lächerlich, sondern charakteristisch. Immer hat er die reine Form gesucht; daß sie viele Menschen lächeln machte, wenn er sie gefunden hatte, das lag außerhalb seiner Absicht. Er wollte nicht spotten, nicht höhnen, keine Späße machen und auch nicht geißeln: er wollte das Leben und sein Verhältnis dazu einfach konstatieren. Das Bedürfnis, den Lebensunterhalt zu verdienen, erst führte dazu, daß aus der Konstatierung die Anekdote, die etappenweis fortschreitende Erzählung wurde. Oberländer war seinem eingeborenen Temperament nach mehr ein Melancholiker als sonst etwas; er war ein die Einsamkeit und Stille suchender, empfindlicher, versonnener Mensch. Man erzählt, der Wiener Ferdinand Raimund, der Dichter des „Rappelkopf" und anderer Volksgestalten, die beim Biedermeierpublikum einen großen Heiterkeitserfolg hatten, hätte einen Arzt konsultiert ohne sich zu erkennen zu geben, um sich von seiner tiefen Melancholie kurieren zu lassen; der Arzt hätte ihm schließlich geraten, sich doch einmal ein Stück von Raimund anzusehen und der Dichter hätte

Digitized by Google

ganz traurig geantwortet: „Ach, das bin ich ja selbst.“ Diese Anekdote könnte man ohne Zwang auf Oberländer übertragen. Sein Humor war die besondere Form einer stillen Lebensmelancholie. In neuerer Zeit ist uns der Dichter Christian Morgenstern lieb und wert geworden. Über seine „Galgenlieder“, über seinen „Palmström“ haben Hunderttausende gelacht. Nun, was dem ersten Blick hier wie Bierulk erscheint, ist nichts anderes als die Vermischung einer stillen, poetisch sinnierenden Lebensphilosophie mit einem guten Teil Selbstironie. An der Grenze, wo die Einsicht erkannte, daß darüber hinaus nicht gedacht werden konnte, hat der Dichter gefunden, wie kurz der Schritt vom Sinn, vom Tiefsinn gar zum Unsinn ist. Auch Oberländer — ein ebenso gütig stiller, verschlossen reicher Mensch wie Morgenstern — hat diesen Schritt getan. Nur ist es bei ihm der Schritt vom Charakteristischen zur Karikatur. Das nimmt seiner Karikatur von vornherein alles Beißende, Schadenfrohe und Bösartige. Sein Humor ist versöhnend. Er gibt nicht den Menschen tierische Züge, sondern den Tieren menschliche. Nicht mit Unrecht hat man ihn — auch seine reizenden kleinen Idyllenbildchen mit Amoretten, Löwen, Einsiedlern, Waldgetier, alten Schneiderlein und Schweineherde bekräftigen es — in dieselbe Reihe mit Schwind und Thoma gestellt. (Hier und dort könnte man sogar den Namen Rethel nennen.) Nur steckt auch eine Beobachtungsgabe in seinem Talent, die ihn neben Menzel bringt. Er ist nicht so spontan und sinnlich wie Busch, dafür beherrscht er einen weiteren Interessenkreis. Was ihm an Lustigkeit fehlt, gewinnt er an Wandlungsfähigkeit. Unter seinen Zeichnungen kehren immer solche wieder, die Zeugnis davon ablegen, wie weit seine Einfühlungskraft ging. Indem er sich über die Stilwelt der Gothik, der Renaissance, des Barock, oder über die Zeichenmanier berühmter Zeitgenossen harmlos lustig machte, indem er nachahmte, ergründete er zugleich. Künstlerisch fühlte er sich im höchsten Maße verantwortlich; er ist einer jener pflichttreuen Künstler, die alles ausschöpfen, was sie angreifen. Darum gehören seine Naturstudien zu den besten deutschen Zeichnungen des neunzehnten Jahrhunderts. Oberländer gehört organischer als Busch der Geschichte der Kunst an, er ist nicht ein origineller Spezialist, sondern zählt gewissermaßen zur Familie. Er ist näher als Busch bei der Tradition und näher bei der Natur. Seine Philosophie ist eine Philosophie des Auges. Der Vitalität nach ist Busch vielleicht stärker als er, dem künstlerischen Charakter nach ist Oberländer sicher bedeutender.

Es gibt ein Doppelbildnis von Lenbach, das diesen und Busch darstellt. Es ist für beide charakteristisch, daß sie sich in München in den siebziger Jahren zusammengefunden und den Machtbereich ihrer Erfolge gegenseitig respektiert haben. Niemals hätte Busch sich freiwillig auf einem Doppelbildnis neben Oberländer darstellen lassen. Wären beide dennoch so zusammen dargestellt worden, so würde man mit einem Blick wahrnehmen, wie unendlich viel diese beiden merkwürdigen Künstler trennt, und daß das, was sie trennt, eigentlich nur der Charakter ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der triebhafte und der bewußte Mensch

Von KURT SCHNEIDER (Köln a. Rh.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Es gibt zweierlei methodische Möglichkeiten, Charakterlehre zu treiben. Man kann aus der Erfahrung gewisse Idealtypen gewinnen und an ihnen den realen Einzelfall messen, und man kann ein logisches System der Arten und Unterarten des menschlichen Charakters bauen, ein System, das immer mit Gegensatzpaaren arbeitet, sogar vielfach bei der Aufstellung von zwei Grundgegensätzen stehen bleibt. Die erste Methode ist elastischer und ungezwungener, sie führt meist zu anschaulicheren und lebensnäheren Formulierungen, hat jedoch den Nachteil, nur der Erfassung des Einzelindividuums, nicht aber der Aufgabe der charakterologischen Einteilung einer Gruppe von Menschen dienen zu können. Und zwar deshalb, weil ihre Typen nach psychologisch ganz verschiedenartigen und daher unvergleichbaren Haupteigenschaften aufgestellt sind. Ein Beispiel für diese Art von Charakterologie sind die „idealen Grundtypen der Individualität" von Spranger[1]) und die Psychopathentypen der klinischen Psychiatrie. Es ist deutlich, daß weder der ästhetische und der religiöse Mensch Spranger's, noch der depressive und der willenlose Psychopath unserer eigenen[2]) Pathocharakterologie sich ausschließende Gegensätze sind, da sie aus verschiedenen psychologischen Gebieten genommene Merkmale aufweisen. Anders verhalten sich die logisch aufgebauten eigentlichen charakterologischen Systeme. Hier finden wir stets sich ausschließende Gegensatzpaare, wie das sanguinische und phlegmatische Temperament, oder den aktiven Willensmenschen und passiven Gefühlsmenschen. An diesen, beide dem System von Klages[3]) entstammenden, Gegensätzen sieht man übrigens einen weiteren Unterschied: während zwischen den Temperamentspolen sanguinisch und phlegmatisch nur die farblose indifferente Mitte bleibt, läßt die Gegensetzung aktiver Willensmensch und passiver Gefühlsmensch Mischungen zu, die aber immerhin noch aus vergleichbaren, logisch gegensätzlichen Elementen zusammengesetzt sind. Solche Mischungen machen die praktische Erfassung von Einzelindividuen, die doch nur selten Extreme darstellen, und die Einteilung einer Gruppe von Persönlichkeiten allein möglich. Eine einfache Umschau überzeugt: nur ganz wenige unserer Bekannten werden von ausgesprochen sanguinischem oder ausgesprochen phlegmatischem Temperamente sein, die meisten müßten wir wohl in der nichtssagenden Mitte einreihen. Dagegen wüßten wir bei allen leicht zu sagen, welche Mischungsproportion sie im Hinblick auf die Gegensetzung Willens- und Gefühlsmensch darstellen.

Ein ausführliches und in zahlreiche Untergruppen ausgearbeitetes System der Charakterkunde hat lediglich Klages gegeben. Die meisten anderen Versuche bleiben bei zwei Grundgegensätzen, und diese Paare meinen fast stets ungefähr dasselbe, wie jene Klages'schen Grundtypen der „Qualität" des Charakters: aktiver Willensmensch und passiver Gefühlsmensch. Es sei hier nur erinnert an die Gegensetzung des Extravertierten und Introvertierten (Jung)[4]). Diese beiden Grundgegensätze sind uralt. Jung hat sie durch die Geschichte hindurch in erschöpfender Arbeit verfolgt. Auch in der Kunst stößt man immer wieder auf sie und ihre Spielarten. Es sei nur an Michel-

[1]) *Lebensformen. 4. Aufl. Halle 1924.*
[2]) *Die psychopathischen Persönlichkeiten. Leipzig-Wien 1923.*
[3]) *Prinzipien der Charakterologie. 3. Aufl. Leipzig 1922.*
[4]) *Psychologische Typen. Zürich 1921.*

Digitized by Google

angelo's Giuliano und Lorenzo in der Medici-Kapelle, an Goethes Prometheus und Epimetheus in der Pandora, aus der gegenwärtigen Literatur an Thomas Mann's Gegensetzung des Bürgers und Künstlers im Tonio Kröger erinnert. Auch als zeitliches Nacheinander in derselben Seele treten diese beiden Grundtypen auf, so ist Goethe's Epimetheus ein reaktiv zum Schauenden Gewordener.

Kehren wir zu dem Problem der charakterologisch systematischen Gegensetzung überhaupt zurück, so leuchtet ein, daß jede Einteilung relativ, daß keine absolut ist. Wie man die Menschen körperlich nach den verschiedensten Gesichtspunkten einteilen kann, nach dem Geschlecht so gut wie nach der Größe, nach der Haarfarbe so gut wie nach der Rasse, so kann man sie auch seelisch nach den verschiedensten Merkmalen einteilen. „Richtig" heißt hier nur, daß die Einteilung logisch und für die in Frage stehende Aufgabe brauchbar ist. Allerdings unterscheiden sich die Einteilungen durch ihre mehr oder weniger große Nähe zu dem idealen Kern der Persönlichkeit, durch ihre „Substanznähe", wie man sagen könnte. So ist die formale Temperamenteinteilung sanguinisch-phlegmatisch offensichtlich weniger tief als die Einteilung in aktive Willensnaturen und passive Gefühlsnaturen. Dem trägt auch die Charakterologie von Klages Rechnung, indem sie jene zur „Struktur", diese zur „Qualität" des Charakters rechnet und in der „Qualität" das letzte Wesen der Persönlichkeit sieht.

Von diesem gewichtigen Gesichtspunkte aus scheint die hier geplante Grundeinteilung in triebhafte und bewußte Menschen durchaus Wesentliches zu treffen. Sie hat außerdem den Vorzug, zu ethischen und pädagogischen (ärztlich gesagt: psychotherapeutischen) Anwendungen und Richtlinien zu führen. Wir gehen aus von der Analyse einer einfachen Willenshandlung[1]), von dem Ineinander- und Gegenspiel von Triebregung (auch „Strebung" genannt) und Wille. Es sitzt jemand arbeitend am Schreibtisch; draußen ist ein schöner Abend. Beim Blick durchs Fenster regt sich der Trieb, mit der Arbeit abzubrechen und spazieren zu gehen. Es ist möglich, daß der Mann ohne alle Gegenmotive aufsteht und der Triebregung folgt, dann handelt er triebhaft, wie man auch sagt: „impulsiv". Es ist aber auch möglich, daß Gegenmotive auftauchen: das Wissen von Folgen, etwa, daß die Arbeit dann morgen getan werden muß, oder Stimmen des Gewissens im Sinne der Pflicht. Es kommt zum Kampf zwischen Triebregung und Gegenmotiven und erst nach Wahl und Entscheidung zur Handlung, die natürlich auch eine innere Handlung in der Form einer Unterlassung sein kann. Die erste Art zu handeln entspricht dem triebhaften, die zweite dem bewußten Menschen. Auf das Ergebnis, das beide Male das nämliche sein kann, kommt es dabei nicht an. Wir wählten absichtlich einen ganz alltäglichen Vorgang. Belangvollere, wie das Reagieren in gereizter Stimmung, das Beantworten einer Beleidigung, das Verhalten in einer erotischen Situation vollziehen sich grundsätzlich in derselben Weise.

In jedem Leben kommen täglich triebhafte und bewußte Handlungen vor. Die allermeisten Handlungen des Alltags geschehen rein triebhaft, nur selten brauchen Gegenmotive überhaupt zu Wort zu kommen und nur selten kommt es so zu einer eigentlichen Willenshandlung. In anderen, weit selteneren Fällen sind die der gesamten Gesinnung eines Menschen entsprechenden Gegenmotive so stark, daß es ebenfalls nicht zur Wahl und Entscheidung kommt, sondern zu einer — man gestatte den paradoxen Ausdruck — impulsiven Willenshandlung im Sinne des „ich kann nicht anders". Dies ist dann aber trotzdem keine Triebhandlung.

Wie man sich erinnert, hat Kretschmer[2]) die triebhafte Reaktionsform als „primitive" ausführlich geschildert und zwar in jenem ersten charakterologischen Versuch,

---

[1]) *Vgl. hierzu Messer: Psychologie. 3. Aufl. Stuttgart 1922 und Jaspers: Allgemeine Psychopathologie. 3. Aufl. Berlin 1923.*

[2]) *Der sensitive Beziehungswahn. Berlin 1918.*

Digitized by Google

der von der Reaktionsform ausging und „die statische und materialisierende Betrachtungsweise durch die genetische und dynamische" ersetzen wollte. Der Charakter wird hier nicht als Größe für sich, sondern in seiner lebendigen Beziehung zu dem Erlebnis betrachtet. Beim Durchgang eines Erlebnisses durch die Seele unterschied Kretschmer Aufnahme, Festhaltung, Verarbeitung und Erledigung, und entsprechend die Kräfte: Eindrucksfähigkeit, Retentionsfähigkeit, intrapsychische Aktivität und Leitungsfähigkeit. Die primitive Reaktionsform, die sich mit dem triebhaften Reagieren vollkommen deckt, entspricht der Reflexreaktion des Kindes. Das Erlebnis tritt ein und sofort „in der Form einer Reaktion" wieder aus. Das Wesentliche der primitiven Reaktionsform ist „leichte Ein- und Ausdrucksfähigkeit bei mangelnder Retention." Kretschmer stellte nun als Gegensätze zur primitiven Reaktionsform die expansive und die sensitive Reaktionsform auf. Beim Expansiven besteht ein hohes Maß von Retentionsfähigkeit bei mangelnder Möglichkeit zu „dämpfen", beim Sensitiven ebenfalls eine starke intrapsychische Aktivität bei mangelhafter Fähigkeit, sich nach außen zu entladen, mangelnder Leitungsfähigkeit, die Kretschmer „Verhaltung" heißt. So wichtig diese beiden Arten der Verarbeitung von Erlebnissen für die psychiatrische Charakterlehre, insbesondere für die charakterogene Ableitung der Paranoiaformen wurden, so wenig konnten sie als Parallelen der Primitivreaktion zur Seite gestellt werden. Dies sah Kretschmer[1]) später selbst ein. Die Primitivreaktion ist wirklich eine an der Art des Handelns orientierte Verhaltungsweise, die expansiven und sensitiven Reaktionsformen sind nur Äußerungen bestimmter Persönlichkeiten bei Gelegenheit einer Reaktion. Jede Charaktereigenschaft bedarf aber der Reaktion, um in die Erscheinung zu treten. Dagegen stellt sich die oben geschilderte „bewußte" Reaktion als zwangloses Gegenstück neben die primitive. Hier bleiben wir reinlich auf der Ebene des Gegenspiels von Trieb und Wille.

Verschiedene Gründe sprechen dagegen, in dem hier gemeinten Sinne vom „primitiven" Menschen zu reden. Einmal die leicht mögliche Verwechslung mit völker- und entwicklungspsychologischen Begriffen, dann aber auch die im Ausdruck „primitiv" liegende negative Bewertung. Man pflegt dabei ausschließlich an die sozial störenden triebhaften Reaktionen zu denken, an die sogenannten „Kurzschlußhandlungen" reizbarer, unbeherrschter, explosibler, willenloser, haltloser Persönlichkeiten. Es gibt aber auch positiv zu wertende Primitivreaktionen: man denke nur an das aus ganz ursprünglicher Güte, aus Liebe, aus Teilnahme, aus Mitleid kommende triebhafte primitive Helfen. Nicht stets, aber oft liegen beide Formen in derselben Persönlichkeit beschlossen. Das durch jede Situation verführbare, sexuell widerstandslose, haltlose Mädchen hat nicht selten jenes warme „Herz", aus dem das primitive gütige Handeln kommt. Auch explosible Menschen sind oft auch in dieser menschlich positiven Richtung primitiv. Gerade das Wärmste, menschlich Ergreifendste, was ein Mensch dem anderen geben kann, wird triebhaft, wird primitiv gegeben.

Vergleicht man den triebhaft und den bewußt reagierenden Menschen, so darf man nicht übersehen, daß der bewußte gegenüber dem triebhaften ein Mehr besitzt in dem Sinne, daß bei ihm zu den beiden Formen gemeinsamen Triebregungen ein bewußter willensmäßiger Oberbau kommt, der nun nicht etwa nur die Triebregung hemmend, sondern auch sie fördernd und gestaltend wirkt. Ob eine Triebregung zur Handlung führt, liegt einerseits an ihrer Stärke oder Schwäche, andererseits an der Schwäche oder Stärke des Bewußten. Man darf daher nicht ohne weiteres schließen, daß der bewußte Mensch triebschwach ist, wenn man auch annehmen muß, daß ganz mächtige elementare Triebregungen den bewußten Oberbau, auch wo er da ist, durchbrechen und auseinanderschleudern.

Es ist wohl keine Frage, daß man mit der Gegensetzung eines vorwiegend triebhaften

---

[1]) *Medizinische Psychologie. Leipzig 1922.*

Digitized by Google

und eines vorwiegend bewußt reagierenden Menschen tiefe und substanznahe Wesenseigentümlichkeiten trifft. Das konkrete Individuum ist stets eine Mischung, doch pflegt die eine oder die andere Seite deutlich zu überwiegen. Man kann ferner fragen, ob die Individuen sich auf den verschiedenen Triebgebieten, die wir unbedingt anerkennen, verschieden verhalten. Dies läßt sich nicht ohne weiteres und namentlich für die Mischungen nicht verneinen; die den Polen zugerückten Gestalten scheinen aber ihre Eindeutigkeit durch das ganze Triebleben hindurch einzuhalten.

Vergleicht man die Gegenüberstellung von triebhaftem und bewußtem Menschen mit den Grundgegensätzen anderer Charakterologien, so wird deutlich, daß sie mit ihnen nicht zusammenfällt. So deckt sie sich nicht mit den von Klages rein formal gemeinten Temperamentspaaren sanguinisch und phlegmatisch. Denn wenn auch der Sanguiniker viel häufiger triebhaft als bewußt reagieren wird, so hat der Phlegmatiker innerlich mit dem Bewußten nichts gemein. Beim Phlegmatiker liegt die geringe Reagibilität ja an der mangelnden Triebstärke, der Bewußte braucht weder triebschwach, noch überhaupt von geringer Reagibilität zu sein. Die Gegensetzung aktiver Willensmensch und passiver Gefühlsmensch, welche in der Charakterologie von Klages die „Qualität" auszeichnet, ist schon darum eine ganz andere, weil diese beiden Typen als Triebrichtungen gedacht sind, nur steht beim Gefühlsmenschen der Selbsthingebungstrieb, beim Willensmenschen der Selbsterhaltungstrieb obenan. Die Beziehungen zu den Kretschmer'schen Reaktionsformen wurden oben schon erörtert. Kretschmer's Primitivreaktion deckt sich mit einer Seite des triebhaften Menschen völlig, während die Gegensetzung der bewußte Mensch sich bei Kretschmer nicht findet. Jung's extravertierter und introvertierter Typus ist offensichtlich nach anderen Gesichtspunkten gewonnen und wegen der Verschiedenheit der Schnittlinie mit unserer Einteilung überhaupt nicht vergleichbar.

Betrachtet man triebhaftes und bewußtes Verhalten in bezug auf die Entwicklungskurve des einzelnen Individuums, so darf man sagen, daß das triebhafte Reagieren genetisch früher und in der (zum mindesten frühen) Kindheit ausschließlich vorhanden ist. Erst mit zunehmender Reife bildet sich jener Oberbau des Bewußten, der mit der fortschreitenden Abnahme der Stärke wohl fast jedes Triebgebietes im späteren Leben dann immer leichteres Spiel zu haben scheint. „Wenn die Laster uns verlassen, schmeicheln wir uns mit dem Glauben, daß wir sie verlassen," sagt der Herzog von La Rochefoucauld im Hinblick auf negativ gewertete Triebe, doch kühlen sich zweifellos auch andere im Laufe des Lebens häufig ab, und oft werden die aus ihnen früher kommenden Handlungen bestenfalls als Gewohnheiten oder aus Überzeugung und Gesinnung beibehalten. Auch ein Unterschied der Geschlechter ist deutlich. Die darin dem Kinde näher stehende Frau ist in ihrem Handeln durchschnittlich triebhafter als der Mann. Nicht als ob er ein weniger reiches und weniger starkes Triebleben hätte, aber er pflegt ihm weniger unmittelbar zu folgen und es eindeutiger dem bewußten Willen unterzuordnen. Die individuellen Spielarten sind aber sehr groß, was man schon daraus sieht, daß es unter beiden Geschlechtern sowohl triebhafte wie bewußte Menschen gibt. Auch die verschiedenen Triebgebiete dürften sich bei den Geschlechtern verschieden verhalten.

Die ethische Bewertung kann grundsätzlich nie die dem Willen entzogenen Triebregungen anfassen, sondern nur den bewußten Oberbau. Das gilt, wie man oft übersieht, auch für die positive Wertung. Triebhafte Handlungen aus primärer Güte und Wärme sind an sich kein Verdienst. Der triebhaft Ungütige, der sich trotzdem Freundlichkeit und Handlungen der Nächstenliebe abringt, ist an sich ethisch höher zu bewerten. Aber trotzdem bringt er es mit all seinem Bemühen nicht so weit, wie der triebhaft, der primitiv Gütige. Es ist wie mit der Tapferkeit: sie ist nur da ein ethisch bewertbares Etwas, wo triebhafte Feigheit zu überwinden ist, und doch erreicht der bewußt Tapfere kaum je das, was dem triebhaft nicht Feigen mühelos gelingt. Auch wärmt

Digitized by Google

und ergreift alles primitive Gutsein ungleich mehr, als eine dem entgegengerichteten Triebleben bewußt abgezwungene Güte. So wird es auch durchweg als höherer Wert empfunden, obschon das tiefere Nachdenken dem widerspricht. Die Gründe liegen sicher nicht nur in der eben besprochenen Tatsache des größeren Erfolges, sondern in der ganz anders ansprechenden Wärme und empfundenen Echtheit.

Extreme gehören wesensmäßig zu den abnormen Persönlichkeiten; die ganz reinen Formen sind kaum denkbar. Ein rein triebhafter Mensch — wäre noch kein Mensch, ein rein bewußter — wäre kein Mensch mehr. Rein triebhaftes Sein wäre ungestaltetes Chaos, rein bewußtes wäre unlebendige Erstarrung. Zwischen beiden Polen zuckt, auch hier ewig antinomisch, der menschliche Mensch hin und her.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die materiellen Grundlagen der geistigen Persönlichkeit

Von Fr. K. WALTER (Rostock—Gehlsheim)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der berühmte Dr. Gall wurde eines Tages vom König von Preußen zu einer Herrengesellschaft zur Tafel befohlen. Nach dem Essen forderte ihn der König auf, die geladenen Herren auf ihre Charaktereigenschaften zu untersuchen. Gall begann sofort den Gästen die Schädel abzutasten. Bald stutzte er jedoch und wollte nicht mit der Sprache heraus. Erst auf wiederholte Aufforderung des Königs, ohne Scheu seine Befunde mitzuteilen, gestand er, daß bei einem der Herren der Würgsinn besonders stark entwickelt sei, bei einem anderen fand er das Organ des Diebssinns, bei einem dritten das des Raufsinns usw., übermäßig ausgebildet. Am Schluß der peinlichen Untersuchung klärte der König Gall lächelnd über die Persönlichkeiten der Gäste auf, indem er ihm mitteilte, daß er, um ihn auf die Probe zu stellen, eine Elite von Verbrechern hätte aus dem Gefängnis holen lassen, deren Charaktere Gall richtig erkannt hatte.

Diese Anekdote kennzeichnet die Gall'sche Lehre im Prinzip durchaus richtig und zwar nicht nur ihrem Inhalte nach, sondern auch hinsichtlich ihres Aufsehens, das sie in ganz Europa bei allen Gebildeten hervorrief.

Gall ist dem Nichtfachmann meist nur als Begründer der von seinem Schüler Spurzheim als „Phrenologie" benannten Methode bekannt, von der der Autor behauptete, daß sie eine wissenschaftlich begründete sei.

Gall's Lehre, anfangs von vielen — Wissenschaftlern und Laien — begeistert aufgenommen, dann fanatisch bekämpft und verhöhnt, schließlich fast völlig vergessen, muß trotz aller Schiefheiten und Fehler als eine geniale Tat bezeichnet werden, denn sie bedeutet gegenüber dem damaligen Stand der Anatomie und Physiologie einen ungeheuren Fortschritt! Es ist nicht übertrieben, wenn J. Loeb behauptet „die moderne Funktionslokalisation im Großhirn ist historisch die direkte Fortsetzung der Gall'schen Phrenologie."

Man muß sich, um das zu verstehen, vergegenwärtigen, daß bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Physiologie des Gehirns noch fast eine rein spekulative Wissenschaft war. Zwar war man sich darüber einig, daß das Gehirn als „Organ der Seele" anzusehen sei. Aber seit Descartes spielten die Hirnhöhlen als Behälter des seelischen Fluidums die Hauptrolle, und vor allem war man sich über die Bedeutung der weißen und grauen Substanz als Träger der Nervenfasern und Nervenzellen durchaus nicht klar. Als Gall in seiner, der Pariser Akademie eingereichten Arbeit mit Nachdruck die Ansicht vertrat, daß die graue Substanz der Hirnrinde entgegen der herrschenden Lehre als Ursprungsstätte der Nervenfasern von ausschlaggebender Bedeutung sei, und „die Bildung der Hirnwindungen das Ziel und die Vollendung des ganzen Hirnsystems darstelle", wurde er durch die seine Arbeit begutachtende Kommission dahin belehrt, daß „nach allgemeiner Meinung" die aus fast lauter Gefäßen bestehende Rindensubstanz eine Art Absonderungswerkzeug sei.

Die Annahme von der überragenden Bedeutung der Hemisphären und vor allem der Rinde war die Grundlage der heute unter dem Namen der Gall'schen Phrenologie bekannten Lehre!

Aus zahlreichen Erfahrungen der vergleichenden Anatomie, Physiologie und Psychologie und der menschlichen Pathologie, die zum großen Teil durch viel spätere Untersucher bestätigt oder neu entdeckt sind, zog Gall die Schlußfolgerung, daß der

Digitized by Google

Differenzierung der geistigen Fähigkeiten auch eine analoge der Gehirnrinde entsprechen müsse. Indem er dann weiter deduzierte, daß der quantitativen Entwicklung des psychischen Korrelates die des materiellen Substrates parallel gehe, war es scheinbar nur ein logischer Schluß, wenn er die Ausbildung der Hirnwindungen mit der der geistigen Fähigkeiten verglich.

Auf Grund weiterer Untersuchungen über das Verhältnis des Schädelwachstums zu dem des Gehirns glaubte er annehmen zu dürfen, daß das wachsende Hirn den Schädel im wesentlichen forme, und daß die verschiedene Dicke der Schädelknochen und die Variabilität der Stirnbeinhöhlen kein prinzipielles Hindernis für die Erkennung der Gehirnkonfiguration aus der Gestalt des Schädels bilde; denn die Differenzen der Schädel- und Gehirnformen bei den einzelnen Menschen seien so groß, daß jene dem gegenüber durchaus zurückträten.

Begreiflicherweise wurde damit das Studium der Schädelkonfiguration für Gall von ausschlaggebender Bedeutung, und dieses führte ihn schließlich zur Aufstellung seiner berühmten Schädelkarte (vgl. Fig. 1) mit 27 doppelseitigen, symmetrisch angeordneten Arealen, deren jedes für ihn der Ausdruck einer Vorwölbung eines umschriebenen Rindenbezirks mit spezifischer Funktion war.

Man wird dem Lebenswerk Gall's in keiner Weise gerecht, wenn man es, wie es auch heute noch vielfach geschieht, unter Hinweis auf die tatsächlichen Fehler als einfaches Phantasiegebilde lächerlich zu machen sucht. Abgesehen davon, daß die Untersuchungen Schwalbes ergeben haben, daß gewisse Teile des Hirnwindungsreliefs — vor allem des Schläfen- und Stirnteils — sich tatsächlich an der Schädeloberfläche markieren, liegen die Hauptprinzipien der Gall'schen Lehre offenbar in der Behauptung; 1. daß die Rinde der Sitz aller intellektuellen und moralischen Fähigkeiten sei, und daß 2. die Rinde kein einheitliches Organ darstelle, sondern aus vielen Einzelorganen zusammengesetzt werde, deren jedes einer bestimmten seelischen Funktion entspreche[1]).

Es scheint mir nicht richtig, wenn Froriep in seiner Rede über die Lehren Franz Josef Galls behauptet, dieser zweite Grundsatz sei rein spekulativ entstanden als Konsequenz der psychologischen Abgrenzung verschiedener geistiger Fähigkeiten. Gewiß spielte für Gall die Deutung der gefundenen Schädelprotuberanzen als vermeintliche Grundlage der verschiedenen Fähigkeiten des Individuums eine ausschlaggebende Rolle, aber wie schon betont, hat er große Mühe darauf verwandt, eine Begründung dafür auch aus der vergleichenden Anatomie, Physiologie und der Pathologie zu geben. So weist er darauf hin, daß der Mensch durch Krankheit bestimmte einzelne Fähigkeiten, wie z. B. das Namensgedächtnis verlieren könne, daß es eine partielle geistige Ermüdung gäbe, daß jeder Sinnesnerv in umschriebenen Teilen der grauen Substanz entspringe, daß die Tiere entsprechend ihrer verschiedenen Fähigkeiten auch Differenzen im Bau des Gehirns aufwiesen usw. Das sind Argumente, die auch heute noch, wo wir an die Rindenorgane im Sinne Galls nicht mehr glauben, eine berechtigte Rolle spielen.

Stark spekulativ ist dagegen Gall's spezielle „Organologie", d. h. die Aufteilung der Psyche in einzelne „Forces fondamentales" (Grundkräfte), denen er weitgehende Selbständigkeit zuspricht, und die er deshalb als Funktion umschriebener Rindengebiete ansieht, wobei wiederum betont werden muß, daß er sich über den anatomischen und physiologischen Zusammenhang aller Rindenteile untereinander völlig klar war. Aber mir scheint, daß wir heute weniger Grund als je haben, gerade über diesen Teil der Gall'schen Lehre geringschätzig abzuurteilen, da, wie wir noch zu zeigen haben

---

[1]) *Es mag besonders betont werden, daß Gall damit keineswegs eine Lösung des Leib-Seele-Problems im materialistischen Sinne gefunden zu haben glaubte, sondern die darin steckende metaphysische Frage als solche wohl erkannte.*

Digitized by Google

werden, manche von seinen „Grundkräften" noch 100 Jahre später in wenig modifizierter Form in der Hirnlokalisationsfrage Gegenstand der Diskussion gewesen sind, resp. es noch sind. Stehen wir doch heute mitten in dem Streit um die Frage, was denn überhaupt an psychischen Funktionen zu lokalisieren sei. Und es gibt doch zu denken, daß Möbius, dessen Verteidigung Gall's sicher zu weit geht, seine psychologische Lehre für seine größte Tat hält!

Nach Gall muß man prinzipiell zwischen den Grundkräften (forces fundamentales) und den allgemeinen Attributen (attributs généreux) unterscheiden. Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Wille, Leidenschaften usw. sind für ihn nur die allgemeinen Formen, unter denen jene in Erscheinung treten, oder, wie er selbst schreibt: „Der Name Grundkraft drückt aus, was die Kräfte an Eigenem, Spezifischem besitzen, das, was ihr Wesen, ihre Natur ausmacht. Die Bezeichnung: allgemeine Attribute dagegen

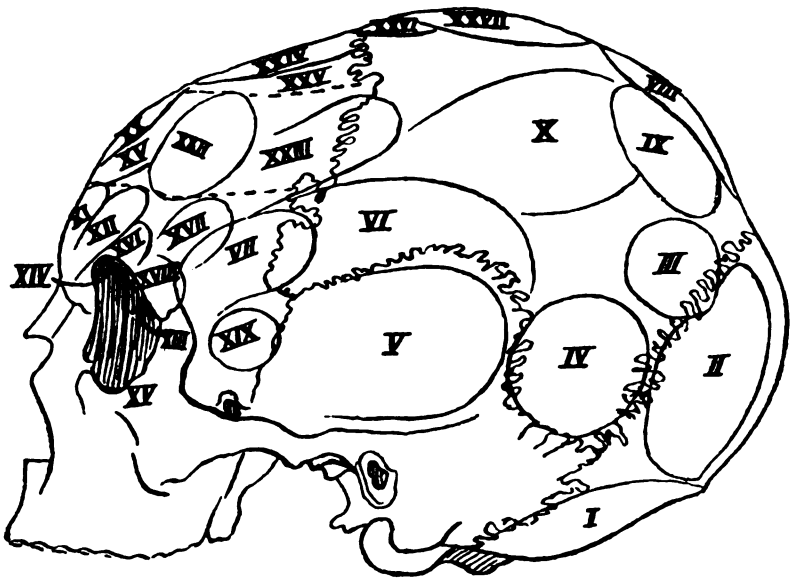


Fig. 1. GALL'SCHE SCHÄDELTAFEL

I. L'instinct de la propagation / II. Amour de la progéniture / III. Attachement. Amitié / IV. Instinct de la défense de soi même et de la propriété. Amour des rixes et des combats / V. Instinct carnassier / VI. Ruse, finesse, savoir-faire / VII. Sentiment de la propriété / VIII. Orgueil, hauteur, fierté / IX. Vanité, ambition amour de la gloire / X. Circonspection, prévoyance / XI. Mémoire des choses mémoire des faits, sens des choses, éducabilité, perfectibilité / XII. Sens des localités, sens des rapports dans l'espace / XIII. Mémoire des personnes / XIV. Sens des mots, memoire des mots / XV. Sens du langage de parole, talent de la philologie / XVI. Sens des rapports des couleurs, talent de la peinture / XVII. Sens des rapports des tons, talent de la musique / XVIII. Sens des rapports des nombres / XIX. Sens de mécanique, talent de l'architecture / XX. Sagacité comparative / XXI. Esprit métaphysique / XXII. Esprit caustique, esprit de saillie / XXIII. Talent poétique / XXIV. Bonté / XXV. Faculté d'imiter / XXVI. Dieu et Religion / XXVII. Fornité, constance.

Digitized by Google

bringt zum Ausdruck, was den Grundkräften gemeinsam ist." Letztere sind daher nicht an bestimmte Hirnterritorien gebunden; lokalisiert können nur jene werden.

Überschaut man die Gesamtheit seiner Grundkräfte, deren Zahl 27 nach Gall's eigener Ansicht nichts Definitives darstellt, so wird man allerdings kaum einen einheitlichen Gesichtspunkt erkennen können, indem einzelne (Instinct de la défence de soi-même et de la propriété = Mut oder Raufsinn nach Möbius; Instinct de carnassier = Würgsinn, Mordlust nach Möbius; orgueil fierté = Stolz, Hochmut usw.) ausgesprochen charakterologische Eigenschaften darstellen, während andere, z. B. talent de la music, talent de méchanique, talent de l'architecture, talent poétique usw. durchaus dem entspricht, was wir heute mit Talent bezeichnen, und schließlich eine dritte Gruppe mehr intellektueller Fähigkeiten sind, z. B. sens des mots, mémoires verbales.

Mag man über die Einzelheiten der Gall'schen Lehre, besonders seiner speziellen Organologie, denken wie man will, auch zugeben, daß die Untersuchung des Schädels keine Möglichkeit bietet, Rückschlüsse auf die geistige Beschaffenheit des Individuums zu ziehen, die geniale Konzeption der ausschlaggebenden Bedeutung der Hirnrinde und ihrer funktionellen Differenzierung kann heute als gesicherter Besitz der Wissenschaft angesehen werden. Freilich bis zur exakten Begründung dieser Tatsache war es noch ein weiter Weg, der durchaus nicht zielsicher beschritten wurde, obwohl das Ziel durch Gall angegeben war.

Den ersten Schritt, man könnte sagen vorwärts und rückwärts zugleich, auf diesem Wege tat Flourens. War er einerseits der erste, der die Erkenntnis vom Sitz der seelischen Vorgänge in den Großhirnhemisphären durch das Experiment wissenschaftlich begründete und die Bedeutung des Kleinhirns als Organ der Koordination erkannte, so behauptete er, gestützt auf die gleichen Versuche, daß von einer Differenzierung der Hemisphären nicht die Rede sein könne, sie seien in allen ihren Teilen durchaus funktionell gleichwertig und die Abnahme der Intelligenz gehe quantitativ parallel der operativen Abtragung der Hemisphären.

Es ist lehrreich, zu sehen, wie Flourens in der Bekämpfung Gall's und der Begründung seiner eigenen Lehre wiederum durch die herrschende Psychologie oder besser Philosophie seiner Zeit beeinflußt wurde, indem er die Lehre von der Einfachheit der Seele und dem „liberum arbitrium indifferentiae" als Beweis gegen jenen anführt.

Seine Autorität machte in den nächsten Jahrzehnten auch die Anerkennung von exakten Beobachtungen unmöglich, weil sie neben einer prinzipiellen Bestätigung der Gall'schen Anschauungen eine Widerlegung von Flourens' Behauptung von der gleichartigen funktionellen Bedeutung der Hemisphären und speziell der Rinde darstellten.

Schon im Jahre 1822 erschien in der englischen Zeitschrift Phrenological Transaction eine Arbeit von Thomas Hood, die über einen Fall von Sprachverlust mit autoptisch nachgewiesener Erkrankung des linken Stirnlappens berichtete. Ihm folgten in den nächsten Jahren ähnliche Beobachtungen von Bouillaud (1825) und Dax (1836) unter ausdrücklicher Berufung auf Gall, der unter Differenzierung zwischen Wortgedächtnis (mémoire verbale) und Sprachsinn (talent de la philologie) diese Funktionen in die das Augendach bedeckenden Windungen lokalisiert hatte[1]). Sie fanden aber keine Anerkennung, und erst Broca, anfangs ebenfalls Gegner Gall's, konnte 1861 den Streit wenigstens prinzipiell im Sinne der Lokalisationslehre entscheiden, obwohl auch er zuerst noch überall auf Ablehnung stieß.

---

[1]) *Die viel umstrittene Frage, ob Gall als Entdecker des Sprachzentrums anzusehen ist, ist meines Erachtens zu verneinen, soweit es sich um die genaue Lokalisation handelt, zu bejahen, wenn man zugibt, daß schon die Feststellung der besonderen Beziehung der Sprachfähigkeit zum linken Stirnlappen, wofür Gall als Beweis u. a. eine Schußverletzung des linken Frontale anführt, einen außerordentlichen Fortschritt bedeutet.*

Digitized by Google

Zur allgemeinen Anerkennung kam der Gedanke der Rindendifferenzierung erst mehrere Jahre später. 1866 hatte Meynert in Wien zum erstenmal den Nachweis von anatomischen Ungleichheiten an verschiedenen Stellen der Rinde erbracht. Und 1870 erschienen die epochemachenden Arbeiten von Fritsch und Hitzig, aus denen hervorging, daß die Hirnoberfläche entgegen der herrschenden Ansicht nicht unempfindlich für Reize sei, vielmehr von umschriebenen Stellen der Rinde durch elektrische Reizung bestimmte Bewegungen einzelner Körperteile ausgelöst werden können, und Zerstörung dieser Rindenstellen Lähmungen der entsprechenden Muskelgruppen zur Folge haben.

Diese Mitteilungen erregten ungeheures Aufsehen! Erst sie haben dem Lokalisationsprinzip allgemeine Geltung verschafft. Als Resultat der nun folgenden großen Zahl experimenteller Untersuchungen können wir die Feststellung der sogen. „Sinneszentren" bezeichnen, wie sie in Fig. 2 wiedergegeben sind [1]). Sie sind die kortikalen Endstätten der Sinnesnerven resp. Anfangsstationen der Bewegungsnerven. Ihr Ausfall bedingt Lähmungserscheinungen resp. Unfähigkeit, Wahrnehmungen in dem entsprechenden Sinnesgebiet zu machen. Ob und wie weit es sich hierbei um „psychische Zentren" handelt, d. h. ob wirklich in ihnen der psychische Akt der Wahrnehmung entsteht, und ob die in ihnen vorgehenden materiellen Prozesse allein genügen, die Wahrnehmung entstehen zu lassen, ist eine Frage, auf die wir unten zurückkommen werden.

Auch wenn man den Sinneszentren die größtmöglichste Ausdehnung zuerkennt, bleiben immer noch umfangreiche Rindengebiete (etwa $^2/_3$) frei, für die wir eine analoge Funktion nicht annehmen können. Das sind die Flechsig'schen „Assoziationszentren", die er als „Denkorgane" und Hauptträger von Erfahrung, Wissen und Erkenntnis bezeichnet [2]).

Die Gründe, die ihn zu dieser Annahme führten, waren im wesentlichen anatomischer Natur, die zu verstehen einige anatomische Vorbemerkungen notwendig machen.

Im Prinzip kann man sich die Großhirnrinde als eine Hülle vorstellen, die flächenhaft über das Stammhirn ausgebreitet ist. Letzteres ist im Wesentlichen als Zentrum des automatischen Reflexapparates — sowohl der Motilität wie der vegetativen Funktionen — aufzufassen. Die in der Hirnrinde durchschnittlich in 6 übereinanderliegenden Schichten angeordneten Nervenzellen besitzen durch ihre Fortsätze (Nervenfasern) zahlreiche Verbindungen; a) mit näher und entfernter liegenden Zellen der gleichen Hemisphäre, b) mit Zellen der anderen Hemisphäre und c) mit den Stammganglien, dem verlängerten Mark und Rückenmark! a und b sind die sogen. Assoziationsfasern, c die Projektionsfasern.

Während die ersteren lediglich der Verknüpfung verschiedener Rindenzellen untereinander dienen, stellen letztere eine mittelbare Verbindung der Rinde mit allen Körperteilen dar, da ja verlängertes Mark und Rückenmark durch die peripheren Nerven im Zusammenhang mit allen Körperteilen stehen. Der Körper ist dadurch gleichsam auf die Hirnrinde projiziert.

Flechsig konnte nun schon in den 70er Jahren zeigen, daß die Nervenfasern des Gehirns nicht regellos oder gleichzeitig reifen, d. h. sich mit Markscheiden umgeben und damit funktionsfähig werden, sondern daß hier eine ungleichzeitige, aber nach seiner Ansicht systematische Entwicklung entsprechend ihrer funktionellen Beanspruchung stattfindet. Die aus seinen ausgedehnten Untersuchungen uns hier inter-

---

[1]) *Ihre genaue Abgrenzung ist auch heute noch viel umstritten und kann mit einiger Sicherheit nur für das optische Zentrum als definitiv gelten, weil hier offenbar ein einheitlicher histologischer Bau vorhanden ist.*

[2]) *Flechsig unterscheidet deren vier: 1. im Stirnlappen, 2. im Scheitellappen, 3. im Schläfenlappen und 4. im Inselgebiet (zwischen Scheitel- und Schläfenlappen).*

Digitized by Google

essierenden Schlußfolgerungen sind: 1. Bezüglich der Assoziations- wie Projektionsfasern lassen sich früh und spät reifende Gebiete unterscheiden. 2. Nur bestimmte Teile der Rinde besitzen Projektionsfasern, d. h. stehen mit dem Körper in direkter Verbindung, während andere mehr oder weniger völlig von ihnen frei sind, also nur Assoziationsfasern aufweisen.

Die Sinneszentren unterscheiden sich nach Flechsig in beiden Richtungen von den Assoziationszentren, indem sie einmal starke Projektionssysteme besitzen und zum andern zu den frühreifenden Gehirnteilen gehören, während die letzteren im wesentlichen nur Assoziationsfasern enthalten und bzgl. der Reifezeit zu den späten (Terminal-Gebieten) gehören. Hier liegt also in gewisser Weise ein Analogon zur psychischen Entwicklung des Individuums vor; denn die zuerst vom Kind benötigten Sinneszentren (Empfindungs-, Bewegungs-, Geruchs- und Gehörszentrum) treten auch zuerst mit dem Körper in funktionellen Zusammenhang, während die Assoziationszentren erst etwa mit Beginn des zweiten Lebensmonats ihre innere Ausgestaltung mit Markfasern erhalten. Da sie nur die den Sinneszentren zugeführten Reize miteinander in Verbindung setzen resp. sie verarbeiten sollen, wird das Fehlen der Projektionsfasern ebenfalls verständlich. Schließlich meint Flechsig, daß seine Assoziationszentren gegenüber den Sinnessphären „durchaus ein einheitliches Gepräge tragen, einen durchgehenden Grundtypus mikroskopischer Struktur, obwohl sie sich über die verschiedensten Regionen der Hirnoberfläche ausbreiten."

Es ist begreiflich, daß bei der außerordentlichen Bedeutung, die diese Anschauung an sich und in ihrer konsequenten Ausgestaltung beanspruchen durfte, ein intensiver Streit um ihre Grundlagen entbrannte.

Heute dürfen wir sagen, daß sich die von Flechsig gemachten Voraussetzungen nur zum Teil bestätigt haben!

Was zuerst die zeitliche Entwicklung der verschiedenen Rindenfelder anbetrifft, so haben besonders C. und O. Vogt der Markentwicklung die Möglichkeit, als Einteilungsprinzip der Rindenoberfläche zu gelten, mehr oder weniger abgesprochen, da die Markreifung sich ziemlich diffus von gewissen Mittelpunkten aus exzentrisch ausbreite und daher eine strenge Abgrenzung einzelner Felder nicht gestatte. Überdies trenne die Myelogenese ganz differente Felder nicht und reiße umgekehrt einheitliche und verwandte auseinander. Demgegenüber muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß Flechsig selbst heute für seine Forschungsmethode nur den Anspruch erhebt, „wesentliche Grundzüge in großen Linien" geliefert zu haben, und daß die frühe Entwicklung der Sinneszentren im gesamten Hemisphärenapparat, wenn auch nicht scharf begrenzt, den Tatsachen entspricht.

Sehr umstritten ist auch die Verteilung der Projektionsfasern. Besonders die Untersuchungen von Monakow, Déjérine, O. und C. Vogt u. a. haben ergeben, daß die „Assoziationszentren" ebenfalls Verbindungen mit den Stammganglien besitzen, wenn auch wohl von einem relativen Mangel an Projektionsfasern gesprochen werden kann. Man wird also annehmen dürfen, daß sie nicht nur von den um sie herumliegenden Sinneszentren „Material" beziehen, sondern auch in direkter Verbindung mit dem Körper stehen.

Ganz eindeutig lassen aber schließlich die Befunde besonders Brodmanns und C. und O. Vogts erkennen, daß von einem einheitlichen Bau der Flechsig'schen Assoziationszentren nicht gesprochen werden kann. Wir erwähnten oben, daß Meynert bereits im Jahre 1866 den ersten Nachweis von anatomischen Verschiedenheiten im Bau der Hirnrinde erbracht hatte. Merkwürdigerweise ohne damit den Anstoß zu einer prinzipiellen Bearbeitung dieser hochwichtigen Frage gegeben zu haben. Gewiß haben die Untersuchungen von Betz, Bolten, Campbell, Cajal, Mott u. a. wichtige neue Befunde hinzugefügt, aber die systematische Durchforschung der Gesamtrinde ist doch erst seit 1902 dem leider zu früh verstorbenen Brodmann zu verdanken, dessen Unter-

Digitized by Google

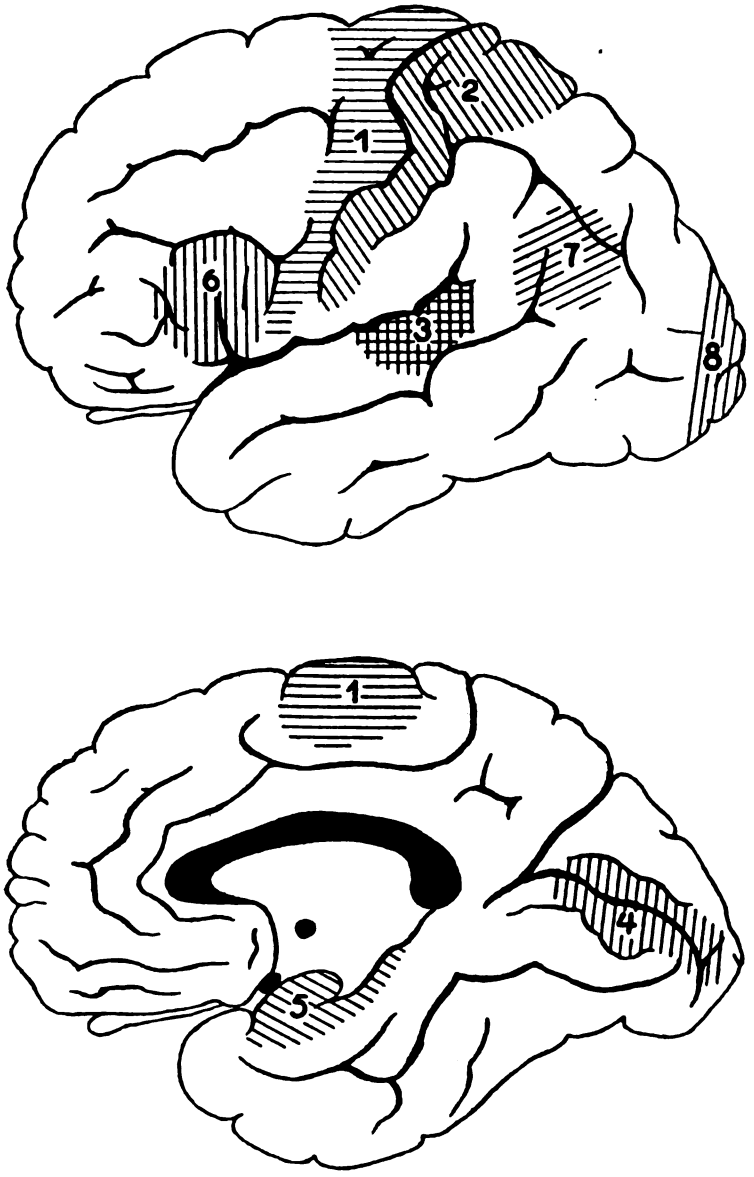


Fig. 2a u. 2b. HIRNOBERFLÄCHE MIT DEN WICHTIGSTEN „ZENTREN"

1. Motorische Zentren / 2. Empfindungszentren / 3. Hörzentrum / 4. Sehzentrum / 4. Geruchs- und Geschmackszentrum (noch unsicher) / 6. Motorisches Sprachzentrum (Broca) / 7. Schreib- und Lesezentrum / 8. Sehzentrum.

Digitized by Google

suchungen uns als Ergebnis eine anatomische Hirnkarte mit über 50 Einzelfeldern geschenkt haben (vgl. Fig. 3). Diese Hirnkarte ist lediglich auf die Cytoarchitektonik, d. h. die Form und Anordnung der Nervenzellen aufgebaut.

Die Untersuchungen Brodmann's haben sich nicht auf das menschliche Hirn beschränkt, sondern der Autor hat in weitgehendem Maße Gehirne verschiedener Tierspezies herangezogen und dadurch wichtige Tatsachen feststellen können. Es hat sich nämlich ergeben, daß einerseits eine weitgehende Homologisierung gewisser Rindenfelder beim Menschen und der Wirbeltierreihe möglich ist, insofern, als sie nach Aufbau und Örtlichkeit, d. h. in ihrer Lage zur Umgebung, einander gleichen, andererseits aber, daß bei den Affen und ganz besonders beim Menschen durch Weiterdifferenzierung ein erhebliches quantitatives und qualitatives Plus entstanden ist. „Speziell beim Menschen handelt es sich nicht bloß um eine Massenzunahme von Rindensubstanz, sondern um eine Vermehrung spezifisch-differenzierter Rindenareale. Während die Homologie hauptsächlich die mit den Sinnesnerven in Zusammenhang stehenden Areale umfaßt, betreffen die Neuerwerbungen des menschlichen Gehirnes vorwiegend den Scheitellappen, den Schläfenlappen und einen großen Teil des Stirnhirns." Das sind im wesentlichen die Gebiete, die zweien von Flechsigs Assoziationszentren entsprechen.

Wenn man aber nun die Brodmann'sche Hirnkarte näher betrachtet, so läßt sich leicht erkennen, daß diese Gebiete rein anatomisch durchaus nichts Einheitliches darstellen, sondern ihrerseits wiederum aus einer großen Anzahl von Einzelfeldern bestehen. Man hat sie als „progressive Gebiete" bezeichnet, weil sie bei den Primaten immer umfangreicher werden und sich im Innern mit Annäherung an den menschlichen Typ stark weiter differenzieren. Das gilt in besonderem Maße von der Stirnregion, soweit sie vor den motorischen Zentren gelegen ist. Sie macht nach Brodmann beim Menschen etwa $^3/_4$ der ganzen Stirnhirnfläche aus, bei niederen Affen nur etwa die Hälfte, bei den nächst niederen Säugern nur noch einen kleinen Bruchteil und verschwindet bei manchen Säugern bereits ganz. Immerhin bietet sie bei Menschen und dort, wo sie bei Säugern nachweisbar ist, insofern eine strukturelle Gleichartigkeit, als im Gegensatz zu der ihr hinten angrenzenden motorischen Region, hier eine besondere Zellschicht (innere Körnerschicht) vorhanden ist. Wenn man einmal davon absieht, daß das Flechsig'sche vordere Assoziationszentrum nicht genau mit dieser strukturellen Grenze nach hinten abschneidet, so könnte man immerhin von einem wenigstens in gewisser Hinsicht auch anatomisch einheitlichen Areal sprechen. Aber auch mit dieser Einschränkung gilt das Gleiche nicht mehr für das im Scheitel- und Schläfenlappen angenommene Denkorgan. Das Inselgebiet schließlich stellt zwar histologisch gegenüber allen anderen Formationen eine Eigenheit dar, kann aber schon deshalb kaum in Parallele mit den anderen Assoziationszentren gesetzt werden, weil es phylogenetisch ein sehr alter Bestandteil des Gehirns ist und damit als Substrat hochwertigster, psychologischer Leistungen beim Menschen kaum in Frage kommt[1]).

Erweisen sich somit schon die anatomischen Voraussetzungen für die Flechsig'sche Annahme von Assoziationszentren zum Teil als nicht stichhaltig, so müssen in noch weit höherem Maße von psychologischer Seite aus Bedenken dagegen erhoben werden, auf die wir noch zurückkommen.

Hatte Brodmann als Einteilungsprinzip lediglich die Zell-Struktur gewählt, so sind C. und O. Vogt noch weiter gegangen, indem sie auch die Nervenfaserstrukturen berücksichtigten. In der letzten zusammenfassenden Darstellung ihrer Ergebnisse erweitern sie die Brodmann'sche Hirnkarte auf über 200 Areale oder „architektonische

---

[1]) *Diese Tatsache spricht nach Brodmann auch gegen die Annahme, das „Inselgebiet" als wesentlichen Teil des „Sprachzentrums" anzusehen (Pierre Marie, Goldstein u. a.)*

Digitized by Google

Felder", die durch ihre „haarscharfen, ungebrochenen Trennungslinien" darauf hindeuten, daß sie zugleich funktionelle Elementarorgane darstellen. Daß damit das Ende der anatomischen Zergliederung der Rinde erreicht ist, bleibt für die Autoren selbst unwahrscheinlich.

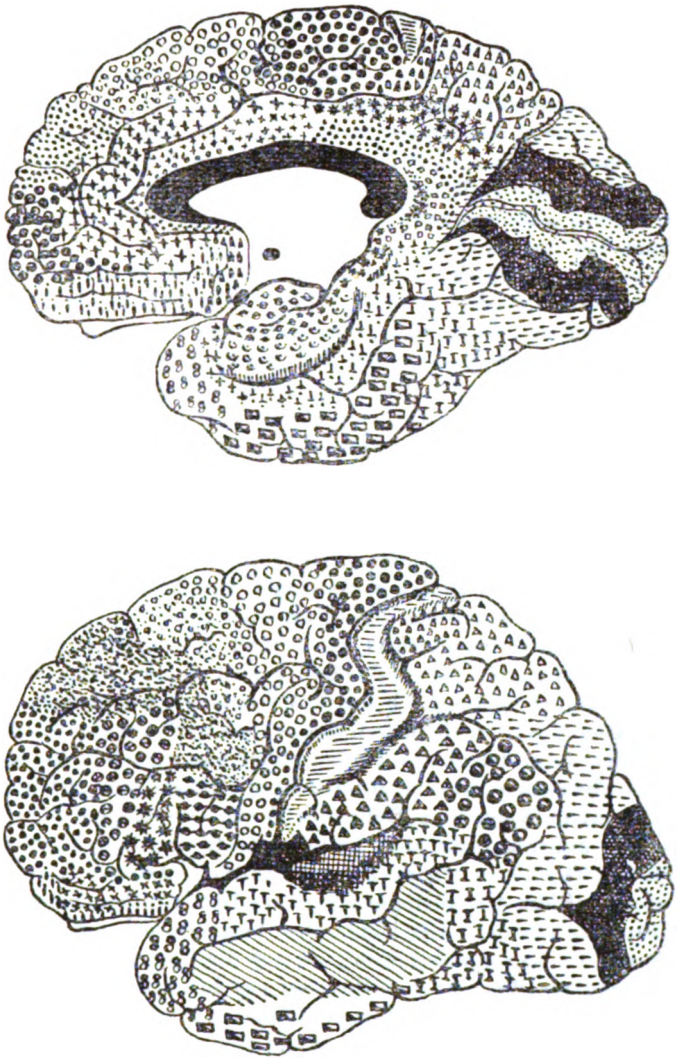


Fig. 3a u. 3b. BRODMANN'SCHE RINDENFELDER (DIE VERSCHIEDEN GEZEICHNETEN AREALE BEDEUTEN FELDER VERSCHIEDENER ZELLARCHITEKTUR.

Als Ergebnis der morphologischen Untersuchungen können wir zusammenfassend feststellen, daß die von Gall angenommene Differenzierung der Hirnrinde sich in weit höherem Maße bestätigt hat, als er selbst es ahnen konnte, wenn auch in einer anderen

Digitized by Google

Form, als sie seiner Hypothese zugrunde lag. Denn es ist kaum zweifelhaft, daß er sich die einzelnen „Organe" als strukturell einheitliche Bildungen vorstellte.

Aber, so werden wir nun fragen, was hat der Hirnteil, den wir als Rinde bezeichnen, und der einen so über alles Erwarten komplizierten Bau aufweist, mit der geistigen Persönlichkeit seines Trägers zu tun?

Schon bei der Besprechung der Sinneszentren wiesen wir darauf hin, daß mit der Tatsache, daß hier die kortikalen Endstätten der Sinnesnerven liegen, noch an sich nichts für ihre „psychische Funktion" ausgemacht sei, auch wenn ihre Zerstörung Aufhebung der entsprechenden Sinnesfunktion zur Folge hat. Das Gleiche sehen wir ja auch bei Durchtrennung der Sinnesnerven selbst oder ihrer innerhalb des Gehirns befindlichen Fortsetzung, den zu den Zentren führenden Projektionsfasern! Sind wir überhaupt berechtigt, die Großhirnhemisphären, und speziell deren Rinde in einem anderen Sinne für das „Seelenorgan" zu halten, als daß damit eine ganz allgemeine conditio sine qua non ausgedrückt wird?

Von Huxley ist „die Frage aller Fragen" nach der Stellung des Menschen im Tierreich dahin beantwortet worden, daß er sagte: „Alle Unterschiede im Körperbau zwischen den Menschen und den großen Menschaffen sind geringer, als die betreffenden Unterschiede zwischen diesen Menschaffen und den niederen Affen." Wäre diese Behauptung auch für das Gehirn zutreffend, so müßten wir wohl die Hoffnung aufgeben, irgendwelche weitergehenden Korrelationen zwischen Hirnbau und Psyche überhaupt zu finden, denn daß in psychischer Hinsicht der Huxley'sche Satz nicht den Verhältnissen entspricht, braucht nicht näher bewiesen zu werden. Auch die Elberfelder Pferde und der „rechnende, schreibende und denkende" Rolff können daran nichts ändern!

Brodmann hat die Frage vom Standpunkt der Rindenentfaltung aus durchaus in verneinendem Sinne beantwortet. Er schreibt: „Die innere und wesentliche Übereinstimmung des Rindenbaues in den Grundzügen spricht ebenso untrüglich dafür" (für den monophyletischen Ursprung der Rinde aller Säuger einschl. des Menschen), „wie die allgemeine Formverwandtschaft des übrigen Körperbaues im übrigen. Aber auch die nähere und spezielle Verwandtschaftsbeziehung des Menschen zu den Primaten ergibt sich aus den histologisch lokalisatorischen Verhältnissen. Der Mensch steht nach der Tektonik der Großhirnrinde sowohl wie nach der topographischen Feldgliederung den Affen spez. den Anthropoiden näher wie irgendeinem anderen Säugetier. Der Schichtenbau eines von uns untersuchten Orang-Utans gleicht im Grundriß wie bezüglich einzelner Typen in auffallender Weise demjenigen eines jugendlichen Menschen. Auf der anderen Seite aber bestehen trotz der unverkennbaren, qualitativen Wesensverwandtschaft so erhebliche quantitative Unterschiede zwischen Mensch und Anthropoiden, daß die Allgemeingültigkeit des Huxley'schen Satzes dadurch eine scharfe Einschränkung erleidet. Die Differenzen beziehen sich auf die Flächenentfaltung und Maße des Gesamtorgans sowohl wie auf die innere Struktur und topische Gliederung." Mit anderen Worten: dem Plus auf psychischer Seite entspricht hier ein Plus auf materiellem Gebiet. Es sei gestattet, auf diesen Punkt etwas näher einzugehen. Ist dieser Parallelismus prinzipiell nachweisbar, und ein Zusammenhang zwischen Gehirngröße und Intelligenz — der Ausdruck sei hier in ganz allgemeinem Sinne gebraucht — feststellbar?

Zwei Wege stehen uns zur Beantwortung dieser Frage offen! Wir können einmal die Gehirne verschiedener Tierklassen unter Berücksichtigung der geistigen Fähigkeiten miteinander vergleichen und zum anderen die Gehirne von mehreren Vertretern derselben Klasse. Für die letztere Methode kommt, vorläufig wenigstens, nur die Spezies „Mensch" in Betracht, da wir nur hier mit genügender Sicherheit einzelne Individuen nach ihrer Begabung zu beurteilen vermögen.

Daß für die verschiedenen Tierklassen kein einfaches arithmetisches Verhältnis vorliegt, ist seit langem bekannt! Wäre dies der Fall, dann ständen z. B. Elefant und

Digitized by Google

Walfisch mit einem Gehirngewicht von ca. 4500 g und 2500 g auch geistig weit über dem Menschen mit seinem durchschnittlich 1350 g schweren Gehirn! Die Erklärung dafür ist ohne weiteres dadurch gegeben, daß diese Tiere für ihren größeren Körper auch ein entsprechend größeres Stammhirn als Träger der reflektorischen und vegetativen Funktionen besitzen[1]). Es lag daher nahe, die Gehirngröße mit der des Körpers in Beziehung zu setzen und so ein relatives Gehirngewicht zu berechnen. Zwar sinken Elefant und Walfisch bei dieser Berechnung tief aus ihrer dominierenden Stellung herab, aber an ihre Stelle tritt nicht der Mensch, sondern eine Reihe von Singvögeln, einige kleine Affenarten und Nager. Bei diesen beträgt das Gehirngewicht bis zu $^1/_{12}$ ihres Körpergewichts, beim Menschen jedoch nur etwa $^1/_{40}$ bis $^1/_{50}$!

Nun hat die Vergleichung einer großen Zahl relativer Hirngewichte die bemerkenswerte Tatsache aufgedeckt, daß kleine Tiere derselben Klasse, z. B. Fische, Amphibien, Vögel, Säuger ein relativ schwereres Gehirn haben als größere. Beispiele dafür sind Karpfen und Thunfisch, Eidechse und Schildkröte, kleine Singvögel und Strauß, kleine Affen und Elefant usw. Die Erklärung dafür ist wohl dadurch gegeben, daß bei gleichartigen somatischen Fähigkeiten — Fliegen, Schwimmen, Laufen — der nervöse Reflexapparat trotz verschiedener Körpergröße qualitativ das gleiche leisten muß, seine quantitative Reduktion also im wesentlichen wohl nur durch Verkleinerung der Elemente, nicht aber durch Vereinfachung erreicht werden kann. Die Größe der Nervenelemente nimmt aber keineswegs entsprechend der Körpergröße ab oder zu!

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß das Gesamtgewicht des Gehirns sowohl absolut wie relativ nicht ausschlaggebend für die geistigen Fähigkeiten des Trägers sein kann! Vergleichen wir aber den Menschen mit Tieren ungefähr gleicher Körpergröße, so steht das menschliche Gehirngewicht absolut wie relativ bei weitem an erster Stelle! Eine Tatsache, die in Rücksicht auf unsere Fragestellung sicherlich von Bedeutung ist.

Es liegt nun nahe, denjenigen Gehirnteil, der nach unseren heutigen Kenntnissen allein für die Intelligenz in Frage kommt, nämlich die Großhirnhemisphären, resp. deren Rinde isoliert in Rechnung zu stellen. In der Tat ergibt sich dabei ein Verhältnis, das ebenfalls als eine Bestätigung des vermuteten Zusammenhangs zwischen Psyche und Gehirn angesehen werden kann. Während beim Menschen die Hemisphären die Stammganglien als mächtige Masse überlagern, bilden sie z. B. beim Elefanten nur relativ kleine Anhänge des Gehirns. Aber auch bei Tieren von weit geringerer Körpergröße als der des Menschen bleibt dieses Verhältnis zu Gunsten des letzteren bestehen, obwohl nach dem oben Gesagten an sich das Gegenteil zu erwarten wäre. Setzt man mit O. Snell das Gewicht des gesamten Gehirns = 1, so beträgt z. B. das Gewicht der Hemisphären beim Menschen 0,78, Fuchs 0,686, Hase 0,567, Wiesel 0,522.

Sehr anschaulich wird dies durch Fig. 4 (nach Edinger) dargestellt, wo auf entsprechenden Frontalschnitten durch das Gehirn eines Menschen und Gürteltieres die Größenverhältnisse wiedergegeben sind. Die Abbildung läßt aber zugleich noch ein weiteres erkennen: nämlich die glattwandige Hemisphärenoberfläche des Gürteltieres im Gegensatz zur reichen Fältelung beim Menschen. Wenn unsere obige Annahme von der ganz spezifischen Bedeutung der Rinde richtig ist, dann muß mit der Entwicklung der psychischen Funktionen auch diese an Ausdehnung zunehmen. Nun ist aber die Fältelung resp. Bildung der Hirnwindungen an sich noch kein genügender Maßstab dafür; vielmehr gilt in dieser Beziehung der Satz von Darest, daß kleine Tiere im all-

---

[1]) *Wir wissen freilich, daß das Stammhirn bei den verschiedenen Tierklassen und speziell beim Menschen nicht ohne Weiteres als völlig gleichwertig zu betrachten ist, insofern z. B. die Sinnesfunktionen ursprünglich weitgehend subkortikal (d. h. im Stammhirn) lokalisiert waren und erst allmählich in den Cortex hinaufwanderten. Ob und wie weit die Funktionen in den Stammganglien aber ursprünglich mit einem primitiven Bewußtsein ausgerüstet waren, wissen wir nicht.*

Digitized by Google

gemeinen glatte und nur wenig gefurchte, große Tiere dagegen stärker gefurchte Gehirne besitzen, und daß auch in derselben Tierklasse die Furchung um so komplizierter wird, je größer die Art ist. Verständlich wird diese überraschende Tatsache durch folgende Überlegung: Nehmen wir an, daß bei systematisch verwandten Tieren, die in ihrer Körpergröße stark differieren, die absolute Hirngröße mit dieser zunimmt, das Verhältnis der einzelnen Hirnteile zueinander aber annähernd das gleiche bleiben muß, damit auch die Intelligenz dieselbe bleibt, so ergibt eine einfache Rechnung, daß dies für die Oberfläche, d. h. die Rinde nur unter besonderen Bedingungen möglich ist. Das Volumen eines Körpers wächst nämlich wie der Kubus seines Durchmessers, die Oberfläche aber nur wie das Quadrat desselben. Soll das Wachstum beider proportional vor sich gehen, so kann dies nur geschehen, wenn sich die Rinde in Falten legt.

Aber auch unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist der Mensch bezüglich seiner Rindenentwicklung nicht nur relativ, sondern auch absolut am günstigsten gestellt! Man hat z. B. die Gesamtoberfläche der Rinde bei Mensch und Anthropoiden gemessen — eine sehr schwierige und mühselige Arbeit — und für den Orang-Utan 50000 qmm, für den Makakus (niedere Affenart) 30000 qmm, für den Menschen dagegen 220000 qmm Flächenausdehnung gefunden. Zahlen, die noch günstiger für den Menschen werden, wenn man berücksichtigt, daß auch die Rindendicke durchschnittlich hier eine größere ist.

Nehmen wir hinzu, daß dem menschlichen Gehirn morphologisch in jeder Beziehung das der Anthropoiden am nächsten steht, so wird man nicht umhin können, die Erfahrungen der vergleichenden Anatomie und Physiologie bei Beantwortung unserer aufgeworfenen Frage nach dem Zusammenhang zwischen Entwicklung der seelischen Funktionen einerseits und der Hemisphären als ihrem materiellen Substrat andererseits im positiven Sinne zu bewerten!

Die gleichen Gesichtspunkte und Fragestellungen lassen sich nun auch auf die Spezies „Homo sapiens“ anwenden. Wir haben hier sogar den erheblichen Vorteil, daß die großen Differenzen im Gebiet des Stammhirns wegen der gleichartigen körperlichen Funktionen fortfallen, und eine viel weitgehendere psychische Differenzierung und Vergleichung möglich ist. Auf der anderen Seite werden wir naturgemäß nicht so große Unterschiede nach Maß und Form für die Hemisphären erwarten dürfen.

Als Normalgewicht des Gehirns können wir für den erwachsenen Mann 1375 g, für die Frau 1250 g annehmen. Dieses Gewicht pflegt zwischen dem 20. und 50. Lebensjahr stationär zu bleiben. Die Entwicklung bis zu diesem Maximum zeigt eine raschere Phase in den etwa sieben ersten Lebensjahren, um dann erheblich langsamer vor sich zu gehen. Berücksichtigt man auf psychischer Seite nicht sowohl die Zunahme an Kenntnissen, sondern vielmehr die der Fähigkeiten, so wird man auch hier einen gewissen Parallelismus nicht verkennen können! Ebenso entspricht die Abnahme der Gehirnmasse, die im wesentlichen eine solche der Hemisphären, speziell auch der Rinde ist, jenseits der 50er Jahre dem beginnenden geistigen Abbau, — Ausnahmen finden sich auf beiden Seiten —! Denn daß die geistige Elastizität um diese Zeit ihren Höhepunkt erreicht hat, ist kaum zweifelhaft. Die großen Geistestaten sind mit ganz wenigen Ausnahmen Produkte jüngerer Gehirne!

Vergleichen wir nun weiter die Gehirne erwachsener Menschen untereinander, so finden sich bemerkenswerte Rassenunterschiede. Für die Kaukasier hat Davis ein mittleres Hirngewicht von 1335 g errechnet (Männer 1367, Frauen 1206). Diesem kommen die Chinesen und Japaner — für entsprechende Körpergrößen berechnet — gleich; dagegen liegen die Durchschnittwerte für die Sandwich-Insulaner mit 1303 g, für die Malaien mit 1266, die Neger 1244 g und die Tasmanier und Australier mit 1185 g erheblich unter diesem Niveau. Man wird aber mit der Bewertung dieser Zahlen vorsichtig sein müssen, weil hier nicht nur die Körpergröße, sondern möglicherweise auch

Digitized by Google

andere konstitutionelle Momente eine Rolle spielen könnten. Immerhin lag der Gedanke nahe, diese Unterschiede mit kulturellen Einflüssen in Zusammenhang zu bringen.

Schon vor 40 Jahren hat Bischoff behauptet, daß hier ein Kausalnexus bestehe. In diesem Sinne sind z. B. Messungen an Ägypterschädeln von verschiedenen Kulturepochen gedeutet, und Broca gibt an, daß die Schädelkapazität der Pariser innerhalb der letzten 700 Jahre um 35 ccm zugenommen habe. Auch die Beobachtungen von Bayerthal an Schulkindern zielen auf die gleiche Fragestellung hin. Es scheint sich zu bestätigen, daß der durchschnittliche Kopfumfang und damit die Gehirngröße bei

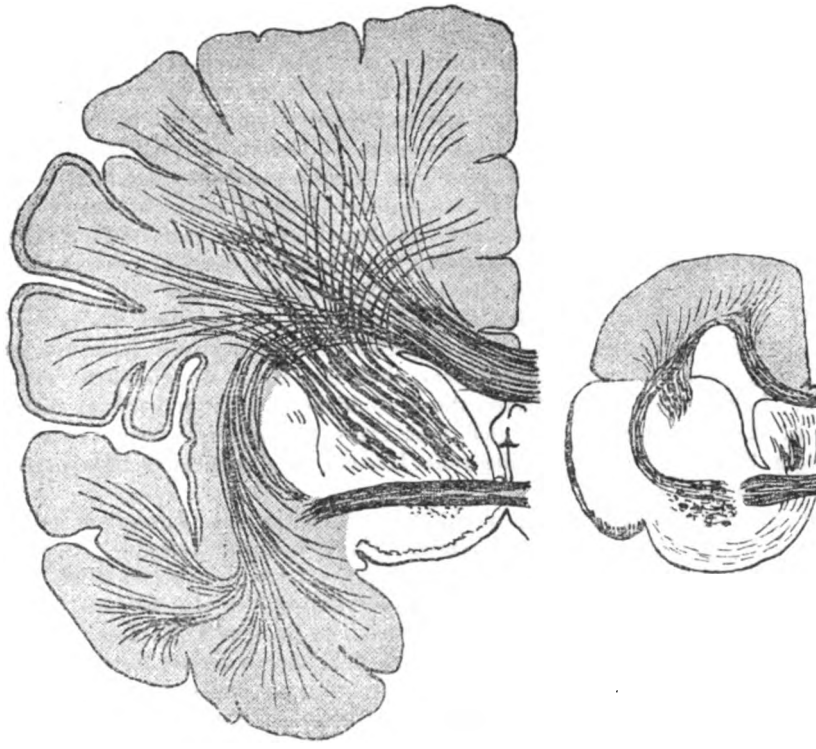


Fig. 4. DIE ENTWICKLUNG DES HIRNMANTELS. SCHNITT LINKS DURCH EIN GEHIRN VOM MENSCHEN, RECHTS VOM GÜRTELTIER. DER DUNKLE TEIL ENTSPRICHT DER HEMISPHÄRE MIT RINDE, DER HELLE DEM STAMMHIRN (NACH EDINGER).

Angehörigen höherer Schulen die der niederen übertrifft. Wahrscheinlich ist der Grund dafür in dem schnellen Aufstieg an sich begabter Schüler und Erwachsener in bessere wirtschaftliche Schichten zu suchen, aber nicht etwa in der angestrengteren geistigen Tätigkeit der wenigen Schuljahre. Mag man über die Deutung der einzelnen Tatsachen streiten, an sich sprechen auch sie jedenfalls für einen inneren Zusammenhang zwischen Gehirngröße und Intelligenz.

Eine weitere merkwürdige Feststellung ist die der Geschlechtsdifferenz bzw. des Hirngewichts! Es wurde bereits betont, daß bei den Kulturvölkern ein Unterschied von etwa 150 g zu Gunsten des Mannes besteht — bezüglich des absoluten Hirn-

Digitized by Google

gewichts, das relative ist beim Weib sogar etwas größer! — der bei niedrig stehenden Völkern geringer wird. (Bei der afrikanischen Rasse ca. 82 g, bei der australischen ca. 103 g). Dies ist dahin gedeutet, daß bei Kulturvölkern seit Jahrhunderten der Mann geistig mehr tätig gewesen ist als die Frau, während bei den Negern z. B. die geistigen Ansprüche für beide Geschlechter gleich gering waren. Auch wenn wir zugeben, daß Massenuntersuchungen, besonders in der primitiven Form der Schädelumfangsmessung und Statistiken unvermeidbare Fehlerstellen anhaften, sind die angegebenen Daten doch immerhin eine interessante Illustration zu unserer Frage.

Es ist begreiflich, daß man schon seit Jahrzehnten den vermuteten Zusammenhang zwischen Hirngewicht und geistiger Begabung auch an einzelnen menschlichen Individuen nachzuweisen versuchte und die Erfahrungen der Pathologie heranzog. Was zunächst den letzten Punkt betrifft, so setzt eine Durchschnittsintelligenz beim Manne ein Minimal-Hirngewicht von 1000 g, bei der Frau von 900 g voraus! Hervorragende geistige Leistungen bei Männern mit einem Hirngewicht unter 1300 g sind meines Wissens bisher nicht beschrieben worden. — Bereits Gall behauptete, daß hervorragende Fähigkeiten nur bei Köpfen von über 56 cm Schädelumfang vorkämen! Der Satz läßt sich aber nicht umkehren, insofern jedes überdurchschnittliche Hirngewicht auch mit einer entsprechenden Intelligenz gepaart sein müßte. Eines der größten, bisher überhaupt beobachteten Gehirne von 2200g Gewicht gehörte z. B. einem russischen Bauern an, der sich in seinem Leben durchaus nicht geistig hervorgetan hatte. Ähnliche Mitteilungen finden sich mehrere in der Literatur! Es muß aber betont werden, daß darin durchaus kein Gegenbeweis gegen unsere Annahme gesehen werden darf; denn selbstverständlich ist neben der Masse die Struktur zu berücksichtigen. Leider sind die wenigsten dieser Gehirne überhaupt genauer histologisch untersucht, keines jedenfalls mit modernen Untersuchungsmethoden, wodurch allein mit einiger Sicherheit eine pathologische Ursache der abnormen Gehirngröße ausgeschlossen werden könnte.

Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse gewinnt eine Zusammenstellung der Hirngewichte von 108 geistig bedeutenden Männern durch Dräsike ein erhebliches Interesse, obwohl einige unsicher sind, da sie indirekt aus der Schädelgröße errechnet wurden. Berechnen wir aus der Gesamtzahl dieser Gehirne den Durchschnitt, so erhalten wir das hohe Mittelgewicht von 1480 g, das sonst von keinem Volk annähernd erreicht wird! Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß 58 von diesen Männern, also mehr als die Hälfte, zwischen 60 und 90 Jahre alt wurden, so daß sicher, sofern das Hirngewicht durch Wägung festgestellt wurde, eine mehr oder weniger erhebliche Altersatrophie (100—200 g) in Rechnung zu stellen ist.

Die Statistik hat aber eine sehr wichtige Kehrseite! Es finden sich darin mehrere Gehirne, die trotz fehlender Altersatrophie deutlich, wenn auch nicht erheblich, unter dem Durchschnittsgewicht liegen. Wenn, um nur einen Fall herauszugreifen, das Gehirn Gambettas, der mit 44 Jahren starb, mit 1314 g um etwa 60 g hinter dem Durchschnitt der männlichen französischen Gehirne zurückbleibt, so beweist dies, daß die Quantität nicht allein ausschlaggebend sein kann, sondern die Qualität auch eine Rolle spielen muß. Diese Annahme, die ja schon a priori viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, wird besonders durch die vergleichende Anatomie gestützt, die, wie wir oben ausführten, erkennen läßt, daß in der aufsteigenden Tierreihe, und besonders beim Menschen eine Differenzierung gewisser Einzelfelder eintritt. Leider wissen wir über histologische Differenzen einzelner menschlicher Gehirne, und vor allem solcher, die geistig hochstehenden Individuen angehörten, noch so gut wie gar nichts. Wir besitzen eine Anzahl makroskopisch, besonders bezüglich des Windungsreliefs, genauer untersuchter Gehirne (Moll, Helmholtz, Bunsen, Menzel, Stockhausen u. a.) bedeutender Männer, aus denen hervorzugehen scheint, daß wenigstens in der Mehrzahl ein ungewöhnlicher Windungsreichtum und damit Oberflächenvermehrung vorliegt im Gegen-

Digitized by Google

satz zum primitiven Windungstypus vieler Schwachsinniger. Jedoch sind die Differenzen auch bei Durchschnittsmenschen recht groß, so daß mir die Beweiskraft der geringen Zahl entsprechender Befunde noch nicht groß zu sein scheint, wenn sie auch an sich gut mit den übrigen Befunden übereinstimmen.

Eindeutiger wäre es, wenn sich die Beobachtungen Auerbachs bestätigen sollten, daß sich bei Menschen mit vorwiegend einseitiger Begabung, speziell für Musik, wirklich eine auffallend starke Entwicklung bestimmter Windungsgebiete, in diesem Fall des hinteren Teiles der oberen ersten Schläfenwindung, in der das Hörzentrum liegt, findet. Auerbach will sogar eine entsprechende Vorwölbung der Schläfengegend nachgewiesen haben. Damit wären wir glücklich wieder bei Gall angelangt! Aber gerade hier erheben sich schwerwiegende Bedenken, die mit der Lokalisationsfrage aufs engste zusammenhängen.

Ziehen wir aus den obigen Erörterungen das Fazit, so dürfen wir sagen: Das Gehirn ist als das materielle Substrat des Psychischen anzusehen; es ist aber kein einheitliches Organ, vielmehr findet sich eine örtliche Trennung zwischen dem Stammhirn, das den vegetativen und reflektorischen Funktionen vorsteht, und den Hemisphären mit der Rindensubstanz als Organ der Intelligenz. Zwischen der Größe der Hemisphären und der Höhe der Intelligenz besteht ein ursächliches Verhältnis. Dieses ist aber insofern nicht eindeutig, als daneben die feinere Gehirnorganisation sicher von großer Bedeutung ist. Die Rinde selbst ist wiederum in zahlreiche, wahrscheinlich über 200 morphologische Einzelfelder differenziert. Die Differenzen, die sich sowohl auf Verschiedenheit der Zellstrukturen, der Zellformen ihrer Anordnung und der Verteilung der Ausläufer beziehen, nötigen zu der Annahme, daß sie der Ausdruck auch funktioneller Verschiedenheiten sind.

Welche Bedeutung haben nun diese?

Es ist begreiflich, daß, solange die Hirnhemisphären als einheitlich gebaute Organe angesehen wurden, die „Einheit der Seele" in gutem Einklang damit stand, und gerade sie als starkes Argument gegen alle weitergehenden Lokalisationsversuche ins Feld geführt wurde. Der Umschwung wurde durch die neuen anatomischen und physiologischen Versuche unvermeidlich. Aber jetzt verfiel man — wiederum begreiflich — in das andere Extrem! Vor allem Munk hat bis in die neueste Zeit den Standpunkt vertreten, daß nicht nur in den Sinneszentren sämtliche entsprechenden Empfindungen und Vorstellungen entständen, sondern daß die einzelnen Vorstellungen sogar an bestimmte Zellelemente gebunden zu denken wären. Man unterschied in konsequenter Verfolgung dieser Idee in den Sinneszentren ein Areal als Wahrnehmungszentrum im engeren Sinne, indem z. B. die optischen Reize zu Wahrnehmungen verarbeitet würden, von dem Gebiet der Erinnerungsvorstellungen, wo sie deponiert würden[1]).

Auch die letzteren sollten an bestimmte Zellen geknüpft sein, so daß deren Zerstörung die Wahrnehmung intakt lassen und nur ihre Assoziation mit analogen Erinnerungsbildern und damit die Erkennung des Gegenstandes störe (Seelenblindheit).

Diese Auffassung konnte mit zunehmender Erfahrung der Kritik nicht standhalten! Wundt hat bereits vor langen Jahren auf den Grundfehler hingewiesen, der von psychologischem Standpunkt aus einer derartigen Anschauung zugrunde liegt, indem ganz komplexe psychische Befunde an einzelne histologische Elemente gebunden gedacht würden. Monakow hat als einer der ersten ihre Unhaltbarkeit auch von naturwissenschaftlicher Seite immer wieder betont. Nach diesem Autor kann von einer umschriebenen Lokalisation dessen, was wir als Wahrnehmung oder Vorstellung bezeichnen, nicht die Rede sein. Vielmehr sind in den Sinneszentren die Wahrnehmungsakte nur mit einzelnen ihrer Komponenten lokalisierbar. Zu ihrer vollen Verwirklichung bedarf

---

[1]) *Bei der Sehsphäre liegt das „Wahrnehmungszentrum" an der Medialfläche des Hinterhauptpols, das „Erinnerungszentrum" an der Außenfläche.*

Digitized by Google

es sehr ausgedehnter und vieler, nicht zusammenhängender Bezirke. v. Monakow weist in diesem Zusammenhang besonders auf den Sehakt hin, der sich beim Kinde erst im Verlauf mehrerer Monate stufenweise entwickelt und schon dadurch seinen außerordentlich komplexen Charakter erkennen läßt. Als erste optische Reaktion kortikalen Ursprungs sind nach ihm die optischen Grundreflexe anzusehen (Blinzeln, Richten der Augen nach der Lichtquelle, Einstellung des Gegenstandes auf die Macula). Sie entwickeln sich in gewisser Weise parallel zur Markreifung des optischen Zentrums im engeren Sinne. Auf ihnen basiert die zu jedem Sehakt gehörige räumliche Orientierung.

So ist schon die Erwerbung der ersten optischen Orientierungsgrundlagen durch Lichtreize „mit vielen nichtoptischen Elementen verknüpft". „Dieses Sehen stellt das Ergebnis einer gemeinsamen Betätigung der Repräsentationsstätten für die Innervationsgebiete der Augen (laterale und mediale Hinterhauptwindungen), der Extremitäten und des Rumpfes (Scheitelwindungen), dann des Vestibularapparates (basale Schläfenwindungen?) und endlich der verschiedenen Sehreflexe (Sehzentrum) dar." Dazu kommen dann noch die anderen, sich phylo- und ontogenetisch erst viel später entwickelnden optischen Komponenten, wie Erkennen der Formen und Farben, ferner die mehr gefühlsmäßigen Attribute des Fremdheits- und Bekanntheitsgefühls, der Identität und Ähnlichkeit, um nur die wichtigsten zu nennen, die doch sämtlich in die optische Wahrnehmung mit eingehen. Denken wir ferner daran, daß z. B. das Bekanntheitsgefühl oder der Ähnlichkeits-Charakter eines gesehenen Gegenstandes durchaus nicht immer allein auf optischen Erinnerungen zu basieren braucht, sondern sich aus zeitlich, räumlich und der Sinnesqualität nach fremden Gebieten herleiten kann, so ist ohne weiteres verständlich, daß eine optische und überhaupt jede Wahrnehmung in ihrer Entstehung nicht auf das entsprechende Sinneszentrum beschränkt sein kann. Sie hat vielmehr Erregungsvorgänge der heterogensten Art und damit der verschiedensten Rindengebiete zur Voraussetzung!

Monakow definiert die Sehsphäre als ein Rindengebiet, „in welchem die Sehreflexe nach Örtlichkeit und Ursprung der sie auslösenden Netzhautreize und im Sinne von optischen Ortszeichen ihre feinere anatomische Grundlage haben (feinerer Ausbau nach Örtlichkeit des Reizes), wo aber überdies noch die erste Verarbeitung der Netzhautreize nach Helligkeitsgraden und Farbe, vielleicht auch die erste Verarbeitung visueller Komponenten für das Formensehen ihren Ursprung nimmt. Die Umwandlung dieser Elementarfaktoren in „optische Wahrnehmung" (Erkennen) und später in „Vorstellungen", subjektiv vorwiegend visuellen Inhalts, vollzieht sich in der ganzen Rinde, wenn auch selbstverständlich nicht in gleichmäßig diffuser Weise."

Bei dieser Betrachtung gewinnen die Sinneszentren notwendig eine ganz andere Bedeutung für den psychischen Wahrnehmungsakt, als man ihnen anfangs zugesprochen hatte. Sie liefern danach nur einige spezifische Komponenten und sind im übrigen Knotenpunkte, von denen aus ein unendlich komplizierter Mechanismus in Gang gesetzt wird, den wir im ganzen als „Wahrnehmung" erleben.

Auch der Vorgang des Erkennens, den man sich gerne unter dem Bilde der Assoziation einer Wahrnehmung mit einzelnen aus früheren gleichartigen Wahrnehmungen entstandenen, und danach in bestimmte Zellen deponierten Engrammen vorstellte, ist sicherlich ein viel komplizierterer Prozeß.

Besonders Goldstein hat in letzter Zeit wiederholt darauf hingewiesen, daß es sich bei den als „Seelenblindheit", „Seelentaubheit", „Tastblindheit" usw. bezeichneten Störungen nicht sowohl um den Ausfall irgendwelcher aufgespeicherter Residuen handeln könne, als vielmehr um den Verlust einer „Ganzheitsleistung". Derartige Kranke, bei denen der Wahrnehmungsprozeß mehr oder weniger erhalten ist, so daß sie Farben, Form usw. aufzufassen vermögen, ohne den Gegenstand als solchen zu erkennen, brauchen nämlich durchaus nicht jedes verloren gegangene „Erinnerungs-

Digitized by Google

bild" einzeln durch neue Erfahrung zu ersetzen. Die Fähigkeit des Erkennens restituiert sich vielmehr häufig in der Form einer generellen Funktion. Wer z. B. die Fähigkeit des Reihensprechens verloren hat (Alphabet, Zahlenreihe, Wochen, Monate), kann durch Übungsbehandlung mit einer Reihe auch alle anderen wiedererlangen. Ebenso tauchen die optischen, akustischen usw. „Erinnerungsbilder" in einer Form wieder auf, die darauf schließen läßt, daß auch hier das Wiedererkennen als einheitliche Leistung zurückgekehrt ist. Goldstein nimmt daher an, daß das Wesentliche dabei die Fähigkeit ist, die Wahrnehmungselemente zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Gewiß ist damit keine Erklärung dessen gegeben, was wir „Erinnern", resp. „Erkennen" nennen. Vielmehr stellt die „Ganzleistung" nur eine ihrer Voraussetzungen dar. Sie ist ebenso notwendig für die erste Wahrnehmung selbst. Aber die angeführten Beobachtungen zeigen doch, daß die sogn. Agnosien (Seelenblindheit, Seelentaubheit usw.) nicht ohne weiteres als Verlust der Engramme früherer Wahrnehmungen zu erklären sind, die man sich gerne in der Umgebung der Sinnessphären wie Heringe in einer Tonne aufgestapelt dachte.

Schon die Analyse der Wahrnehmung läßt erkennen, daß ihr hirnphysiologisch ein außerordentlich komplizierter Vorgang zugrunde liegen muß. Wie sollten da die entsprechenden Erinnerungsengramme an eng umschriebene Rindenbezirke oder gar an einzelne Zellen gebunden gedacht werden können?! Nimmt man hinzu, daß die allermeisten Gedächtnisvorstellungen durchaus nicht einer einzigen Wahrnehmung entsprechen, sondern Produkte zahlreicher, zeitlich, örtlich und qualitativ oft völlig verschiedener Wahrnehmungen sind, so werden wir v. Monakow ohne weiteres beistimmen, wenn er schreibt, daß das schwierige Problem, das örtliche Moment, bei den unzähligen aufgespeicherten Eindrücken, den Engrammkomplexen (mnestische Leistungen) in weiter Ferne stehe. „Hier verflüchtigt sich zweifellos die Örtlichkeit Schritt für Schritt bis auf ein Minimum."

Es könnte gegen diese Argumentation eingewandt werden, daß die Erinnerungsvorstellungen, zumal solche, die aus verschiedenen Wahrnehmungskomplexen entstanden sind, doch keine Rekapitulation der letzteren darstellen, und daß wir vielfach mit reinen Wortvorstellungen arbeiten. So wie diese psychologisch phänomenologisch eine vereinfachte Abstraktion darstellen, brauche auch physiologisch nicht unbedingt der Entstehungsprozeß der Wahrnehmung oder Teile derselben beim „Erinnern" wiederholt zu werden!

Demgegenüber ist zu betonen, daß diese Form der Vorstellungsbildung (durch die Sprache) doch phylogenetisch eine der allerspätesten Erwerbungen darstellt, und wir aus analogen Erfahrungen bei der Entwicklung z. B. der optischen Vorstellungen anzunehmen berechtigt sind, daß sie bezüglich ihrer physiologischen Grundlagen auch die kompliziertesten sind. Dem entspricht auch die bekannte Tatsache, daß bei Schwachsinnigen und Kindern dieser Vorstellungsmodus mehr oder weniger fehlt. Auch wissen wir, daß Verlust der Sprache (Wortschatz) an sich noch keinen Ausfall dieser höchsten Vorstellungsengramme nach sich zu ziehen braucht. Wollten wir aber trotz alledem an der Vereinfachung der „Vorstellungsresiduen" auf dem Wege über das formulierte Wort festhalten, so läßt sich zeigen, daß es sich dabei tatsächlich nicht um eine Vereinfachung, sondern außerordentliche Komplizierung handelt.

Der Streit um die Sprachzentren — motorisches Sprachzentrum im Fuß der ersten linken Stirnwindung und sensorisches Sprachzentrum im hinteren Teil der linken ersten Schläfenwindung — geht seit ihrer Entdeckung bis heute unvermindert weiter! Als Fazit läßt sich nur soviel sagen, daß auch diese „Zentren" ähnlich, wie wir es für die Sinneszentren ausgeführt haben, keineswegs als Ablagerungsstätten der Wortklang- oder Wortbewegungsbilder anzusehen sind. Vielmehr sind auch hier die Wortformulierungen offenbar nur bezüglich einzelner spezifischer akustischer, resp. moto-

Digitized by Google

rischer Komponenten lokalisiert. Das gleiche gilt für das Schreib-, Lese-, Apraxie usw. -Zentrum!

Gewiß bekommt auf diese Weise die Lokalisationslehre einen anderen Sinn, als sie vordem hatte. Aber es scheint mir doch nicht berechtigt, wozu manche Autoren heute neigen, die Lokalisation alles Psychischen an sich deshalb abzulehnen, weil es sich dabei eo ipso um einen mehr oder weniger ausgebreiteten Erregungszustand der Rinde handle. Die klinische Beobachtung lehrt uns immer wieder, daß bestimmte psychische Ausfallserscheinungen nur durch Zerstörung ganz bestimmter, ziemlich eng umschriebener Areale hervorgerufen werden. Daraus kann nur der Schluß gezogen werden, daß diese bezüglich Bau und Funktion etwas absolut Spezifisches darstellen.

Nur ein in ihnen bestehender Erregungszustand kann das psychische Äquivalent hervorrufen, indem ganz bestimmte anatomische und physiologische Systeme von hier aus in Funktion gesetzt werden, deren Anordnung und Verlauf wir freilich bisher kaum andeutungsweise ahnen.

Können wir nun in diesem Sinne wenigstens auch von einer Lokalisation der anderen Seiten der Persönlichkeit sprechen, die in das Gebiet des Emotionalen fallen, also der Gefühle und des Willens?

Daß sie im Gehirn „liegen", lehrt uns die Klinik immer wieder in eindringlichster Weise, wenn wir bei Gehirnkrankheiten traurige und heitere Verstimmungen, völlige Apathie und gesteigerte Betriebsamkeit auftreten sehen. Aber es gibt keine Lokalerkrankung oder ein umschriebenes Gebiet im Gehirn, dessen Zerstörung in gesetzmäßiger Weise den Verlust der Gefühle, wie Schmerz, Freude, Traurigkeit, Zorn, Angst als Gesamtfunktion nach sich zöge. Oder umgekehrt: Solange noch so viel funktionsfähiges Gehirn vorhanden ist, daß das Leben damit vereinbar ist, solange werden auch emotionale Erscheinungen auf psychischem Gebiet beobachtet. Der berühmte großhirnlose Hund von v. d. Goltz bot durchaus noch Reaktionen der Lust und Unlust auf entsprechende Reize.

Immerhin scheinen auch sie noch insofern gewisse Lokalisationsmöglichkeiten zu bieten, worauf v. Monakow besonders hingewiesen hat, als wir unter Umständen Partialdefekte bei ihnen feststellen können. So beobachten wir z. B. bei schweren Zerstörungen der Seh- und Hörsphäre, auch wenn noch spezifische Sinneseindrücke aufgefaßt werden können, oft Aufhebung der gefühlsmäßigen Komponenten. Mit anderen Worten, durch optische, akustische usw. Wahrnehmung können in diesen Fällen keine Lust- oder Unlustgefühle mehr hervorgerufen werden. Ganz Analoges gilt übrigens auch für die Aufmerksamkeit. Vielleicht hängt beides miteinander zusammen.

Diese Feststellungen finden ihre Ergänzung und Erklärung durch neuere Forschungsergebnisse, wonach als eigentliches Substrat des Emotionalen nicht die Hirnhemisphären sondern bestimmte Kerngebiete des Stammhirns, vor allem der Thalamus opticus anzunehmen sind. Der Schhügel ist die primäre End- und Sammelstelle der vom Rückenmark zur Rinde aufsteigenden sensiblen Bahnen. Hier laufen nicht nur die von der äußeren Haut, den Muskeln und Gelenken, sondern auch die von den inneren Organen herkommenden Reize zusammen. Es scheint — besonders nach den grundlegenden Untersuchungen Heads — daß der Thalamus nun nicht einfach eine physiologische Durchgangsstation aller dieser für den Gemütszustand so außerordentlich wichtigen Empfindungsreize ist, sondern daß er zugleich das Substrat der sie begleitenden, mehr oder weniger bewußt erlebten Gefühlstöne wie Schmerz, Lust, Unlust, darstellt.

Head schreibt: „Wir glauben also, daß das wesentliche Organ des Thalamus das Bewußtseinszentrum für gewisse Elemente der Empfindung ist. Es antwortet auf alle Reize, die imstande sind, Lust und Unlust oder das Bewußtsein einer Änderung im Gesamtzustande hervorzurufen. Der Gefühlston somatischer oder visceraler Empfindungen ist das Produkt thalamischer Aktivität, und die Tatsache, daß eine Emp-

Digitized by Google

findung frei vom Gefühlston ist, zeigt, daß die Impulse, die ihrer Erzeugung zugrunde liegen, die Eigentätigkeit des Thalamus nicht anrufen" (zitiert nach Küppers).

Wenn wir also oben von einer scheinbaren Lokalisationsmöglichkeit der Gefühle in der Hirnrinde sprachen, so wird man die erwähnten Tatbestände auf Grund dieser neuen Befunde wohl dahin zu deuten haben, daß der Ausfall von entsprechenden Gefühlsqualitäten bei umschriebenen Rindenläsionen auf der nicht zustandekommenden Miterregung des Thalamus beruht.

Bei allen bisher bezüglich ihrer Lokalisation erwähnten psychischen Leistungen handelt es sich aber vom psychologischen Standpunkt aus noch um relativ elementare Funktionen.

Wie verhält es sich nun mit den komplexen Tatbeständen, die wir mit den Begriffen Intelligenz, Charakter, Persönlichkeit meinen? Hat die Anwendung des Lokalisationsprinzips hier überhaupt noch einen Sinn oder erfahrungsmäßige Berechtigung?

Wenn wir unter Lokalisation verstehen, daß das anatomisch-physiologische Substrat dieser Erscheinungen auf umschriebene Gehirnabschnitte beschränkt ist, so dürfen wir nach den bisherigen Erörterungen diese Frage mit einem glatten „nein" beantworten; denn hier handelt es sich um Produkte mehr oder weniger aller psychischen Elementarfunktionen! Trotzdem erfordert es die logische Überlegung, daß z. B. der Charakter eines Menschen, der sich aus der Emotionalen und Triebseite herleitet, ein anderes Substrat hat als die Intelligenz mit ihren ganz andersartigen psychologischen Grundlagen.

Schon Meynert, Hitzig und später vor allem Flechsig haben die Auffassung vertreten, daß die von den Sinneszentren nicht eingenommenen Teile der Rinde den höheren seelischen Tätigkeiten als Grundlage dienen. So hat Flechsig z. B. seinem hinteren Assoziationszentrum die Fähigkeit zugesprochen, alle seine Gedanken mit Worten zu assoziieren, während an das Stirnhirn — seinem vorderen Assoziationszentrum — mehr die Persönlichkeit nach ihrer affektiven und Willensseite gebunden sei.

Besonders der letzteren Anschauung von der Bedeutung der Frontalregion des Gehirns für die höheren, spezifisch menschlichen, psychischen Erscheinungen haben sich eine ganze Reihe von Forschern angeschlossen. Der Streit ist auch heute noch keineswegs abgeschlossen. Immerhin scheinen die klinischen Erfahrungen dafür zu sprechen, daß Stirnhirnschädigungen in einem auffallend hohen Prozentsatz mit Störungen des Gefühlslebens — Stimmungsschwankungen, Labilität der Affekte, Reizbarkeit — und des Willenslebens — Mangel der Spontaneität bis zur Apathie und Entschlußunfähigkeit — einhergehen, dem sich meist eigenartige, schwer analysierbare geistige Schwächezustände zugesellen. Aber gerade hier wird deutlich, daß die Konstaticrung bestimmter Symptome bei umschriebenen Schädigungen für die Lokalisationsfrage an sich noch wenig bedeutet, solange es sich um so komplexe psychische Gebilde handelt, deren Beeinflussung sicher von vielen Elementarfunktionen her möglich ist, die wir vorläufig noch gar nicht kennen.

Hier ist der Punkt, wo Psychologie und Klinik, Anatomie und Physiologie zusammenzuarbeiten berufen sind.

Lange Zeit hat bei der Frage nach der Grundlage alles Psychischen die Großhirnrinde absolut im Mittelpunkt des Interesses gestanden. Erst seit wenigen Jahren bricht sich die Erkenntnis durch, daß, wenn auch für die „Intelligenz" im engeren Sinne des Wortes hier das Substrat gelegen ist, doch auch das Stammhirn von eminenter Wichtigkeit für die geistige Persönlichkeit ist.

Die Grundlage dieser Anschauung bieten einmal die oben erwähnten neuen Forschungen über die Bedeutung des Thalamus opticus, zum anderen die Feststellung von der Existenz „vegetativer Zentren" im Stammhirn (in der Umgebung des mittleren Ventrikels), die Atmung, Kreislauf und Stoffwechsel regulieren. Durch letztere werden nicht nur die dem Thalamus aus dem Körper durch die sensiblen Nerven zugeführten

Digitized by Google

Reize und somit indirekt das Gefühlsleben beeinflußt, sondern die im Organismus entstehenden Stoffwechselprodukte wirken sicherlich auch direkt (im chemischen Sinne) auf die Funktion des ganzen Gehirns ein.

Und noch ein Drittes kommt hinzu!

Mehrfach wurde darauf hingewiesen, daß im Stammhirn der motorische Reflexapparat gelegen ist. Erst durch die Forschungen der letzten Zeit beginnen wir einen Einblick in diese über alles Erwarten komplizierte „Maschine" zu gewinnen, die gleichsam die für jedes Individuum spezifische Bewegungsformel, seine „motorische Persönlichkeit" bedingt. Schon vor Jahren hat Kleist die große Bedeutung der Motorik für den Ablauf der psychischen Funktionen betont. Besonders die Erfahrungen an Hirngrippe-Kranken, bei denen vorwiegend das Stammhirn beschädigt ist, haben ein reiches Beobachtungsmaterial geliefert, das diesen Zusammenhang bestätigt.

Auch wer die James-Lange'sche Theorie prinzipiell ablehnt, wird nicht die außerordentliche Bedeutung der Motorik und vegetativen Funktionen für die Affekte und das Gefühlsleben überhaupt bestreiten können.

Das Stammhirn als zentraler Regulator beider Funktionsgruppen und überdies wahrscheinlich selbst Bewußtseinszentrum wichtigster Gefühlsqualitäten wird damit zu einem ausschlaggebenden Faktor der emotionalen Seite der Persönlichkeit auch im Sinne der Lokalisationslehre.

Freilich stehen wir hier an der Grenze, wo die Persönlichkeit aufhört, nicht nur Gegenstand der Lokalisationslehre, sondern überhaupt Phänomen des Nervensystems allein zu sein, denn, indem die Erfolgsorgane des Stammhirns, die ja letzten Endes den ganzen Körper umfassen, wiederum rückwirkend das Zentralnervensystem und damit die Psyche beeinflussen, wird das Persönlichkeitsproblem zum allgemeinen Konstitutionsproblem.

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß wir krankhafte Veränderungen der Persönlichkeit besonders häufig bei diffusen Gehirnerkrankungen finden, sei es, daß es sich um grob organische Zerstörungen, wie etwa bei Gehirnerweichung, Altersblödsinn usw. handelt, oder um Folgezustände chronischer Vergiftungen (Alkohol, Morphium, Cocain usw.) oder innersekretorische Stoffwechselanomalien, z. B. bei Schilddrüsenerkrankungen. Die ersteren kommen für lokalisatorische Fragen, speziell bezüglich des Persönlichkeitsproblems kaum in Frage, weil hier gleichsam von außen mit rauher Hand wahllos in das Getriebe des Gehirns eingegriffen wird. Anders bei den letzteren!

Es ist kaum zweifelhaft, daß manche exogenen und endogenen Gifte bis zu einem gewissen Grade eine elektive Wirkung auf die nervösen Elemente ausüben. Nur so wird er verständlich, daß wir so häufig typische Symptombilder in ihrem Gefolge auftreten sehen: Bei Alkohol neben allgemeiner moralischer Depravation besonders häufig paranoische Zustände, bei Kohlenoxyd vorwiegend Gedächtnisausfälle mit Apathie, bei Haschisch Entfremdungszustände mit dem Gefühl der Spaltung der Persönlichkeit usw.![1]) Als höchst wahrscheinlich endotoxisch bedingt sei noch die Epilepsie angeführt mit ihrer recht typischen Charakterveränderung im Sinne einer sentimental-religiösen Umwandlung bei starker egozentrischer Einstellung und Intelligenzschwäche. Wenn wir auch bei diesen Krankheitsformen recht diffuse Hirnveränderungen finden, d. h. verteilt auf den größten Teil des ganzen Gehirns, so liegt doch die Vermutung nahe, daß hier, ich möchte sagen, bestimmte Systeme vorwiegend alteriert werden, die nicht flächenhaft umgrenzt sind, sondern sich gegenseitig durchflechtend über die ganze Hirnrinde ausdehnen.

[1])Wenn man früher dazu neigte, auch die spezifischen Äußerungsformen der Geistes-

[1]) *Mir persönlich will es freilich scheinen, daß man heute in der Ablehnung jedes Kausalnexus' zwischen Krankheitsursache und psychischer Erscheinungsform etwas zu weit geht. Vielleicht ist das als Reaktionserscheinung gegenüber den älteren gegensätzlichen, z. T. sehr extremen Anschauungen verständlich!*

Digitized by Google

krankheit auf die Art der Krankheitsursache zurückzuführen, so daß man z. B. den Eifersuchtswahn als solchen mit dem Alkohol, den Inhalt der Sinnestäuschungen bei Cocainvergiftungen mit dem Cocain usw. in Verbindung brachte, so haben uns die neueren Forschungen auf diesem Gebiet gezeigt, daß die „Äußerungsform" im wesentlichen Ausfluß der von der Krankheit betroffenen Individualität ist, also von den Erbanlagen und den Erlebnissen der betreffenden Person in der Zeit vor der Krankheit abhängt. Durch die Krankheitsursache als solche werden offenbar nur die „Grundstörungen" bedingt, d. h. bestimmte, im Gehirn vorhandene Mechanismen resp. Systeme in Erregung oder außer Tätigkeit gesetzt, die, man könnte sagen, den Rahmen abgeben, in dem sich das psychische Krankheitsbild abspielt.

Der Gedanke der systematischen Hirnerkrankung ist neuerdings von Kleist auch für das Jugendirresein (Schizophrenie) betont worden, und man muß zugeben, daß gewisse eigenartige, immer wiederkehrende Veränderungen der Persönlichkeit nach der affektiven und intellektuellen Seite („Spaltung der Persönlichkeit", „intrapsychische Ataxie", „Zerfahrenheit") damit einer Erklärung näher gebracht werden.

Ob diese vermuteten „Gehirnsysteme" einmal anatomisch und physiologisch faßbar sein werden, ist zwar mit Sicherheit nicht vorauszusagen, liegt aber nach unseren heutigen Verhältnissen durchaus im Bereich der Möglichkeit. Auf jeden Fall handelt es sich hier um eine Lokalisationsform, die sich von der früheren landkartenförmigen prinzipiell unterscheidet.

Kehren wir nun am Schluß noch einmal zu der oben gestellten Frage zurück, was die über 200 Rindenfelder verschiedener anatomischer Struktur und damit logischerweise auch funktioneller Wertigkeit bedeuten, die C. und O. Vogt festgestellt haben, und zu denen nach unseren letzten Erörterungen auch noch „Zentren" im Stammhirn kommen, so darf nach unseren heutigen Kenntnissen wohl mit einiger Sicherheit nur die negative Feststellung gemacht werden: Sie bedeuten nicht das Substrat ebenso vieler psychischer Elementarfunktionen!

Es ist gar kein Zweifel, daß das, was wir in unserem Bewußtsein als einheitliches und elementares Gebilde erleben, bezüglich seines anatomischen und physiologischen Substrates nicht nur nicht einfach zu sein braucht, sondern wahrscheinlich stets ein ungeheuer kompliziertes materielles Geschehen zur Grundlage hat. Hier die richtige Fragestellung zu finden, die die Regression auf das Gehirn überhaupt erlaubt, ist die schwierige, aber auch notwendige Arbeit der nächsten Zukunft.

Der Streit um das „Bewußtseinszentrum" scheint mir in dieser Beziehung ein lehrreiches Beispiel zu sein! Es darf als sicher gelten, daß im Stammhirn — wahrscheinlich im oberen Teil des verlängerten Marks — ein umschriebenes Zell- oder Fasergebiet existiert, dessen Zerstörung oder Reizung dieses kardinalste psychische Phänomen momentan aufhebt, ohne zugleich die lebenswichtigen Funktionen wie Atmung und Kreislauf und damit das Leben zu unterbinden.

Hat nun aber dieses „Bewußtseinszentrum" irgend etwas mit dem psychologischen Begriff „Bewußtsein" zu tun? Wahrscheinlich nicht!

Schon die Tatsache, daß z. B. Wundt dem „Bewußtsein" als selbständige Funktion die Existenzberechtigung überhaupt abgesprochen hat, obwohl das Vorkommen organisch bedingter Bewußtseinsstörungen nicht zu bezweifeln ist, weist auf die Zwiespältigkeit des Ausdruckes hin!

Offenbar fehlt hier noch die richtige Fragestellung, die die Anwendung des psychologischen Begriffs auf anatomische und physiologische Daten erst ermöglicht.

Digitized by Google